Globus.

XXVII. Band.

Globus.

Illustrirte
Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde

mit

besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern

herausgegeben von

Karl Andree.

Siebenundzwanzigster Band.

Braunschweig,

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.

1875.

Inhaltsverzeichniß.

Europa.

Asien.

Afrika.

Amerika.

Nordamerika.

Central- und Südamerika.

Oestlicher Archipelagus, Australien, Großer Ocean.

Vermischte Mittheilungen.

Illustrationen.

Europa.

Asien.

Indischer Archipelagus.

Afrika.

Amerika.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXVII. № 1.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 12 Mark. Einzelne Nummern 50 Pf. — 1875.

In Paraguay.

I.

Das südamerikanische Mesopotamien. — Dr. Francia und seine Nachfolger. — Der große Krieg und dessen Einwirkungen. — Corrientes. — Curupaiti und Humaita. — Die Inseln im Strome und die Monteros. — Der Cerro de Lambaré. — In Asuncion. — Trägheit und Processionen. — Ein Ausflug nach Villa Occidental. — Die Colonie Neu-Bordeaux. — Guaranifrauen. — Die Quinta de la Miseria und die Indianer.

Dieses südamerikanische Mesopotamien ist von der Natur überaus reich bedacht worden; nur wenige andere Länder können mit ihm den Vergleich aushalten. Man werfe den Blick auf eine beliebige Karte der neuen Welt. Im Osten und Süden bildet der Paraná die Grenze gegen Brasilien und die corrientinischen Missionen; im Westen ist das Land in seiner ganzen Länge durch den Paraguay, einen der schönsten Ströme der Welt, von dem Gran Chaco getrennt. Im Norden bildet der Rio Apá die Scheidelinie gegen die brasilianische Provinz Mato grosso. In dieser Begrenzung liegt Paraguay zwischen dem 22. und 25. Gr. südlicher Breite. Seine Bodengestaltung ist mannichfaltig; der Norden und der Osten werden von Gebirgsketten durchzogen, die sich in kleineren Höhenzügen verlaufen, an diese schließen sich Hügelgelände und flache Hochstrecken, alle mit ungemein fruchtbarem Boden. Im Unterlande, nach dem großen Strome zu, der eine Menge von Nebengewässern aufnimmt, dehnen sich weite sumpfige Niederungen aus, welche in einem Theile des Jahres überschwemmt werden und die sich vortrefflich zum Reisbau eignen.

Bei solcher Bodengestaltung und den durch sie bedingten klimatischen Abstufungen wird es erklärlich, daß die Producte der heißen wie der gemäßigten Zone vortrefflich gedeihen; Paraguay könnte, falls es geordnete Zustände und eine zahlreiche, fleißige Bevölkerung hätte, eines der reichsten Länder der Welt sein. Denn auch das Klima ist, von den sumpfigen Strecken abgesehen, gesund wenn auch heiß; man hat es oftmals mit jenem der Canarischen Inseln verglichen. Auch die Weltlage erscheint günstig; vermittelst der vielen schiffbaren Gewässer ist bequeme Verbindung einerseits nach Norden hin, andererseits bis nach Montevideo und Buenos Ayres, also bis zum Atlantischen Ocean gegeben.

Von den etwa 6000 deutschen Geviertmeilen war auch vor dem großen Kriege kaum ein Drittel bewohnt und unter einigem Anbau; in Folge dieses Krieges, der entsetzlich verheerende Wirkungen gehabt hat, sind von 1,340,000 Bewohnern heute kaum noch 450,000 übrig geblieben. Wir werden im Fortgang unserer Erzählung einzelne Scenen schildern, welche eine Vorstellung von der Art und Weise geben können, wie derselbe geführt wurde. Die Production liegt, aus Mangel an Arbeitskräften, völlig danieder; nur geringe Quantitäten von Landeserzeugnissen kommen in den auswärtigen Verkehr; und doch könnte das Land, Baumwolle und Taback, Zucker, Mehl, Reis, Arzneipflanzen, Cochenille und Honig in überschwenglicher Fülle liefern, dazu noch werth-

volle Hölzer zum Schiffs- und Hausbau und zur Verfertigung von Möbeln. Indigo wächst wild; das wichtigste Product bleibt noch immer der Paraguaythee, Maté, welchen die Indianer in den Wäldern sammeln; Paraguay liefert die beste Sorte desselben.

Heute ist Paraguay eine „Republik“, und der vor einigen Monaten erwählte Präsident heißt Gill. Bis zum Jahre 1811 war es von Spanien abhängig und Asuncion einst die Hauptstadt aller spanischen Provinzen in der Region des La Plata; Buenos Ayres erhielt erst 1776 seinen eigenen Vicekönig. Seitdem trat Paraguay mehr und mehr in den Hintergrund; es fing schon damals an, sich einigermaßen zu isoliren. Nachdem es sich unabhängig erklärt hatte, trat an die Spitze zuerst ein Triumvirat, darauf ein Duumvirat, und von 1817 an bis 1840 stand dann allein an der Spitze der für seine Lebensdauer zum Dictator ernannte Don Jose Gaspar Rodriguez de Francia. Er war ein wunderlicher und seltsamer Tyrann, dieser Jesuitenschüler, ein warmer Bewunderer der sogenannten Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts! Nie hat ein anderes Land so unbedingt und so willenlos einem einzelnen Manne sich gefügt. Was er sagte und wollte war Gebot und Gesetz; er duldete und erfuhr auch keinen Widerspruch; ein Staatsschreiber genügte um seine Erlasse gegenzuzeichnen. Er zwang auch den Clerus zu unbedingtem Gehorsam, verbannte alle die Leute spanischer Abkunft, welche ihm für unruhige Köpfe galten. In seiner Art war er, von Beruf Jurist, streng gerecht; er prüfte alle Urtheile und ließ in vielen Beziehungen auch Billigkeit vorwalten. Das Land verwaltete er etwa so, wie ein Hauswesen verwaltet wird, in welchem allein der Hausherr gebietet. Jedermann kannte ihn als streng, verschlossen, unbeugsam und für seine Person ganz und gar uneigennützig; als alter Junggesell lebte er überaus einfach. So viel irgend möglich hielt er sein Paraguay von dem Verkehr mit dem Auslande fern und der Fremde galt ihm für einen unwillkommenen Gast.

Aber diese Politik der Absperrung, welche der seltsame Mann in ein strenges System gebracht hatte, begreift sich leicht.

Straße in Asuncion.

Francia hatte die wilden, blutigen Wirren vor Augen, von welchen alle südamerikanischen, nun unabhängig gewordenen Staaten auf das Schwerste heimgesucht wurden und am ärgsten und blutigsten war der Verlauf der Dinge in Buenos Ayres, welches einer barbarischen Anarchie verfallen war und wo Blut buchstäblich in Strömen floß. Vor solchem Jammer sollte Paraguay bewahrt bleiben und es ist auch lange vor demselben bewahrt geblieben.

Das System, welches Francia befolgte, war nur einer Bevölkerung gegenüber durchzuführen, wie Paraguay sie hat. Dieselbe bestand zur Zeit der Unabhängigkeitserklärung noch nicht aus einer halben Million Köpfen. Von diesen waren höchstens 60,000 von europäischer Abkunft, die Mischlinge hinzugerechnet; die ganze übrige Menge waren und sind noch heute Guaranis. Diese, von den Jesuiten bis zu einem gewissen Punkt gesittigt, sind an den strengsten Gehorsam gewöhnt worden, und diesen Umstand wußte Francia trefflich für sich zu benutzen. Der Guarani ist träg, friedlich, unterwürfig, lebt einfach, kennt keine höheren Bedürfnisse, führt mit seiner Familie ein patriarchalisches Leben und kann alle seine Bedürfnisse mit leichter Mühe befriedigen. Ohne gewisse Anlagen ist er nicht; er wird ein guter Schmied und Goldarbeiter, der ihm vorgelegte Muster recht geschickt nachahmt; Erfindungsgeist aber mangelt ihm.

Bei Paraguay muß man wohl in Obacht halten, daß die spanische Sprache zwar die amtliche ist, aber nur von einem sehr geringen Theile der Paraguayenses gesprochen oder verstanden wird; die allgemeine Volkssprache ist das Guarani, dessen sich im gewöhnlichen Leben auch die Weißen bedienen.

Wir haben hier nicht auf die politischen Wandelungen einzugehen, welche Paraguay seit dem Tode Francia's erfuhr. Diesem lag daran Ackerbau und Gewerbe zu befördern um möglichst unabhängig vom Auslande zu werden. Sein Nachfolger, Lopez der Erste, befolgte im Wesentlichen das System des Dictators, aber in gemilderter Weise; Ruhe und Frieden blieben ungestört, die Bevölkerung vermehrte sich beträchtlich und der Wohlstand gedieh. Aber sein Sohn Solano Lopez schlug einen andern Weg ein; er bauete Dampfer, Eisenbahnen, Arsenale und bildete ein Heer von weit über 30,000 Mann; Ehrgeiz trieb ihn, er trachtete nach Vergrößerung seines Gebietes, mischte sich in die Händel am

untern La Plata und brach den Krieg vom Zaune. Die Brasilianer, Argentiner und Uruguayenser schlossen gegen ihn ein Bündniß, überzogen Paraguay mit vereinigten Streitkräften, trafen auf erbitterte Gegenwehr, blieben nach einem fast fünfjährigen Kriege Sieger, und Lopez, der so unaussprechliches Unheil über das Land gebracht hatte, wurde erschlagen. Bis heute liegen in der Hauptstadt Asuncion noch brasilianische und argentinische Soldaten in Besatzung; das durch den Krieg völlig zu Grunde gerichtete Paraguay aber, nun „Republik", hat binnen vier Jahren, nach südamerikanischer Weise, schon seine obligaten Unruhen bei Präsidentenwahlen und kleine Revolutionen gehabt.

In der letzten Nummer des vorigen Bandes („Globus" XXVI, S. 369) schilderten wir die Fahrt eines Dampfers auf dem Parana; wir wollen ihn auf derselben bis nach Asuncion begleiten. Je näher man der Vereinigung dieses schönen Flusses mit dem Paraguay kommt, um so größer wird die Zahl von Inseln mit welchen derselbe besäet ist. Nicht selten findet man dort am Ufer sogenannte Monteros, „Leute des Waldes", Landstreicherfamilien, die man mit unseren Zigeunern vergleichen könnte. Sie fahren zwischen den Eilanden auf Kähnen umher, welche sie aus einem Baumstamme verfertigen, sind armselig gekleidet, haben keinerlei Beschäftigung, keine festen Wohnsitze und ernähren sich von dem was ihnen der Fluß und der Wald bietet, z. B. Capinchos (eine Art von Wasserschweinen) und auch Affen, die sich überall in den Bäumen umhertummeln. Jede Monterofamilie besitzt einige Hunde, die Kinder laufen völlig nackt umher. Jacarés, wie man dort die Kaïmans nennt, sieht man häufig am Strand, halb im Sande, halb im Wasser liegen, Abends verbreiten die Leuchtkäfer eine magische Helle. (S. 4.)

Corrientes ist die nördlichste argentinische Stadt am linken Ufer des Parana und nach Buenos Ayres und Rosario die größte; sie zählt etwa 20,000 Einwohner, hat einen guten Hafen und Gruppen hübscher Palmen stehen auch dicht am Flusse. Hier wachsen die besten Orangen und der Handelsverkehr ist nicht unbedeutend. Der Parana vereinigt sich

Cerro de Lambaré.

in drei Mündungen, den Tres Bocas, mit dem Paraguay; die Einfahrt zu denselben wird durch die Cerritoinsel beherrscht, welche während des Krieges lange Zeit eine Art von Gibraltar für Lopez war. Von da gewinnt die Landschaft einen ganz andern Anblick; der Strom verengt sich bis auf 400 Meter und wird sehr tief. Der Dampfer fährt an Oertlichkeiten vorüber, die während des Krieges oftmals genannt wurden, weil die Verbündeten dort lange Zeit ausdauernden Widerstand fanden, so z. B. bei Curupaiti, wo Lopez 150 Stück Geschütze aufgepflanzt und 30,000 seiner Soldaten sich verschanzt hatten. Oberhalb Humaïta, das gleichfalls eine wichtige Rolle spielte, mündet am rechten Ufer der Rio Vermejo, welcher von Nordwesten her den Gran Chaco durchströmt und jetzt regelmäßig von argentinischen Dampfern befahren wird. Am rechten Ufer des Paraguay liegen gar keine Ortschaften, am linken Ufer hält der Dampfer bei Villa Franca und Villa Oliva, fährt an Villeta vorüber und bekommt weiter oberhalb den Cerro de Lambaré in Sicht. Dieser merkwürdige Spitzberg hat mehr als 300 Fuß Höhe und ist so dicht mit Gestrüpp bewachsen, daß noch Niemand bis auf den Gipfel hat gelangen können. Bald nachher gewahrt man einen hohen Thurm und wirft Anker bei Asuncion; man hat bis dorthin von Buenos Ayres her 2100 Kilometer zurückgelegt.

Unter Lopez war diese Landeshauptstadt in einem verhältnißmäßig blühenden Zustande, aber während des Krieges und auch nach Beendigung desselben hat sie schwer gelitten und es wird lange Zeit vergehen bis sie sich wieder erholt hat. Sie gewährt nun einen traurigen Anblick.

Das Leben in Asuncion ist sehr einförmig. Die Männer der sogenannten guten Gesellschaft vertreiben sich die Zeit mit Matetrinken, Cigarrenrauchen, Essen und Schlafen, und es ist merkwürdig zu beobachten, wie die Menschen sich an ein derartiges Vegetiren gewöhnen und dasselbe ertragen können. Das Nichtsthun ist man kann sagen zu einer Einrichtung geworden, aber die Frauen, es sei zu ihrer Ehre gesagt, sind thätig. Paraguay hat ein heißes Klima; man steht früh auf um die Morgenfrische zu genießen und hält Nachmittags eine dreistündige Siesta. Aber die Hitze wirkt nicht so angreifend wie in Buenos Ayres und bringt nicht so starke Transspiration hervor wie am La Plata eine um ein Drittel niedrigere Temperatur. Am 11. September 1872,

Monteros auf den Inseln am Parana.

also im dortigen Frühling, zeigte der Thermometer 8 Uhr Abends in einem mit Lüftungsapparaten versehenen Saale 29° C.

Der Handel liegt immer noch danieder und wird sich erst wieder heben, wenn die Bevölkerung zugenommen hat und geordnete Zustände vorhanden sind. In den Waarenläden kann man sehen, welcherlei Waaren zur Einfuhr gelangen, z. B. grobe Baumwollenzeuge und allerlei gewöhnliche Kurzwaaren aus England, Schuhwerk und Stiefel aus Buenos Ayres, fertige Kleider und Wäsche aus verschiedenen Ländern Europas; ordinaire Weine, Wachholderbranntwein aus Hamburg, Kartoffelschnaps, raffinirter Zucker, Rindstalg; sodann Stearinkerzen, Oel und Seife. Nicht zu vergessen chinesische Petarden, für welche viel Geld verschwendet wird. Solch eine Petarde besteht aus vielen einzelnen Stücken; man zündet eines davon an, das Feuer wird allmälig den übrigen mitgetheilt und so dauert das Sprühen und Knallen einige Minuten. Ohne ein derartiges Feuerwerk, gleichviel ob bei hellem Tage oder in dunkler Nacht, ist kein weltliches oder kirchliches Fest denkbar. Im Allgemeinen will der Einfuhrhandel nicht viel bedeuten und die Ausfuhr beschränkt sich auf einige wenige Landeserzeugnisse; unter denselben ist, wie schon früher bemerkt worden, der Paraguaythee (Yerba mate, Blätter der Ilex paraguayensis) das wichtigste. Dazu kommen Taback, harte Hölzer und etwas Leder und Rum. So steht es in einem Lande, wo Baumwolle und Indigo wild wachsen und wo der Reis drei Ernten im Jahre giebt!

In Paraguay erinnert noch Vieles an die Zeiten, da die Jesuiten die eigentlichen Herren im Lande waren. Sie hatten sich dort bei den Guaranis eine Art von Kirchenstaat zurecht gemacht, in welchem entsetzlich viel äußere Andacht getrieben wurde. Kein Haus ist ohne zumeist plumpe aus Holz geschnitzte Heiligenpuppen, die in einem Glaskasten stehen und Gegenstand der Verehrung sind. Dann und wann fällt es einer Familie ein, ihren Heiligen in Procession durch die Straßen zu tragen und die Nachbarn schließen sich an; dabei wird unablässig gesungen. Sobald der Heilige wieder an seinem Platze steht, wird eine Kerze vor ihm angezündet. Die Nische in welcher er auf einem Brette steht, wird sehr heilig gehalten und man würde um keinen Preis ein Stück Hausrath auf dasselbe stellen. Was die Jesuiten in Paraguay zurückgelassen haben, das ist, wie der Katholik Forgues sich ausdrückt: „Völlige Unwissenheit, absolutes Nichtvorhandensein moralischer Grundsätze und religiösen Fanatismus.“ Was den Männern heute noch übrig ist, hat, wenigstens in Asuncion, alle Originalität verloren. Sie stehen als ein ordinairer Typus da; Schwäche, Ohnmacht und Armuth tragen wesentlich dazu bei, sie abgefeimt und diebisch zu machen. Und doch ist der kostenfreie Elementarunterricht im Lande so allgemein verbreitet, daß man selten einen Paraguayenser finden wird, der nicht seinen Namen schreiben könnte. Aber auf weitere Ausbildung hat man keinen Bedacht genommen.

Villa Occidental liegt eine Strecke weit oberhalb Asuncion am linken Ufer des Paraguaystroms im Gran Chaco und befindet sich bis heute im Besitze der Argentiner. Es wird noch jetzt vielfach darüber hin- und hergestritten; Paraguay will nicht, daß eine so wichtige Position, von welcher aus der Strom beherrscht werden kann, in anderen Händen bleibe und auch Brasilien sieht ungern die Uebergriffe der Argentiner. Diese aber behaupten, daß sie ein Anrecht auf den Gran Chaco haben und erklären Villa Occidental für die Hauptstadt dieses Gebietes.

Der jetzt an und für sich noch unbedeutende Ort hat eine eigenthümliche Geschichte. Der Dictator Carlos Antonio Lopez, Vater Lopez des Zweiten, schickte diesen letztern nach Europa auch zu dem Zwecke, dort tüchtige Colonisten, insbesondere Ackersleute und Handwerker, anzuwerben. Statt solcher raffte er allerlei Müßiggänger im Hafen von Bordeaux und in den Vorstädten von Paris zusammen, Stiefelputzer, Orgeldreher, Bummler aller Art. Der Vater war nicht wenig enttäuscht, als eine solche Sendung in Asuncion anlangte. Diese „Colonisten“ waren in jeder Beziehung untauglich, declamirten viel von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit und machten sich schon dadurch mißliebig bei einem Herrscher, der strenge Dictatur übte.

Lopez wollte sich so unwillkommener Gäste entledigen, mochte sie aber auch nicht nach Europa zurückschicken, weil sie dort sicherlich Lärm über Paraguay und dessen Gebieter geschlagen hätten; im Lande selbst sollten sie auch nicht bleiben, denn sie hätten sogenannte subversive Ideen unter dem Volke verbreitet. Also transportirte Lopez diese ganze Gesellschaft acht Leguas stromauf, dorthin wo nun Villa Occidental steht, also an einen Punkt, der günstig genug liegt und wo fleißige Leute wohl gutes Fortkommen hätten finden können. Aber gut behandelt wurden sie nicht, weil sie sich nicht gut aufführten. Sie bekamen die Bastonnade und die Peitsche in dieser „Colonie Neu-Bordeaux“. Viele gingen elend zu Grunde; manche liefen fort, um wo möglich nach Bolivia oder Peru zu entfliehen, denn der Strom war wohl bewacht und ein anderer Ausweg blieb ihnen nicht übrig. So schlugen sie sich denn in die Wildniß; die, welche von den Soldaten des Dictators wieder eingefangen wurden, bekamen grausame Strafen, von allen anderen hat man nie wieder etwas gehört; sie sind verhungert, oder von den Indianern getödtet, oder von Jaguaren aufgefressen worden.

Das heutige Villa Occidental nimmt sich recht hübsch aus und der Pflanzenwuchs erinnert an jenen von Rio de Janeiro. Man hat Straßen ausgelegt von 25 bis 30 Meter Breite; neben den Häusern stehen Palmen und Orangenbäume und man sieht schon einige Wohnungen die mit Ziegeln gedeckt sind. Die Argentiner haben mit Villa Occidental große Dinge vor; sie wollen einen fahrbaren Weg durch die Wälder des Chaco anlegen bis nach Salta im Oberlande, damit dieses einen Stromhafen am Paraguay gewinne, der ungefähr werden solle, was St. Louis in Nordamerika an der Mündung des Missouri in den Mississippi ist! Alle Südfrüchte gedeihen vortrefflich, das Zuckerrohr erreicht eine colossale Höhe und das Gleiche gilt vom Mais.

An europäischen Abenteurern fehlt es wie in Asuncion so auch in Villa Occidental nicht. Der französische Reisende L. Forgues traf dort einen Landsmann, welcher im deutsch-französischen Kriege unter den Freischützen gedient hatte. Er besaß auf der lieben weiten Welt gar nichts als was er auf dem Leibe trug, und blöde war er nicht; er erbat sich höchst unbefangen von dem Reisenden Geschenke, als da sind: Flinte, ein paar Revolver, Geld, einen Hut und ein Paar Stiefel! Als alter Freischärler wollte er nun ein Corps errichten, mit welchem er gegen die Indianer auszurücken gedachte.

Die weit überwiegende Mehrzahl der Bewohner von Villa Occidental besteht aus Guaranis. Früh Morgens gehen die Frauen an den Fluß um Wasser zu holen; sie tragen ihre großen Schöpfkrüge auf dem Kopfe. So lange dieselben leer sind, werden sie in malerischer und koketter Weise schief balancirt und dabei geht die Trägerin mit leichtem Schritte keck und sicher einher. Die einfache Kleidung besteht aus weißem Zeuge, gegen welches die dunkele Haut recht angenehm absticht. Der Rock reicht bis auf die Waden und eine Schnur dient als Gürtel; der obere Theil der Brust bleibt unbedeckt. Mit Taschen oder Körben befaßt man sich

Guaranifrauen in Villa Occidental.

nicht; was die Frau nöthig hat, trägt sie in diesem Hemde: Cigarren, Geld, überhaupt Alles was wir in die Taschen stecken. Es gewährt einen hübschen Anblick, wenn man sieht wie diese Guaranifrauen, immer im Gänsemarsch, zum Wasserholen gehen; es ist, als ob man ein antikes Basrelief vor sich hätte. Manche haben einen ganz prächtigen Körperwuchs und alle schöne Zähne, doch kann man, nach unseren Begriffen, den Typus nicht hübsch finden, weil die Backenknochen zu scharf hervorstehen und das Kinn viereckig erscheint. Die großen schwarzen Augen werden von starken Brauen beschattet, das rabenschwarze Haar ist sehr dick.

Jede Frau raucht Taback, fast immer hat sie eine colossale Cigarre im Munde, selbst die Kinder rauchen; wenn Säuglinge unruhig sind und schreien, giebt die Mutter ihnen nicht etwa die Brust, sondern steckt ihnen die angekauete Cigarre in den Mund. Man rühmt an diesen Frauen, daß sie große Anhänglichkeit an ihre gleichviel ob angetraueten oder nicht angetraueten Männer haben; sie widersprechen nicht, sind außerordentlich sauber in allen Dingen, fleißig und verständig.

Auf der linken Seite des Paraguay, also im Chaco, liegt eine Meierei, die jetzt als Quinta de la Miseria bezeichnet wird. Man gelangt vom Stromufer dorthin in einer guten Stunde und doch sind die Bewohner nicht sicher vor

Die Quinta de la Miseria.

Ueberfällen der Indianer, die im Jahr 1872 den Besitzer der Quinta, Namens Mequelain, nebst dessen Familie ermordet haben. Man sieht an der Eingangsthür noch die Spuren der Axthiebe, vermittelst welcher sie dieselbe einschlugen. Dem Manne zerschmetterten sie den Schädel, dann stürzten sie über die Frau her und über drei Knechte, die gleichfalls ermordet wurden. Eine andere weiße Frau, die im Hause als Dienerin sich befand, schleppten sie mit sich fort. Nach etwa sechs Wochen gelang ihr die Flucht; wie durch ein Wunder glückte es ihr nach der Quinta zurückzukommen. Es ist bemerkenswerth, daß diese Chaco-Indianer Abneigung gegen die weißen Frauen haben, während bei den Pampasindianern das Gegentheil der Fall ist. Die fünf Schlachtopfer sind in dem Graben bestattet worden, welcher um die Quinta gezogen ist; auch mit Pfahlwerk ist sie umgeben. Außerdem hatte Mequelain, wie unsere Illustration zeigt, eine Art von Hochwarte errichtet, um die Bewegungen der Indianer beobachten zu können, denen er anfangs mißtrauete; als sie ihn aber längere Zeit ganz unbehelligt ließen, wurde er sorgloser. Der Kazike, welcher ihn ermordete, hatte die Nacht vorher als wohlaufgenommener Gast unter seinem Dache geschlafen! Die gegenwärtigen Besitzer der Quinta befinden sich wohl; sie betreiben die Schweinezucht im Großen und wenn ein Indianer sich blicken läßt, knallen flugs ihre Gewehre und pfeifen die Kugeln.

Ein Handwörterbuch des biblischen Alterthums *).

Wenn wir das hier angezeigte Werk im „Globus“ besprechen, so rechtfertigt sich dieses durch den überaus reichen archäologischen und ethnographischen Inhalt desselben, der hier für uns der allein maßgebende ist, während der dogmatische Theil uns nicht berührt. Wie oft kommt der Geograph, der Archäolog, der Culturhistoriker in die Lage sich in der Bibel Auskunft über einen ihn interessirenden Gegenstand holen zu müssen, den er etwa vergleichsweise heranziehen will. Wie schwer aber ist das Nachsuchen in dem dicken Werke und wie wenige Gelehrte aus den angeführten Kate-

*) Handwörterbuch des biblischen Alterthums für gebildete Bibelleser. Von Dr. E. A. Riehm, Professor der Theologie in Halle. Mit vielen Illustrationen, Plänen und Karten. Bielefeld und Leipzig. Velhagen und Klasing 1875.

gorien sind auch „bibelfest“. Ihnen allen nun wird das nach Art eines Conversationslexikons eingerichtete „Handwörterbuch“ vortreffliche Dienste leisten, denn Fachleute wie Prof. O. Fraas, Prof. Giebel, Prof. Georg Ebers, Prof. Eberhard Schrader haben die naturhistorischen, archäologischen, geographischen Artikel verfaßt. Besonders ausführlich sind auch die Biographien und ein Aufsatz wie jener über „Abgaben“ führt uns in die Volkswirthschaft der alten Juden ein, während wir in dem Artikel „Aelteste“ die politische Verfassung Israels näher kennen lernen; jene

Austreten der Körner durch Rinder mit unverbundenem Maule. Aegyptische Darstellung.

Aeltesten, die den David als König der ganzen Judenschaft anerkannten, waren „adelige Landstände“. Schon die erste Lieferung des auf zehn Hefte berechneten Buches läßt den großen Reichthum des Ganzen erkennen und zeigt, daß überall die neuesten Resultate der Wissenschaft eingearbeitet sind.

Von vielfachem Interesse ist der Artikel Ackerbau, in dem gezeigt wird, wie die jüdischen Hirtennomaden erst in Aegypten den hoch entwickelten Feldbau kennen lernen und dann erst nach der Besitznahme des fruchtbaren Canaan zu einem wirklich seßhaften Ackerbauervolk werden, während aber immer noch einzelne Stämme (Ruben, Gad, Simeon) an der Lebensweise der Wanderhirten festhalten. Unter den von den alten Juden gebauten Pflanzen fallen uns die Gurke (Jesaias 1, 8) und die Baumwolle auf. „Sie scheint, wie im Mittelalter und noch jetzt in einigen Gegenden (z. B. im südlichen Theil der Küstenebene, der alten Schephela bei Lydda, in der Ebene Jesreel), auch von den Israeliten auf den Aeckern Palästinas cultivirt worden zu sein (vergl. 1. Chr. 4, 21, wo bei den „Leinewebern“ an Baumwollspinner und Baumwollweber zu denken ist; und Pausan. 5, 5, 2: „hebräischer Byssus“).

Heutiger ägyptischer Dreschwagen im Gebrauch.

Wie stationär das Leben im Orient ist, erkennt man gerade am Ackerbau am besten, denn hier läßt sich nachweisen, daß letzterer noch heute gerade so betrieben wird wie zur Zeit der monumentalen Aegypter oder alten Juden. Nehmen wir beispielsweise das Dreschen an, so finden wir, daß es in der Regel sofort auf dem Felde unter freiem Himmel besorgt wurde, was die Regenlosigkeit der Erntezeit (1. Sam. 12, 16 ff.) verstattete. Geringe Quantitäten Getreide wurden und werden noch heute in Palästina bloß mit einem Stocke ausgeklopft (Ruth 2, 17. Richt. 6, 11),

Syrischer Dreschschlitten.
A Ober-, B Unterseite. Nach Wetzstein.

Dreschwagen. Grundriß.

Dreschwagen. Seitenansicht.
Nach Niebuhr's Reisen in Arabien.

ein Verfahren, welches bei Hülsenfrüchten und beim Kümmel das gewöhnliche war (Jes. 28, 27). Zum eigentlichen Dreschgeschäft wurden wo nicht ein- und für allemal bleibende Tennen vorhanden waren, solche meist in kreisrunder Form von etwa 50 Fuß im Durchmesser angelegt, worauf die Garben auf die Tenne hinaufgebracht wurden. Das Dreschen wurde in drei verschiedenen Weisen besorgt. Bei der ersten wurden die Garben in dicken Schichten im Kreise herum ausgebreitet, worauf 4 bis 5 neben einander gespannte Rinder so lange darüber getrieben wurden, bis sie die

Körner mit ihren Füßen ausgetreten und das Stroh zur Spreu zerkleint hatten (vergl. Hos. 10, 11. Mich. 4, 12 f.); den Rindern sollte dabei das Maul nicht verbunden werden (5. Mos. 25, 4). Dasselbe Verfahren ist auch schon auf altägyptischen Denkmälern abgebildet (die Ochsen stets ohne Maulkorb), und ist noch in Aegypten, Arabien, Syrien und Palästina üblich. Wie dies noch jetzt geschieht, so mußten zweifellos auch schon im Alterthum die Getreidehalme dann und wann mit einer großen zwei- oder mehrzackigen hölzernen Gabel umgewendet werden. Die zweite Dreschart war die mit dem Dreschschlitten (hebr. charis oder morag charus; griech. tribolon; lat. tribulum). Er besteht aus zwei vorn aufwärts gebogenen und neben einander befestigten starken Planken; in den Boden sind von unten viele Löcher gebohrt, in welchen scharfe Stücke harter Steine festgemacht sind. Das oft mit Steinen oder durch den darauf sitzenden Lenker beschwerte Geräth wird von Rindern über die ausgebreiteten Garben gezogen, wodurch die Körner ausgedrückt und das Stroh ganz fein zerschnitten wird (2. Sam. 24, 22 „Schleifen"; Jes. 41, 15. Hiob 41, 21). Auch diese Dreschschlitten sind noch jetzt in Syrien und Palästina im Gebrauch. Statt des Dreschschlittens wird in Aegypten wohl von den ältesten Zeiten her der Dreschwagen gebraucht. Aber auch die alten Hebräer haben ihn — dies ist die dritte Dreschweise — angewendet, wenn auch schwerlich zu ein und derselben Zeit in derselben Gegend, wo der Dreschschlitten heimisch war. Diese Dreschmaschine besteht aus einem niedrigen viereckigen Wagengestelle mit zwei oder drei im Innern desselben und einander parallel laufenden Walzen; an jeder derselben sind 3 bis 4 platte, radförmige, geschärfte Eisenscheiben so befestigt, daß die der einen in die Zwischenräume, welche die der anderen lassen, eingreifen. Ein Sitz für den Führer ist auf, und eine Deichsel mit einem Joch an der Maschine angebracht; sie wurde ebenfalls von Rindern, doch schon zu Jesaja's Zeit auch von Pferden gezogen und leistete die Dienste des Dreschschlittens in noch vollkommenerer Weise.

Nubischer Typus.
Alte Darstellung (1300 v. Chr.) nach Brugsch's geogr. Inschriften B. II, mit der Bezeichnung: Der Große des schlechten Landes Kusch.

Von einem solchen Dreschwagen ist jedenfalls Jes. 28, 27 f. die Rede. Beide zum Dreschen gebrauchten Maschinen sind nach der grausamen Kriegssitte des Alterthums auch angewendet worden, um besonders verhaßte Kriegsgefangene damit kurz und klein zu schneiden (2. Sam. 12, 31 „Zacken"; 2. Kön. 13, 7).

Unter den ethnographischen Artikeln heben wir jene Schrader's über die Aethiopier und Araber hervor. Aethiopier ist (1. Mos. 2, 13. 2. Kön. 19, 9. Jes. 20, 3. 4. 5. Judith 1, 10) der griechische Name für jenes Land und Volk, welches im hebräischen A. T. den Namen Kusch führt, während Luther dafür Mohrenland, Mohren bietet. Die Bedeutung von Kusch lernen wir aus den assyrischen Denkmalen kennen, denn hier ist es gleichbedeutend mit Miluhhi oder Meroë und bezeichnet zunächst im politischen Sinne das südlich von Aegypten belegene Reich, welches im Großen und Ganzen mit dem heutigen Nubien sich deckt.

Die Nationalität der Kuschäer ist schwer festzustellen. Sicher ist lediglich, daß sie mit den Semiten nichts zu thun haben; wie das Vorkommen derselben Stammesnamen bei Semiten und Kuschiten zu erklären, ist bereits vorhin angedeutet. Auch daß wir darunter Negervölker zu verstehen hätten, ist höchst unwahrscheinlich, ja wird durch die Beschreibung der Nubier, was Gesichtstypus und Schädelgestaltung, sowie was die Beschaffenheit des Haupthaares betrifft, welches nicht das Wollhaar der Neger, geradezu ausgeschlossen. Am wahrscheinlichsten haben wir in den kuschitischen Aethiopen eine den Aegyptern nahe stehende Race zu sehen, welche wie diese noch zu der kaukasischen Völkersippe gehört. Vielleicht ist uns in der Bega-Sprache der heutigen Bischarin noch die alte kuschitische Sprache Nubiens erhalten (s. Lepsius, Briefe aus Aegypten und Aethiopien 1852, S. 266). Die jetzigen Nubier wurden erst um 300 n. Chr. aus den Oasen westlich vom Nil in ihre heutigen Wohnsitze gerufen.

Die mitgetheilten Proben mögen genügen um das Werk — dessen theologische Seite von uns ganz unberührt bleibt — zu empfehlen.

Die letzte Hungersnoth in Persien.

Wie furchtbar die Hungersnoth in Persien gewüthet hat, zu einer Zeit, wo der edle Herrscher dieses Landes ungezähltes Gold auf seiner europäischen Reise verausgabte, läßt sich aus einzelnen, zerstreueten Angaben eines Augenzeugen, des im „Globus" öfters erwähnten Dr. Bellew, abnehmen. Genaue Daten über jenes Ereigniß werden ja nie zu uns dringen; aber schon das Wenige genügt, um die furchtbare Barbarei zu begreifen, in welche Persien zurückgesunken ist. Ein Vergleich mit der durch europäische Cultur soeben glücklich bekämpften Noth in Indien dürfte sehr lehrreiche Resultate ergeben.

Kaum hatten Bellew und die übrigen englischen Reisenden Afghanistan verlassen und persischen Boden betreten, als sich auch schon die ersten Anzeichen der bereits im dritten Jahre andauernden Hungersnoth bemerkbar machten. Fast in jedem Orte standen eine Menge Häuser leer, während andere schon in Trümmer fielen. Die frischgrüne, baumreiche Umgebung, die traubenvollen Weingärten und die Obstpflanzungen standen im schroffsten Gegensatze zum drinnen herrschenden Elend. Ganz naturgemäß nahm die Unsicherheit auf den großen Straßen immer mehr zu, und die Turkmenen benutzten ebenfalls die günstige Gelegenheit, ihren altgewohnten Menschenraub im größten Maßstabe zu betreiben. Der Bezirk von Meschhed allein verlor so an 20,000 Bewohner, welche sich ohne viel Widerstreben auf die damals noch offenen Sklavenmärkte von Chiwa und Buchara führen ließen. Ihre Regierung rührte ja keinen Finger, um ihr Elend zu mildern, während sie in der Sklaverei doch Nahrung zu finden hoffen durften. Ja, zeitweilig ließen sich die Hungrigen in solcher Menge fangen, daß die Behörden die

Thore Meschheds militärisch besetzen ließen, um die Einwohner am Verlassen der Stadt zu hindern.

Einige der fürchterlichsten Beispiele von Elend sei uns erlaubt hier anzuführen. In Mahiabad lebten 1872 von 18 Familien nur noch 4, in Ghibk von 400 Einwohnern 250. In Kum starben 1871 40 Personen vor Hunger, 25 bis 30 Familien wanderten deswegen aus. Die Zurückbleibenden waren zu schwach, ihre Todten selbst zu begraben. Diese wurden in flache Brunnen gestürzt und mit einer dünnen Schicht Erde bedeckt, so daß die ganze Luft von Verwesungsgerüchen erfüllt war. Selbst im Bette des vorbeifließenden Baches lagen menschliche Schädel und Gebeine!

Damghan, eine Telegraphenstation östlich von Teheran, zählte noch 200 Familien von seinen früheren 1000; in Teheran selbst starben damals wöchentlich 200 Menschen an Hunger und Typhus; aber die Regierung sah nichts und wollte nichts sehen. Im District von Türbet Haidari, einem der volkreichsten und fruchtbarsten in Persien, verminderte sich die Bevölkerung durch Tod und Auswanderung um 20,000 Seelen; mehr als ein Menschenalter muß vergehen, um die Verluste alle zu ersetzen. Der District von Sebzwar verlor 24,000, der von Nischapur mindestens 20,000; Hamadan sank von 50,000 auf 25,000 Einwohner und in Kirmanschah allein starben 15,000 Menschen.

Auf dem ganzen Wege von der afghanischen Grenze bis zur persischen Hauptstadt sah Bellew fast nie ein Kind: alle waren sie gestorben. Nirgends Musik, Gesang und Lustigkeit; nur Trauer, Tod und Elend. Längs der Straßen nichts als Gräber, zum Theil von wilden Thieren aufgescharrt und ihres Inhaltes beraubt, so daß Knochen und Kleiderfetzen herumlagen. Niemals hatte sich Dr. Bellew eine gleich günstige Gelegenheit geboten, seine kraniologische Sammlung zu bereichern. Es war herzzerreißend für ihn, sich stets von den elendesten, hungrigen, wandelnden Leichen ähnlichen Geschöpfen umgeben zu sehen, ohne ihnen helfen zu können. Denn das eine Mal, wo er Brod vertheilen ließ, war er nur die schuldlose Ursache der fürchterlichsten Kämpfe, in denen das Meiste von der dargereichten Nahrung zu Grunde ging. Und wie viele unter den noch Lebenden mußten seiner festen Ueberzeugung nach noch der Landplage zum Opfer fallen!

Erst in Karriud, unfern der türkischen Grenze, hörten diese Scenen gräßlichsten menschlichen Elends auf.

In Chorassan allein schätzt man den Verlust an Menschenleben auf 120,000; im gesammten Reiche kann er kaum weniger als eine und eine halbe Million betragen haben!

Und mitten in diesem Elende, welche fabelhafte Pracht und Verschwendung bei den Großen des Reiches! Gouverneur von Meschhed war damals Sultan Murat Mirza, ein Oheim des Schah, welcher ihm für seine Dienste bei der Belagerung von Herat im Jahre 1856 den Titel „Schwert des Reiches“ verliehen hatte. Diesem Herrn statteten die Engländer einen Besuch ab, wobei er sich als ein wohlunterrichteter Mann erwies. Doch lassen wir nun Bellew selbst reden. „Der Empfangssaal war reich mit prachtvollen Teppichen von Birdschan und herrlichen purpurrothen Atlasdecken belegt. Während des Besuchs brachten Diener, so viele als Personen anwesend waren, ganze Ladungen Scherbet, Kaffee, Thee und Eis herein; während abwechselnd mit ihnen andere Diener Wasserpfeifen präsentirten. Die Tassen waren vom feinsten Porcellan und die Löffel von massivem Golde. Die Findschan (Tassenuntersätze) bestanden aus Goldfiligran und waren reich mit Perlen, Smaragden und Rubinen besetzt. Die Wasserbehälter der Pfeifen waren Sèvresporcellan und mit französischen Gemälden geziert; die Tabacksbehälter von Gold mit Brillanten und Perlen und die Mundstücke von Gold mit Türkisen besetzt. Kein Exemplar glich dem andern; aber alle waren gleich kostbar verziert und ausgelegt. Der Prinz gilt für einen der reichsten Leute im Lande; aber für sein verhungerndes Volk hat er nichts, gar nichts gethan. Und er wußte doch darum; denn er selbst gab den Verlust seiner Provinz auf 120,000 Menschen an!!“

Zur Charakteristik der Bulgaren.

Von **F. Kanitz.**

Im westlichen Balkan, dort wo der Bulgare ausschließlich das Terrain seit jeher behauptete, wo man nur äußerst selten eine nicht slavische Niederlassung findet, wo also die bulgarische Bevölkerung so ziemlich rein im Blute geblieben ist, gelangt auch der ihr eigene Typus am unverfälschtesten zum Ausdruck.

Der Bulgare ist gewöhnlich gedrungener von Gestalt als der Romane und Grieche. Seine Körperformen sind musculös, auch sieht man mehr magere als fette Leute. Die Schädelform wechselt, doch neigt sie mehr am Hinterhaupt einer spitzen Verjüngung zu. Das Gesicht bildet oft ein schönes Oval, die Stirn hängt etwas vor, die Nase erscheint mehr geradlinig als gebogen, die Augenlider sind enger gespalten als bei den anderen Südslaven, was die Augen des Bulgaren etwas kleiner erscheinen läßt. Uebereinstimmend mit dessen vorherrschend friedlichem Charakter spiegelt sich in ihnen mehr Güte als Muth und Energie. Die Augenbrauen sind kräftig entwickelt, das Haupthaar, schlicht und von blonder Farbe, geht nur selten in dunkele Tinten über. Der Gesichtsausdruck im Ganzen verräth manchmal eine nicht gewöhnliche Intelligenz, immer aber Ernst und Beharrlichkeit, Eigenschaften, die der Bulgare in Landbau, Industrie und Gewerbe oft in staunenswerther Weise bethätigt. In den stärker vorspringenden Backenknochen und enggeschlitzten Augen dürfen wir wahrscheinliche Ueberbleibsel aus der Blutmischung mit den finno-uralischen Eroberern erblicken.

Das weibliche Geschlecht ist von mittlerm Wuchse; in jüngeren Jahren zeigt es hübsche Gesichtszüge, in manchen Gegenden, z. B. in einigen Bezirken zwischen dem Vid und Ogust, ist es sogar schön und von üppigen Formen. Leider thut die orientalische Sitte des Schminkens dem von Natur frischen, etwas tief gefärbten Teint starken Abbruch. Mit der Verheirathung verschwinden aber alle diese ursprünglichen Reize unter dem Drucke harter körperlicher Arbeit, die auch bei den Bulgaren, wie bei allen Südslaven, auf den Frauen lastet. Die Formen verlieren bald ihre Rundung und nur im raschen elastischen Schritt erinnert die zwanzigjährige Frau an das siebenzehnjährige Mädchen.

Noch geringere Niederschläge, als in des Bulgaren Physis, hat die Kreuzung mit dem finnischen Stamme in seiner Sprache zurückgelassen. Das Finnisch-Bulgarische und das Slavische gehören ebenso heterogenen Sprachstämmen an, wie das Arabische und Spanische. Hier wie dort vermochte sich aus der Kreuzung dieser Sprachen kein neues Idiom zu entwickeln. Unvermittelt standen und verharrten sie, sich gegenseitig abstoßend, nebeneinander.

Dieser gänzliche Untergang des Idioms der bulgarischen Eroberer aus dem Ural neben der Sprache der besiegten Slaven bildet ein höchst merkwürdiges Phänomen, welches dafür spricht, wie wenig die Linguistik für sich allein berufen ist, in der Völkerphysiologie das Wort zu nehmen. Es rechtfertigt die Bedenken gegen manche von einzelnen Sprachforschern in den letzten Jahren mit allzugroßer Zuversicht aufgestellte Folgerung und bekräftigt die von einsichtigen Philologen gewürdigte Thatsache, daß ethnographische Probleme sich nur mit Unterstützung der Geschichte und Ethnologie lösen lassen.

Das von den Slavenaposteln geschaffene slavisch-bulgarische Schriftthum nahm unter einigen culturfreundlichen Fürsten, namentlich unter Simeon, dem Sohne des ersten christlichen Fürsten Boris, einen vielverheißenden Aufschwung und trug sicher wesentlich dazu bei, den Gebrauch des finno-bulgarischen Idioms gänzlich zu verdrängen. Nach den Urtheilen der bewährtesten slavischen Linguisten steht der grammatische Bau dieser altbulgarisch-slavischen Schriftsprache unter allen slavischen Idiomen der großrussischen Mundart am nächsten. Mit dem Falle des bulgarischen Reiches verlor sie aber ihre ursprüngliche Reinheit. Gleich dem Lande wurde sie durch serbische, griechische, romanische, albanesische und türkische Elemente überfluthet und selbst dem Etymologen wird es gegenwärtig schwer, in ihr die Sprache der Slavenapostel zu erkennen.

Trotz alledem, und obwohl das Bulgarische in Manchem, z. B. durch den mangelnden Infinitiv, durch den Gebrauch des Artikels u. s. w., von anderen slavischen Sprachen abweicht, zählt es zu diesen, und eine früher oft beliebte Annahme, es gehöre zu den finnisch-tatarischen Idiomen, beruht auf vollster Unkenntniß desselben. So vielfach verändert also auch dies Neubulgarische erscheint, so blieb es doch dem Russischen nahe verwandt und auch Serben und Bulgaren wird es leicht, sich nach einiger Uebung mit einander zu verständigen.

In neuerer Zeit sind verschiedene Lehrbücher der bulgarischen Sprache geschrieben worden; doch leiden sie meistens an dem Fehler, daß sie die Volkssprache zu wenig berücksichtigen und dieselbe an russische oder serbische Sprachgesetze binden wollen. Man nimmt übrigens an, daß in der Gegend von Katofer am Balkan das Bulgarische am reinsten gesprochen werde.

Wie in Sprache, Gesichtsbildung, Berufs- und Sinnesweise, sondert sich der Bulgare auch in der Tracht von seinem serbischen Nachbar. An die Stelle des in Serbien noch allgemein auf dem Lande üblichen Fes tritt bei ihm die Cubaca, eine kalpakähnliche Mütze aus dunkelm oder lichtem Schaffell, unter welcher das Kopfhaar lang oder als Zopf nach rückwärts geflochten herabhängt. Gleich den Alttürken scheeren auch die älteren Bulgaren ihr Kopfhaar bis auf einen langen Haarbüschel am Scheitel. Es ist dies eine Sitte, die auch bei den finnischen Bulgaren, Ungarn und anderen üblich war und noch heute bei den Morlaken, Albanesern, Montenegrinern und älteren serbischen Bauern gebräuchlich ist.

Der Bulgare trägt ein weitärmeliges Hemd, am Brustschlitz und an den Schultertheilen mit äußerst zierlichen, bunten Stickereien ausgenäht; helle, weitgeschnittene Beinkleider, im Sommer aus Leinen, im Winter aus weißem Abbatuch, welche unter dem Knie mittelst rother Wollbänder oder Lederriemen festgemacht werden, und einen rothen Leibgürtel, von dem an der linken Seite gewöhnlich ein zu allen Diensten verwendbares, in einer Scheide verwahrtes Messer herabhängt. Vor Kälte schützt eine bei den Wohlhabenden mit schwarzem Schnürwerk verzierte Jacke oder ein langer Rock, beide gleichfalls von Abbatuch, und im strengen Winter ein Schafpelz, Kapuzenmantel oder eine dicke Kotze. Als Fußbekleidung werden größtentheils selbstfabricirte Bundschuhe oder auch Babuschen (türkische Schuhe) getragen. Uebrigens besitzt jeder District im bäuerlichen Anzuge eine oder die andere abweichende Eigenthümlichkeit. Die Tracht des städtischen Bulgaren der niedern Classe unterscheidet sich nur von der hier geschilderten durch die dunkleren Tuchfarben und den Fes. Die Kaufleute, Aerzte, Lehrer sowie Alles, was zur Intelligenz zählt, hat jedoch in letzter Zeit das europäische Kleid angenommen.

Besonders auffallend ist die große Mannichfaltigkeit in der äußern Erscheinung der bulgarischen weiblichen Landbevölkerung. Beinahe jeder Kreis hat seine besondere Tracht. Im Allgemeinen flechten die bulgarischen Frauen das sie auszeichnende, oft künstlich dunkel gefärbte, üppige Haar in große Zöpfe, welche sie mit reichem Zierrath an Blumen, Münzen und Bändern geschickt anzuordnen wissen. Schon dieser Kopfputz ist je nach der Landschaft bei Mädchen und Frauen verschieden. Besondere Sorgfalt verwenden beide auf die mit bunter Wolle oder Seide von ihnen selbst ausgeführten Stickereien an Brust, Achseln und Aermelenden des oben weit geschlitzten, stets reinen weißen Hemdes, welche in ihrer mannichfaltigen Abwechslung und Schönheit eine reiche Fundgrube von Ornamenten selbst dem erfindungsreichsten europäischen Musterzeichner bieten könnten. Der Rock aus selbst gewebtem, dickem, farbig gestreiftem Wollenstoff wird in enge Falten gelegt, darüber wird eine ebenso gearbeitete, in Fransen auslaufende Schürze vorn und oft rückwärts getragen. Manchmal auch solche ohne Rock, allein über dem lang herabfallenden Hemde, was bei den hübsch gebauten Mädchen die Körperformen deutlich hervortreten läßt. Rock und Schürzen werden um den Leib durch einen Gürtel (pojas) zusammengehalten, welcher gewöhnlich mit großen kreisrunden oder palmenförmigen Spangen aus Metall- oder Perlmutterarbeit geziert ist. Oft sind es Erbstücke aus massivem Silber, gegossen oder in Filigran emaillirt und mit Steinen ausgelegt, ganz bewunderungswürdig gearbeitet. Noch manch andern, echten und unedeln Schmuck, Armringe, Ohrgehänge, Ringe, liebt die bulgarische Frau. Sie behängt sich mit jedem möglichen Zierrath, namentlich mit Blumen, Münzen und Perlenschmuck, doch beinahe immer instinctiv in malerischer geschmackvoller Weise, welche auf einen angeborenen Farben- und Formensinn schließen läßt.

Anders verhält es sich mit der Frauentracht in den Städten; durchschnittlich zeigt sie ein unerquickliches Gemenge von nationaler, türkischer und europäischer Mode. Der Kopfputz mag immerhin passiren, er hat mit dem serbischen große Aehnlichkeit, ebenso die Umhüllung des Oberleibes mit dem kurzen goldgestickten, oft pelzverbrämten seidenen Jäckchen. Ungraziös im höchsten Grade sind aber die weiten, sackartigen Pluderhosen, in welchen die Beine stecken. Dieses echt moslimsche Kleidungsstück reicht bis zu den Knöcheln und verhindert jede freiere Bewegung. Die jüngere, in Pest, Wien, Paris erzogene Generation hat jedoch mit der alten Tradition gebrochen, Sie erobert der europäischen Mode täglich ein immer mehr wachsendes Gebiet

und die Wiener Confectionsgeschäfte werden bald die bulgarischen Schönen zu ihren besten Kunden zählen. In den reicheren Familien huldigen die Eltern wohl noch nationalem, oder richtiger orientalischem Brauche, die Jugend beiderlei Geschlechts, von deutschen und französischen Erziehern geleitet, emancipirt sich aber in Allem und Jeglichem und oft nur allzusehr von altpatriarchalischer Tradition und Sitte.

In vielen Häusern hat der französische Roman Eingang gefunden! Neben classischer Musik ertönen weit mehr Strauß' und Offenbach'sche Weisen. Die jungen Leute spielen französische und auch ins Bulgarische übersetzte fremde Stückchen. Billard- und Kartenspiel ist in den Kaffeehäusern an der Tagesordnung und in den Donaustädten verfehlen böhmische Liedersängerinnen und Musikanten selten ein dankbares Publicum anzuziehen. Im Ganzen herrscht jedoch in den städtischen bulgarischen Kreisen ein wohlthuender, durch die immer größern Anklang findende deutsche Literatur geförderter ernster Ton, welcher mit dem am jenseitigen walachischen Ufer im gesellschaftlichen Leben zu Tage tretenden grell contrastirt und die tiefgehenden Unterschiede des slavischen und romanischen Volkscharakters auch den weniger mit beiden Vertrauten erkennen läßt.

Ganz besondere Empfänglichkeit zeigt der bulgarische Städter für die Reize des ländlichen Lebens. Erübrigt er eine Mußestunde, so pilgert er gern, am liebsten mit seiner Familie und guten Freunden, hinaus in die das Stadtweichbild umsäumenden Gärten. Dort zwischen Reben und Obstbäumen, im kühlen Schatten eines Kiosk oder im Walde, unterhält er sich gern in ungebundener Fröhlichkeit mit heiterm Spiel, Gesang und Tanz. Ein Dudelsack, eine Violine oder Flöte (svirka) findet sich immer und überall und ein oder das andere Mitglied der Familie ist stets musikalisch.

Am beliebtesten in Stadt und Dorf ist der alte Nationalreigen „Horo". Er hat mit dem griechischen Labyrinthtanz und mit dem serbischen „Kolo" große Aehnlichkeit und wird gewöhnlich nur im Freien getanzt. Mädchen und Bursche schließen zuerst eine Kette. Sie gleicht einem bunten Bande, das sich stets zwei Schritte vor und einen nach rückwärts bewegt. Das Tempo wird allmälig rascher und die beiden Flügel suchen sich mit energischeren Schritten einander zu nähern. Der Ring schließt sich endlich, um bald sich wieder zu lösen und aufs Neue suchen die Flügel die Vereinigung wieder zu erstreben. Im hübschen Wechsel der Figuren, welche das Band beschreibt, in der Elasticität, mit welcher man dem Rhythmus der Musik folgt, äußert sich der Hauptreiz des Tanzes. Es giebt auch einen Solotanz, eine Art Polonaise, der immer nur von einer Tänzerin, dann auch einen Tanz zu Zweien, welche im raschen Tempo ausgeführt werden; ferner der etwas groteske Bärentanz, račinica, bei dem ein in Bärenfell gesteckter, den Bär in Stimme und Bewegung imitirender munterer Bursche von den Tänzern unter Schreien und Scherzen umsprungen und geneckt wird.

Noch heute ist der Bär ein stabiler Bewohner des bulgarischen Hochgebirges. Sein Fell wird als Trophäe betrachtet und auch im altbulgarischen Volksliede spielt er eine große Rolle, z. B. in dem Heroengesange von „Jovanco Krim Pelivanco". In dieser wie in anderen Verherrlichungen des nationalen Helden, z. B. des berühmtesten Deli Marko, wird beinahe ausschließlich der Sieg roher Kraft gefeiert. So zeigt man bei der „careva niva" Sistov's einen Stein, welchen Deli Marko von Nikopoli dahin geschleudert haben soll. Alle diese Heldenfabeln ergehen sich im breitesten Materialismus, es fehlt ihnen jeder ideale Schwung und vom Cultus holder Frauen, welcher unsere mittelalterlichen und selbst die serbischen Heroensagen erfüllt, ist in den bulgarischen kaum eine Spur zu finden.

In den Thälern des thrakischen Despoto-Dagh wurde in neuerer Zeit bei den dortigen Pomaci (moslimschen Bulgaren, welche ihre slavische Muttersprache bewahrt haben) eine Reihe alter traditioneller Lieder aufgefunden, welche, wie z. B. „die Hochzeit der schönen Vulkana mit der Sonne", durch ihren hochpoetischen, in einer weit zurückliegenden heidnischen Epoche wurzelnden Inhalt, einzig in ihrer Art unter allen südslavischen Volkspoesien dastehen. Die altslavische Mythologie findet sich hier vermengt mit Legenden der classischen Völker. Neben der slavischen „Viba" (Wald- und Quellenfee) tritt der musicirende Orpheus auf 2c. Die Funde sind noch zu neu und das letzte Urtheil über dieselben ist noch nicht gesprochen.

Der jüngere bulgarische Volksgesang behandelt im Allgemeinen lyrische und heitere Stoffe. Es sind Hirten- und Liebeslieder, welche das Leben in Wald und Feld, Leid und Freud der Minne besingen. In neuester Zeit macht sich eine höchst charakteristische Erscheinung bemerkbar. Ganz so wie unmittelbar vor dem serbischen Befreiungskampfe gelangen auch in Bulgarien die sogenannten Haiduckenlieder in Aufschwung. Man besingt und feiert die jüngsten verunglückten Thaten Hadschi Dimitri's, Karadscha's, Filip Toto's und anderer Bandenführer. Indem man ihr Andenken wach zu halten sucht, hofft man den kriegerischen Geist der jüngern Generation zu beleben.

Der epische Gesang jedoch, der bei den Serben eine so hohe Ausbildung erreichte, in dem sich ihr Freiheits- und Vaterlandsgefühl so mächtig und unverfälscht äußert, jene herrlichen Dichtungen, welche den Ruhm und die Thaten, das Leben, Lieben und Streben der großen Krale, Zare und Nationalhelden besangen, die dem dauernden Gedächtnisse durch Tradition von Geschlecht zu Geschlecht erhalten blieben und den Geist des Serben während der schlimmsten Epoche der Erniedrigung stählten, fehlen dem Bulgarenvolke beinahe gänzlich. Ebenso auch die einsaitige Gusle, mit welcher in Serbien diese bilderreichen, vielstrophigen Heldengesänge begleitet werden. Mehrsaitige den Türken entlehnte Instrumente, insbesondere die Gaida, treten an ihre Stelle.

Neue Forschungsreisen.

Allem Anscheine nach nehmen die geographischen Forschungsreisen mehr und mehr zu. Selten wohl haben der Londoner geographischen Gesellschaft gleich bei Beginn ihrer Wintersession so zahlreiche Berichte und Originalkarten aus allen Theilen der alten Welt vorgelegen, wie am vergangenen 10. November, wo der Präsident, Generalmajor Rawlinson, eine dahin bezügliche Uebersicht gab. Wir übergehen hier, was er über den Stand der arktischen Forschungen und die fünf letzten australischen Entdeckungsreisen von John und Alexander Forrest, Giles, Gosse, Roß und Warburton sagte,

da der „Globus“ seine Leser über diese Gegenstände stets auf dem Laufenden erhält.

Neuguinea ist außer von Michluko-Macley (vergl. „Globus“ Bd. XXVI, S. 317) noch von mehreren Reisenden besucht worden und tritt überhaupt unter allen Inseln des Stillen Oceans seit einigen Jahren so sehr in den Vordergrund, daß fast jedes Heft der italienischen geographischen Zeitschrift „Cosmos“ ausführliche Artikel über die Fortschritte in seiner Erforschung enthält. Capitän Moresby, welcher schon 1873 die Südostspitze des Landes aufnahm, hat jetzt ein Gleiches mit der Nordostküste gethan. Im Südosten haben sich verschiedene Missionäre niedergelassen; nach dem Westen geht der italienische Naturforscher Dr. Becari, während sein früherer Begleiter D'Albertis in das Innere vordringen will.

Was Afrika anbelangt, so haben Livingstone's Tagebücher *) glücklich Sansibar erreicht, andere befinden sich schon im Drucke und eine Copie der dieses Werk begleitenden Karte, welches sehr viel neues geographisches Material enthalten soll, konnte schon der englischen Gesellschaft vorgelegt werden.

Lieutenant Cameron setzt des großen Forschers Werk fort; den letzten Nachrichten zufolge hat er das Südende des Tanganyikasees umfahren und dort einen Ausfluß entdeckt, welchen er für den Kongo hält. Ende Mai 1874 stand er im Begriffe, diesem Wasserlaufe zu folgen, um auf ihm zur Westküste durchzudringen. Die Mittel dazu boten ihm öffentliche Sammlungen, nachdem die Gesellschaft schon 2300 Pfund Sterling für diese Expedition verausgabt und die Zurückberufung ihres Reisenden beschlossen hatte. Durch die Auffindung jenes Ausflusses dürfte die Behauptung Findlay's und Sir Samuel Baker's, daß Tanganyika und Albert Nyanza ein zusammenhängendes Seebecken seien, noch mehr erschüttert werden, als durch die Reise Livingstone's und Stanley's, welche die Nordufer des erstern Sees umschifften und zwar einmündende Ströme, aber keinen Ausfluß auffanden.

Stanley selbst befindet sich wieder in Afrika, durch die Eigenthümer des Londoner „Daily Telegraph“ und des „New York Herald“ mit reichen Mitteln versehen. Bis jetzt hat er nur eine kleine Reise auf dem Lufidschi, welcher vor Kurzem durch das englische Aufnahmeschiff „Shearwater“ besucht wurde, ausgeführt, ohne gerade viel Neues zu entdecken; aber die von ihm 1871 bewiesene Energie führt vielleicht zu Größerm, und wenn sein nächster Zweck auch nur ist, jenen beiden Zeitungen Berichte zu schreiben, so läßt sich doch auch für die Geographie Etwas erwarten.

Lieutenant Grandy, welcher von Kongo her Livingstone zu Hülfe kommen sollte, ist es nicht gelungen, in das Innere tief einzudringen; aber er hat wenigstens ein Stück noch unbekannten Gebiets auf beiden Ufern jenes Flusses erforscht und so eine willkommene Ergänzung zu den Arbeiten unserer deutschen Reisenden an jener Küste geliefert. Möge dem jetzt dorthin abgehenden Hauptmann v. Homeyer ein günstigerer Stern leuchten!

Von Aegypten sind soeben zwei Expeditionen ausgerüstet worden, um zuerst Kordofan und das mit Waffengewalt erschlossene Darfur zu durchforschen und so unseres Nachtigal, des glücklich nach fünfjähriger Wanderung in Kairo angelangten, Werk zu ergänzen und dann nach dem Albert Nyanza vorzudringen, auf welchem vielleicht schon in diesem Augenblicke Oberst Gordon's Dampfer schwimmen.

*) Nach einer Erklärung des Herausgebers H. Waller wären dies die ursprünglichen Aufzeichnungen, während die schon durch Stanley überbrachten Papiere die Reinschriften derselben wären. Die Gewißheit darüber wird nicht lange auf sich warten lassen.

In Südafrika war St. Vincent Erskine thätig; er reiste von Inhambane an der Küste nach dem Hofe Umseila's zwischen dem Limpopo und dem Sambesi mit der Absicht, einen Weg vom Meere zu den Goldfeldern im Norden des Caplandes zu eröffnen, während Elton die Küste von Dar Salam bis Kilwa (Quiloa) in allen Details aufnahm und Dr. Mullens die geographische Domaine der Franzosen, die Insel Madagaskar, durchzog und werthvolle Karten von ihrem Innern entwarf. Letzterer kommt so dem Franzosen A. Grandidier zuvor, welcher seine sechsjährige Bereisung der Insel im Jahre 1870 beendigte, aber bis jetzt nur wenige Kleinigkeiten darüber veröffentlicht hat.

Wir gehen zu Asien über, wo die bedeutende, ausführlich von uns besprochene (Bd. XXVI, S. 218, 230 und 281) Forsyth'sche Expedition eine Menge neuen, geographischen Stoffes geliefert hat. Als wir zuletzt über dieselbe berichteten, befand sich ein Theil ihrer Mitglieder in Kila Pandscha, dem Hauptorte Wachans, mit der Erforschung der Pamir beschäftigt. Diese haben durch einen erfahrenen Eingeborenen die Landschaft Schignan nördlich und nordwestlich von Wachan, welche der Murghab, ein Zufluß des obern Oxus, durchströmt, besuchen lassen und damit ihre eigenen Resultate wesentlich ergänzt und vermehrt. Ebenso wurden die von Wachan ins Indusgebiet führenden Pässe untersucht und zum Schrecken manches patriotischen Engländers als leicht zugänglich befunden; so der Baroghil, welcher mit einem leichten Anstieg von kaum 1000 engl. Fuß aus dem Oxusthale über den Hindukusch nach Tschitral führt, also an den obern Chonar, welcher durch den Fluß von Kabul dem Indus tributär ist. So der etwas östlicher gelegene, fast ebenso leicht passirbare Ischkaman oder Karambar, über welchen man von Wachan aus Gilgit und damit das Gebiet des Maharadscha von Kaschmir erreicht.

Andererseits sind auch die Russen in ihren neuerworbenen Gebieten überaus thätig: sie haben das Oxusdelta erforscht und daselbst zahlreiche Punkte astronomisch fixirt, das gesammte alte Oxusbett zwischen dem Aralsee und dem Kaspischen Meere, in dessen mittlerm Theile bis dahin immer noch eine unbekannte Strecke von über 30 deutschen Meilen Länge geblieben war, nivellirt und angeblich die Möglichkeit dargethan, es wieder schiffbar und damit zu einer Handelsstraße nach Innerasien zu machen. Sie haben zwischen jenen zwei Wasserbecken ein zweites Nivellement weiter nördlich, da wo sie sich am nächsten kommen (zwischen 45° und 46° nördl. Br.) ausgeführt, um eventuell dort einen Schienenstrang zu legen, und den Dschany-Darja, ein ehemaliges Jaxartesbett zwischen dem Daukarasee und Fort Perowski, aufgenommen, letzteres eine Arbeit, an welcher sich neben Oberst Stoletoff auch der englische Ingenieurmajor Wood betheiligte. Generalmajor Rawlinson knüpft zwar an diese Aufnahme die Hoffnung, daß sie seine Hypothese bestätigen werde, nach welcher einst vor 400 Jahren der Jaxartes durch diesen Dschany-Darja sich in den Oxus und beide in das Kaspische Meer ergossen hätten, während damals der über 1100 Quadratmeilen Landes bedeckende Aralsee temporär verschwunden und eingetrocknet (!) gewesen wäre. Es ist eines der letzten Verdienste des unlängst verstorbenen R. Rösler, alle für jene Hypothese vorgebrachten, schwachen Argumente in seiner Abhandlung: „Die Aralseefrage, noch einmal geprüft“ (Wien 1873) siegreich wiederlegt zu haben; schon die Wassermasse, welche der Jaxartes (Silis bei Plinius; entsprechend dem heutigen Namen Syr) vom Thianschan herabwälzt, erfordert ja mit Nothwendigkeit die Existenz eines Mündungsbeckens.

In Hinterindien sind zwei Expeditionen am Werke,

deren eine eine flüchtige Aufnahme von Tung-ho nordöstlich von Prome in Pegu nach Kiaughang am Mekhong ausführt, um damit den ersten Anstoß zur Eröffnung einer Straße nach Tonking zu geben. Die zweite, schon von uns erwähnte, besteht aus Oberst Brown, Ney Elias, dem Naturforscher Dr. Anderson und einem Dolmetscher; sie wird, mit chinesischen Pässen versehen, von Mandalay über Momein nach Talifu in Jünnan gehen.

Und schließlich bereist Capitän Napier in Iran die Grenze zwischen Merw, Herat und Meschhed und füllt so eine große Lücke auf unseren bisherigen Karten aus.

Das sind in Kurzem die Gegenstände, welche die Londoner Gesellschaft zunächst beschäftigen werden, aber damit ist die Liste der augenblicklichen Forschungsreisen noch keineswegs geschlossen.

Aus allen Erdtheilen.

Dr. Gustav Nachtigal's Heimkehr.

Wir haben die Freude, den neuen Band des „Globus" mit der Nachricht beginnen zu können, daß Nachtigal glücklich aus Wadaï und Darfur in Aegypten angelangt ist. Nur wenige andere Forschungsreisende haben so große Gefahren zu bestehen und so viele Beschwerden zu ertragen gehabt, wie dieser kühne Mann, dessen Ausdauer und Energie geradezu bewundernswürdig erscheinen. Die Wissenschaft darf von ihm auch über die beiden ebengenannten, bisher so unbekannten, den Europäern so lange verschlossen gebliebenen Länder die reichste Ausbeute erwarten. Nachtigal nimmt, wie jüngst Schweinfurth und Rohlfs gethan, abermals ein Stück Schleier fort, der noch über manchen Gegenden Afrikas liegt. Dem ägyptischen Chedive, der nun Darfur seinen übrigen Besitzungen einverleibt, wird unser Landsmann über dasselbe zuverlässige Auskunft geben können.

Schon vor einigen Monaten traf die Nachricht ein, daß „Edris Effendi al Sahib" in Chartum angelangt sei, und von da an war er geborgen. Am 20. November war er in Siut, also schon in Aegypten, dessen Chedive, der die großen Leistungen des Reisenden zu würdigen weiß, diesem dann einen Nildampfer zur Verfügung stellte und den Mann in Kairo in ehrenvoller, auszeichnender Weise empfing. Die deutsche Colonie in Kairo ließ es sich nicht nehmen, dem berühmten Landsmann ein Festmahl zu veranstalten, an welchem auch der große Aegyptologe Brugsch und Werner Munzinger sich betheiligten. Wir, denen es vergönnt war, so manche werthvolle Mittheilungen Nachtigal's, z. B. über seine Wanderungen bei den Tibbu-Reschade und in Baghirmi, mitzutheilen, rufen ihm ein fröhliches Willkommen zu. Er wird, so manches Jahr hindurch an heißes Klima gewöhnt, noch längere Zeit in Aegypten verweilen, denn ein europäischer Winter würde Gefahren für seine Gesundheit bringen, die ohnehin auf so viele harte Proben gestellt worden ist.

Stanley am Rufidschi.

Dem „Daily Telegraph" in London sind interessante Nachrichten von Hrn. Stanley zugegangen, der, wie man sich erinnern wird, auf Kosten des „Newyork Herald" und des genannten Londoner Blattes eine Expedition nach dem mittlern Afrika unternommen hat. Hr. Stanley meldet, daß er die Untersuchung des Deltas und des Rufidschi-Flusses, der etwa 70 englische Meilen südlich von Sansibar in die See mündet, beendigt habe. Der Amerikaner verließ in Begleitung zweier Engländer, Pocock und Francis, Sansibar am 18. October, segelte abwärts in dem auch nach seinen eigenen Anweisungen direct für die Expedition gebaueten Boote „Wave" zur Simbu-Oranga-Mündung im Delta und verfolgte dann den Hauptstrom weiter hinauf als dies bisher noch der Fall gewesen ist. Er fand zwei breite und schiffbare Flüsse. Zu Boot gelangte er bis Kisu, dem Punkte, an welchem die Sklavenkarawanen des Innern, wie er fand, regelmäßig auf dem Wege nach Dar-Salaam und den nördlichen Häfen übersetzen. Eingezogenen Erkundigungen zufolge kann man mit Canoes und sonstigen zweckmäßig gebaueten Fahrzeugen von niedrigem Tiefgang bis zu 240 Meilen von der Küste vordringen. Hr. Stanley glaubt, daß mit der zahlreichen Bevölkerung der vom Rufidschi durchströmten Ebene ein vortheilhafter Handel in Elfenbein, Spece-reien, Getreide u. s. w. getrieben werden kann. Weiterhin werden im Brief Anweisungen gegeben, wie eine von der englischen Regierung etwa unternommene Expedition ausgerüstet sein müßte und vollständig bei Kisu den Sklavenhandel brach legen könnte. Nachdem Hr. Stanley das Delta des Rufidschi vermessen und skizzirt sowie die Insel Mafia besucht hatte, kehrte er nach Sansibar zurück, um Leute für die Expedition nach dem Innern anzuwerben.

Aus den Amurgegenden.

Die Angelegenheiten der Amur-Dampfschiff-Compagnie sind laut Nachrichten der „Moskauer Zeitung" in äußerster Zerrüttung, so daß es nicht abzusehen ist, wie sie sich ohne Liquidation herauswickeln soll. Alle Dampfboote, die alten wie die neuen, sind in einen so untauglichen Zustand gerathen, daß sie ihren Frachtverbindlichkeiten nicht nachkommen konnten, welchen Umstand sich die Besitzer von privaten Dampfern, besonders der Chinese I-Chu-San, vortrefflich zu Nutze gemacht haben. Dieser thätige Chinese, der sich vor einigen Jahren ein Dampfboot kaufte, gilt als der pünktlichste Frachtführer und als der zuverlässigste Lieferant. Die Unpünktlichkeit der Amur-Compagnie hat es den Besitzern der Privatschiffe ermöglicht, den Frachtsatz zu erhöhen und ihren Gewinn zu vermehren.

Neben der Compagnie bildet die Entdeckung reicher Goldminen am Flußsystem der Burea durch die Leute des Herrn Anossow den Hauptgesprächsgegenstand am Amur. Die Burea fällt vom Norden her in den Amur und ist schon seit langer Zeit von Jägern aus der Jakutzker Gegend besucht worden. An der Burea stand sogar seit lange schon eine russische Capelle, bei welcher die russischen Händler mit den eingeborenen Jägern zum Eintausch von Fellen zusammenzutreffen pflegten. Die Entdeckung von Goldminen war hier wie anderwärts rein die Sache des Zufalls. Beim Bade an einem heißen Tage soll ein Arbeiter, der früher Goldsucher gewesen war und durch die Aehnlichkeit der Gegend mit ihm bekannten Goldgegenden frappirt wurde, mit der Hand Sand aus dem Grunde des Flusses heraufgeholt, ihn mit geübter Hand ausgewaschen und Gold entdeckt haben. Das hat den Anführer der Partie zu Schürfungen veranlaßt, wobei nicht nur Gold gefunden wurde, sondern die Torfschicht, die über dem goldhaltigen Sand liegt, sich als so dünn erwies, daß die goldhaltige Schicht an einigen Stellen fast offen zu Tage tritt. Der Eindruck dieser Entdeckung am Amur war kein freudiger. Allerdings können die Goldwäschereien einzelnen Menschen Reichthum bringen, den Inhabern derselben nämlich und den Branntweinhändlern, aber auf die

wirthschaftliche, commercielle und gewerbliche Entwickelung des Amurgebiets werden die Goldminen hier wie andern Orts sicher einen schädigenden Einfluß ausüben. Der Mangel an Arbeitern ist ohnehin groß am Amur und jetzt werden sicherlich viele bereits angesiedelte Einwohner vom Goldfieber ergriffen werden. Die Goldwäscher werden, natürlich aus Mangel an Arbeitern, ohne Wahl alles Gesindel engagiren und Sicherheit und Ruhe in der Gegend werden schwinden. Die ohnehin ungenügende Dampfschifffahrt wird sich ausschließlich darauf werfen, Lasten und Arbeiter zu den Minen und zurückzutransportiren. Jetzt schon sind die Preise für Tagelohn und die gewöhnlichsten Handelsobjecte und Gewerbeproducte fast unerschwinglich. Der Zucker zum Beispiel, der in Nikolajewsk mit Transport 6 Rubel per Pud kostet, wird in Blagoweschtschensk mit 11 Rubel bezahlt. Wie soll das erst später werden?

Aus dem russischen Reiche.

Den wichtigsten Industriezweig des Astrachaner Gouvernements bildet die Gewinnung des Koch- und Steinsalzes, welche in Folge Vorrückens der Eisenbahnen bis an die Grenze dieses Gouvernements und der dadurch ermöglichten leichtern Communication einen großen Aufschwung genommen hat. Aus dem Elton-Salzsee im Bezirke von Zarew und dem Baskuntschatskoje-Salzsee im Jenotajewski'schen Bezirk, sowie aus dem Tschaptschali-Berg befindet sich Steinsalz unter einer Lage von Thon und Sand in einer Ausdehnung von 140,000 Quadratklafter. Die Gewinnung ergab im Jahre 1873 13,099,752 Pud 5 Pfund im Vergleich zum Vorjahr um 1,262,551 Pud 30 Pfd. mehr. Exportirt wurden aus dem Gouvernement 8,388,248 Pud 15 Pfd. Welchen Ueberfluß an Salz das Astrachaner Gouvernement besitzt, ergiebt sich daraus, daß von 1865 bis 1871 50,671,867 Pud Kochsalz und 1,804,414 Pud Steinsalz gewonnen wurden, im Durchschnitt also pro Jahr 7,239,000 Pud Koch- und 258,000 Pud Steinsalz. Es ist dies ein ganz erkleckliches Resultat, wenn man in Betracht nimmt, daß im ganzen übrigen russischen Reiche während derselben Zeitdauer die Ausbeute 146,040,501 Pud Kochsalz und 20,099,178 Pud Steinsalz erreicht hatte.

Von Hrn. Mikluchо-Maclay waren neue Nachrichten aus Java eingelaufen. Er hatte zunächst die Absicht, sich in die inneren Gebirge der Halbinsel Malakka zu begeben, um einen dortigen mit den Papuas verwandten oder identischen Stamm zu studiren. (— Es sind wohl die Semangs gemeint. —)

— Der russische Maler Karasin hat Skizzen der von ihm bereisten Gegenden am Aralsee und vom Mündungsgebiete des Amu Darja entworfen. Die sehr hübschen Bilder, welche in der Russischen Geographischen Gesellschaft vorgezeigt wurden, veranschaulichen sehr gut den äußerst trostlosen Charakter jener Gegenden. Das ganze Ufer des Aral ist unbewohnt von Menschen, aber man trifft auf ganz ungeheuere Schwärme von Möven, Pelikanen und anderen Wasservögeln. — In den mit Schilf bestandenen Niederungen am Ausflusse des Amu-Darja trifft man hier und da Jurten der Karakalpaken. Diese drängen sich im Winter in ein großes Lager bei Tschimbai zusammen. Karasin's Bilder haben für physische Geographie und Völkerkunde einen bleibenden Werth.

— Das Seengebiet von Onega nach Osten und Süden hin bis an die Zuflüsse der Dwina und die Quellen der Wolga ist in Bezug auf physikalische Geographie und Zoographie während der letztverflossenen drei Jahre von Hrn. J. S. Poljakow durchforscht worden. Derselbe hielt in der Petersburger Geographischen Gesellschaft einen Vortrag; das erwähnte Gebiet bildet eine einige hundert Fuß hohe Wasserscheide, die, allen Anzeichen nach zu urtheilen, zur Eiszeit ebenfalls unter Gletschern sich befunden hat. Später haben sich beim Abschmelzen des Eises zahlreiche Seen gebildet, wie wir sie in Finnland noch jetzt erhalten sehen, im Osten aber wegen der weichen Beschaffenheit der zu Grunde liegenden Gesteine schon bedeutend durch Abflüsse niedriger gelegt worden sind. An den meisten von Poljakow besuchten Seen konnte man alte Ufer zuweilen bis 70 Fuß über den jetzigen erkennen. Zur Zeit der größern Ausdehnung der Seen fand auch durch diese und die zugehörigen Flüsse eine directe Wasserverbindung zwischen dem Weißen Meer und der Ostsee statt, durch welche ein Austausch von mancherlei Fischen und Crustaceen stattgefunden haben kann, die sich jetzt in beiden Meeren gemeinschaftlich finden. Von der vielverbreiteten Ansicht eines früher marinen Zusammenhanges zwischen Ostsee und Weißem Meer müssen wir gegenwärtig zurückkommen. Interessant ist, daß die Quellseen der Wolga, wie der unregelmäßig verzweigte Seliger See in ihrer Fischfauna noch ganz den nordischen Charakter haben, während die Wolgafauna erst mit der Scheksna beginnt, die früher wahrscheinlich aus einer Reihe von Seen bestanden hat, welche die alte Quelle der Wolga bildeten. An einem Durchschnitt an der Scheksna wurde in bedeutender Tiefe unter der aus Schwemmland gebildeten Oberfläche ein Lager mit Süßwassermuscheln gefunden, was gleichfalls für früher hier vorhandene Süßwasserbecken, nicht aber für Meeresablagerungen spricht, die man über das ganze flache Rußland hat ausdehnen wollen.

Kohlenreichthum im Territorium Colorado.

Schon früher entdeckte man in dem von der Natur so reichgesegneten Colorado nach den verschiedensten Richtungen bedeutende Kohlenlager, deren Product hinter den besten Kohlen Pennsylvaniens nicht zurücksteht.

Auf einer in den Sommermonaten unternommenen Expedition in Colorado hat aber der ausgezeichnete amerikanische Forscher Prof. Hayden bei einer geologischen Untersuchung der Umgegend von Cañon City weitere unermeßliche Kohlenlager entdeckt, er hat zugleich festgestellt, daß dieselben sich weithin durch das südliche Colorado erstrecken. Ihre Ausdehnung kann erst durch eine spätere Expedition genauer ermittelt werden. Bis jetzt sind überhaupt nur wenige der Ebenen und Bergabhänge des Territoriums wissenschaftlich nach Kohlen durchforscht.

Ueber die bis jetzt entdeckten Kohlen in Colorado berichtet das deutsche „Journal" in Denver Folgendes:

„Unsere Kohlenlager lassen sich in verschiedene Classen eintheilen, jedoch mehr nach ihrer geographischen Lage als nach der Qualität der Kohle, die fast überall von derselben Güte ist. Die nördlichen Felder, die sich über Weld- und Larimer-County erstrecken, sind bis jetzt fast noch gar nicht bloßgelegt, doch haben angestellte Versuche ergeben, daß die gewonnenen Kohlen denen von Wyoming an Güte gleichkommen und sich vorzüglich für Coke und für Schmelzwerke eignen. Die Minen an den östlichen Abhängen in Boulder und Jefferson County lieferten bis jetzt etwa drei Fünftel der im Territorium consumirten Kohlen, ungefähr 120,000 Tonnen, und sind besonders die Murphy-Marshall-, Erie- und Davidson-Minen erwähnenswerth. Die Murphy hat ein solides Lager von 18 Fuß Dicke, die übrigen erreichen von 12 bis 15 Fuß. Die südlichen Minen in Las Animas und Fremont County liefern die besten bis jetzt gefundenen Kohlen, die sich viel besser für die Fabrikation von Coke eignen als irgend welche bis jetzt in Amerika gefundene. Die Kohlenfelder in Summit County sind erst neuerdings entdeckt und haben bis jetzt noch nicht bearbeitet werden können, sind jedoch für die Zukunft dieses Theiles der Vereinigten Staaten von der allergrößten Wichtigkeit. Sie dehnen sich über die ganze Fläche der Wasserscheide zwischen dem Bär- und White-Flusse aus und die bis jetzt untersuchten Adern zeigen eine Mächtigkeit von 5 bis 15 Fuß; dabei sind die Kohlen von ausgezeichneter Qualität. Die Conejos-Felder sind gleichfalls erst neuerdings entdeckt, doch ist ihre Bearbeitung nur eine Frage der nächsten Zukunft. Nur etwa 30 Meilen südlich von dem sich rasch entwickelnden San-Juan-Minendistricte gelegen, liefern sie ein Product, das sich vorzüglich für Schmelzwerke eignet. Auch südwestlich von der neuen Niederlassung West Las Animas in Bent-County, dem gegenwärtigen Endpunkt der Arkansas-Valley-Bahn, hat man neuerdings mächtige Kohlenlager entdeckt, welche der

Entwickelung jener fruchtbaren Flußniederungen bedeutenden Vorschub leisten werden."

Valparaiso

in Chile ist bekanntlich der wichtigste Hafenplatz von Südamerika und steht als solcher an der ganzen Westküste des Continentes nur hinter San Francisco zurück. Die jüngste Zählung hat 146,720 Einwohner ergeben, doch sind in dieser Ziffer die nächsten Umgebungen mit inbegriffen. Die eigentliche Stadt nimmt einen Raum von nur 160 Hectaren ein und besteht aus drei Theilen: dem Hafen, an welchem sich die Waaren speichern und mehrere öffentliche Gebäude befinden; San Juan und dann Almendral; dieser letztere ist am stärksten bevölkert und dort hat der Kleinhandel seinen Hauptsitz. In der Unterstadt zählt man etwa 5000 Häuser, ohne die Vorstädte Baron, Delicias und Cabriteria. In der Oberstadt auf den Anhöhen, namentlich auf denen von Alegre und Concepcion, haben die fremden Kaufleute ihre stattlichen Wohngebäude. Die Zahl der Großhandlungsfirmen beträgt 130; davon entfallen auf die Engländer 38, die Deutschen 37; fast alle anderen sind Chilenen. Der deutsche Handel steigert sich von Jahr zu Jahr. — Die Bahn von Valparaiso nach der Hauptstadt Santiago ist 185 Kilometer lang.

Die dravidischen Sprachen.

Ein englischer Geistlicher, Caldwell, hat eine vergleichende Grammatik derselben veröffentlicht und nachgewiesen, daß die Zahl der dravidisch redenden Menschen gegenwärtig 48,600,000 betrage. Die dravidischen Sprachen sind: Tamil, Telugu, Canaresisch, Malayalam, Tulu, Kurgh, Toda, Kora, Ghond, Kon, Radschmahal und Oraon. — In einer der beiden Hauptsprachen Beludschistans, dem Brahui, sind beträchtliche dravidische Bestandtheile nachzuweisen. — Von den dravidischen Sprachen entfallen auf das Telugu etwa 15 Millionen Seelen; auf das Tamil 14,500,000; das Canaresisch 9,250,000; das Malayalam 3,750,000; das Ghond 1,135,000; das Tulu 300,000; das Kou 268,000; das Oraon 263,000; das Kurg 150,000; das Radschmahal 41,000; das Kosa 1112; das Toda nur 752 (?). Unter den dravidisch redenden Völkern ist bei manchen ein Zug zum Auswandern lebendig, namentlich bei den Tamilen. Deshalb ist ihre Sprache noch weit verbreitet; sie wird auch im Telugugebiete, unter den Canaresen und in Travankore vielfach geredet; ferner hört man sie häufig auf den Sundainseln, zu Ranguhn in Britisch-Birma, auf Ceylon, Réunion, im Natallande, auf den Antillen, kurz überall wohin Tamil-Kulis kommen. Nach Caldwell's Meinung gehören neun Zehntel der Menschen, welche eine dravidische Sprache oder Mundart reden, zur „dravidischen Race".

* * *

— Die Länge der vorhandenen Telegraphenlinien betrug in der Mitte des Jahres 1874 schon 576,800 Kilometer, mit 1,661,000 K. Draht. Die unterseeischen Linien sind 84,600 Kilometer lang. Die Zahl der Telegraphenämter stellte sich auf etwa 26,000; davon entfielen auf das deutsche Reich 4326, Frankreich 2620; Oesterreich-Ungarn 936, Italien 1277, England 5600. Die Zahl der Telegramme, welche jährlich während der drei Jahre 1871 bis 1873 befördert wurden, beträgt im Durchschnitt 71 Millionen.

— Die Engländer sind Juden. Nun erfahren wir doch endlich, wie es sich mit der ethnischen Abstammung der Bewohner Großbritanniens verhält. Es ist Alles nichts mit Kelten, Angelsachsen und Normannen. Ein Mr. Edward Hine hat am 1. November 1874 eine zahlreich besuchte Vorlesung im Stadthause zu Woolwich gehalten, in welcher er seinen Scharfsinn und seine überaus profunde Gelehrsamkeit bewundern ließ. Das Bibellesen hat ihn, wie der selige Baron Maltzan gesagt haben würde, „als einen Engländer verrückt gemacht." Also: Die verlorenen Stämme Israel, denn die müssen ja immer herhalten, verschwinden aus der Geschichte, seitdem sie Anno 725 vor der Zeitrechnung der Christen in die assyrische Gefangenschaft kamen, „sie offenbaren sich jedoch wieder im englischen Volke," das freilich auch auf Handeln und Handel sehr erpicht ist. Unsere heutigen Juden stammen, wie Herr Hine weiß, vom Stamme Juda ab, den man beileibe nicht mit den Israeliten verwechseln darf. Diese letzteren sollten, wie prophezeiet war, selbst nach ihrem Verschwinden ein „heiliges Volk" bleiben; sie waren dazu auserkoren, das Joch ihrer Unterdrücker zu zerbrechen. Nachdem sie dann lange liebe Zeit — wo, werden wohl sie am besten gewußt haben — in der Welt umhergezogen waren; setzten sie sich endlich auf den westlichen Inseln fest, die vor dem europäischen Festlande liegen, und ein Abkömmling des Sultans David — es wird nicht gesagt, welche von den tausend Frauen desselben seine Mutter war — war bei ihnen und sollte immer und ewig den Thron innehaben. Sie, die Israeliten, mußten sich derart vermehren, daß sie bestimmt und gehalten waren, andere Länder in Besitz zu nehmen. Sie kamen an die Spitze aller Völker, sie wurden eine unbesiegbare Macht, ein Volk, erhaben durch seinen christlichen Charakter, seine Missionsarbeiten und seine Philanthropie. Diese sinnreichen Entdeckungen belegte der scharfsinnige Hr. Hine mit unzähligen Bibelstellen. „Die Prophezeiung muß sich erfüllt haben, oder die Bibel bleibt unbestätigt. Kein anderes Volk auf Erden entspricht ja den Prophezeiungen der heiligen Schrift, außer allein die Engländer." Hine's „geschichtliche" Forschungen haben, wie er sagt unwiderleglich, ergeben, daß die „sogenannten" Angelsachsen von den Kindern Israel abstammen; er hat sie verfolgt bis zu der Stelle, wo sie verschwanden, „aber von da an weiß Niemand mehr, wo sie geblieben sind," bis sie dann in England erscheinen. Herr Hine bewies die Identität der Juden mit den Engländern auch aus der Architektur der englischen Kirchen und außerdem auch verschiedenen Stellen, die im Gebetbuche der anglicanischen Kirche enthalten sind. — Die wissenschaftliche Welt muß dem Manne dankbar sein für seine wichtigen Entdeckungen; die Engländer können sich ja nun rühmen, daß sie, und nur sie, das auserwählte Volk Jehovas sind.

— Rumänische Monatsnamen. Im Kalender der Walachen heißt unser Januar Calendar; — Februar Fcourar; — März Marzicior; — April Priar; — Mai Florar; — Juni Cireschar (Kirschenmonat); — Juli Cuptor (Ofen, wegen der Hitze); — August August; — September Rapaciune; — October Brumar mic, d. h. Monat der kleinen Nebel; — November Brumar mare, Monat der großen Nebel; December Indra oder Undra.

— Die Stadt Denver (im Territorium Colorado) hat jüngst eine Volkszählung vorgenommen; dieselbe ergab 16,800 Seelen, wovon nur 6500 weiblich. „Hübsche brave Mädchen finden Gelegenheit sich gut und anständig zu verheirathen und solche werden bei uns willkommen sein; aber Schoolmarms, puritanische Schulmamsellen aus den Yankeestaaten, die ja fast alle äußerst mager und platt ohne schöne Rundung sind und in kirchlicher Hinsicht albern verbohrt, sind kein Einfuhrartikel, den wir möchten. Auch die Heulweiber, diese betenden Temperenz-Megären, sollen uns nur ja fern bleiben und mit ihren Heulpfaffen anderwärts Unfug treiben."

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage: Literarischer Anzeiger Nr. 1.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXVII. № 2.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 12 Mark. Einzelne Nummern 50 Pf. | 1875.

In Paraguay.

II.

Die Umgegend von Asuncion. — Eine Zuckerplantage. — Erzählungen aus den Kriegsjahren. — Verminderung der Volksmenge. — Die brasilianische Besatzung. — Mangelhafte Verkehrsmittel. — Karren und Wagenkarawanen. — Der Capataz. — Die Eisenbahn. — Von Paraguari nach Villa rica.

Die Umgebung von Asuncion ist ganz hübsch und hat einen eigenthümlichen Charakter, indem das dunkele Grün der Bäume von dem dunkelgelben Sande sich scharf abhebt. Von der Stadt aus führen nach den verschiedenen Himmelsgegenden sehr breite Wege, auf denen die Pferde bis an die Knie im Sande versinken. Während des mehr als vierjährigen Krieges gingen in Paraguay fast alle Rosse verloren und man hat Ersatz aus Argentinien holen müssen; aber diese Pferde gewöhnen sich nur schwer an das Gehen auf solchen Wegen, und viele werden davon krank. Ein sehr hübscher Waldweg führt nach der Kirche von Trinidad.

Das Zuckerrohr gedeihet vortrefflich und einzelne Grundbesitzer bestellen auch einige Strecken Landes mit demselben. Der Schnitt fällt in die Monate von Juli bis October, aber die Fabrikation ist noch so überaus unvollkommen, daß kaum 20 Procent des Saftes gewonnen werden. Man bringt das Rohr unter drei dicke Walzen von hartem Holze (unter die Trapicha), durch welche nur etwa ein Drittel des Saftes ausgepreßt wird; das Uebrige geht verloren. Der Saft läuft in einer hölzernen Rinne in Eimer; sobald diese gefüllt sind, bringt man ihn in Kessel die unter freiem Himmel stehen und kocht ihn ein. So gewinnt man einen bräunlich-grünlichen Syrup, der recht angenehm schmeckt und als „Honig" bezeichnet wird. Aus demselben bereitet man die sogenannte Caña, einen Tafia. Einige Grundbesitzer haben auch Destillirapparate und bereiten allerlei Aqnavite, namentlich Apfelsinenliqueur, Caña de naranja. Wenn Anbau und Bereitung des Zuckers nur einigermaßen rationell betrieben würden, könnten sie großen Nutzen abwerfen und vollauf die Concurrenz mit den brasilianischen Zuckern von Bahia und Pernambuco aushalten; wie aber die Dinge jetzt noch stehen, verbraucht man in Asuncion Zucker, der in Europa fabricirt wird.

In der Nähe jener Zuckerfabrik, von welcher wir eine Illustration geben, wohnt ein Franzose, der nach Beendigung des Krieges ein leer stehendes Haus fand und so glücklich war, drei Kühe zu besitzen. Durch sie ist er zum wohlhabenden Manne geworden. Wir können uns eine Vorstellung davon machen, wie es vor vier Jahren in Asuncion aussah, wenn wir erfahren, daß der Liter Milch mit einem Silberdollar bezahlt wurde. Der Franzose nahm für Milch, die er eingestandener Maßen noch mit Wasser verdünnt hatte, täglich 60 Dollars ein. Als aber nach und nach wieder Kühe ins Land gebracht wurden, fielen die Milchpreise.

Ein Mann Namens Ganté, der schon in früher Jugend nach Paraguay verschlagen wurde, wohnt bei Trinidad in einem

alten von den Jesuiten erbaueten Hause, in welchem sich noch eine Capelle befindet, die längst zu einem Getreidespeicher geworden ist. Herr Forgues besuchte seinen Landsmann, übernachtete bei demselben und erfuhr allerlei Einzelheiten über den grauenhaften Krieg, welchen Solano Lopez heraufbeschworen hatte. Folgendes sind die Berichte dieses Augenzeugen, der selber die Waffen hatte tragen müssen.

Nachdem die Brasilianer und Argentiner endlich die Festung Humaitá genommen hatten, beschloß Lopez sein Land in eine Wüstenei zu verwandeln. Er befahl, daß alle Menschen ohne Ausnahme, die südlich von Asuncion wohnten, sich in die Gebirge des Innern zurückziehen müßten; auch kein Stück Vieh sollte am Leben bleiben. Binnen vierundzwanzig Stunden mußten sie ihre Wohnungen verlassen haben und unterwegs sein. Nachdem diese Frist verstrichen war, machte die Hinterhut der Armee Streifzüge und jedes lebendige Wesen, welches die Soldaten noch antrafen, wurde erbarmungslos niedergemacht. Die Menschen, welche sich verzögert hatten, schleppte man ins nächste Gebüsch, wo sie mit dem Säbel niedergehauen oder mit der Lanze erstochen wurden, denn es war Befehl gegeben worden, die Munition zu sparen! Gauté war dabei als eine junge Frau mit ihren drei Kindern auf solche Weise das Leben verlor; ihr Mann diente als Offizier in der Armee des Dictators. Der Befehl wurde streng befolgt und ausgeführt, nicht bloß gegen die sogenannten kleinen Leute, sondern gegen Jedermann ohne Unterschied. Alle sollten sich in die etwa achtzig Leguas entfernten Cordilleren zurückziehen und doch war für

Waldweg nach Trinidad.

die Flüchtigen nicht die allergeringste Fürsorge getroffen worden; es fehlte an Lebensmitteln, viele verhungerten, massenweise erlagen andere den Beschwerden und die, welche das Gebirge erreichten, mußten sich mit Apfelsinen und Wurzeln das Leben fristen. Kein Wunder, daß Cannibalismus nicht ausblieb; in Asuncion lebt jetzt eine Frau, die im Gebirge sich das Leben mit dem Fleische ihrer Schwester gefristet hat, welche den Strapazen erlegen war. Glücklich waren diejenigen zu preisen, welche den in Eilmärschen nachrückenden verbündeten Brasilianern und Argentinern in die Hände fielen.

Wo immer die Leute ihre Wohnungen geräumt hatten, vernichteten die Soldaten Alles, damit der Feind höchstens leere Wände und weiter gar nichts finde, und allerdings hatte er dann Mühe und Noth genug, sich Lebensmittel nachführen zu lassen. Bei weiterm Vorrücken kamen dann manche Flüchtlinge, namentlich Frauen und Kinder, zum Vorschein, welche fernab von den betretenen Wegen in den dichtesten Wäldern eine Zuflucht gefunden hatten. Ein italienischer Orgeldreher folgte den Verbündeten während des ganzen Feldzuges und spielte den Brasilianern und Argentinern Abends zum Tanze auf.

Nach beendigtem Kriege und nachdem Lopez seinen Tod gefunden hatte, kehrten die Flüchtlinge in ihre Städte und Dörfer zurück, zumeist nur Frauen und Kinder, halb oder ganz nackt. Die Volksmenge von Paraguay war in vier Jahren von etwa anderthalb Millionen Seelen auf ungefähr 400,000 zusammengeschmolzen; von der männlichen Bevölkerung ist ein verhältnißmäßig geringer Theil übrig geblieben. Lopez hatte etwa 60,000 Mann unter den Waffen;

im Jahre 1872 bestand die „Armee“ aus 250 Leuten, meist jungen Menschen, die man in abgelegte Uniformen der französischen Nationalgarde gekleidet hatte.

Unweit der Mündung des Rio Confuso, welche etwa eine deutsche Meile von Villa Occidental entfernt ist, hat ein Italiener eine Sägemühle in Betrieb. Der Mann ist vor langen Jahren mit Garibaldi, als dieser seine kriegerische Laufbahn begann, nach Montevideo gekommen und hat sich nach vielen Wechselfällen im Chaco niedergelassen. Einen rothen Garibaldikittel trägt er auch heute noch und ist ein echter Italiener geblieben. Der Saal seiner bescheidenen Wohnung starrt von Waffen: verrosteten Gewehren, Säbeln ohne Scheide, Lanzen und Pistolen und vor seinem Hause stehen drei Kanonen. Sobald Fremde kommen, müssen diese Geschütze abgefeuert werden; der Mann liebt den Knall und den Rauch, aber er ist fleißig in seinem Geschäft und hat es zu Wohlstand gebracht.

Die brasilianischen Truppen, welche in Asuncion noch in Besatzung liegen, feiern den 7. September, den Jahrestag der Unabhängigkeit des Kaiserreichs. In der Kathedrale, welche in dem bekannten trostlosen, nüchternen Jesuitenstil gebaut ist, brennen auf dem Hochaltar unzählige Lichter; der Altar selbst und was zu demselben gehört ist mit einer Menge von Silberplatten behängt; die mit Schnitzwerk versehene Wand hinter demselben ist grün und roth angepinselt und vergoldet. Auf der Altarplatte stehen allerlei bizarre Geräthe, die man für eben so viele Fetische halten könnte, und in einer Nische hinter dem Tabernakel stellt eine mit Flittergold angeputzte Puppe die „Mutter Gottes“ dar. Der Vorhang, hinter welchem sie sich befindet, gleicht einem Theatervorhange; er wird aufgezogen, sobald eine entsetzliche Musik beginnt.

Das geschah, als der brasilianische Gesandte unhöflicher Weise über eine halbe Stunde hatte auf sich warten lassen. Endlich erschien er; Kanonenschläge verkündeten seine Ankunft, und als die Ceremonien, die man als „Gottesdienst“ bezeichnet, beendet waren, wurde vor der Kirchenthür wieder eine vierfache Petardensalve gegeben, unter Trompetengeschmetter,

Auf einer Zuckerplantage.

Pfeifen der Pickelflöten, Klingeln der Triangeln und Rasseln der Trommeln und Pauken. Dann begann — Gesang zum Steinerweichen. Nachmittags wurden die brasilianischen Truppen gemustert; das Fußvolk ist gut und die Reiter aus der Provinz Rio Grande bilden eine ganz ausgezeichnete Truppe.

Seit etwa zehn Jahren hat man in den Staaten der La-Plata-Region angefangen, den Verkehrsmitteln die gebührende Sorgfalt zuzuwenden; namentlich hat Argentinien im Bau von Eisenbahnen Tüchtiges geleistet und allem Anscheine nach wird selbst über einen der Andespässe ein Schienenweg hergestellt werden, vermittelst dessen ein Anschluß an die chilenischen Bahnen gewonnen würde; der Telegraph vom Atlantischen bis zum Stillen Ocean ist bekanntlich schon seit einigen Jahren im Betrieb.

Es erscheint kennzeichnend für das Colonialwesen der Spanier, daß diese während eines dreihundertjährigen Besitzes dort nicht eine einzige Landstraße gebaut und in dem weiten Flachlande zwischen dem Hochgebirge und dem großen Strom keinen Weg gebahnt, kein Gewässer überbrückt haben. In den Cordilleren halfen sie bei den von der Natur gegebenen Saumpfaden kaum ein wenig nach, stellten aber doch an einigen Punkten eine Brücke her. So wird erklärlich, daß noch jetzt da, wo es noch an Eisenbahnen fehlt, die Waaren in der althergebrachten Weise auf plumpen Karren befördert werden. Unsere Illustration veranschaulicht ein solches Transportmittel. Das Gefährt hat zwei reichlich sechs Fuß hohe Räder, oft Blockräder, und wird, wenn mit 40 bis 50 Centnern beladen, von 10 bis 12 Paar Ochsen gezogen; wenn leichter mit nur zwei bis drei Jochen. Die Räder müssen namentlich in den argentinischen Pampas sehr hoch sein, weil das Fuhrwerk nicht selten Sümpfe und Moräste zu passiren hat und durch Dick und Dünn geht. Man spannt die Ochsen möglichst weit aus einander und das ist schon deshalb unbedingt nothwendig, weil man häufig durch Wasser fährt und das vordere Joch auf trockenem Boden anziehen muß, während die letzten noch im Wasser oder Moraste stehen.

In Argentinien wird die Wagenkarawane gewöhnlich aus 12 bis 14 solcher Karren gebildet; sie bricht weit im Oberlande, z. B. in Salta, im April oder Mai auf, weil dann die Flüsse fallen; die Monate Juli bis October sind trocken und dann ist an manchen Stellen Wasser und Weide nur

spärlich vorhanden. Die Karawane macht durchschnittlich fünf spanische Meilen im Tage und sie war früher von Salta bis Buenos Ayres drei volle Monate unterwegs; die Hin- und Herreise nahm ein volles Jahr in Anspruch, wovon sechs Monate auf Rasttage, Anhalten und Aufenthalt in Buenos Ayres kamen, um dort Rückfracht einzunehmen. Für 14 Karren waren einhundert unterlegte Ochsen an drei verschiedenen Haltepunkten und eine Anzahl Pferde für die Treiber erforderlich. Die erste Hauptstation von Salta aus war Tucuman (— wohin gegenwärtig von Cordova aus die Bahn in Bau begriffen ist —), die zweite an der Grenze von Buenos Ayres. Leiter der Karawane ist ein Capatáz, sagen wir Oberschirrmeister, unter welchem 20 bis 25 Peones, Knechte oder Treiber, stehen. Er ist in seiner Art ein gewaltiger Mann. Sarmiento, dessen wir früher schon erwähnt haben, vergleicht die Pampas seines Vaterlandes mit den Steppen Asiens. Der Karawanenführer in den Pampas hat seine eigenthümlichen Gewohnheiten und Ausdrücke; er unterscheidet sich von anderen Menschenkindern wie der Seemann von der Landratte. Er hat eisernen Willen, entschlossenen Charakter und duldet keinen Widerspruch; beim geringsten Anzeichen von Ungehorsam unter seinen Treibern (Peones) greift er zu einer mit Eisen beschlagenen Peitsche, der „Chicote“, mit der er unbarmherzig dreinschlägt. Ungern bedient er sich der Pistole; er steigt lieber vom Pferde, zieht sein Messer, das er mit bewundernswürdiger Gewandtheit zu handhaben versteht, und behauptet Einfluß und Ansehen. Ihm liegt es auch ob, die Wagenkarawane gegen Angriffe der Indianer zu schützen.

Man begreift, welche Wohlthat in einem solchen Lande Eisenbahnen sind, die einen raschen und regelmäßigen Verkehr ermöglichen und den Waarentransport sicher und wohlfeiler machen. Solano Lopez folgte dem Beispiele der Argentiner und wollte sein Paraguay mit einem Netze von Schienenwegen überspannen; er kam aber, weil der Krieg den Bau ins Stocken brachte, nicht über die Anfänge hinaus.

In Paraguay.

Der Reisende L. Forgues hat eine Fahrt auf der bis jetzt vollendeten Strecke gemacht und wir entnehmen ihm die nachstehenden Schilderungen.

Die Menge, welche sich auf dem Bahnhof in Asuncion versammelt, bietet einen wunderlichen Anblick dar; es kommt Einem Alles so wild vor. Mir gegenüber nimmt in der unbefangensten Weise von der Welt eine Frau Platz, die mit weiter nichts als einem Hemde bekleidet ist. Darüber kann sich nur ein Europäer wundern. Die Wagen sind nordamerikanische, bequem und elegant, aber die Bahnschienen sehr nachlässig gelegt und deshalb hört das Rütteln und Schütteln nicht auf. Bemerkenswerth ist, daß jedem Zuge zwei Wagen angehängt werden, auf welchen die armen Leute mit ihren Habseligkeiten ohne Fahrgeld mitgenommen werden. Sie sind allemal dicht besetzt und von den flachen Brettern hängt eine unzählbare Menge nackter, brauner Beine herunter. Diese Fahrgäste drängen sich am Bahnhofe, weil jeder einen möglichst guten Platz erobern möchte. Thüren und Schranken halten sie nicht ab, sie klettern darüber hinweg. Um sie daran zu verhindern hat der Bahnhofsinspector die Schranken mit einer schwarzen, kleberigen Farbe angestrichen und das half. Die Guaranifrauen halten viel darauf, daß ihre weiße Bekleidung, so weit dieselbe reicht, sauber bleibe und sie möchten um Alles in der Welt dieselbe nicht beschmutzen.

Der Zug saust an Trinidad vorüber, faßt in Luque Wasser und Holz und die Bahn schlägt dann eine Richtung nach Südosten ein. Der Zugführer, ein Engländer, kehrt sich nicht an Stunde oder Minute, und da auf diesem eingleisigen Schienenwege täglich nur ein Zug zwischen Asuncion und dem Endpunkte Paraguari Morgens hin- und Nachmittags wieder zurückfährt, so ist ein Zusammenstoß außer aller Frage. Die Landschaft ist reizend aber ganz verödet und nur bei den verschiedenen Stationen bemerkt man einige Häuser, zumeist Meierhöfe, deren Besitzer der Dictator Lopez war. Die Telegraphenleitung, welche früher bis Paraguari ging, war im Herbst 1872 noch nicht wieder in Ordnung. Weiterhin kommen drei spitze Kegelberge in Sicht, sogenannte Zuckerhüte, dergleichen in Paraguay so häufig auftreten; sie erreichen keine beträchtliche Höhe, sind aber dadurch bemerkenswerth, daß sie aus der ganz flachen Ebene emporsteigen. —

Paraguari ist für jenes Land eine ganz ansehnliche Ortschaft und hat als Endpunkt der Bahn eine gewisse Bedeu-

tung, zählt aber doch nur etwa sechszig Häuser, die ein großes Viereck bilden; ringsum liegen Meierhöfe zerstreut. Die Gesammtzahl der Einwohner mag etwa 3000 Köpfe zählen, darunter Raubgesindel, Briganten aller Art. In etwa einem Dutzend Waarenläden werden Landesproducte, z. B. Leder, Taback und Häute, gegen europäische Waaren und Wachholderbranntwein vertauscht, und in zwei Spielhöllen wird bis in die tiefe Nacht hinein hazardirt. Dabei kommt es nicht selten zu blutigen Auftritten, an denen weniger die von Haus aus friedliebenden Paraguayenser Schuld sind als die argentinischen, italienischen und brasilianischen Abenteurer, welche sich dort eingenistet haben. Neben dem schmutzigen, von einer Stalllaterne matt erhellten Saale ist ein anderes großes Gemach, in welchem ein Italiener seine Orgel dreht; er spielt zum Tanz auf. — Als Forgues im September 1872 in Paraguari war, ereignete sich etwas Seltsames, desgleichen man nie zuvor erlebt hatte. Ein Bäcker erschien und backte Brod für die Einwohner, welche bis dahin nur Maniokmehl genossen hatten. Der Andrang war groß, von weit und breit kamen auch die Landleute herbei um das neue Nahrungsmittel kennen zu lernen. Aber der Bäcker hat sich auf die Dauer nicht halten können, weil die Leute, nachdem sie ihre Neugier befriedigt hatten, wieder ihr liebes Maniokmehl genossen. Dergleichen ist kennzeichnend für die Culturzustände.

Von Paraguari aus unternahm Forgues eine Wanderung in der Richtung nach Südosten, um einige Gegenden des innern Landes näher kennen zu lernen. Er ritt zunächst dem Körper der Bahn entlang, die ursprünglich bis Villa rica geführt werden sollte, auf welchem aber Schwellen und Schienen fehlen. Der Weg führt an der Quelle des Yugueri vorbei, einem Zuflusse des Canabé; am rechten Ufer des letztern lieferte Lopez seine letzte große Schlacht bei Las Lomas Valentinas, in welcher er sein Leben verlor. Selbst bis in diese kleinen Nebenflüsse kommen Krokodile in großer Menge; sie schwimmen, wenn sie noch klein sind, aus dem

Auf der Eisenbahn in Paraguay.

Hauptstrome in die kleineren Gewässer, werden dort groß und bleiben.

In Ibitimi sieht man recht deutlich, wie verheerend der Krieg gewesen ist. Die Landleute dort waren unter die Waffen gerufen worden, fast alle sind umgekommen, und auf den Ranchos (Meierhöfen), von denen nun viele ganz unbewohnt waren, befand sich kein Mann; Frauen und Kinder sind auf dem Zuge nach der Cordillere elend gestorben und Niemand reclamirte die Häuser, aus denen Jedermann Thüren, Fenster und was ihm sonst beliebt sich aneignet.

Der Weg von Ibitimi nach dem etwa zehn Leguas entfernten Villa rica führt an einer sogenannten „Lagune“ hin, die gewöhnlich nicht ohne Gefahr zu passiren ist, jetzt aber trocken lag. Diese Sümpfe oder Moräste, deren Paraguay eine so große Anzahl hat, erschweren das Reisen und den Waarentransport; man muß oft einen Umweg von vielen Leguas machen, weil sie in der nassen Jahreszeit gar nicht zu passiren sind. Jenseits mehrerer Lagunen kommt man dann in einen Landstrich, der wenig vom Kriege gelitten hat; derselbe ist verhältnißmäßig gut bevölkert, die Meierhöfe befinden sich in gutem Zustande und auch an Männern fehlt es nicht.

Weiterhin durchwatet man den Tebicuari-mi, der in der Cordillera de Caaguazu entspringt; in dieser gewinnt man große Mengen von Yerba mate. Die Furth wird bezeichnet als Paso de Itapé, weil dieser Flecken in der Nähe liegt. Auch dieser Landstrich ist nicht entvölkert worden und die Felder waren ganz leidlich bestellt. Die Leute dort benehmen sich freundlich und gastlich. Forgues fand Unterkommen bei einem Manne, der im Kriege Glück gehabt hatte. Gleich zu Anfang desselben war er von den Brasilianern gefangen genommen worden, als sie die Stadt Uruguayana in der Banda Oriental im Jahr 1865 belagerten und einnahmen. Dort fielen 7000 oder 8000 Paraguayenser in ihre Gewalt, die alle nach Brasilien abgeführt wurden und dort etwa vier Jahre lang verweilten; sie lernten in der Gefangenschaft allerlei was sie vorher nicht gekannt hatten und das ihnen von Nutzen war. Lopez hatte seine Soldaten derart organisirt, daß Leute aus einem und demselben Districte Bataillone bildeten; und es hatte sich getroffen, daß das Partido (Departement) Itapé den größten Theil der Truppen lieferte, welche in Uruguayana lagen. So ist es gekommen, daß dieses Partido nur geringen Verlust an Männern hatte. Man reichte dem Gaste Trinkwasser in silber-

nen Gefäßen und brachte ihm die Speisen auf silbernen Schüsseln; aber die Löffel waren von Horn und die Gabeln von Eisen. Er schätzt den Werth dieses Silbergeschirrs auf einige tausend Francs; das Gericht, welches man ihm auftrug, bestand aus einer Maissuppe und einem Huhn in langer Brühe. In der Umgegend liegen viele Felder, auf welchen drei Arten von Indigo wild wachsen.

In Villa rica fand der Reisende Wohnung bei einem Handelsmanne, der zugleich gewebte Zeuge und Eßwaaren verkaufte. Er wurde von der Hausfrau mit ausgesuchter Höflichkeit empfangen, sie war, was selten ist, vollkommen weiß und ohne alle Beimischung indianischen Blutes, sauber in ein mit lebendigen Blumen verziertes Perkalgewand gekleidet und sah hübsch aus. Sie äußerte, daß Villa rica wohl die einzige Ortschaft sei, welche dem Fremden einen Begriff davon geben könne, was Paraguay vor dem Kriege gewesen sei. Auch diese Stadt hat, wie fast alle anderen, viele Männer eingebüßt, aber die Frauen verdanken es einem glücklichen Zufall, daß sie nicht gezwungen wurden, in die Cordillere zu wandern. Die Frau erzählte:

„Nachdem die Brasilianer Asuncion eingenommen hatten, befahl Lopez einem Offizier, mit 200 Mann eine Picade (Waldweg) zu befestigen und sie am weitern Vorgehen zu verhindern. Wir erfuhren daß die Brasilianer heranrückten und Lopez befohlen habe, wir alle sollten in die Cordillera flüchten. Nun traf es sich, daß jener Offizier irgendwie sich vergangen hatte; deshalb ließ Lopez ihn holen und in Capillo Borgas erschießen. Dann aber wurde sein Befehl wiederholt, daß wir alle ohne Ausnahme Villa rica binnen 24 Stunden verlassen sollten; wer zurückbleibe sei des Todes. Da gelangte die Kunde zu uns, die Brasilianer seien schon in der Nähe von Ibitimi. Darauf verließen wir unsere Wohnungen und zogen fort, 12 Leguas weit, ohne uns Ruhe zu gönnen, denn wir glaubten uns verfolgt. Es gelang uns die Brasilianer aufzufinden und wir wurden von ihnen gut aufgenommen; sie gaben uns zu essen und zu trinken, auch bekamen wir Bekleidung, die uns sehr nöthig war, da wir bei Nacht und fast nackt uns geflüchtet hatten. Dem Himmel sei Dank, unsere Stadt ist verschont geblieben."

Itapé, Wohnhaus und Kirche.

Die Umgegend von Villa rica gilt für eine der fruchtbarsten Paraguays. Aber man pflanzt doch nur sehr wenig Baumwolle, obschon dieselbe einen vortrefflichen Stapel hat; wilder Indigo wächst auch hier in Menge; der Taback gilt für den besten im Lande, die Wälder liefern Mate, aber es mangelt an Arbeitern und an Transportmitteln; die Bahn soll von Paraguari bis nach Villa rica vollendet werden und dann können die Producte wohlfeiler fortgeschafft werden. Der Tebicuari ist früher schon mit einem Dampfer bis zum Paso de Itapé befahren worden und könnte mit geringen Kosten und wenig Arbeit sehr wohl schiffbar gemacht werden. Die Bewohner Villa ricas sind fleißige, mäßige Leute, die als Guayrinos (so bezeichnet man sie) sich in einer gewissen Unabhängigkeit erhielten. Gegen Fremde sind sie sehr freundlich und sehen es gern, daß diese ihnen ihre Kinder aus der Taufe heben. Arbeiter sind billig zu haben, Jedermann gewinnt das Leben leicht, die Menschen sind umgänglich, leben wieder glücklich und zufrieden, weil sie, ihrer

Aussage zufolge, wenig mit der Regierung in Berührung kommen und von fremden Abenteurern nicht belästigt werden. Die Gegend ist reizend; im Hintergrunde begrenzen die blauen Höhenzüge der Cordillera de Caaguazu den Horizont (caa ist Mate, guazu groß oder viel) und in den Feldern stehen Gruppen schlanker Palmen.

Der Verlauf des Krieges gegen Atschin.

Hierzu eine Karte: „Sultanat Atschin nebst den Inseln Nabi und Nias."

Am 4. October 1867 landete eine englische Pionierabtheilung in der Annesley-Bay an der abessinischen Küste. Ihr folgte bald ein 12,000 Mann starkes Corps unter General Napier, der Krieg gegen Theodoros von Abessinien begann und am 11. April 1868 war dessen 400 engl. Meilen weit im Innern gelegene Festung Magdala erobert, der Krieg beendigt.

Wieder: Am 15. Januar 1874 überschritt Sir Garnet Wolseley den Prahfluß, die Grenze zwischen Aschanti und den britischen Besitzungen an der Goldküste; am 4. Februar hatte er Kumassi, die Hauptstadt des Aschantireiches, zerstört, Frieden erzwungen und am 21. März landete er wieder in Portsmuth auf britischem Boden.

Wir haben hier gesehen, wie zwei Kriege, deren Schauplatz weit jenseits des Oceans liegt, in Ländern, die ganz außerordentliche Schwierigkeiten darbieten, von denen das eine ein jäh zerrissenes Alpenland, das andere ein für den Europäer geradezu verderben- und todbringendes Tiefland ist, schnell, elegant und sehr wohl vorbereitet von einem großen Reiche, wenn auch beide mit ungeheueren Kosten (zusammen etwa 80 Millionen Thaler!) geführt wurden.

Betrachten wir dem gegenüber den nun Jahr und Tag andauernden Krieg der Holländer gegen das Reich Atschin auf der Insel Sumatra, so gewinnen wir ein durchaus anderes Bild. Auch Atschin liegt fern jenseits des Oceans, auch hier hat die europäische Macht mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, auch hier tritt ihr ein verderbliches Klima entgegen. Aber von der zähen Energie, von dem schlagfertigen Machtaufgebote, wie die Briten es in Aschanti und Abessinien gezeigt, sehen wir keine Spur. Oft schon sind seit dem Wechsel im Obercommando dort „entscheidende Schläge" geführt worden, die, vom Telegraphen in die Welt hinausposaunt, sich nachher als ziemlich bedeutungslose Zusammenstöße erwiesen, und man wird es einem europäischen Publicum nicht übel deuten, wenn es immer mißtrauischer gegen Siegesnachrichten aus Atschin wird, zumal die Niederländer seit Eroberung des Kraton wenig weiter gekommen sind und heute noch auf dem Flecke stehen, wo sie vor einem Jahre standen. Es mag sein, daß die militärische Oberleitung mangelhaft ist, doch wollen wir darüber kein Urtheil fällen: die Grundursache des Uebels ist aber das Mißverhältniß zwischen „Haben" und „Können" bei den Holländern. Sie errichteten allmälig ein Colonialreich, das gegen 33,000 deutsche Quadratmeilen umfaßt (d. h. über dreimal so groß wie das deutsche Reich ist) und dabei 22 Millionen Einwohner zählt. Das Königreich der Niederlande aber selbst hat nur knapp 600 Quadratmeilen mit $3\frac{1}{2}$ Mill. Einwohnern. Hier liegt gegenüber dem Colonialbesitz ein so colossales Mißverhältniß vor, wie es kaum zwischen Spanien und seinen Colonien zur Zeit Karl's V. bestand und über kurz oder lang wird — trotz des sehr anerkennenswerthen Geschickes der Niederländer in der Colonialverwaltung — das niederländische Reich in Ostindien einmal zusammenbrechen. Man verschließt sich in Holland dieser Anschauung keineswegs, man kennt dort die Verlegenheiten sehr gut, kann sie aber nicht bemeistern. Jetzt ist die Kugel noch im Rollen und man vergrößert — meist aus eifersüchtigen Beweggründen — den Besitz eher, als daß man ihn verkleinert. Atschin soll erobert und annectirt werden; auf die Osthälfte Neuguineas erhebt man Ansprüche.

Wir haben („Globus" XXIII, S. 364, und XXIV, S. 58) unsere Leser über Atschin und den Beginn des Krieges gegen dieses Reich unterrichtet; heute wollen wir den weitern Verlauf des Krieges, den Zustand der niederländischen Armee in Atschin und die Gegenanstrengungen der Atschinesen nach Briefen schildern, welche im Sommer 1874 im Kraton zu Atschin niedergeschrieben wurden.

* *

Die Militärbehörden in Batavia waren so gefällig mir die Ueberfahrt nach Atschin auf einem Truppentransportdampfer zu gestatten, der gerade auf der Rhede zum Auslaufen bereit lag. Unsere Ladung bestand in Munition, Gewehren, Lebensmitteln und 500 Soldaten, darunter die Hälfte Europäer, meist angeworbene Franzosen und Deutsche, unter letzteren manche, die das eiserne Kreuz im Kriege gegen Frankreich verdient hatten. Die andere Hälfte waren Amboinesen, welche sehr gute Soldaten liefern und kaum den Europäern nachstehen. Daß die Europäer fast durchgängig Leute sind, die in der Heimath nichts mehr zu verlieren haben, versteht sich von selbst.

Die Ueberfahrt dauerte sechs Tage. Am frühen Morgen des siebenten hörte ich das malayische Commando des Capitäns „Dschardeh" (Laßt los!) und der Anker fiel. Ich eilte auf Deck und sah vor mir die Mündung des Atschinflusses. Es war eine herrliche Landschaft, die das südlich, ein halbes Stündchen entfernt liegende Land mir darbot. Zur Rechten ein kräftig hervortretendes Cap, in dem das große Centralgebirge Sumatras endigt, weiterhin das etwa 1000 Meter hohe Gebirge, gekrönt vom 2000 Meter hohen Goldberg, dessen Spitze schon von der Sonne beschienen war, während die Ebene vor dem Gebirge noch in Schatten gehüllt war. Allmälig wurde es heller, goldene und purpurne Tinten gossen sich über die Landschaft aus. Ich unterschied den grünen Wald, die schlanken, wedelgekrönten Kokospalmen, die helleren Flecke, welche Reisfelder anzeigen. Eine Stadt oder Dörfer konnte ich nicht erblicken, doch weiß jeder, der im malayischen Archipel bekannt ist, daß bei den Kokoswäldchen die Kampongs oder Dörfer der Eingeborenen versteckt im Grün liegen. Die Bucht zeigte sich von einem gelben Sandstreifen begrenzt, an dem sich die weiße Brandung schäumend brach. Hinter mir, im Norden, tauchten stattliche Inseln aus dem Meere auf: Wai, Bras, Nasi.

Mehrere holländische Kriegsschiffe lagen auf der Rhede, darunter das Flaggschiff, zu dem unser Boot hinruderte, um

sich Verhaltungsmaßregeln wegen der Landung zu holen. Sie trafen jedoch erst am Abend ein und so konnte die Landung erst am folgenden Tage bewerkstelligt werden.

Die Holländer, diese trefflichen Kaufleute, gelten als ein vorzugsweise praktisches Volk. Leider ließ sich hier davon wenig bemerken, denn die Vorkehrungen für das Landen sind, trotzdem jene nun schon lange hier Fuß gefaßt haben, überaus dürftig. Unser Dampfer, ein gechartertes Schiff, war erwartet worden und doch mußten wir einen vollen Tag müßig liegen, was natürlich Kosten verursacht. Von einer Landungsbrücke keine Spur und doch ist bei Südwestmonsun das Ufer fast unnahbar. Es fehlt hier nicht an tüchtigen Ingenieuren, da aber das Commando der Land- und der Seemacht sich wenig einander in die Hände arbeiten, können jene auch keine Vorkehrungen zur Verbesserung der Landungsanstalten machen. Ich wurde an einem langen Seile durch die Brandung ans Ufer gezogen.

Das Landstück, welches die Holländer bisher (Juli 1874) erobert haben, ist dem ganzen Lande gegenüber nur ein verschwindend kleiner Fleck. Es ist ein Dreieck, dessen Basis aus etwa einer Meile Küste zwischen den Mündungen des Atschin- und Tschankulflusses besteht. Das rechte Ufer des Atschin bildet die Ostgrenze; das rechte Ufer des Tschankul und ein dichtes Dschengel machen die Westgrenze aus. Diese beiden Seiten, jede etwa dreiviertel deutsche Meilen lang, stoßen im Süden im Kraton zusammen. Gleich am Meere dehnt sich eine beträchtliche unzugängige Marsch aus, welche nach Westen hin in eine kleine 70 bis 80 Ellen breite Lagune ausläuft, die mit dem Tschankul in Verbindung steht. Nahe an der Mündung des letztern liegt Fort Lamti, welches die Atschinesen besetzt halten. Mit ihren Kanonen beherrschen sie die Mündung des Tschankul, der also für die Holländer nicht zugängig ist. An der Südseite der Lagune, wo sie mit dem Tschankul zusammenhängt, liegt der befestigte Kampong Ouleli. Die Holländer halten ihn mit 120 Mann besetzt und tauschen Kugeln mit Tuku Nanta, dem feindlichen Radscha in Lamti, aus. Von Ouleli aus ist ein guter etwa drei Meter breiter Weg nach dem Kraton gebaut worden; er ist durch drei Forts: Blangkawai, Mardowattie und Kotta Lunga, gegen die Atschinesen geschützt. An der Ostküste des von den Holländern besetzten Dreiecks liegt zunächst an der Atschinmündung ein Fort, welches den Eingang hütet, indessen die Barre und das seichte Wasser an der Mündung verhindern, daß der Fluß als Verkehrsweg von Bedeutung werden kann. Ein Viertelstündchen stromaufwärts liegt an seinem rechten Ufer Fort Marina Banteng, noch etwas weiter südlich Fort Lampouh, endlich der wichtige Posten Penandschung. Ehe der Kraton erobert war befand sich hier das Hauptlager der Holländer, und noch jetzt erkennt man dessen ehemalige Ausdehnung an den umherliegenden zerbrochenen Flaschen und geöffneten Blechbüchsen. Bei diesem Lagerplatz führt eine gute Holzbrücke über den Atschin, die am Ostufer durch einen verpalisadirten Brückenkopf geschützt ist. Hier stehen 50 Mann um das nur 400 Ellen weit im Osten gelegene Dschengel zu beobachten, welches von den Atschinesen besetzt gehalten wird. Am westlichen Ufer liegt die Station der Pferdebahn, welche zu dem nur eine Viertelstunde entfernten Kraton führt. Man erreicht zunächst „Kampong Java“, wo schnell herbeigewanderte Chinesen und einige Europäer ihre Tokos (Waarenläden) errichtet haben, da im Kraton selbst keine Buden geduldet werden. Hier endigt auch die Straße von Ouleli, welcher ich früher erwähnte. Nun erblickt man die schlanken Bäume des Kratons und erreicht man die Ruinen der Moschee oder „Missigit“, wie die Malayen sie nennen; es sind nur Reste der äußern aus Mörtel und Steinen aufgeführten Umfassungsmauer übrig geblieben, das eigentliche Gebäude bestand aus Holz und ist von den Holländern nie-

dergebrannt worden. Dieser heilige Platz wurde von den Atschinesen sehr hartnäckig vertheidigt und mußte zweimal erstürmt werden. Hier wendet sich der Atschinfluß östlich, während der Kraton im Westen liegt.

Eine starke Holzbrücke führt über den Fluß, am rechten (östlichen) Ufer geschützt durch einen Brückenkopf aus Sandsäcken, mit einem Graben davor, der mit Bambussplittern gespickt ist — für nackte Füße ein unüberwindliches Hinderniß. Dies ist Fort Perak.

Oestlich davon, jenseits einiger Sawahs (bewässerter Reisfelder), dehnt sich Dschengel aus und dieses ist wieder von Atschinesen besetzt. Am Kraton vorüber fließt noch ein Seitenarm des Atschin, an dem weiter aufwärts Kota Pitschut liegt, ein kleines Fort, wichtig dadurch, daß es der am weitesten nach Süden vorgeschobene Posten der Holländer ist.

Die Landung der 500 frischen Soldaten, welche mit mir angekommen waren, erfolgte Ouleli gegenüber an der Lagune. Ueber letztere wurden sie mit einem Boote — mehr waren nicht vorhanden — von apathischen Kulis hinübergerudert. Man kann sich vorstellen, wieviel Zeit dieses in Anspruch nahm, aber erst jetzt beginnt man mit dem Bau einer Brücke über die Lagune. Ouleli war ursprünglich ein befestigter Kampong mit einer Moschee, die noch steht, während die Hütten der Eingeborenen verschwunden sind. Diese Moschee, als der Typus einer sumatranischen, mag mit einigen Worten geschildert werden. Luftige Dome mit schlanken Minarets, mit durchbrochenem Holzgitterwerk, mit Hufeisenbogen, hängenden Lampen und buntschillernden Farben wie im Orient, in Indien, darf man hier nicht suchen. Eine aus Stein und Mörtel aufgeführte, 3 Fuß hohe und 30 Fuß im Geviert haltende Platform bildet die Grundlage, auf welcher eine offene Bude steht, die mit Atap (Nipapalmenblättern) gedeckt ist. Davor steht eine Art Trog, der Wasser zu den religiösen Waschungen enthält. Das Ganze ist zerfallen und schmutzig, wie die sechs Priester, die faullenzend im Innern des Heiligthums umherliegen. Die Holländer kümmern sich nicht um diese Moschee und höchstens wäscht zuweilen einer seine Wäsche in dem Weihwasser. Die Erdwerke des Forts sind von den Holländern beibehalten worden, denn die Atschinesen verstehen sich vorzüglich auf Befestigungsbau. Die $4\frac{1}{2}$ Fuß hohen und ebenso dicken Erdwälle sind noch durch Stämme der Kokospalme verstärkt und mit Schießscharten versehen, durch welche Bambusröhren gelegt sind; sie dienen sowohl zum Auslugen als um den Flinten die Richtung zu geben.

Oestlich von Ouleli führt die Straße nach dem Kraton. Sobald man diese betritt, sieht man rechts und links Gräber, die dichtgereihet neben einander liegen und wohl den vierten Theil des Weges bis zum Kraton einnehmen. Die meisten, mit Steinen gedeckt, sind in verschiedenen Stilen hübsch ornamentirt und gehören sicherlich einer ziemlich entfernten Zeit an. Hier und da ist der Stein auch durch Bronze ersetzt. Nachdem wir die langen Grabreihen hinter uns und einige Reisfelder passirt hatten, traten wir ins Dschengel ein. Zwischen zerstreuete hohe und weitästige Bäume drängt sich dichtes Unterholz, namentlich ein zäher, dorniger Bambus, welcher für Thier wie Menschen ein absolutes Hinderniß des Weiterkommens ist. Aus solchem undurchdringlichen Dschengel bestand ursprünglich die Landschaft weit und breit; nur wo sie zum Zwecke der Anlage von Kampongs, Reisfeldern oder Straßen gelichtet wurde, ist ein Durchkommen möglich. Kampongs der Eingeborenen trifft man in großer Anzahl, doch bemerkt man sie immer erst, wenn man dicht davor ist, so versteckt liegen sie zwischen Bananen- und Kokospalmenwäldchen.

Wir passirten ein zerstörtes Fort, kamen dann in offenes Land, endlich am Dschengel vorbei, das nur 200 bis 300 Ellen zu unserer Rechten lag und noch in den Händen der Atschinesen ist, gegen die hier kleine, mit etwa 20 Mann besetzte Forts aufgeführt wurden. Trotzdem ist die Straße von Ouleli nach dem Kraton höchst unsicher und die Holländer ziehen dieselbe nur bewaffnet und in größeren Mengen. Endlich kamen wir zum Atschinfluß, ließen die erwähnte Moschee zur Rechten liegen, passirten einen Nebenfluß und traten in den Kraton ein.

Die neuangekommenen Mannschaften wurden in ihre Quartiere entlassen, aber ersichtlich machte es keinen guten Eindruck auf sie als gerade im Augenblick ihrer Ankunft drei kleine eiserne Handkarren mit Leichen beladen zum Thor hinausgefahren wurden.

„Der“ Kraton ist nicht etwa der einzige Platz seines Namens, denn das Wort bezeichnet im malayischen einen befestigten Ort überhaupt, wie denn auf Java noch sehr große Kratons zu Djokdjokarta und Surakarta sich befinden, wo einheimische Fürsten noch eine Art von Scheinsouveränetät fortführen. Innerhalb eines Kratons liegt, wenn man so sagen darf, das Residenzschloß. Jener von Atschin heißt hier gewöhnlich Kota Radschah. Er umschließt ein unregelmäßiges Parallelogramm von 800 Ellen Länge und 400 bis 500 Ellen Breite, umgeben von einem tiefen Wassergraben, der jetzt trocken liegt. Ringsum dehnt sich Bambusdickicht aus. Die eigentliche Festungsmauer ist aus Steinen und Mörtel aufgeführt und mit einem etwa 20 Fuß dicken Erdwall hinterlegt. Außer der königlichen Residenz fanden die Holländer, als sie den Kraton nahmen, hier nur elende, schmutzige Bambushütten, welche jetzt sämmtlich entfernt sind; geblieben ist nur eine hölzerne Moschee, von der eine etwa 3 Fuß im Durchmesser haltende eiserne Glocke hängt; ein massives Pulvermagazin und die Einfriedigungen mit den Gräbern der Sultane von Atschin und ihrer Angehörigen.

Diese Gräber sind längliche Vierecke von Mauerwerk, 2 bis 5 Fuß hoch, die kleinen für Kinder bestimmt, die der Sultane mit rothen, blauen, gelben Farben bemalt und mit eingemeißelten Inschriften in arabischen Charakteren bedeckt. Am Ende eines jeden steht der bei Mohammedanern übliche Pfeiler mit dem Turban. Am schönsten sind die Gräber der „Königinnen“, die zum Theil mit Bronzeornamenten versehen, aber nicht gemalt sind. Riesige Waringibäume — eine Art heiliger Baniane — beschatten diese Gräber, über denen jetzt die holländische Flagge weht.

Für die hier gelagerten Truppen sind Baracken aus Bambus mit Atap gedeckt erbaut worden; sie sind geräumig und sehr lustig — da die Seitenwände fehlen. Die Offiziershütten sind ähnlich construirt, nur an drei Seiten geschlossen, und vorn mit einer offnen Veranda versehen. Was die so wichtigen Hospitaleinrichtungen betrifft, so hörte ich darüber laut klagen, indessen fand ich die ähnlich wie die Baracken gebauten, nur an den Seiten mit Leinwand geschlossenen Zellen sauber und ordentlich; an Arzeneimitteln war kein Mangel. Trotzdem sind die Gesundheitsverhältnisse höchst mißlicher Natur und abgesehen von der Cholera ist stets der fünfte Theil der Truppen krank. Von 800 Patienten im Kraton sterben täglich vier, meistens an Fieber und Dysenterie. An Wasser aus dem Flusse für Reinigungszwecke fehlt es nicht; Trinkwasser liefern Nortons, Röhrenbohrbrunnen, die mit gutem Erfolg verwendet werden.

Der Kraton hat zwei Ausgänge. Durch den südwestlichen gelangte ich, nachdem ich einige Reisfelder passirt hatte, zu dem vorgeschobenen kleinen Fort Kota Pitschut, welches mit etwa 60 Mann besetzt war. Es ist vortrefflich aus Mauerwerk aufgeführt, ornamentirt, und scheint ein

heiliger Platz oder eine Gräberstätte gewesen zu sein, wenigstens deuten die Waringibäume im Innern darauf hin. Im nahen Dschengel stecken die Atschinesen, senden gelegentlich eine Kugel nach dem Fort und rauben das hier weidende Vieh der Holländer.

Die Vorstellungen von einem gewöhnlichen Kriege, Marschiren und Kämpfen werden hier in Atschin gänzlich bankerott; die Holländer müssen eben abwarten und je länger sie warten können, desto mehr Aussicht haben sie auf Erfolg. Hin und wieder raffen sie sich zu einem kühnen Streiche auf und nehmen den Atschinesen ein Fort weg. Letztere halten immer tapfer Stand und schleppen stets ihre Gefallenen mit sich fort. Ihre Kugeln haben eine ganz besondere Form, es sind Bleistücke, in welche noch ein Stückchen von irgend einer andern Substanz, gewöhnlich Porcellan, aus abergläubigen Zwecken eingelassen ist. Alle Atschinesen sind tapfer und sterben lieber, als daß sie sich ergeben; die Holländer haben in ihren vielen Kriegen im Archipel noch nie einen so kräftigen Gegner zu bekämpfen gehabt. Wird er auch geschlagen, so rafft er sich schnell wieder auf und steht so stark wie vorher da. So oft auch Nachrichten von einer „vollständigen Besiegung und Unterwerfung" verbreitet werden, sie haben sich hinterher doch als Täuschung erwiesen. Nur mit großen kräftigen Schlägen, Anwendung weit bedeutenderer Wehrkräfte, als sie den Holländern zu Gebote stehen, ließe sich der Krieg bald beendigen. Jetzt langen allmonatlich 1000 bis 1500 Mann neue Truppen an; aber der Abgang, den die Cholera, Dysenterie, Fieber und die Kugeln der Atschinesen verursachen, ist auch sehr bedeutend und so sehen wir die niederländische Armee eher an Zahl ab- als zunehmen. Speculationen über das Ende des Krieges wollen wir indessen nicht anstellen.

Die Herrscher von Uganda und Unyoro im äquatorialen Afrika.

Vor Kurzem sind als literarisches Resultat von Sir S. Baker's abenteuerlichem Zuge nach dem obern Nil zwei dicke, reich illustrirte Bände unter dem Titel „Ismailïa" (d. i. Gondokoro) erschienen, welche, so interessant und spannend sie auch geschrieben sind, doch für Geographie und Völkerkunde nur eine äußerst geringe Ausbeute liefern. Die wenigen Seiten, welche Geographisches nach Aussage von Eingeborenen bringen, handeln fast ausschließlich über den angeblichen Zusammenhang des Tanganyika mit dem sogenannten Albert Nyanza, worüber wir ja hoffentlich bald durch Gordon ins Reine kommen werden. Es gelang dem Pascha ja nicht, wesentlich neues Gebiet zu betreten; ja, er kam nicht einmal mit seinen Heerschaaren so weit, wie zehn Jahre früher als Nimrod in alleiniger Begleitung seiner Frau. Von seinem südlichsten Punkte Masindi (1° 44' nördl. Br.) mußte er einen schleunigen und verlustreichen Rückzug antreten, um nur das Leben zu retten, während fast sein ganzes Gepäck und alle gesammelten Elfenbeinvorräthe nothgedrungen den Flammen überliefert werden mußten.

Von Interesse sind in seiner Erzählung namentlich die Veränderungen, welche seit Speke und Grant's Anwesenheit (1862) sich in Uganda am Nordwestgestade des Albert Nyanza vollzogen haben. Der dortige Fürst M'tese ist in Folge des häufigen Verkehrs mit arabischen Kaufleuten von Sansibar zum Mohammedanismus übergetreten und hat eine Moschee erbaut. Er mordet nicht mehr, wie früher, seine Weiber, und wenn er Jemandem die Gurgel abschneidet, so thut er es jetzt im Namen Gottes. Er hält sich Schreiber, welche seine arabische Correspondenz besorgen, und ein tausend Mann starkes, durchweg mit Flinten bewaffnetes Regiment. Dieser Potentat sandte zu zwei verschiedenen Malen Gesandtschaften an Baker, um ihn zu sich einzuladen. Dieser benutzte die Gelegenheit, um an Livingstone zu schreiben und ihn der Fürsorge M'tese's zu empfehlen, welcher auch wirklich nach dem Missionär suchen ließ und zurückberichtete, daß derselbe schon von Udschidschi nach Westen aufgebrochen sei. Ja noch mehr! Baker's Brief wurde richtig, zwar nicht Livingstone, aber dem nach ihm ausgeschickten Lieutenant Cameron eingehändigt, dessen Antwort durch M'tese's Vermittelung wiederum die zehn Breitengrade nach Norden zurücklegte, richtig Oberst Gordon, Baker's Nachfolger, erreichte und durch diesen an den Vicekönig von Aegypten kam. Also eine ordentliche Postverbindung quer durch Afrika!

Das gerade Gegenstück zu diesem „intelligenten" Fürsten bildet der jetzige Herrscher des nordwestlich von Uganda gelegenen Unyoro, der junge, ewig betrunkene, hinterlistige und verrätherische Kabba Rega, Sohn des von Baker's erster Reise her bekannten Kamrasi. Seine Persönlichkeit soll uns hier nicht weiter beschäftigen, zumal er durch ein vereintes Vorgehen M'tese's, eines Prätendenten Rionga und der Aegypter fast seines ganzen Reiches beraubt wurde; wohl aber die interessanten Gebräuche bei seiner Krönung, den königlichen Begräbnissen u. s. w.

Die herrschende Familie stammt aus dem Volke der Galla, welche das Land ursprünglich eroberten und sich durch ihre lichte Hautfarbe vor den Unterworfenen auszeichnen. Von jenen Eroberern stammt auch die Kaste der Bohuma oder der Viehzüchter, von heller Farbe wie die königliche Familie, und so eng mit ihren Herden verwachsen, daß sie dieselben im Falle gewaltsamen Besitzwechsels auch in das Feindesland begleiten und dort ihre alte Beschäftigung ruhig fortsetzen. Sie tragen nie Waffen, vertheidigen sich also nie; aber nur der Tod kann sie von ihrem geliebten Vieh trennen.

Bis heute bewahren diese Eroberer eine eigenthümliche Sitte. Ehe ein König, in deren Reihe Kabba Rega der sechszehnte ist, den Thron besteigen darf, muß er zwei Nächte jenseits, d. h. östlich des (Victoria-) Nils zubringen. Dann geht er auf dem Pfade, auf welchem seine Vorfahren siegreich in Unyoro eingedrungen sind, entlang, setzt in einem Boote über den Strom und betritt das jenseitige Ufer genau auf derselben Stelle, wie jene Eroberer.

Stirbt ein König, so wird sein Leichnam auf einem mächtigen Roste von grünem Holze einem leichten Feuer ausgesetzt, so getrocknet und mumifizirt in neue Rindenkleider gehüllt und dann in einem großen, eigens dazu errichteten Hause ausgestellt. Seine Söhne kämpfen dann um den Thron, was oft jahrelang dauert, während welcher Zeit der Leichnam unbestattet liegen bleibt, ein Gebrauch, welcher sich auf das Genaueste an der Loangoküste wiederholt. Ist der Kampf entschieden, so tritt der Sieger zu seinem todten Vater hin und stößt seine Lanze nahe an dessen rechter Hand

in den Erdboden. Das bedeutet Sieg; er besteigt nun den Thron und richtet zunächst das Leichenbegängniß aus.

Dazu gräbt man ein riesiges Loch, welches mehrere hundert Menschen fassen kann und mit neuen Rindenstoffen ausgekleidet wird. Mehrere Frauen des todten Königs werden dann auf den Boden gesetzt, um auf ihren Knien den Leichnam zu tragen. In der vorhergehenden Nacht hat des Fürsten Leibwache viele einzelne Häuser und Dörfer umzingelt und am Morgen ohne Unterschied alle herauskommenden Leute ergriffen. Diesen werden Arme und Beine durch Keulenschläge zerbrochen, und man stürzt sie dann über den Leichnam und die ihn haltenden Weiber, während Trommeln, Hörner und Pfeifen und das Geschrei der aufgeregten Menge ihr Jammergeheul übertönen. Dann wird Erde darauf geschüttet und vom Volke festgestampft, worauf man einen Hügel über dem Ganzen errichtet.

Fast wörtlich dasselbe berichtet der Araber Ibn Batuta schon im Jahr 1346 von gewissen Ungläubigen im Sudan, wahrscheinlich von denselben Negern, wie Baler. So war auch Kamrasi begraben worden, und dann hatte Kabba Rega den Thron bestiegen und sämmtliche Weiber seines Vaters, mit Ausnahme seiner leiblichen Mutter, geerbt.

Der Thron, halb aus Kupfer, halb aus Holz bestehend, ist ein ganz kleines und altes Möbel, aber ein hochgeachteter Talisman, welcher in Gemeinschaft mit einer alten Trommel stets von besonderen Soldaten ängstlich bewacht und selten in Gebrauch genommen wird. Sollte er verloren gehen, so hätte damit auch das Ansehen des Königs ein Ende.

Sehr zweckmäßig ist die Organisation des Reiches, welche in starkem Gegensatze zu der Zerfahrenheit seiner nördlichen Nachbarn steht. Jede Provinz hat ihren verantwortlichen Häuptling, unter welchem wieder verschiedene Unterbeamten fungiren, so daß im Kriegsfalle die einzelnen Contingente in kurzer Zeit auf einem Punkte sich sammeln können.

Daneben hat der König auch ein stehendes Heer von etwa 1000 Mann, welche ihn beständig umgeben, vom Raube leben und in deren Reihen jeder weggelaufene Sklave, jeder Verbrecher oder läßige Schuldner willig Aufnahme findet. Diese Garden, Bonosura genannt, fahren plötzlich auf die Haufen faulen, sich herumtreibenden Volkes los, jagen es mit dicken Prügeln auseinander und bemächtigen sich dabei gewöhnlich der Kleider einiger Leute zum größten Vergnügen der mit heiler Haut Entwischten. Selten vergeht eine Nacht, ohne daß Jemand bei Vertheidigung seines Eigenthums von diesen Leuten ermordet wird. Daher die Menge von Raubvögeln bei Masindi, welche stets die Anwesenheit von Aas und Leichen anzeigen. Zu verschiedenen Malen fanden Baker's Leute halbverzehrte, eben erst getödtete Neger im hohen Grase liegen.

Die neuesten Entdeckungsreisen in Australien.

H. G. Der bekannte Reisende John Forrest und Genossen sind in den angesiedelten Districten der Colonie Südaustralien glücklich eingetroffen. Diesem bewährten Forscher wie seinen wackeren Gefährten gebührt die Ehre und der Ruhm, die bis dahin mysteriöse Frage nach der Beschaffenheit der weiten unerforschten Länderstrecken, welche sich zwischen den Colonien Südaustralien und Westaustralien ausbreiten, der Lösung wesentlich näher gebracht zu haben. Zwar hat der Oberst Warburton seine Reise von der 1036 Miles von Adelaide entfernten Station Alice Springs aus (am Ueberlandtelegraphen) durch den Westen nach dem Oakover-Flusse, welcher unter 20° 42′ S. und 120° 24′ O. in den De-Grey-Fluß mündet, am 12. December 1873 glücklich ausgeführt und uns über die Gegenden, die sich am zweiundzwanzigsten südlichen Breitengrade entlang ziehen, näher unterrichtet, allein die große Territorialausdehnung nach Süden zu blieb nach wie vor eine terra incognita. Giles, Gosse und Roß, eben so muthige und kühne wie im Buschleben erfahrene Männer, müheten sich vergeblich ab, in die Geheimnisse dieser Wildniß einzudringen. Wassermangel und Spinifex- (triodia irritans) Wüsten trieben sie zurück. Forrest machte den Versuch von Westen aus und vollendete ihn ruhmvoll. Er hat sich, unter unendlichen Mühseligkeiten und Entbehrungen, vom Murchison-Flusse (mündet in 27° 40′ S. und 114° 16′ O. in den Indischen Ocean) aus den Weg nach den Bergketten, ranges, welche von Gosse und Giles bereist wurden, erkämpft und das Centrum dieser unbekannten Länderstrecken für das geographische Wissen erschlossen. Es bleibt jetzt nur noch übrig, in mehr südlicher Richtung, d. i. in directer Linie auf Perth, von Südaustralien aus oder umgekehrt eine Forschungsreise zu unternehmen, um in den Charakter des ganzen westlichen Continents Einsicht zu gewinnen.

Am 30. September 1874 traf in Adelaide ein Telegramm von der 636 Miles von Adelaide gelegenen Peake-Station am Ueberlandtelegraphen ein, meldend, daß in den ersten Stunden des Nachmittags Forrest und Genossen daselbst angelangt seien. Eine Gratulationsdepesche ward sofort zurückgeschickt und Forrest antwortete umgehend mit einem Resumé über den von ihm erzielten Erfolg.

Die Forrest-Expedition war von der Regierung der Colonie Westaustralien ausgesandt worden; sie hatte den Zweck, die Wasserscheide des Murchison und anderer Flüsse, welche nach der Nordwestküste zu laufen, näher zu erforschen. Sofern es sich aber als rathsam erwies, sollte Forrest dann auch versuchen, durch das unbekannte Innere, möglichst am sechsundzwanzigsten Breitengrade entlang, nach dem südaustralischen Ueberlandtelegraphen vorzudringen. Die Gesellschaft war von vornherein für eine solche Reise vollkommen ausgerüstet. Als Begleiter hatte er fünf tüchtige Männer; er führte Lebensmittel auf sechs Monate mit sich und besaß achtzehn Pferde.

Forrest hat sein Programm buchstäblich durchgeführt und eine Reise von 2000 Miles zurückgelegt. Zu der Armuth an Wasser gesellte sich häufig Mangel an Weide für die Pferde, welche fast immer halb verhungert waren, so wie große Feindschaft der zahlreichen Eingeborenen, welche mehr als einmal die Reisenden muthig angriffen. Für die Cultur ist durch diese Reise nichts gewonnen worden. Doch hören wir die Depesche selbst, welche Forrest am 30. September nach Adelaide abgehen ließ.

„Ich danke bestens für die freundliche Beglückwünschung und will Ihnen ohne Verzug eine gedrängte Uebersicht unserer Reise zukommen lassen.

Wir verließen Champion Bay — in 28° 44′ S. und 114° 40′ O. — am 1. April 1874 und die letzte Schaf-

station am 28. April. Am 4. Mai erreichten wir den Mount Hale am Murchison-Flusse, welcher den entferntesten Punkt bildet, der in dieser Richtung bisher bekannt war. Wir folgten jetzt einem Nebenflusse des Murchison, der frisches Wasser enthielt, über eine Gegend hin, die vortrefflich begrast war, und zogen dabei ziemlich östlich, bis wir in 25° 50′ S. und 119° O. bei der Quelle desselben eintrafen. Von hier ab reisten wir, in der Hoffnung noch andere Nebenflüsse des Murchison aufzufinden, südöstlich bis 26° 25′ S. und 120° O. Da uns dies indeß nicht gelang, so wendeten wir uns nach Nordost und langten in 25° 50′ S. und 120° 40′ O. bei der Wasserscheide des Murchison an. Wir fanden eine nur mäßige Erhebung vor mit einigen Thalschluchten (gullies), die in begraste Ebenen ausliefen, um zuletzt in den Hauptfluß zu münden. Von hier bis 25° 55′ S. und 126° 13′ O. hatten wir eine große wellenförmige Spinifex- (Stachelschweingras-) Wüste, mit unbedeutenden Lücken begrasten Bodens, zu passiren. Wir entdeckten zwar etliche Quellen und viele Wasserlöcher in den Felsen, allein bei der außerordentlichen Dürre, welche in diesem Jahre herrschte, waren sie meistens versiegt und ausgetrocknet. Dennoch machten wir es möglich langsam vorwärts zu kommen, waren aber dabei zweimal fast einen ganzen Monat lang ohne Wasser. Endlich fanden wir davon ein wenig auf, und indem wir bei wenig Wasser lange Tagereisen unternahmen, gelangten wir in 127° O. in eine hügelige Granitgegend. Hier bot sich in Felsenhöhlungen hinreichend Wasser dar und wir konnten zur Barrow-Range vordringen, wo wir in der Nähe der Reiseroute des Herrn Ernst Giles eine Quelle ausfindig machten. Am 17. August entdeckten wir in den Cavanagh-Ranges, wo Giles längere Zeit campirte, in 26° 11′ S. und 128° O., nahe bei Gosse's Mount Cooper, eine schöne Quelle. Von jetzt ab folgten wir so ziemlich Gosse's Reiseroute durch die Tomkinson-Ranges bis 130° O., hatten uns aber, da auf derselben alles Wasser ausgetrocknet war, selber nach diesem flüssigen Elemente umzusehen. Wir geriethen dabei in eine sehr kritische Lage und retteten uns und unsere Pferde durch endliche Auffindung einer etwas nördlich gelegenen vortrefflichen Quelle, wo wir vier Tage lang Ruhe hielten. In 131° O. fanden wir in Lungley's Gully Wasser auf und gingen nun wieder der Route von Gosse durch die Murgrave-Ranges nach und weiter bis zum Alberga-Flusse, den wir verfolgten; wir erreichten so am 27. September den Ueberlandtelegraphen und heute, am 30. September, die Peake-Station. Hier haben wir bei den Beamten die freundlichste Aufnahme gefunden.

Fünf von unseren Pferden mußten wir unterwegs liegen lassen und eines fiel, bei unserer Ankunft am Ueberlandtelegraphen, todt zu Erde. Ihre Schwäche resultirte weniger aus dem oft fehlenden Wasser als aus dem großen Mangel an Futter. In dem von uns bereisten Innern hatte große Dürre geherrscht und wir selbst haben kaum einen Tropfen Regen gehabt. Die ganze Gegend war ausgetrocknet und das Gras verdorrt und versengt. Unsere Pferde befinden sich in dem kläglichsten Zustande und kaum drei oder vier unter ihnen können noch geritten werden. Wir mußten auf unserer langen Reise abwechselnd zu Fuße gehen. Viele Eingeborene kamen uns zu Gesichte und sie haben uns dreimal muthvoll angegriffen, mußten sich aber doch bald vor unseren Schießwaffen zurückziehen. Einmal waren es ihrer funfzig und ein anderes Mal — bei welcher Gelegenheit ich nahe daran war gespeert zu werden — gar ihrer hundert, die uns anfielen. Mehrere derselben wurden bei unserer Vertheidigung verwundet, ich glaube aber kaum, daß einer geradezu getödtet ward. Die Tomkinson-, Mann- und Musgrave-Ranges waren im Allgemeinen gut begrast. Manche Quellen wurden aufgefunden und ohne Zweifel existiren noch andere mehr. In den Spinifexwüsten zeigte sich auffälliger Weise viel Wild.

Indem ich mir, am Schlusse unserer Reise, alle die Mühseligkeiten, Entbehrungen und Gefahren, welche wir erduldet, ins Gedächtniß zurückrufe, nimmt es mich jetzt in der That Wunder, wie wir es möglich machen konnten, uns durch so erbärmliche, gänzlich nutzlose Gegenden durchzuarbeiten. Auf mehr als 600 Miles hatten wir weiter nichts als Spinifexwüsten zu passiren, und länger als einen Monat lebten wir nur von Dampers (d. i. aus Mehl, Salz und Wasser bereiteten und in der Asche gebackenen flachen Broten), denn glücklicherweise reichte unser Mehlvorrath für die Reise aus.

Wir beabsichtigen, am 5. October die Peake-Station zu verlassen und uns auf den Weg nach Adelaide zu begeben. Wir werden über Beltana (355 Miles von Adelaide entfernt, wo der bekannte reiche Großkaufmann und Squatter Thomas Elder bedeutende Schäfereien besitzt) reisen und von da ab der Postroute folgen.

Der Zustand unserer Gesundheit läßt nichts zu wünschen übrig. Meinen Gefährten kann ich nicht genug Lob wegen ihrer ausgezeichneten Führung auf der ganzen langen Reise spenden." —

Wir schließen diesen unsern Bericht unter dem Datum des 12. Octobers. Zu dieser Zeit waren die Reisenden noch nicht in den angesiedelten Districten der Colonie Südaustralien angelangt, aber man traf überall, wo dieselben durchkommen mußten und namentlich in Adelaide Vorbereitungen, die willkommenen Gäste aufs Glänzendste zu empfangen. Man will beweisen, daß man in Südaustralien nicht weniger die Gastfreundschaft ausübt, als in Westaustralien, wo seiner Zeit der Oberst Warburton, als er dort von seiner großen Forschungsreise eintraf, einer so ausgezeichneten Aufmerksamkeit begegnete.

Die Schulen in Sibirien.

Von **Albin Kohn.**

Ich kenne Sibirien, wie ich schon des Oeftern gesagt habe, bis mehr denn 100 Meilen nordöstlich von Irkutsk und zwar zwei Linien. Die eine führt von Tjumen über Tobolsk, Tara nach Kolywan und weiter östlich, die andere, die Linie, welche ich auf meiner Rückreise kennen lernte, führt über Tju-Kallo, Omsk, Ischim nach Tjumen. Auf beiden Linien war es mir, trotz aller Aufmerksamkeit, welche ich diesem Gegenstande zuwendete, nicht möglich, mehr denn in zwei oder

drei Dörfern Häuser zu entdecken, welche die ziemlich anmaßende Aufschrift: „Prichodzkoje utschylischtsche“ (Pfarrschule) trugen.

In zweien solcher Pfarrschulen fand ich einen betrunkenen Djak (Gehülfen des Popen) damit beschäftigt, etwa ein halbes Dutzend Kinder im Kirchengesange zu üben, ihnen das rechtzeitige Verbeugen und Bekreuzen beizubringen und sie überhaupt zu richtigen Bet- und Plärrmaschinen abzurichten. Keines der Kinder hatte in diesen Pfarrschulen ein Buch, keines auch nur eine Schiefertafel. In der dritten Schule fand ich einen Djak beschäftigt, dessen Physiognomie sehr ansprechend war. Gegen 20 Kinder waren seiner Obhut übergeben, denen er das Lesen und Rechnen neben dem Kirchengesange beibrachte. Die Dressur im regelmäßigen Beugen, Bekreuzigen und „Hospody-pomiluj“-Schreien fehlte auch hier nicht. Ich muß gestehen, daß ich in dem Djak, welcher dieser Schule vorstand, einen recht gebildeten Mann gefunden habe. Trotzdem war er der Ansicht — und er machte kein Hehl daraus —, daß dem Bauer keine Bildung nothwendig sei, da er sonst zu aufsässig werden würde. Also auch in Sibirien fühlt man die Wahrheit des Satzes: „Bildung macht frei“. Der Djak dieser Schule meinte, es wäre schon gefährlich, wenn der Bauer lesen könne. Dieses Lesen auf das Erlernen anderer Gegenstände als der sogenannten Heilswahrheiten verwenden, wäre von Uebel.

In den meisten Städten sind zwei classische Primärschulen, an denen ein oder zwei Lehrer fungiren und sich beim Unterrichten der wenigen Schüler, welche sie frequentiren, der veralteten Exercirmethode Lancaster's bedienen, welche ihnen erlaubt zu bummeln, während die Kinder mechanisch das A B C herplärren.

In Kansk, im Gouvernement Krasnojarsk (Jenissei), existirte außer dieser öffentlichen Schule auch noch eine vom Kaufmann Sawjenkow auf eigene Kosten unterhaltene und in seinem Hause eingerichtete Privatschule, in welcher 12 bis 15 Mädchen einen guten Elementarunterricht in den nöthigsten Gegenständen erhielten. Herr Sawjenkow war selbst ein gebildeter Mann, der die Nothwendigkeit der Bildung begriff und sie, soviel in seinen Kräften, zu verbreiten strebte. Seinen eigenen Kindern gab er die möglich höchste Bildung, und es war sein ernst ausgesprochener Wille, daß keiner von ihnen nach beendeten Universitätsstudien in den Staatsdienst trete. „Diesen Dienst muß man faulen, liederlichen, geistig verkommenen und moralisch versumpften Individuen lassen, neben denen kein Ehrenmann mit Ehren dienen kann.“ Dieses die Ansicht Sawjenkow's. Leider sind der Sawjenkow's, mit dem ich übrigens manchen angenehmen Augenblick verlebte und in welchem ich einen Ehrenmann in jeder Beziehung verehrte, in Sibirien nur sehr wenige. Ich lernte in einem Zeitraume von sieben Jahren in ganz Sibirien nur einen einzigen kennen. Ich habe die Bekanntschaft vieler reichen Kaufleute, auch vieler Bauern gemacht, deren Vermögen nach Zehn- und Hunderttausenden von Rubeln zählt; keiner von ihnen hielt die allgemeine Volksbildnng für nothwendig, keiner brachte Opfer für sie.

Das Volk selbst ist im höchsten Grade lernbegierig; es fühlt das Bedürfniß der Bildung und zeigt sich gegen Jeden dankbar, der einem Kinde einen Buchstaben beibringt. Wie oft hat die Wirthin das Beste, was Haus und Kammer hatte, aufgetischt, wenn ich mich hinsetzte und ihrem Kinde die „Asbuka“, das russische A B C, beizubringen suchte. Die Bauern murrten über die Verfügung des Generalgouverneurs von Irkutsk, Gortschakow, mittelst welcher er nach dem unseligen Aufstande der deportirten Polen am Bajkalsee (im Jahre 1866) allen Polen ohne Ausnahme das Ertheilen von Privatunterricht untersagte. Vorher haben viele durch Privatunterricht ihren ausreichenden und ehrenvollen Unterhalt gefunden und einige Schulbildung verbreitet.

Auch mit den höheren Schulen in den Gouvernementsstädten ist es nicht weit her. Es sind zwar in Tobolsk, Omsk, Tomsk, Krasnojarsk und Irkutsk Realschulen und philologische Gymnasien (in Krasnojarsk erst seit 1867); ihre Leistungen müssen schon deshalb ungenügend sein, weil die nöthigen Vorbildungsschulen fehlen, und weil — wie mir einer der Directoren, Herr Messer in Krasnojarsk, offen sagte — aus dem europäischen Rußland die unfähigsten Lehrer nach Sibirien gesendet werden.

Es scheint wirklich, als ob die Regierung Sibirien für eine Rumpelkammer hält, in die sie alles für europäische Verhältnisse Untaugliche hineinwirft. Um dieses zu beweisen muß ich zwei Beispiele anführen, den Doctor Surowkow, ehemals in Kansk, und den Inspector sämmtlicher Schulen Ostsibiriens, Maack in Irkutsk.

Ersterer konnte sich in keiner andern als der russischen Sprache ausdrücken, hatte keine Universitätsstudien absolvirt, sondern seine Stellung dafür erhalten, daß er, als Student aus dem zweiten oder dritten Course, während des orientalischen Krieges in die Armee als Hülfsarzt eintrat. Nach beendetem Kriege wurde er hierfür als Kreisarzt nach Kansk gesendet. Der Zweite wußte ein ihm von mir gegebenes versteinertes Samenkorn einer vorweltlichen Pinie nicht von einer Incrustation zu unterscheiden und wußte nicht, daß noch heute auf den Antillen Piniensamen dem Prozesse der Versteinerung unterliegt. Er, der Naturalist, wußte ein Lepitodendronstück nicht von einer Sigillaria zu unterscheiden.

Eine Folge des Mangels der Vorbildungsschulen ist die geringe Frequenz der höheren Anstalten. Das Gymnasium in Irkutsk zählte im Jahre 1868 gegen 200, die Realschule kaum 80 Schüler; das Gymnasium in Krasnojarsk im Jahre 1870 nicht viel über 60.

Auch die Bildung der Mädchen steht auf einer sehr niedrigen Stufe. Es giebt in den Dörfern für sie gar keine Bildungsanstalten; sie lernen nicht einmal den Kirchengesang, denn: mulier tacet in ecclesia. In den Kreisstädtchen besuchen die Mädchen mit den Knaben die gleichen Schulen und werden gemeinschaftlich unterrichtet. Schulzwang herrscht nirgends in Rußland.

In den Gouvernementsstädten sind: „Pensionen für adelige Fräulein“, welche gewöhnlich unter dem Protectorate der Kaiserin stehen und von den Töchtern der höheren Beamten, Offiziere und reichen Kaufleute besucht werden. Sie stehen verhältnißmäßig nicht höher, als die höheren männlichen Bildungsanstalten.

Eine eigene Universität hat Sibirien nicht, und soll sich die Regierung (bis 1870 wenigstens) geweigert haben, eine solche zu gründen, ja sogar eine solche von den reichen Bewohnern des Landes gründen zu lassen.

Auch mit den öffentlichen Bildungsmitteln ist es in Sibirien schlecht bestellt. In der stolzen „Hauptstadt Ostsibiriens“, in Irkutsk, existirt eine „öffentliche Bibliothek“, welche nicht einmal einen gedruckten Katalog hat. Der geschriebene Katalog weist nicht viel über neunhundert Nummern russischer Druckfachen nach, in welcher Zahl auch eingebundene Zeitungen inbegriffen sind. Die Hauptmasse dieser Büchersammlung bilden alle Gebetbücher und antiquirte Romane, welche längst nicht mehr des Lesens werth sind. Das Verzeichniß der französischen Bücher weist etwa 400 Nummern nach. Deutscher Bücher waren sehr wenige; ihr Verzeichniß war gar nicht vorhanden. In der Bibliothek Sibiriens fand man — und dieses ist sehr charakteristisch — weder Müller's Geschichte Sibiriens noch auch das classische Werk Pallas':

„Sibirische Reise". — Buchhandlungen giebt es in Sibirien nicht! Wer Bücher haben will, muß sich dieselben direct per Post aus den Hauptstädten Rußlands, aus Petersburg und Moskau, senden lassen.

Zu den Bildungsanstalten müssen wir unbedingt auch die Theater zählen. Irkutsk, eine sehr reiche Stadt, könnte ohne zu große Mühe ein Theater aus Granit oder Marmor haben, da es nur 60 Werst vom Baikalsee und hart an der diesen durchschneidenden Angara liegt, also mit dem Baikalgebirge in directer Verbindung steht, aus dem man das besagte Material herbeischaffen könnte. Trotzdem steht in der stolzen Hauptstadt Ostsibiriens ein hölzernes Gebäude, das einem Stalle weit ähnlicher sieht als einem dem Kunstgenusse gewidmeten Baue, von dem ich einem hochgestellten Beamten während einer vertraulichen Unterhaltung sagte, daß in dasselbe nicht nur keine Muse einziehen, sondern daß sich sogar Apollo hüten würde in ihm seine Pferde unterzubringen.

Dem Volke mangelt noch zu sehr der ästhetische Nerv. Die höchsten Schichten zwar besitzen feine Lebensbildung, kennen und schätzen die Schöpfungen der europäischen Kunst, aber von Jugend auf an den byzantinischen Stil gewöhnt, dessen schwerfällige, mit Schmuck überladene Schöpfungen den Geist eher niederdrücken als erheben, wird jeder Russe seinem „Isaakowski Sobor" (dem Dome des heil. Isaak in Petersburg) den Vorzug geben vor dem Straßburger Münster, vor St. Peter in Rom, vor der Alhambra und vor den berühmtesten Prachtbauten der Neuzeit des westlichen Europas. Dasselbe auch wird bei der Vergleichung anderer Schöpfungen der schönen Künste, welche dem russischen Geiste entsprungen, mit den dem westeuropäischen ihren Ursprung verdankenden der Fall sein, denn der Russe, selbst der gebildetste, brüstet sich gern mit der Größe seines Volkes: es ist, seiner Ansicht nach, das erste Volk der Erde, groß in jeder Beziehung. Wenn, nach den Ansichten des gemeinen Mannes, im orientalischen Kriege die Westmächte unterlagen und an Rußland ungeheuere Contributionen zahlen mußten, so wich, nach den Ansichten der Gebildeteren, Rußland nicht der Uebermacht, sondern sein friedliebender Kaiser schenkte Europa großmüthig den ihm nöthigen Frieden und opferte diesem Frieden sogar die Befestigungen Sebastopols und seine Flotte, vor denen die Westmächte zittern.

Die Ansichten von der imaginären Größe Rußlands und seines Volkes, von der geistigen Höhe, auf welcher sich das letztere befindet, werden erst schwinden, wenn der Verkehr mit dem europäischen Auslande ein größerer, wenn er auf natürlicheren Grundlagen basirt sein wird.

Aus allen Erdtheilen.

Die russische Amu-Darja-Expedition.

Gegen Ende September 1874 hat dieselbe ihre topographischen Arbeiten und die hydrographische Erforschung des Amudeltas beendet; die meisten Theilnehmer waren Anfang November schon wieder nach Petersburg zurückgekehrt. Aus den Mittheilungen des Obersten Stoletow, des Leiters der ganzen Expedition, erhellt, daß sich der Schifffahrt oberhalb Nukus (unweit der Spitze des Deltas) keine anderen Schwierigkeiten darbieten als der häufige Wechsel der Wasserrinne. Dies zu überwinden, wird es sich empfehlen, die einheimischen Fischer als Lootsen zu benutzen. Die Rinne besitzt überall genügende Tiefe und die Uferbildung ist derartig, daß sie fast überall ein unmittelbares Anlegen gestattet und so der Schifffahrt große Vortheile gewährt. Major Wood, von den englischen (Madras-) Ingenieuren und Mitglied der Expedition, hat die Wassermasse des Amu an seiner Mündung und oberhalb der ersten Bewässerungscanäle berechnet und meint, daß nur die eine Hälfte des Amu den Aralsee erreicht, während die andere theils zu Agriculturzwecken verbraucht wird, theils nutzlos im Wüstensande verrinnt. Seinen höchsten Stand erreicht der Strom im Juli, wenn die Schneemassen des Kisiljart und Pamir schmelzen.

Was den naturhistorischen Theil der Expedition anlangt, so haben Sjevertsow und Bogdanow in der Umgegend von Petro-Alexandrowsk und Nukus zoologische Excursionen gemacht; Smirnow an den Ufern und auf den Inseln des Amu botanisirt und Barbot de Marny geologische Untersuchungen auf der Linie Kuschkanatau-Tschimbai-Nukus-Schurachan-Meschekli, im Gebirge Scheichdscheli und bis nach Samarkand hin angestellt. Er hat dabei einen wesentlichen Unterschied der geologischen Structur auf dem Ost- und Westufer des Aralsees nachgewiesen, Kreide auf dem erstern, die sarmatische Tertiärformation auf dem letztern.

Augenblicklich befinden sich nur noch die Herren Dorandt und Milberg am Amu, deren meteorologische Beobachtungen die Dauer eines ganzen Jahres umfassen werden.

Im October ist auch das Nivellement zwischen dem Aralsee und dem Kaspischen Meere unter Leitung des Obersten Thilo beendet worden. Nach den vorläufigen Berechnungen liegt der Spiegel des Aralsees 250 Fuß über dem des Kaspischen Meeres im Mertwyi Kultuk oder Todten Meerbusen; also 165 Fuß über demjenigen des Oceans. Danach sind alle früheren Angaben von Zagoskin, Anjou und Duhamel, von Berg, welcher 1826 jene Höhe zu 117 Fuß fand und von Struve (132 Fuß im Jahre 1858) zu berichtigen. Die Richtigkeit der letzteren Messungen wurde schon bezweifelt, als Oberst Stebnitzky im Jahre 1872 die Höhe des Brunnens Igdy im trockenen Oxusbette zu 191 Fuß über dem Kaspischen Meere fand, was jetzt durch Thilo bestätigt wird. Es ist also in der That ein genügender Fall im alten Oxusbette festgestellt worden.

Das Entdeckungsschiff „Basilisk" im östlichen Archipelagus.

Wir haben im „Globus" vielfach der Fahrten erwähnt, welche dieses Schiff, das von Capitän Moresby befehligt wurde, an den Küsten von Neuguinea gemacht hat. Nun ist der „Basilisk" nach England zurückgekommen; er war vier Jahre fast ununterbrochen im Dienst.

Die Ergebnisse seiner Reisen sind für die Länder- und Völkerkunde von großem Belang. Erst jetzt gewinnen wir durch Moresby eine richtige Vorstellung von der Torresstraße und von den östlichen Gestaden Neuguineas, und die Karten über diese Gegenden werden einen neuen Anblick gewinnen. Der „Basilisk" hat etwa 1200 Miles Küstenstrecken aufgenommen, 12 Häfen erster Classe, mehrere schiffbare Ströme und mehr als 100 kleine und größere Inseln entdeckt. Auch ist von ihm ein Seeweg aufgefunden worden, welcher die Route zwischen Australien und China beträchtlich abkürzt. Wir kennen nun einen neuen Archipelagus, eine fruchtbare, von vielen Flüssen bewässerte Gegend, die von einem halbcivilisirten malayischen Menschenschlage bewohnt wird; das Alles ist neu.

Als die ersten Nachrichten von Moresby's Entdeckungen nach London kamen, schickte die Admiralität sofort den Schiffslieutenant Dawson ab, um gemeinschaftlich mit jenem Capitän die Aufnahmen zu besorgen. Sehr häufig bediente man sich bei den Arbeiten kleiner Boote, die oft wochenlang vom Schiffe weit entfernt waren, und die Entdecker hatten dann mit Wilden zu verkehren, denen nie zuvor ein weißer Mann vor Augen gekommen war. Es gelang, mit denselben friedlichen und freundlichen Verkehr zu unterhalten. — An der Nordostküste von Neuguinea sind zwei hohe Berge entdeckt worden, die bis zu 11,000 Fuß gipfeln: Mount Gladstone und Mount Disraeli. Die Fahrten in dem Gewirr von Korallenklippen waren sehr gefährlich; die Gesundheitsverhältnisse des Schiffsvolkes, das keine leichte Arbeit hatte, sind sehr befriedigend gewesen.

Erforschung des Lake Eyre und der unbekannten angrenzenden Gegenden.

H. G. Am 25. August 1874 stellte Herr T. Hogarth im Oberhause des südaustralischen Parlaments den Antrag auf Erforschung des Lake Eyre und der unbekannten anliegenden Gegenden. Schon am zweiten September gab der Gouverneur Anthony Musgrave die Erklärung ab, daß dem Beschlusse die schnellste Folge gegeben werden solle. Dies ist denn auch bereits geschehen, indem Mitte September eine Gesellschaft für den angedeuteten Zweck dahin abgegangen ist. Der südliche Theil des Lake Eyre wird schon seit mehreren Jahren mit Viehherden bejagt, so daß die jetzige Erforschung dem nördlichen Theil, d. i. vom 29. Breitengrade ab, gelten wird.

Die Expedition steht unter Leitung des Herrn J. W. Lewis, welcher in der letzten Warburton-Expedition der Zweite im Commando war. Es begleiten ihn A. G. Beresford als Feldmesser und Kartenzeichner, F. W. Andrews als Sammler, Tolmer als erfahrener Buschmann und Daloff als Koch.

Am 15. September verließen die Reisenden Port Adelaide und wurden mit einem Dampfschiffe nach Port Augusta befördert, von wo sie sich am 22. September nach der Station Beltana am Ueberlandtelegraphen, 355 Miles von Adelaide, begaben, wo Thomas Elder große Schäfereien besitzt. Hier werden sie sich durch zwei Afghanen verstärken, welche die Führung von achtzehn Kameelen zu übernehmen haben, die der um die Erforschung des australischen Continents hochverdiente Herr Elder wieder bereitwillig und ohne irgend welche Vergütung dafür zu beanspruchen zur Verfügung gestellt hat. Die Pferde und vieles Andere von der Gosse-Expedition befinden sich ebenfalls noch in Beltana und werden die Ausrüstung dieser Reisenden vervollständigen.

Die Instructionen, welche der Generalfeldmesser Goyder entworfen hat, laufen auf Folgendes hinaus. Lewis soll die Nord- und Ostküste des vermeintlichen Eyre-Sees erforschen, „die Gegend, welche innerhalb je 100 Miles nördlich von 29° 5′ S. und bis 137° O. liegt.“ Falls der „See“ wirklich ein solcher ist, soll er mit einem Boote befahren und die Tiefe sorgfältig gemessen werden, ist er aber kein See, so sollen nähere Untersuchungen über die Bodenverhältnisse angestellt werden.

Rumänische Sprachproben.

D. Eine kurze Besprechung der rumänischen Sprache im „Globus“ XXVI, Nr. 21, veranlaßt mich, der ich Jahr und Tag in Rumänien lebte, zu einigen erläuternden Bemerkungen:

Obwohl das Rumänische für eine Tochter der römischen Bauernsprache angesehen werden muß, fällt es doch dem des classischen Lateins kundigen Deutschen nicht schwer, die Sprache zu verstehen. Möge sich der Leser selbst durch ein Beispiel überzeugen. Ich wähle dazu die erste vierzeilige Strophe eines kleinen Volksliedes, das ich oft an Sommerabenden von den Burschen und Mädchen des Dörfchens Vadunculo bei Galaz nach einer sehr eintönigen Melodie als Begleitung eines ebenso einförmigen trippelnden Kreistanzes absingen hörte. Sie lautet:

Jo sunt fata di Român,
Numili mi Floara,
Am altize si gerdân,
Dumne, bine pare.

Wörtlich ins Lateinische übertragen, würden die Worte lauten:

Ego sum filia Romani,
Nomen mihi Flora,
Habeo a. s. g.
Domine, bene paret.

„Ich bin die Tochter des Romanen, ich heiße Flora. Ich habe ein gesticktes Hemd mit einer Perlenschnur. Herr, das steht mir gut.“ Altize si gerdân ist slavisch und dürfte vielleicht auf den slavischen Ursprung eines Theiles der jetzigen rumänischen Weiberkleidung hinweisen. Pare scheint von parere (erscheinen) abgeleitet werden zu müssen; bine pare wäre daher wörtlich: „es erscheint gut.“

Die im Französischen häufige Erscheinung, daß der im lateinischen Genitiv hervortretende Stamm eines Nomens als Nominativ zur Verwendung gelangt, wiederholt sich im Rumänischen häufig, so z. B. cinis, ciner-is, rumänisch ciner.

Höchst eigenthümlich ist die häufige Verwandlung des lateinischen K-Lautes in einen Lippenlaut, z. B. lat. doctor, rum. doptor; lat. aqua, rum. ape; lat. quatuor, rum. patrû. Es ist die Ansicht ausgesprochen worden, daß hier eine Einwirkung des Gothischen vorliege.

Oft sind die Wörter der Muttersprache furchtbar corrumpirt und zusammengezogen. Einem Reisenden, der per Postkaruzze durch die Moldau dahinsaust, wird gewiß das auf jeder Poststation gehörte Wort sûnz in lebendiger Erinnerung bleiben. Die schnelle Fahrt macht häufiges Salben der Achsen nöthig, um eine Entzündung derselben zu verhindern, und trebui sûnz — so klingt das Wort wenigstens dem deutschen Ohre — ist die Zauberformel, die auf jeder Station unfehlbar den diensthabenden Postknecht mit dem Theerkübel herbeilockt, um dem Wagen die nöthige Salbung angedeihen zu lassen. Wer sollte denken, daß in sûnz das lateinische exungia (Wagenschmier) in neuem Gewande sich uns präsentirt?

Auch deutsche Wörter sind in fast komischer Form rumänisirt. So erinnere ich mich, den deutschen „Jahrmarkt“ als „Jermerok“, die deutsche „Bierbrauerei“ als „Biërería“ unter den Moldawans wiedergefunden zu haben.

* * *

— Die Auswanderung der Italiener hat bekanntlich im Verlaufe der letzten Jahre große Dimensionen angenommen und viele gingen sogar nach Persien, um bei den dort von Baron Reuter projectirten Eisenbahnen beschäftigt zu werden; da aber aus dem Bau derselben bisher nichts geworden ist, sind sie in große Noth gekommen. — Nach Nordafrika geht der Zug seit vielen Jahrhunderten, seit aber der Bau des Suezcanales begann, wurde derselbe stärker als je zuvor und Aegypten galt für das gelobte Land nicht bloß den gewöhnlichen Handarbeitern, sondern auch Handwerkern aller Art. Der Andrang war so groß, daß viele ohne Beschäftigung blieben und die italienische Regierung dieser Auswanderung Hindernisse in den Weg zu legen sich gedrungen sah, aber trotzdem sind die Italiener dort zahlreicher als irgend eine andere europäische Nationalität. Auch in der sogenannten Berberei findet man sie überall in den Städten in Menge und schon allein der Korallenfischerei wegen begeben sich in jedem Jahre Tausende dorthin. Besonders in Tunis sind sie nicht ohne wohlthätigen Einfluß auf die Umgestaltung der dortigen Verhältnisse geblieben. — Daß der Hauptzug der italienischen Auswanderung nach Südamerika, insbesondere nach dem La Plata, geht, haben wir im „Globus“ mehrmals hervorgehoben.

— Ein Engländer hat London „in Zahlen gefaßt“.

Wir erfahren Folgendes. Die Hauptstadt des britischen Weltreiches hat von Osten nach Westen eine Länge von 25, eine Breite von 12 bis 13 Kilometer, die Oberfläche beträgt 34,000 Hectaren, also sieben Mal so viel als Paris innerhalb der Befestigungen. Die 4,025,000 Einwohner leben in 23,000 Straßen „und wenn man diese an einander reiht, kommt eine Strecke heraus, die so lang ist wie die von London nach Point de Galle auf Ceylon". Der jährliche Gasverbrauch beträgt 10,400 Millionen Cubikfuß, wovon 1400 Millionen unnütz verloren gehen; 490,000 Brenner verbrauchen in 24 Stunden 15 Millionen Cubikfuß. Die Londoner können, wenn sie wollen, in etwa 1000 Kirchen und Bethäusern ihre Andacht verrichten; aber die Zahl der Schänken beträgt mehr als 4500. Im Durchschnitt kommen 2608 Selbstmorde auf das Jahr und 239 Todesfälle auf Leute, die lebendig verbrennen.

— Die Britische Gesellschaft zur Verbreitung der Bibel macht bekannt, daß sie im Jahre 1873 nicht weniger als 220,766 Pf. St. an Subscriptionen erhalten habe; die Gesellschaft zur Verbreitung von Tractätlein hat 137,705 Pf. St. erhalten. Beide Summen sind für Bibeln und Tractätlein verausgabt worden, die in allen fünf Welttheilen vertheilt wurden. Die Tractatgesellschaft dankt dem Allerhöchsten, daß sie nun doch schon an 1800 Chinesen habe „taufen" lassen. Ob sie aber wirkliche „Christen" geworden seien, weiß man nicht.

— Die Rückwanderung aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika nach Europa ist außerordentlich beträchtlich. Dieselbe hat in dem Finanzjahre 1873/74 nicht weniger als 134,686 Köpfe betragen. — Californien hat in den ersten acht Monaten des Jahres 1874 eine Einwanderung von 53,600 Köpfen erhalten, während 23,600 abreisten. Auf dem Seewege trafen nur etwa 4000 Europäer und Yankees, aber nicht weniger als 17,400 Chinesen ein.

— Die Stadt Milwauke in Wisconsin hat seit 1870 einen Bevölkerungszuwachs von 23,000 Köpfen erhalten und zählt jetzt etwa 95,000 Seelen.

— Die Bevölkerung der sämmtlichen australischen Colonien belief sich am 31. December 1873 auf 2,136,129. Diese Seelenzahl vertheilt sich so, daß auf Victoria 790,492 (war am 30. Juni 1874 auf 797,049 gestiegen), auf Neu-Süd-Wales 560,275 (am 30. Juni 1874, 570,000), auf Neu-Seeland 310,437, auf Süd-Australien 198,257, auf Queensland 146,690, auf Tasmanien 104,217 und auf Westaustralien 25,761 entfallen.

— Das Schott Mel-Ghir in Südtunis, welches Herr von Lesseps in ein Binnenmeer verwandeln wollte („Globus" XXVI, S. 303), liegt allerdings unter dem Meeresspiegel und zwar — 27 Meter. Diese Angabe, auf den Beobachtungen der Hauptleute Roudaire und Roll beruhend, die im Zusammenhang mit der europäischen Gradmessung dort ein geometrisches Nivellement ausführten, ist über jeden Zweifel erhaben und bringt die Zahl der größeren Depressionen (Kaspisches Meer, Jordanthal, Libysche Oasen; abessinische Depression: Assal-See, Taltat-Salzebene) definitiv auf vier. Der Uebelstand ist nur der, daß der Isthmus zwischen der Depression und dem Mittelmeer nicht, wie man annahm, aus Sanddünen, sondern aus bis über 300 Fuß hohen Kalk- und Sandsteinhügeln besteht, deren überaus kostspielige Durchbrechung doch wohl kaum durch die Vortheile jenes projectirten Binnenmeeres gelohnt werden würde.

— Die halbmondförmigen Rasirmesser bei den Völkern des Alterthums. Auf dem Feste, welches in Rom alljährlich am 11. December zu Ehren und zum Andenken Winkelmann's gefeiert wird, hielt Prof. Helbig einen Vortrag über diese aus Bronze verfertigten Scheermesser, welche sich, soweit unsere Kenntniß reicht, auf den Inseln des griechischen Archipels, in Attika und Böotien, in Etrurien, den südlichen Alpentheilen und selbst an mehreren Orten jenseit der Alpen finden, und zwar unter Umständen und zusammen mit Gegenständen, welche auf eine uralte Epoche hinweisen, um es kurz auszudrücken, auf diejenige, in welcher die classischen wie die betreffenden nordischen Völker zum erstenmal Gegenstände gebrauchten, die auf einen gewissen Grad wenigstens äußerlicher Civilisation schließen lassen. Da die Gelehrten, welche der indoeuropäischen Race vor ihrer Trennung ein beträchtliches Capital von Bildung und technischen Fähigkeiten zuerkennen, geneigt sein könnten, diesem Capital auch die Rasirmesser gutzuschreiben, so widerlegte der Vortragende zunächst diese Annahme, indem er namentlich auf den nördlichen Theil der Nekropole von Alba longa hinwies, die ganz geeignet ist uns einen Begriff von dem indoeuropäischen Zustande der prisci Latini zu geben, bevor dieselben in Berührung mit der überlegenen Cultur des Ostens getreten waren. Weder in dem nördlichen noch in dem jüngern südlichen Theile, der bereits einige aber noch sehr oberflächliche Spuren überseeischer Beziehungen erkennen läßt, hat sich ein Rasirmesser gefunden. Hr. Helbig zeigte hierauf, daß die größte Wahrscheinlichkeit dafür spricht, daß das Rasirmesser aus den uralten Herden der Civilisation, aus dem Osten, allmälig nach dem Westen sich verbreitete, und von Italien und vielleicht auch von der Südküste Galliens aus bei den nördlichen Völkern Eingang fand. Jedenfalls ist sein Gebrauch im Orient uralt, wie es Denkmäler und Zeugnisse der Schriftsteller für Aegypten, das alte babylonische Reich, Assyrien, das jüngere babylonische Reich, Phönicien und die Insel Kypros nachweisen. In Griechenland war das Rasirmesser zur Zeit der Entstehung der Homerischen Gedichte ein ganz gebräuchlicher Gegenstand, denn die sprüchwörtliche Redensart: „Es steht auf der Schneide eines Rasirmessers", von Dingen die sich im Augenblick der Entscheidung befinden, kommt bereits in der Ilias vor. Dieselbe scheint gerade unter dem Eindrucke solcher halbmondförmigen Rasirmesser entstanden zu sein, und wird erst durch diese Voraussetzung recht verständlich.

Der Vortragende wies hierauf aus bildlichen Darstellungen und Zeugnissen der Literatur nach, wie sich der Gebrauch, den Schnurrbart zu rasiren, in Griechenland lange Zeit erhielt. Das frühe Auftreten des Rasirmessers in Italien ergiebt sich deutlich aus der ältesten monumentalen Kunst der Etrusker, und für die römische Königszeit aus der Legende vom Augur Attus Navius, der in Gegenwart des ungläubigen Tarquinius Priscus einen Wetzstein mit dem Scheermesser zerschnitt. Vermöge des Landhandels, welcher seit uralter Zeit zwischen Italien und den Ländern nördlich der Alpen stattfand, wurde es dann auch nach diesen verbreitet. Halbmondförmige Rasirmesser haben sich in den Pfahlbauten Savoyens gefunden, die doch sicherlich einem Culturzustand angehören, welcher vor den Einflüssen eigentlich griechischer und gräcoitalischer Civilisation liegt. Nach all diesen Thatsachen wird es nicht mehr befremden, daß die Kelten bei ihrem ersten Auftreten in der Geschichte mit langem Schnurrbart, aber mit rasirten Wangen und rasirtem Kinn erscheinen. Der Vortragende schloß mit einer Danksagung an Hrn. Augusto Castellani, welcher eine von ihm restaurirte jetzt in das capitolinische Museum übergegangene Bronze-Tensa, geschmückt mit Reliefdarstellungen aus dem Leben des Achill und dem bacchischen Cyclus, im Saal ausgestellt hatte. (Augsb. Allg. Ztg.)

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

SULTANAT ATSCHIN

nebst den Inseln Babi und Nias.

nach F. W. Versteeg und J. Dornseiffen

Maßstab 1:2,400,000

Deutsche geogr. Meilen

Höhen in Metern

ATSCHIN

BABI (SCHWEINE INSEL) od. SIMALU

NIAS

SUMATRA

Königreich der Niederlande.

(596 Q. M.) in demselben Verhältnisse wie Sumatra (8100 Q. M.)

Geogr. Anstalt von Velhagen & Klasing, Leipzig.

Globus Bd. XXV.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXVII. № 3.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 12 Mark. Einzelne Nummern 50 Pf. — 1875.

In Paraguay.

III.

Handelsverhältnisse. — Schulen. — Ländliche Bälle. — Pfade im Urwalde. — Ein Patriarch. — Jaguare. — In Ibicui und Itapua. — Die Troperos.

Wir verließen den Reisenden Forgues im Städtchen Villa rica. Es gefiel ihm dort unter den Leuten, deren gutes Benehmen er rühmt, so wohl, daß er sich ein Haus kaufte; sofort wurde er als Mitbürger betrachtet und mit großer Aufmerksamkeit behandelt. Die naiven Menschen setzten sich in den Kopf, er sei ein reicher europäischer Capitalist und hergekommen, um die Eisenbahn fertig zu bauen. In der etwa sechs Leguas entfernten Ortschaft Capilla Borjas traf er einen Landsmann, der einen nicht unvortheilhaften Handel trieb; er tauschte Taback ein gegen Baumwollenzeuge, Branntwein, Wein, Stearinkerzen und dergleichen mehr, und verstand sich sehr wohl auf die Eigenthümlichkeiten des Verkehrs. In Paraguay hat man nur sehr wenig Baargeld; die „Kunst" des Handelsmannes besteht nur darin, daß er gleich nach Beendigung der Tabacksernte so viele Waare aufkauft als irgend zu haben ist und zwar gegen klingende Münze. Der Bauer hat von dem Gelde, welches er für die vorjährige Ernte bekam, nichts mehr in der Hand, und er giebt nun einen Theil des neuen Ertrages für einen Preis ab, den er unter anderen Verhältnissen mit Unwillen von sich weisen würde. Nun aber hat er etwas Geld, indeß was fängt er damit an? Er verthut dasselbe bei demselben Tendero (Kaufmann), von welchem er es für Taback bekommen hat, und wenn er nichts mehr hat, verkauft er von Neuem Taback; natürlich nur gegen Baar und dasselbe Stück fängt wieder von vorn an. Einfacher Tauschhandel wäre unter solchen Verhältnissen ganz natürlich, aber dazu wollen die Leute sich platterdings nicht verstehen. Eine Frau wird unter keiner Bedingung für den Mate oder für das was sie sonst feil hat Zeug, Zwirn, Scheere, Messer oder was sie irgend bedarf nehmen; sie will, wenn auch nur für kurze Zeit, mit baarem Gelde klappern können und mit diesem das was sie kauft bezahlen.

Es liegt überhaupt sehr im Argen mit den Geldverhältnissen. Alle Beamten, mit Ausnahme derer welche Mitglieder der Regierung sind, bekommen ihren Gehalt in Kupfermünzen ausgezahlt, die nur bei den Zollstätten Cours haben, an denen 10 Procent derselben bei Erlegung der ganzen Zollgebühr angenommen werden und dann zu einem wechselnden Course, den die Zollbehörde beliebig feststellt und der zwischen 30 und 50 Procent steht. —

Der Schulmeister in Villa rica gab den kleinen Ohnehosen den Unterricht spanisch; er führt seinen Baculus mit großer Würde und hält das Schulzimmer in guter Ordnung; Schulgeld bezahlen die Kinder nicht. Die Schule ist freilich ein sehr einfaches Gebäude und dasselbe gilt von der Kirche.

Heimkehr aus der Kirche.

Auf den Europäer macht es einen eigenthümlichen Eindruck, wenn er sieht wie die Frauen und Mädchen, Kinder an der Hand, dieselbe verlassen; sie bilden in ihren weißen Gewändern, die von der braunen Haut vortheilhaft abstechen, malerische Gruppen. Der Besuch der Kirche gehört zum Zeitvertreib dieser Guaranis, für welche Zeit kein Geld ist, gleich den Hahnengefechten, welche durch die Spanier in Aufnahme gekommen sind. Der Beginn dieser Kämpfe wird durch Abbrennen von Petarden angezeigt. Nachher findet in einem großen Saale, welchen der höchste Beamte hat herrichten lassen, ein Ball statt; auf einer langen Tafel stehen Blumen, unter derselben hat ein junger zahmer Tapir es sich bequem gemacht. Jeder Einzelne erhält beim Eintritt ein Glas Rum, späterhin wird spanischer Wein in großen Biergläsern credenzt. Die Musik ist einfach; ein Mann bearbeitet eine große Trommel, ein anderer eine kreischende Clarinette, aber die Heiterkeit ist groß und als der vermeintliche Capitalist und Eisenbahnbauer einen Trinkspruch auf die Damen, und zwar

Jaguarfalle.

in Guarani, ausbringt, erschallt heller Jubel und man überstreut ihn mit Blumen und Rosenblättern. Während des Tanzes rauchen Damen und Herren mächtig große Cigarren.

Von Villa rica führt der Weg nach dem südlich liegenden Capilla Borjas, das in Guarani Yakaguazu heißt, über Lagunen und manche Bäche. Das große Dorf zählt gegen einhundert Häuser, hat eine Kirche, die eben so einfach ist wie die von Itapé (S. 22) und hat auch eine Schule, die von 125 Kindern besucht wurde. Im Dorf und den umliegenden Ranchos ergab die Zählung 365 Kinder und von diesen waren 310 Waisen; ihre Väter sind Opfer des Krieges geworden!

Der Tibicuari mi strömt langsam durch Urwald, ist etwa einhundert Schritte breit und hat keine Furth. Der Reisende ruft den Fährmann, der am andern Ufer an einem Busche ausruht; er kommt in seinem Kahn, einem ausgehöhlten Baumstamm von 12 Fuß Länge; die Fahrgäste steigen ein, die Pferde müssen schwimmen und werden an einer Leine

nachgezogen. Eine kleine Strecke weiter muß ein breiter Bach durchwatet werden, der Arroyo Rojo, und jenseit desselben kommt man zu einem schönen Landgute, das seiner versteckten Lage wegen von den Verwüstungen des Krieges verschont geblieben ist und einen Begriff giebt, wie es vor demselben auf derartigen Besitzungen ausgesehen hat. Der Besitzer, Vicente Freytas, führte in der That ein patriarchalisches Leben, nahm die Fremden gastfrei auf und bewirthete sie mit einem homerischen Mahle, bei welchem freilich Weizenbrot fehlte, dessen Stelle auch dort das Maniokgebäck vertrat. Statt des Bettes wurden zum Schlafen Hangmatten gewählt und man verschloß die Thüren, damit man nicht etwa von einem Jaguar überrumpelt werde. Denn das Landgut war auf allen Seiten von dichtem Wald umgeben, durch welchen man übrigens Pfade gebahnt hatte. Wer dieselben betritt, empfängt den Eindruck als gelange er in eine grüne Kirche, die matt beleuchtet ist; die mächtigen Baumriesen ragen wie Säulen empor, nicht selten bis zu einhundert Fuß und mehr und sind von einem dichten Blättergewölbe wie von einem Dom überspannt.

Die ganze Gegend ist überaus reizend, aber die Culturen sind höchst einfach. An manchen Stellen auf der weiten Ebene zündet man das trockene Rohr und Schilf an und erzeugt eine Art von Steppenbrand. Späterhin wächst in dem mit Asche bedeckten Boden ein zartes, feines Gras, das leicht purgirend auf das Vieh wirkt, von welchem es sehr gern gefressen wird.

Vicente Freytas, der Patriarch, ließ es sich nicht nehmen, zu Ehren der Fremden einen Ball zu veranstalten, wie denn Tanzbelustigungen bei den von der großen Welt abgeschiedenen Leuten eine bedeutende Rolle spielen. Der Ballsaal war hier ein großer, mit Schilf bedachter Schuppen; an dem Gebälke hingen in bunter Abwechselung Sättel, mächtige Stücke Fleisch, Zäume und was dergleichen mehr ist. Den Schmuck bildeten etwa siebenzig Damen, aber von Männern waren nur vier zugegen. Von jenen brachte jede ihren Stuhl mit, den sie auf dem Kopfe trug. Man tanzte Polka, Walzer, Quadrille und manche landesübliche Tänze. Während derselben feuerte der Patriarch dann und wann einen Schuß ab, damit die Jaguare sich in gebührender Entfernung hielten. War doch vor einigen Tagen einer so frech gewesen, bis in diesen Ballsaal zu kommen und einen Hund fortzuschleppen.

Eine Gießerei in Ibicui.

Was den Jaguar betrifft, so ist er schwerer gesehen zu werden als zu vermeiden; aber lästig und unter Umständen gefährlich bleibt er immerhin und man ist allemal froh, wenn man einen so unwillkommenen Nachbar gefangen hat. Die Falle kann man einigermaßen mit unseren Mausefallen vergleichen; als Köder dient Fleisch. Wer einen Jaguar gefangen hat, bekommt eine Prämie von acht Piastern und so viel etwa ist das Fell werth. Der Jäger kann die Bestie, die sich gefangen hat, ohne alle Gefahr erschießen. Unweit vom Landgute des Patriarchen hatte sich vor wenigen Wochen Folgendes ereignet. Eine alte Frau war in die Falle gegangen, um das Köderfleisch für sich zu holen und hatte sich dabei gefangen. Abends war richtig der Jaguar gekommen und lange Zeit geblieben, dann aber fortgegangen. Das war der eine Schreck, der zweite kam, als der Jäger sein Gewehr anschlug, aber zum Glücke kein Feuer gab, weil er das Jammergeschrei der Alten vernahm. Jener Jaguar hatte während des letztverflossenen Monates sich nicht weniger als drei Hunde auf jenem Landgute geholt.

Von diesem nach der Estancia eines andern Paraguayensers von altem Schlage führt der Weg, wenn von einem solchen überhaupt die Rede sein kann, durch eine herrliche Gegend, aber die Pferde versanken oftmals bis über die Knie im Morast; weiterhin ging es dann wieder sechs Stunden lang durch ununterbrochenen Urwald mit dornigem Gestrüppe, mit umgestürzten Bäumen, mit Schling- und Kriechgewächsen und vielen sumpfigen Stellen. Als die Pferde über einen todten Stamm gehen, springen sie plötzlich wie rasend in die Höhe; Schwärme gelber Bienen, die nicht viel größer sind als unsere Hausfliege, fallen über sie her, versetzen ihnen Stiche in die Nasenlöcher, in die Ohren und überall hin, wo sie mit dem Schweife nicht abgewehrt werden konnten. Erst nach längerer Zeit beruhigten sich die Rosse und späterhin ging es fort in raschem Galopp; die Reiter kamen aus dem prächtigen Urwald allerdings endlich heraus, aber mit völlig zerfetzten Kleidern und von Dornen erbärmlich zerrissen. Und nun mußten sie wieder zwei Stunden weit durch

einen Morast, den *Estero Cambayaheo*, d. h. „der Neger weint“, und dann erst wurde die Estancia Taboada erreicht, wo es aber nichts zu beißen und zu brechen gab und das Nachtlager höchst ärmlich war. Aber dergleichen kleine Widerwärtigkeiten muß ein Reisender in Paraguay sich schon gefallen lassen.

Nach Westen hin liegt *Ibicui*, wo Lopez eine Eisenschmelzerei hatte. Er hatte dieselbe ganz hüttenmännisch in Betrieb; man sieht noch den mit Ziegeln gedeckten Hochofen, eine Dampfmaschine von 30 Pferdekraft und ein hydraulisches Rad. Die Anlage ist von den Brasilianern zerstört worden und nun, wie unsere Illustration zeigt, eine Ruine. In einem Theile derselben wohnt die Wittwe Rivarola, eine Schwägerin des gleichnamigen Präsidenten, der auf Lopez folgte, aber bald seine Stelle wieder verlor; die Frau war in den armseligsten Verhältnissen.

In *Mbuayapey* langten die Reisenden Abends an; der Ort hatte drei Mann Polizeiwache, bei welcher sie sich ausweisen mußten. Aber am nächsten Morgen wurde ihre Thür mit Heftigkeit geöffnet und herein trat der Friedensrichter, um nach ihren Pässen und auch nach den *Pässen der Pferde* zu fragen! Darüber entstand eine Erörterung, die immer lebhafter wurde, und Forgues, die Hand an dem in der Tasche steckenden Revolver haltend, sagt dem unhöflichen Beamten, daß Europäer keine paraguensischen Hunde seien, die sich vor einem Dictator auf den Bauch werfen; man habe keinen Paß nöthig, wenn man hier zu Lande reise, und damit abgemacht! Nun schlug der Friedensrichter einen andern Ton an und brachte Entschuldigungen vor; Papiere würden nur der guten Ordnung wegen gefordert; er sehe, daß die Herren anständige Leute seien und sie brauchten also keine Pässe vorzuweisen. Inzwischen hatte sich die muntere Schuljugend versammelt, denn auch in jenem armseligen Dorfe befindet sich eine Elementarschule.

Im nächsten Dorfe traf man einen höflichen Guarani; er bestand darauf, daß der Europäer in seinem Bette schlafen müsse, er selber werde sein Nachtlager auf der platten Erde nehmen. Das Abendessen bestand aus Papageienragout. Es gehört in Paraguay zu den Problemen, sich ein Stück Brot zu verschaffen.

Die verschiedenen Dörfer im Innern haben mehr oder weniger dasselbe Ansehen. Aber im südlichen Theile von Paraguay gewährt Vieles einen andern Anblick, weil in den weiten, wenig mit Wald bestandenen Ebenen viel Rindvieh gezüchtet wird. Diese Pampas sind den Ueberschwemmungen ausgesetzt; die Gegend im Süden der Tebicuari ist sumpfig und wird während einiger Monate in einen See verwandelt.

Von *Itapua*, das auch Encarnacion heißt und am rechten Ufer des Parana der Ortschaft Candelaria in Corrientes gegenüberliegt, geht die große Straße quer durch Paraguay in nordwestlicher Richtung nach Asuncion; es ist die sogenannte Missionsstraße, welche durch die Troperos begangen wird, welche Vieh aus Corrientes bringen. Sie berührt von Itapua aus die Ortschaften Jesus, Yuti, Ibicui, Quindi, Carapegua und Paraguari. Die Troperos führen ein lockeres, lustiges Leben und sind in den Ortschaften, wo sie Rast halten, willkommene Gäste.

Die verschiedenen Völker in Siebenbürgen *).

I.

A. St. S. In Siebenbürgen, dem Lande „des Segens und der Fülle“, begünstigt von den besten klimatischen Verhältnissen, wohnen nahezu zwei Millionen Menschen, die nicht nur in Bezug auf ihr religiöses Bekenntniß die größte Verschiedenheit zeigen, sondern sich auch hinsichtlich ihrer Abstammung von einander scharf unterscheiden. Die Glaubenseinheit im Westen der Monarchie geht immer mehr verloren, je mehr man in die Länder der ungarischen Krone dringt;

*) Wer die österreichische Monarchie nach ihrer ganzen Ausdehnung von Ost nach West, von Nord nach Süd bereist hat und mithin auch in Siebenbürgen gewesen, der muß folgerichtig ein Urtheil über dieses Land geben, das bezüglich seiner landschaftlichen Reize von wenigen Ländern des Kaiserstaates für sich in Anspruch genommen werden darf. Wie Böhmen vom Böhmerwald, dem Erzgebirge und dem sudetischen Bergsysteme kesselartig eingeschlossen, ebenso lagern sich um Siebenbürgen die mächtigen Gebirgszüge der Karpathen im Westen gegen Ungarn zu in geringeren verticalen Dimensionen; im Osten, Norden und Süden aus compacten Gebirgsmassen bestehend, die bedeutende Erhebungen bilden, wie den Buczecz, den Königstein, den Negoi, die Surfu-Urla, das Kühhorn rc., deren Spitzen die absolute Höhe von 7000 bis 8000 Fuß erreichen und nicht selten bis tief ins Frühjahr, da zu ihren Füßen die junge Saat in lebensfrischem Grün steht, die schönsten und anmuthigsten Winterlandschaften zeigen.

Dergestalt sind die Grenzen. Aber auch das Innere des Landes wird von Hügeln durchzogen, welche größtentheils reich bewaldet, die schönsten und anmuthigsten Fernsichten gestatten. Die Thäler sind in der Regel von unbedeutender Ausdehnung und gestalten sich nirgend zu weiten Flächen, die man füglich Ebenen nennen könnte. Sie liegen durchschnittlich 1000 bis 1200 Fuß über dem Niveau des Meeres, während die Hügel, die sich über dieselben erheben, die relative Höhe von 1000 bis 1400 Fuß erreichen.

Diesen Angaben gemäß erscheint Siebenbürgen als ein förmliches Bergland, und da überdies die Eigenthümlichkeit auftritt, daß fast jede Erhebung zugleich auch bewaldet sein muß, so erscheint Siebenbürgen auch als Waldland und zwar wie statistisch erhoben als eines der meist bewaldeten Länder Europas. Außer den gewöhnlichen Feld- und Gartenfrüchten gedeiht in ergiebiger Menge das sogenannte Wälschkorn (Kukurutz), in tieferen Niederungen Taback und Wein, beide mitunter von ausgezeichneter Güte. Die Wälder, vorzugsweise aus Eichen- und Buchenwaldungen bestehend, in höheren Gebirgslagen bis gegen 6000 Fuß über dem Meere. Nadelholz, vorzüglich aber riesige Fichten und Edeltannen aufweisend, beherbergen in gleichem Maße Wildpret (darunter Gemsen, Rehe und Wildschweine) und Raubthiere (vom Bären bis zum Luchs und dem Marder) wie die Niederungen zahlreiche Hausthiere, darunter Pferde von ausgezeichnetem Schlage, Esel und Büffel produciren. Ueberaus groß ist überdies der Reichthum an kostbaren Mineralien und Metallen; das jährliche Erträgniß an Steinsalz beträgt nicht weniger als eine Million Centner und darüber; an Silber 28 Centner, an Kupfer 800 Centner, an Eisen vierzigtausend Centner, an Gold mehr als 2800 Mark, beiläufig 14 Centner, in welcher letzten Beziehung Siebenbürgens Productivität nicht nur durch kein Land der Monarchie erreicht wird, sondern das Erträgniß sämmtlicher Länder zusammen um ein Bedeutendes überragt. — Die drei Hauptströme Marosch, Szamosch und Alt, ein Flußgebiet von 940 Quadratmeilen repräsentirend, entspringen im östlichen Theile des Landes, sind der dichten Waldungen wegen verhältnißmäßig sehr wasserreich und strömen nach drei entgegengesetzten Richtungen west-, nord- und südwärts *aus dem Lande*, hier nach Ungarn und dort in die Walachei. Schiffbar ist bloß der Marosch, flößbar sind alle.

In einem walachischen Bauerhause.

das Leithagebirge wäre in der That als Scheidegrenze aller Einheit zu betrachten, denn in Ungarn schon beginnen die Religionsverschiedenheiten sich zu äußern, die endlich in Siebenbürgen um so schärfer hervortreten, als, durch den unverhältnißmäßig geringern Umfang des Landes veranlaßt, die confessionellen Differenzen sehr augenfällig werden. Die zahlreichsten Anhänger zählt die griechisch=unirte Kirche, dann kommt die griechisch=orientalische an die Reihe, endlich die römisch=katholische, welcher nach der Zahl ihrer Anhänger die augsburgische, helvetische und unitarische folgt. Eben dieselben Verhältnisse sind auch in nationaler Hinsicht wahrzunehmen; es sind Sachsen und Deutsche, Ungarn und Szekler, Romänen, Juden, Zigeuner, Armenier, Griechen und slavische Völkerschaften, wie die Bulgaren und Ruthenen.

Zu compacteren Volksstämmen zählen aber bloß die Sachsen, Ungarn, Szekler und Romänen, welche

Rumänische Braut.

alle übrigen genannten Volksstämme mehr oder minder für das Auflösen in ihre Nationalität gewinnen. Deutsche Sprache, hier und da deutsche Sitte wird acceptirt, aber zu Germanen sind weder Magyaren (Ungarn und Szekler) noch Romänen geworden. Anders verhält es sich jedoch mit den ungarischen und romänischen Volksstämmen. Es giebt eine Anzahl Magyaren, die, unter einer überwiegend romänischen Bevölkerung vereinzelt lebend, zu Romänen, und umgekehrt Romänen, die unter denselben Verhältnissen zu Magyaren geworden sind. Leider ist dasselbe auch hier und da von Sachsen und Deutschen zu berichten, von welchen beispielsweise im Norden des Landes eine ganze Ansiedelung vollständig romanisirt, eine andere magyarisirt lebt. Der hohe Körperbau, die zumeist blonden Haare, die blauen Augen und die übrigen charakteristischen Zeichen germanischer Abstammung sprechen noch heute lebhaft für deutsche Abkunft; übrigens ist auch hier der Name der beste Führer, wenn er nicht im Laufe der Zeit durch einen andern umgetauscht wurde. Die Armenier lösen sich in der Regel in den Magyaren auf, die Griechen sowohl als die slavischen Völker=

schaften amalgamiren sich mit den Romänen, die Zigeuner dagegen nehmen die Nationalität der Ungarn sowie der Romänen an.

Die ältesten Bewohner Siebenbürgens von allen hier genannten Volksstämmen sind die Romänen. Sie sind durch Mischungen der Dacier und der römischen Colonisten hervorgegangen und nennen sich noch heutigen Tages Dako-Romänen oder schlechtweg Romänen. In den Niederungen des Landes als Hirten umherstreifend, wurden sie von den Ungarn, die später Besitz von Siebenbürgen ergriffen und verwandte Stämme als Reste der Avaren vorfanden, entweder zu Unterthanen gemacht oder nach den Bergen vertrieben, wo sie nach wie vor mit der Viehzucht sich beschäftigten. Anderthalb Jahrhunderte nach dieser Besitzergreifung Siebenbürgens durch den ungarischen König Stefan brachte König Geisa von Ungarn deutsche Ansiedler in das Land, zum Theil aus Flandern, zum Theil vom Nieder- und Mittelrhein, die durch spätere Zuzüge unter König Andreas II. vermehrt worden sind, und durch deren Bau von sieben Burgen, die aber heute mit geringer Sicherheit angegeben werden können, das Land jenseits des Waldes (Transsylvania) Siebenbürgen genannt wurde. Im Wappen des Landes sind bloß die Ungarn, Szekler und Sachsen vertreten und zwar bilden den ungarischen Antheil ein Adler mit ausgespannten Flügeln, den szeklerischen rechts die Sonne, links der Mond, und den sächsischen sieben übereinander gestellte Burgen, in der untern Reihe vier, in der obern drei. Die Romänen behaupten indeß, der Adler der Ungarn hätte früher im romanischen Wappen des Landes gestanden, und wenn ein neues Abzeichen in das Wappen Siebenbürgens aufgenommen werden sollte, so müsse man ein solches nicht den Romänen, sondern den Ungarn geben, woran jedoch selbstverständlich nicht gedacht werden kann.

Im Nachstehenden wollen wir versuchen von den genannten Volksstämmen Siebenbürgens ein Bild nationaler Eigenthümlichkeiten, des Lebens und Treibens der Cultur, der Sitten und Gebräuche zu entwerfen.

Die Romänen.

Wir beginnen mit der in Siebenbürgen ältesten Nation, mit den Romänen. Ihre Kopfzahl beträgt etwa 1,200,000. Dieselben bilden einen kräftigen Volksstamm, gegen jede Unzukömmlichkeit und gegen alle Einflüsse der Witterung wohl gepanzert. Weniger Sanftmuth als urwüchsige Kraft charakterisirt sogar das Weib des Romänen, der im Allgemeinen mäßig hoch, selten beleibt ist und mit der Festigkeit und Unverwüstlichkeit des Körpers einen ausgesprochenen Hang zur Bequemlichkeit verbindet. Dabei ist sein Geist nur wenig thätig, obgleich ihm Bildungsfähigkeit nicht abgesprochen werden darf. Er rühmt sich zwar großer Tapferkeit, doch mit Unrecht, obgleich er sich mit einiger Ruhmredigkeit einen Sohn der Römer nennt. Im gewöhnlichen Leben erscheint er freundlich, leutselig und gutmüthig, lenksam in jeder Beziehung und zum friedlichen Nebeneinanderwohnen mit fremden Nationsgenossen sehr geneigt.

In seiner Tracht will man sofort an die Tracht der Römer erinnert werden, aber wir müssen bemerken, daß diese kein ausschließliches Eigenthum des Romänen ist, sondern auch bei anderen Nationen gefunden wird, insofern sie beim Bauer erscheint. Der Bauer wirft über sich ein Kleid, das die Mitte hält zwischen Rock und Mantel; er trägt enge, aber auch weite Beinkleider aus sehr grobem Tuch oder aus Linnen, die er entweder in hohe Stiefel steckt, oder unterhalb der Wade mit Riemen an die Sandalen befestigt. Um die Mitte schnallt er einen breiten ledernen Gurt, oder bindet ein farbiges Tuch um. Sein Hut ist mit breiten Krämpen versehen und niedrig. Er trägt meist langes über der Stirn allein kurz abgeschnittenes Haar, das über den Rücken wallt; an beiden Schläfen jedoch ist es vollständig wegrasirt. Die Farbe seines Gesichtes ist dunkel, doch die Züge desselben sind meist sehr regelmäßig und schön.

Die Bäuerin trägt ein mit rothem und blauem Garn reich gesticktes Hemd mit langen, breiten Aermeln; dasselbe ist oben an der Brust meist sehr weit ausgeschnitten. Ein Unterrock aus grobem Wollstoff oder Linnen, in der Regel mit lebhaften bunten Farben durchwirkt, schließt sich um ihre Mitte. Sie geht meist barfuß, oder in langröhrigen Zischmen, zuweilen auch in gelben oder rothen Stiefeln. Ihr Kopfputz ist sehr einfach; sie kämmt das Haar nach rückwärts und bindet es in zwei Zöpfen, die über den Rücken mit eingeflochtenen Bändern hängen, oder birgt es in ein weißes Linnentuch, das sie sodann sehr anmuthig zu winden und zu falten weiß. Bei kühlem oder feuchtem Wetter wirft sie ein Ueberkleid auf sich, das nach Stoff und Schnitt dem männlichen Kleid vollkommen entspricht, oder sie zieht einen Pelz an, der als erbliches Familiengut betrachtet ist, und gewöhnlich von allen Gliedern: Mann, Weib und Kind, gemeinschaftlich getragen wird. Perlen, Ducaten und Zwanziger, aber auch Blechmünzen und falsche Korallen werden von Frauen und Mädchen in vielen Schnüren um den Hals getragen.

Ein Mittelstand ist in dieser Nation in derart beschränktem Maße vorhanden, daß man ihn fast gar nicht kennt. Wo jedoch ein Repräsentant desselben angetroffen wird, dort findet man ihn entweder als Kaufmann, Geldwechsler oder als Krämer, Kürschner und Schuster. Wenn er nicht die übliche sogenannte deutsche Kleidung trägt, so erscheint er dem Auge als eine ganz absonderliche Figur. In diesem Falle trägt er farbige Beinkleider, darüber ein bis an die Knöchel reichendes, schmales, gestreiftes, aus feinem Wollstoff bestehendes und gefüttertes Kleid, welches, über der Brust zum Oeffnen und Schließen geeignet, unten geschlossen und an beiden Seiten der Füße mit weiten Einschnitten versehen ist, wahrscheinlich um durch das enge Gewand während des Gehens nicht gehindert zu werden. Ueber dieses Kleid wird zuweilen noch eine Weste getragen, stets aber um die Mitte ein Schawl als Gürtel, und erst nachdem alle diese Bedingungen einer geschmackvollen Mode vorhanden, wird zu einem bis über die Knie reichenden seidenen Pelz gegriffen, der mit sehr weiten offnen Aermeln versehen ist. In einer Sommerhitze, die geradezu unerträglich wird und in der man Alles von sich werfen möchte, scheint sich der romänische Bürger unter der angedeuteten Kleiderlast recht behaglich zu fühlen, da er auch noch eine Pelzmütze (seltener eine gewöhnliche Tuchmütze) auf das Haupt setzt, während er in Halbstiefeln oder Pantoffeln seine Füße kleidet.

Der Edelmann (der für sich die slavische Bezeichnung Bojar acceptirt hat) unterscheidet sich vom Bürger durch die elegante französische Kleidung und nur selten — etwa bloß bei festlichen Veranlassungen — gefällt er sich in jener nationalen Tracht, die ich oben beim Bürger geschildert. Auch hier besteht der Unterschied nur in dem Aufwand an schwerer Seide und anderen Kostbarkeiten. Die Edelfrau, größtentheils nach französischem Geschmack gekleidet, läßt sich selten in nationaler Kleidung sehen und wenn dies der Fall, so lassen sich bloß Variationen der Volkstracht in derselben wahrnehmen.

Gerhard Rohlfs zu Mursuk in Fessan.

Mit Vergnügen nehmen wir manchmal das Werk „Quer durch Afrika" zur Hand; Rohlfs bietet uns mit diesem Buche, das in gutem Stil abgefaßt ist, eine eben so anregende als belehrende Lectüre. Der kühne Reisende ist in Afrika wie zu Hause, er kann die Rolle eines Mohammedaners so gut durchführen, als wäre er nicht in Vegesack an der Weser, sondern in irgend einer Oase der nördlichen Sahara oder in Marokko geboren; aber dort, wo die Umstände es erlauben, nimmt er keinen Anstand, sich wieder in einen Giaur, in einen europäischen Ungläubigen, umzuwandeln. Das eine wird ihm so leicht wie das andere. Er beobachtet vortrefflich und giebt viele kleine und feine Züge aus dem Leben des Volkes, die uns einen Einblick in die Denkweise der Nordafrikaner gestatten. Von den Gegenden, welche er durchzieht, entwirft er klare, lebendige Schilderungen; er versteht es trefflich, unsere Aufmerksamkeit rege zu halten und ist immer belehrend. Es gehört zu seinen Vorzügen, daß wir durch ihn die Völkertypen, mit denen er in Berührung kam, manchmal durch kurze, ergötzliche Züge, die einen Einblick in die Denkweise derselben eröffnen, genau kennen lernen.

Wir haben jüngst den Reisenden auf seiner Wanderung von Tripoli nach der Oase Rhadames (Ghadames) begleitet („Globus" XXVI, S. 327); von dort ging er nach Mursuk in der Oase Fessan, wo er eine Reihe von Monaten lebte, bevor er seine Reise nach Kuka in Bornu antreten konnte. Während seines langen Aufenthaltes fand er Muße vollauf, die in vieler Beziehung eigenthümlichen Verhältnisse dieser schon den Alten bekannten Phazania, in welcher Garamanten wohnten, genau kennen zu lernen. Fessan, das früher seine eigenen Sultane und unter denselben eine von Blut triefende Geschichte hatte, ist nun eine Provinz Tripolitaniens und steht unter einem türkischen Kaimakan; dort ist also ein Europäer vollkommen sicher.

Wir haben durch frühere Reisende Beschreibungen dieser in vieler Beziehung merkwürdigen Oase, aber keiner von allen geht so gründlich auf die eigenthümlichen Verhältnisse derselben ein als Rohlfs, der insbesondere die ethnographischen Verhältnisse genau beobachtet hat. Es wird angemessen sein, Einiges aus seinen Schilderungen mitzutheilen.

Fessan bildet geographisch ein von natürlichen Grenzen umschlossenes Ganze. Die Hammada (mit Steinen übersäete Hochwüste) mit den Schwarzen Gebirgen im Norden, die Hochlande der Asgar (=Tuareg) im Westen, die Gebirge, welche die Länder der Tebu (Teda, Tibbus) im Süden mit denen der Tuareg vereinigen, nehmen zusammen ein Becken ein, von dem nördlich Araber und Berber, westlich Tuareg, südlich und südöstlich Tedavölker wohnen. Dieses große Hochbecken war ohne Zweifel vor relativ noch nicht gar langer Zeit mit Meerwasser bedeckt; dafür zeugen erstens die geringe Tiefe, in welcher man überall auf Wasser stößt, zweitens die ausgedehnten Sanddünen, drittens die Sserir mit ihrer Mosaik von glatt und rund geschliffenen Kieseln. Der Flächeninhalt kommt ungefähr dem des deutschen Reiches gleich, aber der größte Theil besteht aus Wüsten verschiedener Art. Sie werden von einer Anzahl bis zu 50 Meter tiefen Einsenkungen („Hofra", Gräben) durchzogen, von denen eine nicht weniger als 80 deutsche Meilen Länge hat. In allen ist Wasser unter der Erde zu finden, aber stark sprudelnde Quellen sind selten. Die Durchschnittstemperatur muß auf 22° R. angenommen werden. Als Maximum beobachtete Duveyrier im Sommer + 44° C. im Schatten und Lyon ermittelte für die Sommermonate in der Hauptstadt Mursuk durchschnittlich + 26° R. Dagegen ist in den Wintermonaten die Kälte oft recht empfindlich, und man hat in Fessan auch Schnee gesehen; an Stellen, die dem Wind ausgesetzt sind, gefriert Nachts das Wasser. „Ich selbst habe am 20. December 1865 vor Sonnenaufgang — 4° C., am 30. Januar 1866 — 5° C. beobachtet und während der beiden Monate December und Januar sank an 24 Tagen der Thermometer auf oder unter den Gefrierpunkt, noch dazu mitten in der Stadt, im Schutze der Häuser und Ringmauern." Mursuk selbst ist ungesund, weil es auf einem Sumpfe steht; das übrige Land ist es nicht und die Trockenheit der Luft bewirkt, daß die Sommerhitze dort leichter zu ertragen ist als am Meeresufer, wo ihr Feuchtigkeitsgehalt die Ausdünstung der Haut, also die Abkühlung derselben, verhindert.

Der Südwind treibt zuweilen tropische Regen bis nach Fessan; aber die Fessaner wünschen keinen Regen, sie beten vielmehr, gleich den Bewohnern von Tuat, Tafilet und Draa (in Marokko) zu ihrem Gott, er möge nicht regnen lassen. Sie haben Wasser zur Bewässerung und die Palmen gedeihen ohne solche. Getreide wird durchschnittlich fünf Mal im Jahr geerntet; Baumwolle perennirt 6 bis 7 Jahr, aber den Reichthum des Landes bilden, wie in allen Oasen der Sahara, die Dattelpalmen. Fessan scheint die Grenze ihrer Heimath zu sein und man zählt dort angeblich über 300 verschiedene Arten, um Mursuk allein mehr als 30.

Wenden wir uns zu den Bewohnern, von welchen Rohlfs eine vortreffliche Kennzeichnung entwirft. Die Fessaner sind ohne Zweifel die Phazanii der Alten, deren Land mit der Hauptstadt Garama (dem heutigen Djerma im Uadi Schati) bei den afrikanischen Völkern zwar eine Zeit lang Sella oder Suila hieß, aber von Edrisi, der zu Anfang unseres Jahrtausends lebte, wieder Fessan genannt wird. Zwischen den Phazaniern und den neben ihnen von den Schriftstellern des Alterthums angeführten Nasamonen, Troglodyten und Garamanten wird wohl kein großer Unterschied bestanden haben. Sie sind jedenfalls alle aus der Vermischung der weißen Berber Nordafrikas mit den schwarzen Aethiopiern des mittlern Afrika hervorgegangen.

Diesen Mischungsproceß, der sich von den ältesten Zeiten an überall da vollzieht, wo das weiße Element mit dem schwarzen zusammentrifft, sehen wir auch heute noch beständig vor sich gehen in Tuat, Draa, Tafilet, Rhadames, Sokna, Audjila, Siwah &c. Die Fessanerinnen sind nicht im Mindesten spröde gegen Reisende und gegen die Pilgerkarawanen, auch nicht gegen die Tuareg welche im Lande verweilen. Dazu kommt nun seit mehreren Jahrhunderten das arabische Blut, so daß die Eingeborenen als eine Mischrace aus reinen Gebirgsberbern, Tuareg und Arabern mit schwarzen Völkern, vorzugsweise mit Haussa-, Kanuri-, Baghirmi- und Mabanegern zu bezeichnen sind *). Die Tuareg verheirathen sich principiell nicht mit Farbigen, sie nehmen kein Negerblut in ihre Familien auf, aber sie verschmähen den Verkehr mit schwarzen Weibern nicht.

*) Aus der Thatsache, daß der Mischungsproceß unablässig seinen Fortgang nimmt, erklärt sich, daß die Mischlingsrace fortbesteht. Sie erhält fortwährend Blut aus reinen Racen und darin liegt die Bedingung ihres Fortbestehens. Mischlinge, die bei Inzucht blieben, um sich aus sich selbst fort zu erzeugen, würden absterben, weil bekanntlich die Natur derartige Hybriditäten von sich weist. A.

„Aus der Vermischung schwarzer mit weißen Racen entstehen auch hin und wieder Individuen, deren Haut an einzelnen Theilen des Körpers weiß, an anderen mehr oder weniger dunkel gefärbt ist. Auf der ganzen Grenzlinie zwischen der schwarzen und weißen Bevölkerung kommen dergleichen Individuen vor, zwar nicht gerade häufig, aber auch nicht so selten, daß ihre Erscheinung dort zu Lande etwas besonders Auffälliges hätte. Der Scheich der Sauya von Tamagrut, Bu Bekr, hatte z. B. solch eine schäckige Haut. Bei ihm bildete die weiße Farbe den Grund, in welchen größere und kleinere schwarze Flecke wie Inseln eingesprengt waren. Umgekehrt sah ich aber auch Menschen mit schwarzer Haut und darauf hervortretenden weißen Flecken. Mit dem Kopfhaare verhält es sich ähnlich; man sieht einzelne Schwarze mit langem, schlichtem Haar und einzelne Weiße mit krausem, wolligem."

„Es ist das Gesetz des Atavismus, das hier vielfache Bestätigung findet. Hadsch ben Alua ist ein allen Europäern, die in Mursuk waren, bekannter Mann, der zu Beurmann's und auch noch zu meiner Zeit Stadtvorsteher war. Sein Bruder war Weißer und verrieth in nichts seine Abstammung von schwarzem Blute, als daß die Conjunctiva bei ihm etwas gelblicher erschien als sie bei dem Weißen zu sein pflegt. Aber sowohl sein Vater wie seine Mutter, diese eine Sklavin aus Haussa, waren Neger, mit dem ausgeprägtesten Typus ihrer Race. Da mich der Fall interessirte, forschte ich weiter nach und es ergab sich, daß die Großmutter väterlicherseits eine Italienerin gewesen, die, von Piraten geraubt, als Sklavin nach Fessan verkauft worden war. Das Blut der Großmutter kam also in dem Enkel wieder rein und unvermischt zum Vorschein."

„Sidi el Hadsch Hammed, Sohn des bekannten Scheich in Uesan (Nordwest-Marokko), Sidi Mohammed ben Akdschebar, und selbst Scheich, ist von tiefschwarzer Hautfarbe, obgleich beide Eltern der weißen Race angehören. Niemand verwundert sich jedoch darüber oder setzt Zweifel in die Legitimität seiner Geburt; denn man weiß in Uesan daß der Vater von einer schwarzen Sklavin geboren wurde. Nicht immer also, wie diese beiden Fälle beweisen, denen ich leicht noch mehrere, nicht minder eclatante, hinzufügen könnte, sind die Kinder von gemischten Eltern Mulatten; oft überwiegt der Typus des einen Theils in dem Maße, daß ein Kind von anscheinend ganz reiner Race erzeugt wird. Freilich macht sich dann aber bei Terzeronen, Quarteronen &c. wieder ein Rückschlag bemerkbar. So variirt in Fessan die Farbe der Bewohner vom tiefen Schwarz bis zum hellen Weiß, vorherrschend ist jedoch die helle Hautfarbe, verbunden mit Haar und Gesichtsbildung der Neger."

Die Bewohnerzahl von Fessan wird insgemein viel zu niedrig, 26,000 bis 75,000, angegeben; Rohlfs schätzt dieselbe, mit Hinzurechnung der im Lande sich aufhaltenden Araber- und Tuaregstämme, auf etwa 200,000 Köpfe. Was die Sprache betrifft, so wird am meisten Kanuri (Bornusprache) geredet, dann auch arabisch; Viele verstehen auch die targische (berberische), sodann die der Tibbus und das Haussa. Die Bewohner von Sokna und Udschila reden eine eigene berberische Sprache.

Rohlfs bezeichnet die Fessaner als ein „gutmüthiges, ehrliches Volk"; im Land ist man vor Dieben und Räubern sicher, man kann seine Sachen unbewacht liegen lassen, vorausgesetzt, daß keine Tibbus da sind; diese stehlen. Aber der Verkehr zwischen den Geschlechtern ist durchaus schrankenlos; „säugende Mütter von 12 ja von 10 Jahren sind nichts Seltenes." Wie sich das Nachstehende mit „Gutmüthigkeit" reimt, ist uns unsererseits nicht recht klar. Rohlfs schreibt: „Wilde Ehen sind eben so häufig als legitime; es herrscht Vielweiberei und das Gesetz verstattet dem Manne, seine rechtmäßigen Frauen zu verstoßen, die sich dann meist der öffentlichen Prostitution hingeben. So werden uneheliche Kinder in Menge geboren und, da keine Findelhäuser vorhanden sind, gleich nach der Geburt dem Verhungern preisgegeben, höchstens daß bisweilen eines solchen hülflosen Wesens, das Nachts von seiner Mutter auf die Thürschwelle einer Moschee gelegt ist, ein mitleidiger Thaleb oder sonst ein Vorübergehender sich annimmt. Das Volk lebt sorglos in den Tag hinein."

Mursuk liegt in 25° 52′ N., 14° 10′ O. v. Gr., 1650 Fuß über dem Meer und zählt etwa 8000 Einwohner.

Künstliche Züchtung der Schildkröten.

Neuyork 1. December 1874.

G. Der Genuß von Delicatessen aller Art hat, Dank der großen Verbreitung französischer, französisch gebildeter und überhaupt „gebildeter" Kochkünstler, in den letzten zweihundert Jahren außerordentlich zugenommen. Alle Länder des Erdballs werden bereits, in noch ausgedehnterm Maßstabe, als damals, wo der römische Küchengeneral Apicius seine Kochrecepte zu Papier brachte, zur Bestellung der Tafeln reicher Feinschmecker in Contribution gesetzt, und sind die verlangten Austern, Krebse oder Fische aus entfernten Landstrichen nicht gerade erhältlich oder zu kostspielig, so muß doch der Name des fernen Landes das aus der Nähe bezogene Product dem Consumenten etwas mundgerechter machen. Wir beziehen bereits einen großen Theil unserer täglichen Nahrungs- und Reizmittel aus weiter Ferne, wie Kaffee, Thee, Zucker, Zimmet und Pfeffer, und ein noch größerer Luxus ist der Bezug von Bananen, Kokosnüssen, Sykomoren und californischen Birnen zu nennen, da diese Producte noch weit mehr als die obigen auf dem Transport dem Verderbniß ausgesetzt sind. Dem allgemeinen Fortschritte des Zeitalters ist also auch das unerbittlichste aller Organe, der Magen, rasch nachgefolgt und im Grunde ist er es ja, der als kategorischer Imperativus durch sein unabänderliches Gebot allen Fortschritt der Menschheit veranlaßt und bedingt; warum sollte er selbst nicht auf einer culinarischen Akademie einmal einen höhern Cursus durchmachen?

Eine ausnehmend beliebte Delicatesse sind bei allen seefahrenden Völkern die Schildkröten, und die Suppen und Fleischstücke, die sie liefern, bilden bei soliden Mahlzeiten nicht selten einen Hauptbestandtheil. Der im Inlande Geborene gebraucht freilich einige Zeit, bevor er das etwas zähe Fleisch eines Schildkrötensteak einigermaßen schmackhaft finden kann. In den größeren Städten der amerikanischen Union ist der Absatz dieser Geschöpfe so beträchtlich, daß oft keine hinreichende Menge derselben auf den Markt geliefert werden kann. Vor den Speiseanstalten sieht man wohl eine große Anzahl Menschen stehen, die eine große, vor der Thür auf dem Rücken liegende, zappelnde Schildkröte anstaunen.

Diese soll heute zu Mittag geschlachtet und den Gästen servirt werden und ein großer angehefteter Zettel enthält die Worte: „Nicht zu nahe getreten!“ nebst der Angabe des Gewichtes dieses leckern Ungethümes in Pfunden. Diese 3 bis 4 Centner wiegenden Thiere sind indeß nicht diejenigen, welche die delicateste Suppe liefern; dies thut vielmehr die Terrapinschildkröte, ein der Classe der Emydae angehörendes, eine Länge von 7 bis 8 Zoll erreichendes Salzwasseramphibium. An den Küsten der Unionsstaaten findet sie sich, wenigstens vom 45. Grad an südwärts überall vor, meist aber in so geringer Menge, daß der Bedarf der Küstenstädte dadurch nicht befriedigt wird. Die in der Chesapeakebay gefangenen Terrapins wurden im nahen Baltimore schon bis zu 45 Dollar pr. Dutzend abgesetzt.

Um den Neuyorker Markt nur einigermaßen mit diesen wohlschmeckenden Seethieren zu versorgen, sind die Händler gezwungen, dieselben lebend von Galveston, an der Küste von Texas, in größeren Quantitäten kommen zu lassen und sie bis zum Verkaufe in der Nähe der Stadt in großen Teichen zu füttern. Dies kann nur zur Sommerszeit geschehen, wo die Schildkröten am Ufer oder nicht allzuweit von der Oberfläche des Wassers sich aufhalten und ihrem Fange nachgehen; im Winter dagegen schlafen sie, im Meeresgrunde eingebettet oder vom Schlamm zugedeckt, und sind daher schwer aufzufinden.

Einer der betriebsamsten Neuyorker Fischhändler hat sich ganz besonders mit dem Import dieser Thiere aus Texas befaßt und ließ vor sechs Jahren zur einstweiligen Aufbewahrung derselben vor dem Verkauf in der Pleasurebay unweit des berühmten Badeortes Long Branch, an der Atlantischen Meeresküste und etwa neun deutsche Meilen südlich von Neuyork, einen großen Bretterverschlag herrichten. Dieses erste Experiment sollte indeß nicht bloß die Aufbewahrung der Schildkröten bezwecken, sondern es sollte auch, wenn möglich, die Fortpflanzung der Race angestrebt werden, und da die Thiere ihre Eier nur in trockene Erde legen, so wurde der Verschlag, der ein Quadrat von etwa 100 Fuß Länge bildete, an einer sanft gegen das Meer sich senkenden Uferstelle angelegt. Die zur Einzäunung verwendeten Holzstücke hatten eine Breite von 8 Zoll, eine Stärke von $2^1/_2$ Zoll und eine hinreichende Höhe, um das Eindringen Unberufener zu verhindern. Diese Bretter wurden in den Ufersand getrieben und durch ihre Zwischenräume konnte das Meerwasser, das zu zwei Dritteln das Innere des Verschlages erfüllte, ungehindert eindringen und wieder abfließen. An der tiefsten Stelle betrug die Tiefe des Wassers acht Fuß. Der Grund des innern Theiles des Bassins bestand aus Schlamm und gewöhnlichem Seesand, während die Uferlinie des Verschlages mit weißem Meersande bestreuet wurde. Der Besitzer bewahrte nun seine Terrapins daselbst auf und hatte zeitweise über 10,000, die lustig in dem Verschlage herumzappelten und sich so wohl fühlten wie daheim im warmen Süden.

Die Vermehrung der Schildkröten wurde dagegen in den ersten Jahren durch mehre Umstände illusorisch gemacht. Die Terrapins sind nämlich gewohnt, ihre Eier in den weißen, hier für sie eigens hingestreueten Ufersand in eine Tiefe, die ihrer Körperlänge gleichkommt, zu legen. Nun traf es sich bei dem beschränkten Raume und der großen Menge der Thiere sehr häufig, daß eine Schildkröte ihr Loch da grub, wo eine andere schon ihre Eier gelegt hatte, dabei auf diese Eier gerieth, die Schalen zerdrückte und bei der diesen Thieren eigenen Gefräßigkeit dieselben sofort verzehrte. Da ferner der Verschlag in einer Bucht angelegt war, so stiegen die Springfluthen und die Fluthen überhaupt in demselben zu größerer Höhe an als an den übrigen Uferstellen und überschwemmten häufig die Stellen wo die Eier lagen. Wird aber diese einmal vom Seewasser durchtränkt, so wird dadurch der in ihnen enthaltene Keim zerstört. Außerdem kam es häufig vor, daß die Schildkröten ihre Eier nicht tief genug in den Sand begruben, um sie vor den glühenden Strahlen der Mittagssonne zu bewahren; und da sie dieselben ganz ihrem Schicksale überlassen, nachdem sie einmal gelegt sind, so mußte durch die erwähnte Ursache wiederum ein großer Theil zu Grunde gehen. Es gelangten daher nur sehr wenige junge Terrapins zum Auskriechen, und selbst diese wurden stets auf ihrem ersten Wege zum Wasser von den gefräßigen ausgewachsenen Thieren überwältigt und getödtet.

Alle diese Thatsachen veranlaßten den Besitzer, dem Verschlage eine solche Construction zu geben, daß er künftig auch dem Zwecke der Züchtung vollkommen zu entsprechen im Stande sei. Die Eier mußten vor Allem gegen Beschädigung und allzugroße Sonnenhitze geschützt werden. Mit den obigen Erfahrungen bereichert, ließ der Mann im Sommer 1874 einen neuen aber weit kleinern Verschlag von etwa 40 Fuß im Quadrat auf sumpfigem Grunde anlegen, der sein Wasser mittelst eines Schleusencanals vom nahen Meere erhielt. An den tiefsten Stellen steht das Wasser sechs Fuß hoch, der Boden zeigt jedoch ebenfalls eine sanft geneigte Oberfläche, die zu einem Drittel aus dem Wasser, dessen Eintritt nach Bedürfniß regulirt werden kann, hervorragt. Mit einem Rechen wurde nun täglich die Sandfläche des größern Schildkrötenverschlages aufgewühlt, die so an die Oberfläche beförderten Eier im kleinern in der erforderlichen Tiefe beigesetzt und die Stelle mit einem Stäbchen bezeichnet. So erhielt diese Geburtsstätte künftiger Schildkrötengeschlechter das Aussehen eines Blumengartens, worin ein fleißiger Gärtner Zwiebeln in langen Reihen gepflanzt und die Stellen mit Holzstückchen markirt hätte, und zu einer Zeit befanden sich über 5000 Eier in diesem Gärtchen. Anfangs September bemerkte der Wärter endlich, daß einige der Thierchen auszukriechen anfingen, und da dies zur Nachtzeit stattfand, so verfügte sich der Besitzer selbst, mit einer Laterne in der Hand, in den Verschlag und bemerkte zu seiner großen Freude, daß die jungen Thiere in ganz gesundem Zustande ihr Ei verlassen und sich dem Wasser zugewendet hatten, wo sie durch keine anderen Wasserbewohner in ihrer weitern Entwickelung gestört werden können. An jedem Tage sind nun seither neue Schildkröten ausgekrochen und es scheint hier der Weg zu einer neuen Industrie gebahnt zu sein, sofern die Thiere wirksam und ohne allzugroße Kosten vor der Kälte des Winters geschützt werden können.

Der größere Schildkrötenteich bietet an Sommertagen zur Fütterungszeit einen interessanten Anblick. Die Schildkröten werden mit Fischen, Krabben und Mollusken gefüttert und das Hineinwerfen eines dieser Thiere genügt, um zwei- bis dreihundert der Einwohner an der Oberfläche auftauchen zu sehen. Bewegt man bloß die Hand im Wasser hin und her, so genügt dies, um mehr als hundert Köpfe über dem Wasser erscheinen zu sehen, und dann lassen sie sich auch leicht fangen. Die Kosten der Fütterung sind unbedeutend, da die Nahrung in nächster Nähe billig zu haben ist; der Erlös ist zufriedenstellend, denn in Neuyork wird für das Dutzend großer fetter Terrapins ein von 8 bis 15 Dollars schwankender Preis bezahlt.

Ob sich nun aber die Züchtungsanstalten als rentabel erweisen werden, ist eine bis jetzt noch ungelöste Frage. Sachverständige glauben, daß ein Terrapin erst in zehn Jahren als ausgewachsen betrachtet werden kann, und der Besitzer der Anstalt in Pleasurebay ist daher genöthigt, nächstes Jahr wiederum einen ähnlichen Verschlag zu bauen wie den diesjährigen, damit die alsdann zu erzielende Brut nicht von der dieses Jahres zerstört werde. Der Umfang dieses dritten

Verschlages wird völlig von dem bis dahin erzielten Erfolge abhängen; wie sich aber die Zucht bis jetzt anläßt, scheint jede Hoffnung vorhanden, daß Neuyork und Umgebung künftig die Terrapins nicht mehr aus so entfernten Gegenden wie Texas zu beziehen genöthigt sein wird, obwohl die Anlagekosten einer Brüteanstalt wie die beschriebene keineswegs als unbedeutend zu betrachten sind.

Die den Namen Terrapins führenden Schildkröten (Emydae) sind zwar fast alle Fluß- oder Süßwasseramphibien; nur die Species, mit der obige Experimente angestellt wurden, lebt im Meere. Ausgewachsen erreicht sie die Länge von $7^{1}/_{2}$ Zoll und eine Dicke von 3 Zoll; ihr wissenschaftlicher Name ist Malacoclemys palustris Ag. Die Züchtung von Süßwasserschildkröten würde vermuthlich auf geringere Schwierigkeiten stoßen, doch ist der Geschmack keiner derselben dem Feinschmecker so angenehm wie der dieser Species.

Nekrolog 1874.

Beke, Charles Tilstone, der bekannte Reisende und Geograph, geboren den 10. October 1800 zu London, starb daselbst am 31. Juli 1874. Er war für den Handel erzogen worden, wandte sich dann der Jurisprudenz zu, entsagte aber dieser wieder und warf sich auf ethnographische, historische und philologische Studien. Sein erstes 1834 in London veröffentlichtes Werk waren die Origines biblicae, or researches in primeval history, ein sehr strenggläubiges Werk, welches ihm in Tübingen den Doctortitel einbrachte, übrigens aber starke Angriffe in Deutschland erfuhr, gegen welche Beke in deutscher Sprache — er lebte 1837 und 1838 als englischer Consul in Leipzig — antwortete („Vertheidigung gegen Dr. Paulus"). Bibelforschung blieb bis ins hohe Alter sein Lieblingsfach und noch kurz vor seinem Tode unternahm er eine Reise nach der Sinaihalbinsel, wo er den „einzig wahren" Sinai des Moses in einem Berg im Norden des Golfs von Akaba entdeckt zu haben glaubte. Verdienstvoller sind seine auf Afrika bezüglichen Reisen und Arbeiten. Mit der Expedition des Major Harris kam er 1840 nach Schoa (Abessinien) und erforschte von da aus Godscham, wie die südlicher gelegenen Districte. Seine Reiseergebnisse legte er in dem Werke Abyssinia, a statement of facts (zweite Auflage, London 1846) nieder. Der Nilquellenfrage mit besonderm Eifer sich zuwendend schrieb er: Essay on the Nile and its tributaries (Lond. 1847), On the sources of the Nile in the mountains of the Moon (Lond. 1848) und On the sources of the Nile (Lond. 1849). Die in Deutschland nie verkannten alten Verdienste der Portugiesen um die Erforschung Abessiniens rehabilitirte er durch die Schrift Mémoire justificatif en rehabilitation des pères Paez et Lobo (Par. 1848) in Frankreich und England. Er ist oft in Streitigkeiten verwickelt gewesen und wollte A. d'Abbadie's Reise nach Kaffa als erdichtet hinstellen, eine Ansicht, die längst widerlegt ist. Seine in wissenschaftlichen Zeitschriften zerstreuten Abhandlungen sind sehr zahlreich, meist auf Afrika und dessen Entdeckungsgeschichte bezüglich. Seine linguistische Abhandlung On the distribution of languages in Abyssinia (Edinburg 1849) ist sehr werthvoll. Alle seine Nilforschungen stellte er zusammen in dem Werke Sources of the Nile, with the history of Nilotic discoveri (London 1860), welches alles bis dahin bekannte zusammenfaßte. Später stellte er die Theorie auf, der Kassabi Livingstone's und L. Magyar's sei die eigentliche Nilquelle; auch an dem Streite über die Lage des biblischen Ophir betheiligte er sich lebhaft. Beke hat längere Zeit als Kaufmann auf Mauritius gelebt.

Dr. Bergstraesser, kaiserlich russischer Staatsrath, starb am 19. April zu Tamar. Er hat sich ausgezeichnet durch die Erforschung der Steinölquellen Kaukasiens; besser bekannt geworden ist er durch sein Project das Schwarze Meer und den Kaspisee durch einen Canal zu verbinden. Er beschrieb die Salzseen des Gouvernements Astrachan, nahm die ponto-kaspische Niederung auf und untersuchte mit Kostenkow den Manytsch. (Vergleiche seine Abhandlungen in Petermann's Mittheilungen 1858 und 1859.)

Brenner, Richard, der verdienstvolle Afrikareisende, war geboren am 30. Juni 1833 zu Merseburg. Er war Begleiter v. d. Decken's bei dessen Djubaexpedition und entkam dem Blutbade vom 30. September 1865 bei Berdera. Um Klarheit in das Schicksal v. d. Decken's zu bringen, durchzog er 1866 bis 1868 das Somaliland und erschloß zum ersten Male das Land der südlichen Gallas (Witu). Immer der Wissenschaft dienend unternahm er 1869 eine Handelsexpedition nach der afrikanischen Ostküste; 1871 wurde er zum österreichisch-ungarischen Consul in Aden ernannt, als solcher starb er am 22. März 1874 zu Sansibar. (Vergl. „Globus" XXV, S. 333 und 337.)

Drake, Charles Tyrwhitt, englischer Naturforscher, geboren 1846, zeichnete sich durch seine in Gemeinschaft mit Palmer ausgeführten Reisen auf der Sinaihalbinsel und in Palästina aus. Er starb am 23. Juni in Jerusalem. Mit letzterm zusammen gab er das Werk heraus: Our work in Palestine (Lond. 1873). Ein längerer Aufsatz von ihm über die Wüste Et Tih auf der Sinaihalbinsel ist „Globus" Band XIX, S. 314 f. mitgetheilt. Mit Richard Burton zusammen bereiste er Syrien, wo er viel Neues fand. Das in Gemeinschaft mit diesem verfaßte Werk Unexplored Syria (Lond. 1872) ist „Globus" XXII, S. 346 ausführlich gewürdigt worden.

Duperré, Robert Dournaux, französischer Reisender, welcher versuchte, von Constantine aus nach Timbuktu vorzudringen, wurde gegen Schluß des Jahres 1873 zwischen Ghadames und Ghat ermordet. Er war noch nicht 30 Jahre alt. („Globus" XXVI, S. 127.)

Elie de Beaumont, Jean Baptiste, Ehrenpräsident der Pariser geographischen Gesellschaft, geboren 23. September 1798 auf Schloß Canon bei Caën, starb daselbst am 22. September 1874. Elie de Beaumont hatte sich dem Bergfache gewidmet und im Auftrage der Regierung metallurgische Reisen nach England unternommen, worüber er 1827 in seinem Erstlingswerke Voyage métallurgique en Angleterre berichtete. Es folgten zahlreiche geologische Arbeiten, deren Titel wir hier übergehen müssen. Sein Hauptwerk bildet die Carte géologique de la France (6 Blatt, Paris 1840), die sowohl in wissenschaftlicher wie in technischer Beziehung ein Meisterwerk genannt werden muß. Berühmt ist sein Name besonders durch die von ihm ausgegangene (vielfach bekämpfte) Theorie der Erhebung

der Gebirgszüge geworden. Seine Ansichten darüber und über die verschiedene relative Erhebungszeit der hauptsächlichsten europäischen Gebirgszüge, die er in zwölf Erhebungsepochen theilt, hat er in einer besondern Schrift: Recherches sur quelques-unes des révolutions de la surface du globe (Paris 1834) mitgetheilt. Mit ihm ist einer der tüchtigsten Vertreter der ältern geologischen Schule erloschen.

Fau und **Moreau**, zwei französische Genieoffiziere, verließen Mandaleh, die Hauptstadt Birmas, im März 1874, um die Laosgegenden zu erforschen und über Kiang-hung nach dem obern Theil des Songka zu gehen. Das tödtliche Klima, welches dort in den Ländern während der Sommermonate herrscht, zog ihnen Fieberanfälle zu, denen beide bei der Stadt Mone erlagen. Fau starb am 11. Juli.

Grinnell, Henry, der erste Präsident der amerikanischen geographischen Gesellschaft, starb am 30. Juni 1874 in dem hohen Alter von 75 Jahren zu Newyork. Er rüstete die erste amerikanische Polarexpedition zur Aufsuchung Sir John Franklin's 1850 auf seine Kosten aus. Sie bestand aus den Schiffen Advance und Rescue unter de Haven. Im Verein mit Peabody veranstaltete er dann die „zweite Grinnell-Expedition" zu demselben Zwecke, die diesmal von Dr. Kane geführt wurde (1853 bis 1855) und das nördlichste von ihr entdeckte Land im Westen des Smithsundes nach Grinnell benannte. Grinnell war Theilhaber der reichen Firma Grinnell, Minturn & Co. und verwendete ungeheure Summen auf die beiden von ihm ausgerüsteten Expeditionen.

Kittlitz, F. H. von, starb am 10. April 1874 als königlich preußischer Hauptmann a. D. zu Mainz. Im September 1826 hatte er sich als „Vogelfänger", wie man scherzhaft von ihm, dem Ornithologen, sagte, an Bord der russischen Fregatte Senjawin unter Admiral Lütke eingeschifft, um die Reise nach der Südsee mitzumachen, welche er in seinem Werke: Denkwürdigkeiten einer Reise nach dem russischen Amerika, nach Mikronesien und durch Kamtschatka (Gotha 1858) geschildert hat. Einen großen Ruf hat er sich durch seine Zeichnungen nach der Natur und namentlich durch die Schöpfung treffender Vegetationsgemälde gesichert, die er in dem reich ausgestatteten Werke: „Vegetationsansichten von Küstenländern und Inseln des Stillen Oceans" (Siegen und Wiesbaden 1844) veröffentlichte. Wo sich wie bei ihm zu wissenschaftlicher Erkenntniß die Fertigkeit der bildlichen Darstellung gesellt, da entstehen Belehrungsmittel, welche nicht nur die trockene Aufzählung systematischer Namen, sondern selbst die höchsten Leistungen der Sprache an Wirksamkeit weit hinter sich zurücklassen. Kittlitz besuchte im Sommer 1827 das russische Amerika und Kamtschatka, entfloh dem bevorstehenden Winter durch einen Besuch der Karolinen, hauptsächlich Ualans am Ostende der Gruppe, und trennte sich, als der „Senjawin" 1828 nach Petropaulowsk zurückgekehrt war, von seinen Reisegefährten, um Kamtschatka und die Kurilen gründlicher zu erforschen. Ueber Manila, wo er sich länger aufhielt, kehrte er nach Europa zurück. Es waren die belebte Natur, die Gewächse und die Thierwelt, die ihn am stärksten anzogen und die er mit so inniger Freude zu schildern vermag, daß selbst ein ungünstig gestimmter Leser an seinem Genusse Theil nehmen muß. Unübertroffen, geradezu classisch ist seine Schilderung der Insel Sitcha.

Maltzan, Heinrich Karl Eckardt Helmuth von, Reichsfreiherr zu Wartenberg und Penzlin, geboren am 6. September 1826 zu Dresden, gestorben am 22. Februar 1874 zu Pisa. Als Ergänzung zu dem Nekrolog im „Globus" (XXV, S. 231) führen wir hier die Titel seiner wichtigsten Schriften an: Drei Jahre im Nordwesten von Afrika (4 Bände, Leipzig 1863); Wallfahrt nach Mekka (2 Bände, Leipzig 1865); Reise auf der Insel Sardinien (Leipzig 1869); Reise in den Regentschaften Tunis und Tripolis (3 Bände, Leipzig 1870); Reise nach Südarabien (Braunschweig 1873). Seine sprachwissenschaftlichen Arbeiten erschienen in der Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft.

Mason, Francis, geboren 1799 in York, lebte lange als Missionär in Hinterindien, namentlich in Bhamo am Irawaddi. Er schrieb eine Grammatik der Karensprache und 1852 ein Werk über Tenasserim. Mit einem „Handbook for Burma" beschäftigt, starb er kurz nach seiner Heimkehr im Sommer 1874 in England.

Miani, Giovanni, ein Venetianer, bekannt durch die zähe Energie, mit welcher er unter den ungünstigsten Umständen die Erforschung der Nilquellen sich zur Lebensaufgabe machte. Im Jahre 1860 schon gelangte er am Weißen Fluß aufwärts bis 3° 34½′ nördl. Br., weiter als irgend ein Europäer damals vor ihm und schnitt dort seinen Namen in einen Baum ein (bei Afuddo). Oft angefeindet und zum Schwindler gestempelt, ließen ihm jene, die ihn besser kannten, volle Gerechtigkeit widerfahren, und stellten ihn als tüchtigen, charakterfesten und muthigen Mann hin. Er hat viele Enttäuschungen zu ertragen gehabt, denn die meisten seiner Reiseprojecte zerschlugen sich. Endlich gelang es ihm 1872 bis in die vor ihm nur von Schweinfurth besuchten Monbuttulandschaften vorzudringen, wo er im November jenes Jahres starb. Seine Tagebücher sind gerettet; auch brachte sein Begleiter, ein nubischer Soldat, zwei Akkazwerge mit nach Kairo zurück. (Globus XXVI, S. 28.)

Der „**Mirza**". Unter diesem Namen war einer der energischen Eingeborenen bekannt, welcher im Dienste der großen trigonometrischen Aufnahme Indiens stand und zur südlichen Quelle des Oxus, ferner durch die Pamir nach Kaschgar vorgedrungen war. Er und sein Schwiegersohn bereisten 1873 Afghanistan und wurden gegen Ende dieses Jahres zwischen Herat und Maimene, während sie schliefen, von ihren Führern ermordet.

Murawiew, Andréi Nikolajewitsch von, russischer Staatsrath, der jüngste von vier bekannten Brüdern, geboren 1798, starb zu Kiew am 30. August 1874. Er bereiste 1830 Syrien und Palästina und schrieb darüber in russischer Sprache das zweibändige Werk „Wallfahrt nach der heiligen Stadt". Neben manchen Schriften theologischen und kirchengeschichtlichen Inhalts — er war ein eifriger Anhänger der orthodoxen Kirche — verfaßte er eine „Schilderung Grusiens und Armeniens" (Petersburg 1848) und „Eindrücke aus der Ukraine und Sewastopol" (Petersburg 1859).

Roesler, Robert, Professor der Geschichte und Geographie in Graz, starb daselbst am 19. August erst 38 Jahre alt. Roesler's Studien waren zumal den Völkern der untern Donau gewidmet, in deren verwickelte Geschichte er namentlich vom ethnographischen und linguistischen Standpunkte aus Klarheit zu bringen suchte. Nach dieser Richtung hin schrieb er: Das vorrömische Dacien (Wien 1866); Die Anfänge des walachischen Fürstenthums (Wien 1867); Die griechischen und türkischen Bestandtheile im Romänischen (Wien 1865); Dacier und Romänen (Wien 1866); Romänische Studien. Untersuchungen zur ältern Geschichte Romäniens (Leipzig 1871); Ueber den Zeitpunkt der slavischen Ansiedelung an der untern Donau (Wien 1873). Zahlreiche einzelne Aufsätze von ihm erschienen im „Ausland".

Stolizka, Dr. Ferdinand, aus Oesterreich gebürtig, seit längerer Zeit als Geolog in Indien ansässig und um dessen Geographie vielfach verdient, machte als Mitglied der

Expedition Forsyth's den Zug nach Kaschgar mit und starb auf der Rückkehr beim Uebergange über den Sasserpaß am 19. Juni, in Folge der auf der Pamir erlittenen Reisestrapazen. (Vergleiche „Globus“ XXVI, S. 126 und 175.) Die außerordentlich wichtigen wissenschaftlichen Ergebnisse seiner letzten Reise faßt Freiherr von Richthofen folgendermaßen zusammen.

1. Das Auftreten der Tertiärformation an der Nordgrenze des Himalaja. 2. Die Zusammensetzung des Hochplateaus zwischen Himalaja und Küen-lün aus alten Formationen (silurisch) und das Bestehen des Karakorum aus Gebilden der Steinkohlen- und Triasformation. 3. Die Entdeckung, daß der westliche Theil des Küen-lün aus den ältesten Formationen (Silur) besteht, wie sein östlicher Theil. Vor dem Nordfuß lagert sich Steinkohlenformation. 4. An den inneren Rändern des Beckens von Ostturkestan tritt in großer Ausdehnung die Kreideformation auf. 5. Das Vorkommen erloschener Vulcane nördlich von Kaschgar im Thian-schan, wodurch Humboldt's Ansicht von dem theilweise vulcanischen Charakter dieses Gebirges bestätigt wird. 6. Das Aufsteigen des Thian-schan von Kaschgar aus in drei parallelen Ketten (Artusch-, Koktau- und Terekkette). Erstere jungtertiär, die zweite mit den Vulcanen, die dritte alte Sedimentformation (bis zur Trias). 7. Der Nachweis, daß die jüngsten (neocenen) Schichten am Thian-schan stark gestört sind und unter die älteren Formationen einfallen, woraus Stolizka schließt, daß Ostturkestan in ganz junger Zeit — wohl in Verbindung mit vulcanischen Ausbrüchen — sich eingesenkt habe.

Tischendorf, Konstantin, Bibelforscher und Professor der Theologie zu Leipzig, geboren am 18. Januar 1815 zu Lengenfeld im Voigtlande, starb am 8. December 1874. Er bereiste dreimal den Orient und Aegypten 1844, 1853 und 1859, von wo er stets eine Reihe werthvoller Manuscripte mit in die Heimath zurückbrachte, darunter den berühmten Codex sinaiticus, die älteste griechische Bibelhandschrift. Außer zahlreichen theologischen Schriften schrieb er: Reise in den Orient, 2 Bände (Leipzig 1845 bis 1846), und „Aus dem heiligen Lande“ (Leipzig 1862).

Aus allen Erdtheilen.

Entdeckungsreisen in Afrika.

Cameron und Grandy. In einer Decembersitzung der Londoner Geographischen Gesellschaft theilte der Vorsitzende Rawlinson Auszüge aus einem soeben eingelaufenen Briefe Cameron's mit. Wir haben schon früher mitgetheilt, daß derselbe den Tanganyikasee glücklich erreicht hatte, nachdem er vorher mit den Eingeborenen zusammengetroffen war, welche Livingstone's Leiche nach Unyanyembe gebracht. Nun berichtet er, daß er einen Abfluß aus dem Tanganyika entdeckt habe, der sich in den Lualaba ergieße. Livingstone ist bekanntlich stets der Ansicht gewesen, daß solch ein Abfluß vorhanden sei. Man muß nun annehmen, daß er die Mündung desselben passirt hat und zwar bei Nacht, als er den Küsten des Sees entlang gewandert ist, er war aber zu schwach und zu krank, um Beobachtungen anstellen zu können. Cameron ist nun der Ansicht, daß dieser in den Lualaba sich ergießende Abfluß eventuell dem Stromsysteme des Congo angehöre. Das aber erscheint noch sehr problematisch, denn es bleibt erst zu beweisen, ob der Lualaba und der Congo identisch sind. Darüber wurden denn auch in London von mehr als einer Seite Zweifel erhoben.

Dann wurde ein Bericht des Lieutenants Grandy verlesen über dessen mißlungenen Versuch von der Westküste her ins Innere einzudringen. Er fuhr am 30. November 1872 von Liverpool ab, warb schwarze Begleiter in Sierra Leone an, besorgte die nöthigen Ausrüstungen in S. Paulo de Loanda, bekam in Ambriz, aber nur mit großer Mühe, eine Anzahl Träger und erreichte im März Bemba in voller Regenzeit. Bemba ist der am weitesten nach dem Innern vorgeschobene Posten der Portugiesen, den sie jedoch aufgeben wollen, obschon derselbe die Handelswege von und nach dem Innern beherrscht. Die einst von ihnen bearbeiteten Kupfergruben liegen nun in Verfall, obwohl noch Erze vorhanden sind. Man findet dort große Höhlen, in welchen die Eingeborenen vor Ankunft der Europäer das von ihnen geförderte Kupfer aufzuspeichern pflegten.

Von Bemba ging der Reisende in langsamen und sehr beschwerlichen Märschen, zumeist auf schmalen Pfaden, die durch hohes, dickes Gras führten, nach Congo, wo er vom Könige wohl aufgenommen wurde. Derselbe versprach ihm seinen besten Beistand und, worauf so viel ankommt, auch Träger. Es ist dort Landesbrauch, daß bei Abschluß eines Vertrages im Voraus Zahlung geleistet werden muß; erst wenn diese erfolgt ist, nimmt der Träger seine Ladung; es kam aber nicht selten vor, daß Träger sich bezahlen ließen und dann nicht mehr gesehen wurden. Grandy war einmal in der Lage zu drohen und zum Revolver zu greifen. Die Stadt Congo liegt etwa 1500 Fuß über dem Meere; sie hatte einst Festungswerke, die aber jetzt im Verfalle sind. Die Leute sind sehr träg, es läßt sich leidlich mit ihnen umgehen und die Mehrzahl spricht Portugiesisch; sie sind eifrige Jäger und rauchen viel. Die Frauen schildert Grandy als „bescheiden, tugendhaft, fleißig“, was neu und wohl relativ zu nehmen ist.

Von Congo ging er nach Tungwa, einer hübschen Ortschaft mit etwa 1600 Bewohnern, welche viel Elfenbeinhandel treiben. Hier hatte er wieder große Noth und viel Verdruß, einen Träger zu bekommen. Er schickte zum Könige von Congo, um denselben an das gegebene Versprechen zu erinnern; aber derselbe lag an den Blattern krank, welche in der ganzen Stadt große Verheerung angerichtet hatten, und so konnte der Reisende von dorther keine Förderung erwarten. Also mußte er wider seinen Willen umkehren und versuchte nun vom Congofluß aus in das Innere vorzudringen. Er erreichte denselben am 10. October und überwinterte zu Mussukko bis zum nächsten April. Dann erhielt er die Nachricht, daß Livingstone nicht mehr am Leben sei und seine Expedition den beabsichtigten Zweck nicht mehr habe. Grandy bemerkt über den Congo, daß derselbe im Jahre zweimal Hochwasser habe; das zweite ist aber nur schwach, Dampfer können von der Mündung ab 110 Miles aufwärts gelangen. Er wird von vielen Kähnen befahren, deren manche bis zu drei Tonnen Tragfähigkeit haben, sie sind aber häufig in Gefahr wegen der vielen Wirbel. Der Handel mit Palmöl und Palmnüssen ist sehr beträchtlich. Die Anwohner sind gute Fischer, bedienen sich löffelförmiger Netze und fischen auch Nachts bei Fackelschein. Grandy bemerkte in Bezug auf Cameron's angebliche Entdeckung sehr richtig, daß man auf die Aussage der Neger und Araber nicht bauen dürfe. Von der Westküste her werde man ins Innere nur eindringen können, wenn man eine starke Mannschaft und zuverlässige Träger in genügender Menge habe.

Süd- und Centralamerika.

Die Republiken im ehemals spanischen Amerika können nun einmal ohne Revolutionen nicht sein; ohne ein Dutzend und mehr in jedem Jahre geht es nicht ab. Die buntschäckige, aus Creolen, Mischlingen, Indianern und theilweise auch Negern bestehende Bevölkerung kann und will die Ruhe nicht vertragen, die ihr doch so nöthig wäre. Und nun die leidigen Präsidentenwahlen, die sich immer mehr als ein Fluch erweisen! Da wird regelrecht ein Präsident in Argentinien erwählt, der eine überwiegende Mehrheit bei den Wahlen erhielt. Im Namen der Minderheit rasseln plötzlich ein halbes Dutzend Obersten und Generäle mit den Säbeln, raffen allerlei Volk zusammen, verkündigen die Revolution, versteht sich im Namen der Freiheit, richten ein paar Monate großes Unheil an, stören Handel und Wandel. Glückt es, so stürzen sie die rechtmäßige Regierung und bemächtigen sich der Gewalt, um gelegentlich ihrerseits gestürzt zu werden; glückt es nicht, wie es jetzt mit Mitre's Rebellion der Fall war, so werden einige Rädelsführer erschossen, andere erhalten Amnestie, aber der Boden bleibt vulcanisch und man ist auf die Dauer nie sicher vor einem neuen Ausbruche.

Da ist die kleine centralamerikanische Republik Costa rica. Sie stand ein ganzes Menschenalter hindurch in gutem Rufe, weil sie keine Revolutionen machte und lieber dem Anbau des Kaffeebaumes oblag, welchen 1857 ein Deutscher, Herr Warburg, einführte. Sie erzielt jetzt in Mitteljahren schon 150,000 Centner. Seit einigen Jahren hat auch sie, die nicht viel mehr Einwohner zählt als etwa die Stadt Dresden, das Revolutionsfieber sich geholt. In Zwischenräumen muckert es und auch jüngst wieder. Da ist es im November einem Don Joaquin Fernandez in der Hafenstadt Punta Arenas eingefallen, gegen den Präsidenten Guardia sich mit bewaffneter Hand aufzulehnen. Dieser erklärt sofort die Republik in Belagerungszustand und verkündet, daß sämmtliche Rebellen nach der Strenge des Gesetzes bestraft werden sollen. Ihre Güter werden confiscirt, weil es nicht mehr als billig sei, daß die, welche Schaden anrichten, auch für den Schaden haften. Jener Fernandez ist Revolutionär von Handwerk; er war verbannt und jüngst amnestirt worden; das erste was er that war wieder eine Revolution anzustiften. Er versammelte revolutionäre Flüchtlinge aus Nicaragua um sich, Costaricaner schlossen sich ihm an und er ließ sich seinerseits zum Präsidenten ausrufen. Denn weiter haben alle solche Pronunciamientos keinen Zweck. Das erste, was er that, war, die Nationalbank in Punta Arenas um 11,000 Dollars zu erleichtern und sich dann einzuschiffen, weil er die Besatzung, welche sich tapfer wehrte, nicht bezwingen konnte, obwohl er einen Offizier durch Bestechung für sich gewonnen hatte. Denn Verrath spielt bei alle diesem amerikanischen Unfug eine Rolle. Er will nun die Provinz Guanacosta revolutioniren.

In Peru, das in der Person Pardo's einen so rechtschaffenen und tüchtigen Präsidenten hat, wird zur Abwechselung auch wieder Revolution in Scene gesetzt. Er gefällt dem Don Nicholas de Pierola nicht. Aber der Präsident und beide Kammern haben diesen für einen Piraten erklärt, machen die Nationalgarde mobil und schicken 3000 Mann Soldaten gegen ihn nach dem Süden. Daneben läuft im Norden des Landes auch eine Revolution her, die in der Stadt Caxamarca ausgebrochen ist.

Das sind vier Revolutionen gleichzeitig; die fünfte spielt eben jetzt in Venezuela, das auch unter dem Präsidenten Guzman Blanco zwar die Zinsen seiner auswärtigen Schuld nicht bezahlt, aber doch Ruhe hatte und materiell vorwärts kam. Nun haben ihm einige Staaten den Gehorsam aufgekündigt und wollen ihn stürzen.

Die nächste Revolution dürfen wir wohl in Nicaragua erwarten, wo es sich um die Jesuiten handelt. Diese aus anderen centralamerikanischen Republiken fortgeschafften Patres haben in Nicaragua Aufenthalt gefunden und sich, wie das ihre Weise ist, in die politischen Händel gemischt. Nun standen sich zwei Präsidentschaftscandidaten, ein Liberaler und ein Jesuitencandidat, Chamorro und Selva, gegenüber.

Honduras und San Salvador verkündigen, daß ihre Regierungen ein Uebereinkommen treffen wollen, um die von den Jesuiten geleitete Reactionspartei gemeinschaftlich niederzuhalten. Guatemala hat die peruanische Regierung beglückwünscht, daß sie gegenüber den Jesuiten, diesem „odium generis humani", Vorsichtsmaßregeln getroffen habe.

Alle diese ehemals spanischen Colonien sind bekanntlich Länder, welche Jahrhunderte lang der Hierarchie der römischen Kirche preisgegeben waren. Sie haben das Joch der Spanier abgeschüttelt und entledigen sich jetzt der Hierarchie, der Jesuiten und der Mönche.

Ostindien.

Nicht ohne eine gewisse Besorgniß sieht die britische Regierung in Indien, daß die beiden mächtigsten Maharattenfürsten intime Freundschaft geschlossen haben, nämlich der Maharadscha Scindiah von Gwalior und der Holkar von Indore. Der erste machte dem letztern im November einen Besuch; beide Potentaten kamen am Nerbaddastrom zusammen, welcher durch ihre Gebiete fließt, und hielten mit großem Pomp einen Derbar (große Staats- und Rathsversammlung aller hohen Würdenträger). Bisher sind diese beiden Mächte stets uneinig und auf einander sehr eifersüchtig gewesen, und nur dadurch ist es den Engländern möglich gewesen, die einst so furchtbare Macht der Maharatten zu brechen. Nun ist eine Aussöhnung und offen zur Schau getragene Freundschaft gefolgt. In manchen Theilen Indiens scheint eine dumpfe Gährung zu herrschen und in der jüngsten Zeit haben sich in der Armee des Scindiah bedenkliche Anzeichen von Unbotmäßigkeit gezeigt, die man mit dem Auftreten des vermeintlichen Nena Sahib in Verbindung gebracht hat.

Der Bekehrungseifer der christlichen Missionäre verursacht der indischen Regierung viele Verlegenheiten. So lesen wir jetzt wieder aus Amballah, daß sie einen Soldatenknaben, einen Sikh, der ihre Schule besuchte, in der sie Propaganda machen, getauft haben. Darüber ist das ganze Regiment, in welchem der Vater jenes Knaben steht, höchst erbittert, und die Sache wurde so bedenklich, daß der Oberst desselben nicht umhin konnte, der Schule der Missionäre jede Unterstützung zu kündigen und derselben das Propagandamachen im Regiment streng zu verbieten. Es ist unter den obwaltenden Umständen nicht abzusehen, wohin eine Meuterei unter den sonst so zuverlässigen Sikhs führen würde. Beiläufig bemerkt: die Holländer dulden in ihren Besitzungen im hinterindischen Archipelagus wohlweislich keine Missionäre, weil diese Leute in ihrem oft sehr unbesonnenen Eifer das böseste Blut unter den Mohammedanern machen würden. Nur auf Celebes, in der Minahassa, wo die Bewohner keine Mohammedaner sind, ist es einigen deutschen Sendboten gestattet worden, Wohnsitz zu nehmen, und diesen anspruchslosen Männern gebührt das Lob, daß sie in musterhafter Weise, ohne alle hochfahrende Aufdringlichkeit und ohne Dogmenkrämerei, die Sittigung der Insulaner in erfreulicher Weise fördern.

* * *

— Wie ist die Welt entstanden? In den deutschen Ansiedelungen der südbrasilianischen Provinz Rio Grande treiben seit Jahren auch die Jesuiten ihr Wesen. So lange sie nicht dort waren, herrschte unter Katholiken und Protestanten Friede und gutes Einvernehmen; seitdem die „Patres" arbeiten, ist Hader und Zwietracht. In der Stadt San Leopoldo geben sie ein „Volksblatt" heraus, natürlich von durchaus ultramontaner Tendenz, sind aber auch bei Katholiken mißliebig, weil sie gegen „Turner-, Schützen- und Gesangvereine" eifern. Das „Volksblatt" schreibt: „So viel ist sicher, man (die nicht ultramontane Presse) will auch die deutschen Colonien aufklären und für die Ideen der Neuzeit empfänglich machen." Die Naturwissenschaften sind ihm ein Dorn im Auge, und es glaubt

dieselben persifliren zu können, indem es z. B. folgende Auslassung bringt, die angeblich von — Karl Vogt herrühre. Wir finden dieselbe in der „Deutschen Zeitung" von Porto Alegre, in welcher Herr Karl von Koseritz den schwarzen Herren scharf auf die Finger sieht. Also das Jesuitenblatt läßt Herrn Vogt Folgendes sagen: „Als die Welt noch nicht war, da war sie doch schon ewig da. — Das ganze Weltall ist von selbst gekommen; Tag und Nacht waren immer so, die Sonne schien immer so, kurz, ewig war es schon so — wie es auch jetzt noch ist. — Auf einmal aber kam ein Bläschen, ein kleines buntes Seifenbläschen dahergeflogen, es flog schon ewig umher; jetzt aber fiel es aufs weiche Moos der Erde und siehe, aus dem Bläschen brach ein feuriger Urschleim hervor und dieser Urbrei nahm Gestalten und Leben an und diese lebendigen Gestalten erfüllten die ganze Welt. Ueberall wehten, summten, hüpften, brüllten, tanzten, flogen, krochen, zwitscherten und miauten diese Gestalten. Ja, ja! denn die Millionen Gestalten mußten immer die eine durch die andere hindurchschlüpfen und diese Durchschlüpfung dauerte für manche Millionen Jahre. Endlich hörte der Schlüpfungsprozeß auf, das Bläschen war leer und man sah nichts mehr als fertige Elephanten, Bären, große Walfische, fertige Cedern und Eichen, Maulbeerbäume, Esel und große Strauße. Jetzt aber ging der Spaß erst recht an, denn es fehlten noch die Affen — und da wußten die fertigen Gestalten Rath. Der Affe schlüpfte sich durch und fix und fertig kam er zuletzt aus dem Gipfel eines Baumes hervor und ein Affe machte viele Affen und da hörte das Durchschlüpfen auf. Die Menschen machten aber aus ihrer Mitte Professoren, diese stellten nun Alles auf den Kopf und schlüpften in die Affen, die Affen in die Gipfel, die Gipfel in die Bäume, die Bäume in die Walfische, die Walfische in die Vögel, die Vögel in die Luft und die Luft in das schleimige Urbläschen: Daraus aber entstand ein neues unentwirrbares Knäuel."

— Die Nordamerikaner sahen früher mit einer Art von Achselzucken auf uns Europäer herab, weil sie von den Lasten und Plagen verschont seien, „unter welchen das unter monarchischem Drucke stehende Europa seufzt". Dieses Mitleid können die Yankees sich ersparen, seit durch die radicalen Fanatiker und eine durch Phrasen bethörte Menge der Unterjochungskrieg gegen die Südstaaten geführt wurde. Die Bundesschuld beträgt heute, neun Jahre nach dem Frieden, immer noch mehr als 2000 Millionen Dollars. Am 30. Juni 1874 zählten die Nordstaaten 102,475 Kriegsinvaliden', für welche im Jahresbudget 10,058,377 Dollars angesetzt sind; dazu kommen 107,516 Soldatenwittwen und Anverwandte, für welche jährlich 13,537,196 Dollars ausgeworfen worden sind; — 1551 invalid gewordene Seesoldaten nebst 1785 Wittwen und Verwandten; — 17,620 Leute aus dem Kriege von 1812 und 5312 Wittwen solcher werden auch bedacht. Die Gesammtmenge der Pensionsberechtigten stellte sich auf 236,241 Köpfe, für welche ein Jahrgeld von 26,254,071 Dollars im Budget figurirt, — etwa einhundert Millionen deutsche Reichsmark.

— In Großbritannien ergab im Jahre 1841 die Volkszählung 18,534,332 Köpfe und 1872 war die Volkszahl gestiegen auf 26,072,284, ungeachtet der sehr beträchtlichen Auswanderung. In Irland dagegen, wo sie im erstgenannten Jahre 8,175,124 Köpfe betrug, war sie 1872 gefallen auf 5,412,277.

— Die Kohlengruben in Großbritannien haben im Jahre 1873 die ungeheure Ausbeute von 128,680,131 Tonnen gegeben, — die größte, welche jemals producirt worden ist. Die Hälfte davon, 62,102,866 Tonnen, entfällt auf Nordengland, nämlich auf Yorkshire, Lancashire und die vier nördlich von denselben gelegenen Grafschaften; 28,890,875 lieferten die sogenannten Midland Counties Stafford, Derby, Nottingham, Worcester, Salop, Chester, Leicester, Warwick; 13,943,623 kommen auf Wales, 6,749,264 auf die südwestlichen Bezirke Somerset, Devon, Glocester, Monmouth. Auf Schottland entfallen 16,857,772, auf Irland nur 135,731 Tonnen.

— Kohlen in China. Dampfer, welche den nordchinesischen Hafen Niutschuang (Newchwang, wie die Engländer schreiben) besuchen, verwenden zum Theil Kohlen, welche in der Umgegend gefördert werden, namentlich solche, die von Pen hsi su kommen. Diese Anthracitkohle brennt gut und rasch; auf den Dampfern versetzt man sie mit einem Theile formosanischer Kohle aus Kilong. Die Chinesen haben bis jetzt nur die Ausbisse der Kohlenfelder in Angriff genommen; die tieferen Lager würden ohne Zweifel ein noch viel besseres Product liefern. — Was die Gruben bei Ki long in Nordformosa betrifft, so widersetzten sich die dortigen Chinesen der Ausbeutung derselben aus geomantischem Aberglauben; sie erklärten, daß der „Puls des Drachen" (die vermeintlichen Erdeinflüsse) geschädigt werden könnten. Im Jahre 1870 wurde jedoch das Verbot, Kohlen zu fördern, für gewisse Strecken aufgehoben. Diese werden nun ausschließlich von Chinesen bearbeitet, die jetzt schon 192 „Löcher" haben. Der Erdgeist ist ganz zufrieden, wenn nur die rothborstigen Barbaren von den Kohlenfeldern fern bleiben.

— Ein Weinbauer bei San Jose Namens Nägele (— er ist natürlich „General" —) hat von 1639 Weinstöcken nicht weniger als 49,700 Pfund Trauben geherbstet und daraus mehr als 4000 Gallonen Wein gewonnen. — Es ist jetzt Brauch, daß die Gastwirthe sich mit dem Titel „Colonel" begnügen; schwarze Inhaber von Speise- und Schänkhäusern mußten sich mit der Anrede „Captain" begnügen und möchten doch gern auch „Oberst" sein.

— Die Mormonen erhalten fortwährend starken Zuwachs. Bis Anfang November waren im Laufe des Jahres 1874 von Liverpool aus mehr als 2000 „Heilige des jüngsten Tages" in der Stadt am Großen Salzsee eingetroffen. Eine in der letztern erscheinende Zeitung hat mehr als 1000 Heilige aufgezählt, „deren jeder mindestens 3 Frauen und 9 Kinder" habe.

— Das südaustralische Parlament hat im September dieses Jahres dem ausgezeichneten australischen Forscher Giles, in Anerkennung seiner Verdienste um die geographische Kenntniß des australischen Continents, eine besondere Gratification von 250 Pf. St. bewilligt.

— Die Ausfuhren Neuseelands stellten sich im Jahre 1850 auf 115,416 Pf. St., die Einfuhren auf 240,205. Es zeugt für den großartigen Fortschritt dieser Colonie, daß die ersteren im Jahre 1872 schon auf 5,190,665 Pf. St. gestiegen waren. Die wichtigsten sind Gold und Wolle; auf präparirtes Fleisch entfielen 162,000 Pf. St., auf Kauriharz 166,000, Talg 70,000, die Einfuhren betrugen 5,142,951 Pf. St.

— David Kalakana, König der Sandwichsinseln, reist gegenwärtig in den Vereinigten Staaten. Er war in der Mitte Decembers in Washington angelangt, wo man ihm einen festlichen Empfang angedeihen ließ.

— Mexico will keine Mönchs- und Nonnenklöster mehr dulden; die Volksvertretung des Landes hat im November 1874 dieselben für einen öffentlichen Gemeinschaden erklärt, der nur Unheil bringe; sie werden aufgehoben.

— Die Capcolonie hat für das mit dem 30. Juni abgelaufene Jahr eine Staatseinnahme von 1,397,452 Pf. St. gehabt, 137,730 mehr als im Vorjahr.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage: Literarischer Anzeiger Nr. 2.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXVII. № 4.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 12 Mark. Einzelne Nummern 50 Pf. | 1875.

Die verschiedenen Völker in Siebenbürgen.

II.

Die Romänen.

Der Siebenbürger nicht romänischen Stammes ist an diese Erscheinungen so sehr gewöhnt, daß er sie gar nicht beachtet; dem Fremden jedoch sind sie aller Beachtung werth. In gleicher Weise auffallend sind ihm die Wohnhäuser, wenn er sich in einem romanischen Dorfe befindet. Strohgedeckte, kleine hölzerne Häuschen, zum Ueberfluß von Rauch geschwärzt, mit winzigen Fenstern und schlechten Thüren versehen, an denen weder Schloß noch Riegel, das sind die Wohnungen der romänischen Dörfler. Sie stehen am allergewöhnlichsten in einem schmutzigen, engen Hofraum, in welchem Schweine die Erde aufwühlen und halbnackte Kinder, bloß mit zerlumpten Hemden bekleidet, sich herumtummeln. An den Seiten dieser Häuser stehen zerrissene Fruchtkörbe oder spitzig zulaufende Heuschober, oder es stoßen an dieselben lange Obstgärten, die zugleich auch als Maisfelder dienen und mit zerfahrenem Weidengeflecht umzäunt sind.

Wie wenig angenehm solche Erscheinungen sind, brauchen wir nicht erst zu versichern. Das Elend und die Noth zu sehen, verstimmt aus nahen Gründen und der Eindruck wird vollends widerwärtig, wenn man erfährt, daß alle Bedingungen zum Wohlstande vorhanden sind, dieser aber nur an der Nachlässigkeit oder Unwissenheit scheitern muß. Charakteristisch ist der beinahe gänzliche Mangel an Dorfschulen, aber eine bis zwei Schänken an den entgegengesetzten Enden der Ortschaften dürfen nicht fehlen. Zerlumpte, elende Individuen mit durchlöcherten Hüten und niegekämmten Haaren, von wildem, unheimlichem Aussehen, die mit Gaunerblicken jeden Wagen und jeden Passagier mustern, tummeln sich von früh Morgens bis zum späten Abend hier herum und der Reisende athmet leichter auf, wenn er solche Dorfschaften weit hinter sich hat und ihm aus der Ferne etwa ein sächsisches Dorf oder Landstädtchen, Oase in der Wüste, entgegenwinkt.

Der Sommer allein findet den romänischen Dorfbewohner in dem Maße beschäftigt, als er nöthig zu haben glaubt um in den Wintertagen nothdürftig zu leben. Wenn er sonst auf den Feldern arbeitend gefunden wird, so geschieht dies für fremde Leute, denen er sich gegen einen kargen Taglohn verdingt. Seine Frau besorgt Kinder und häusliche Wirthschaft und webt oder spinnt. Die Aecker weiß er wenig rationell zu besorgen, und pflegt vorzugsweise Mais, Korn und Erdäpfel anzubauen. Wo der Bauer über kein Grundstück verfügt, läßt er sich gemeiniglich als Hirt und Züchter verwenden. Er streift dann in den Bergen mit seinen Schafherden herum oder er betheiligt sich an der Bereitung von Milch und Käse, die einen sehr lohnenden Artikel bilden. Die von ihm bereitete saure Milch wird in kleinen Fässern aufbewahrt, der Käse in kleine Laibe gepreßt, und dann werden beide in den Handel gebracht, an dem sich in Siebenbürgen Alt und Jung, Vornehm und Gering sehr gern betheiligen. An den Grenzen des Landes, dort wo die unzugänglichsten Pfade nach den beiden Donaufürstenthümern sind, befaßt er sich oft mit Gefahr seines Lebens oder seiner Freiheit mit dem Einschmuggeln gangbarer Handels-

Rumänische Bauern in Siebenbürgen.

artikel, wie des türkischen Tabacks und der türkischen Teppiche, der Leinwand und der Seide, des Kaffees und Zuckers, welche Artikel in der Regel bei weitem billiger auf solche Art zu bekommen sind, als in den Schnitt- und Specereiwaarenhandlungen der Städte und Märkte. Auch auf Ochsen und Pferde wird der Schmuggel ausgedehnt. Außerdem lassen sich viele Romänen als Lastträger gebrauchen und bilden in den siebenbürgischen Städten, wo sie beinahe ausschließlich das Proletariat ausmachen, eine fest organisirte Dienstmannschaft, die jederzeit schlagfertig ist der übrigen Stadtbevölkerung zu dienen. Auch als Viehtreiber lassen sie sich verwenden, und kommen als solche mit zahlreichen Ochsenherden durch die ganze österreichische Monarchie und selbst weit ins Ausland. Die Romänen des Mittelstandes haben als Geldwechsler ausgebreitete Beziehungen und stehen als Kaufleute fast ausschließlich Specereihandlungen vor, die in der That ausgezeichneten Rufes sich erfreuen und auf ihrem Lager neben den gewöhnlichen Handelswaaren auch mehrere Artikel morgenländischer Industrie besitzen, wie die Halva, das Rohat oder den türkischen Palukes und alle möglichen Sorten des Eingesottenen und des Scherbet. Der Edelmann ist in Siebenbürgen weniger begütert als anderwärts und in Ansehung seiner Zahl so gering, daß man ihn fast gar nicht kennt.

Noch ist hier des romänischen **Priesters** zu gedenken, der seiner großen Anzahl wegen als auch dadurch, daß er der Träger romänischer Cultur und in der Politik der Führer seines Volkes lange Jahre gewesen, von einiger Bedeutung ist. Mit ehrenvollen Ausnahmen hat er sich aber im Allgemeinen vom Bauer oder Bürger bis zum Augenblick durch nichts unterschieden, als durch die Kenntniß des Allernothwendigsten, des Lesens, Schreibens und des Rechnens. Das was er einmal nothdürftig gewußt, ist von ihm längst wieder vergessen worden, da eine Lectüre später nicht gesucht wurde. So finden wir ihn stets Partei nehmen für sein Volk, aus dem er hervorgegangen und in welchem er sich vollständig aufgelöst hat. Seine Kirche, entweder griechisch-katholisch oder griechisch-orientalisch, gestattet ihm die Ehe, die er vor dem Empfang der Weihe, also unmittelbar nach seinem Austritt aus den Schulen, eingehen muß. Eine zweite Ehe wird nicht gestattet, sobald die erste durch den Tod aufgelöst ist. Seine Beschäftigung ist auf dem Lande der Ackerbau und die Viehzucht.

In ihrer verzweifelten Stellung als Unterworfene konnten sich die Romänen Siebenbürgens der Vortheile nicht erfreuen, deren die übrigen Nationen theilhaftig waren, mithin war ihnen auch niemals die Möglichkeit geboten, sich zeitgemäß zu entwickeln. So wie sie heute sind mögen sie vor hundert Jahren gewesen sein, und wenn das in Corruption vegetirende Individuum heute nicht mehr zum augenfälligen Schaden der Gesellschaft existirt, so wirken darauf ungleich mehr die heilsamen Folgen eines raschen, kategorischen Disciplinarverfahrens als die wohlthätigen Einflüsse der Cultur. Rohe oder halbgebildete Individuen finden hierin ein starkes Moment der Verachtung gegen das romänische Volk und sind bei der geringsten Veranlassung gern mit der Erinnerung an Galgen und Rad bereit. Daß dies eher demoralisirend als cultivirend wirkt, liegt auf der Hand. Dem ungeachtet ist von den Romänen Manches zu sagen, das für den wirklich guten Kern des Volkes spricht. Bist du verlassen und du flehst romänische Hülfe an, so kannst du überzeugt sein, daß dir geholfen wird. Hältst du Freundschaft mit ihm, so bleibt er dir selbst dann noch gewogen, wenn du ihm längst die deine entzogen hast. Er übt Gastfreundlichkeit und bethätigt sie dadurch, daß er dem Fremden jederzeit mit Eßwaaren entgegenkommt und ihn nach Kräften bewirthet. Beleidigungen vergißt er leicht und nimmt die Versöhnung an, selbst wenn er zu wiederholten Malen verletzt wurde. Die Liebe zum Gesang ist in jedem Herzen zu finden; daher auch die zahlreichen Volkslieder. Der Text wird zumeist improvisirt und nach einer selbst erdachten Melodie gesungen, deren Vortrag freilich nicht immer schön ausfällt, weil beim Gesang auch die Nase in Mitleidenschaft gezogen wird.

Seine **Hochzeiten** werden mit großem Lärm, Schreien und Pistolenschüssen gefeiert; in höheren Kreisen wird bei solchen Gelegenheiten ein unbändiger Luxus entwickelt. Die Braut tritt vor den Priester mit dicht verhülltem Gesicht, was wenigstens der Sage nach zu manchen unliebsamen Austauschungen Veranlassung giebt. In der Neujahrsnacht befragen heirathslustige Mädchen das Schicksal, was für Männer ihnen dieses zu geben beschlossen habe. Dabei greifen sie nach einem Pfahl im Zaune und kennzeichnen denselben durch einen Bindfaden. Jenachdem der Pfahl krumm oder gerad ist, wird auch der Zukünftige schön oder häßlich sein. Die **Leichenbegängnisse** gehen mit vielen Ceremonien vor sich. Bei Kreuzwegen hält manchmal der ganze Zug an und es werden Evangelien gelesen. Dabei erscheint die Geistlichkeit in bunten Kirchenmänteln und unter zahlreicher Assistenz. Am Kirchenportale werden Begräbnißmäler gehalten, indem jeder Anwesende ein Stück Brot und ein Gläschen Fruchtbranntwein erhält, worauf der Empfänger zu sagen pflegt: Gott verzeihe dem Verstorbenen die Sünden. Dann wird die Gabe repetirt und schließlich dem Wünschenden eine Wachskerze gespendet. In der Christ- und Neujahrsnacht werden von Burschen an Fenstern und Thüren Gratulationen dargebracht; für solche Gelegenheiten sind dieselben mit einem mehrere Schuhe im Durchmesser zählenden Stern versehen, der aus buntem Papier gemacht und mit Gold- und Silberpapierketten geschmückt ist. Die Gratulationen werden mit dem wiederholten Knall einer Peitsche begleitet. Zu Pfingsten sieht man alle Thore mit einem viereckigen Rasen belegt, in dessen Mitte sich ein frischer Zweig der Tanne oder Birke befindet.

Aus dem Gesagten stellt sich zur Genüge heraus, daß die Siebenbürger Romänen eigentlich nur ein **Bauernvolk** sind und auch dieser Ursache dürfte es wenigstens mit nicht geringem Recht zugeschrieben werden, daß sie als Nation nirgend im Lande ein gesellschaftliches Ansehen erlangt haben. Erst seit den letzten zwanzig Jahren etwa ist unter ihnen Streben wahrzunehmen. Zu der unbedeutenden Anzahl der Jünglinge, die sich schon früher durch örtliche Verhältnisse in die Strömungen der Cultur unwillkürlich haben mitfortreißen lassen, aus welchen sie als kleine Beamten hervorgingen, hat sich nach und nach ein größeres Contingent zusammen gefunden, das eifrig bestrebt ist, der Jugend der übrigen Nationen Siebenbürgens das Gleichgewicht zu halten, und so dürfte bei dem Umstande, daß schon heute die romänische Nation sich nicht mehr durch ihren Clerus allein, sondern auch durch hervorragende und talentvolle Persönlichkeiten aus ihrer Mitte vertreten läßt, die Annahme zur Thatsache werden, daß diese Nation endlich zu einer Stellung gelangen werde, die geachteter ist als die frühere. —

* * *

Wir fügen einige Notizen bei.

Im Stromthale des Szamosch bilden die **Walachen** die bei weitem überwiegende Mehrzahl der Bevölkerung, und die Zahl der romänisch redenden Bauern ist nicht unbeträchtlich dadurch vermehrt worden, daß viele Magyaren ihre Muttersprache vergessen, jedoch ihre alten Familiennamen beibehalten haben. Aber in Sprache und Sitten sind sie zu Romänen ge-

Romänische Bauern aus dem Thale des Sebesch Köröschtsch.

worden und auch viele von denen, welche noch Magyarisch sprechen, haben völlig die Lebensweise der Walachen angenommen. In Siebenbürgen finden wir die verschiedenen Nationalitäten weit mehr nach der Kaste als nach der Nationalität gruppirt. Ein Magyar der keinen Grundbesitz hatte, wurde zum Walachen; der walachische Adelige schuf sich zu einem Magyaren um. Im südlichen Theile des Landes, namentlich im Hunyader Comitat, wohnen viele romänische Edelleute, die in den Versammlungen der Gespanschaft immer Sitz und Stimme neben den ungarischen Adeligen hatten. Man bezeichnete auch sie allmälig als Magyaren und nun halten sie sich längst für solche.

In Folge der großen Umgestaltungen seit 1848 haben die Walachen in Siebenbürgen einen Antheil an Grund und Boden erhalten. Man bemerkt an den Berg- und Hügelabhängen schmale, lange Streifen Landes, die ihnen als

Walachische Brautführer.

Eigenthum zugewiesen worden sind. Aber sie bestellen den Boden schlecht genug, und in manchen Dörfern wissen die Bauern nicht einmal, was Dünger ist; natürlich wird der Acker ausgesogen und liegt, falls nicht außerordentlich günstige Temperaturverhältnisse eintreten, von selber brach, obwohl er gepflügt und besäet worden ist. Eine gute Ernte giebt er nie. In Folge einer so nichtsnutzigen Wirthschaft tritt dann in einem an sich so schönen Lande manchmal Hungersnoth ein.

E. Reclus machte an Ort und Stelle folgende Bemerkungen: „Wenn der Walache im Szamoschthale seinen Acker so nachlässig bestellt, so thut er das vielleicht, weil er meint, daß er ihn doch nicht lange behalten werde. Der Jude ist so zu sagen sein natürlicher Erbe. Er ist Schänkwirth und Specereikrämer, verkauft auf Borg, verleiht Geld zu unverschämt hohen Zinsen, und ist das gefälligste Subject von der Welt, so lange sein Schuldner noch irgend welche Habe besitzt. Wenn aber bei schlechten Zeiten der Walache den letzten Fleck seines Landes hat losschlagen müssen und der Jude Eigenthümer geworden ist, dann verborgt dieser keinen

Kreuzer mehr. Den Walachen fehlt der stramme Wille und der Ehrgeiz seinen Grundbesitz festzuhalten, welcher dem Bauer in Westeuropa inne wohnt; er versteht es nicht seine Schulden abzustoßen und sich durch angestrengtes Arbeiten unabhängig zu machen. Schon im Verlauf eines einzigen Menschenalters haben die Walachen in mehreren Bezirken alles Land, das ihnen zugewiesen worden war, gänzlich eingebüßt und sind wieder eine Art von Leibeigenen geworden; sie haben nur den Herrn gewechselt; sie sind nicht mehr Bauern des ungarischen Magnaten, sondern des jüdischen Wucherers. Daher der ingrimmige Haß, welcher so oft zum Ausbruche kommt und den man wohl, aber durchaus fälschlich, auf Rechnung des Racen- und Religionshasses schreibt. Wenn die Karpathenbewohner über kurz oder lang wieder eine Krisis durchzumachen haben wie 1848 und 1849, dann wird die Wuth der Bauern sich nicht gegen den Magyaren, sondern gegen den Juden richten!

Aber der walachische Bauer ist sorglos und glücklich, wenn er tanzen kann. Und er tanzt mit einer Heftigkeit wie der Neger auf den Antillen. —

Die Anlage zu einer prosaischen bürgerlichen Tüchtigkeit und Thätigkeit in der Art, wie sie bei den germanischen Völkern und auch bei den Franzosen und Italienern gefunden wird, hat sich bis heute bei den Walachen nicht gezeigt, und aus diesem Mangel erklärt sich auch die wirthschaftliche und gesellschaftliche Stellung dieses Volkes.

Phönicisch-amerikanische Phantasien.

Von Zeit zu Zeit tauchen in der wissenschaftlichen Welt „Entdeckungen“ oder Hypothesen auf, die als funkelnagelneu ausgegeben werden, bei Lichte betrachtet sich aber als alt, abgestanden und abgethan erweisen. So konnte „Fusang“, das Land im Osten Chinas, nicht zur Ruhe kommen; es mußte Amerika sein, das ursprünglich von den Chinesen entdeckt worden sei. Die Tagespresse, wenig bewandert in derlei gelehrten Fragen, betete dann die „neue Entdeckung“ nach und im großen Publicum hieß es dann: Amerika wurde vor Columbus von den Chinesen entdeckt.

Nachdem dieses glücklich überstanden und in Vergessenheit gerathen war, wußte man mit kühnem Griffe die vorcolumbische Entdeckung Amerikas noch etwas weiter in graue Zeiten hinaufzuschieben, und aus Nord-, Mittel- und Südamerika ertönen Stimmen, welche zu beweisen versuchen, daß die Phönicier bereits Amerika besucht und dort Spuren ihres Aufenthalts hinterlassen haben.

Zunächst trat Dr. Ladislav Netto, Director des Museums in Rio de Janeiro, auf *), der über einen phönicischen zu Parahyba (es giebt mehrere Orte dieses Namens in Brasilien) gefundenen Inschriftstein Folgendes bemerkt: „Im Jahre 1872 empfing der Marquis de Sapucahy von Senhor Joaquin Alves da Costa einen Brief, begleitet von der Copie eines mit Inschriften versehenen Steines, den ein Sklav auf Costa's Estancia Ponso Alto gefunden hatte. Netto untersuchte die Copie und war höchst überrascht in derselben phönicische Charaktere zu finden, auch gelang es ihm dieselbe zu „entziffern“. Nach ihm ist der Stein ein Gedenkstein, der von Flüchtlingen aus Sidon im neunten oder zehnten Jahre des Königs Hiram errichtet wurde. Die Flüchtlinge waren von Eziongeber (dem heutigen Akaba) aus durch das Rothe Meer zwölf Monate lang an der afrikanischen Küste hingefahren; dieselbe Strömung, welche den Cabral unbewußt an Brasiliens Gestade geführt, trug auch die Phönicier hinüber, die, nach Netto, an der afrikanischen Westküste sich bis nach Senegambien hingetastet hatten. Da nun zwei Könige Hiram lebten, einer von 980 bis 947, der andere von 558 bis 552 v. Chr., so ist der Zeitpunkt der Entdeckung Brasiliens durch die Phönicier nicht sicher festzustellen. Es war aber mindestens 2000 Jahre vor Cabral. Netto hat an Renan eine Copie der Inschrift eingeschickt; sie besteht aus 8 Zeilen schöner phönicischer Charaktere ohne Trennung der Worte noch Punctirung der Vocale. Man hat in diesem Bericht alles was man braucht; nur den Originalstein nicht und es ist von der ganzen Sache, sicher einer derben Täuschung, auch wieder bedenklich still geworden.

Eine flüchtige Zeitungsnotiz von der merkwürdigen Entdeckung gelangte indessen in die Hände eines gelehrten Niederländers, des Dr. H. Hartogh Heys van Zouteveen, der sich mit der Frage der vorcolumbischen Entdeckung Amerikas beschäftigte und nun glaubte die Ergebnisse seiner Untersuchungen nicht zurückhalten zu dürfen *). In seiner Abhandlung: „Haben die Phönicier oder Karthager Amerika gekannt?“ sagt er Folgendes:

„Auf den Mauern der alten Ruinenstadt Palenque findet man Basreliefs, welche zwei ganz verschiedene Menschenracen vorstellen. Die erste, die der Sieger, mit großen Augen, hervorragender Nase, die nicht durch einen einfallenden Winkel von der niedern, zurücktretenden Stirn getrennt ist und mit zurücktretendem, bartlosem Kinne, ist unzweifelhaft eine amerikanische Race. Die zweite, die Race der Besiegten, welche durch die Sieger unter die Füße getreten oder getödtet worden, ist keiner amerikanischen Race ähnlich, aber erinnert in ihren Zügen an die semitischen und kuschitischen Stämme von Vorderasien; sie besitzt eine gerade Stirn, kleine Augen mit schweren Augenbrauen, eine krumme Nase, welche aber weniger hervorragt als bei dem erstern Volke und durch einen einfallenden Winkel von der Stirn getrennt ist; das Kinn ist vortretend und dieses Volk trägt einen Bart. Eine weitere Anspielung auf Verbindungen mit Völkern der alten Welt findet man darin, daß in Palenque Abbildungen von Elephantenköpfen auf den Mauern gefunden werden. Elephanten leben in Amerika nicht, Mastodonten können schon wegen der fehlenden oder nach oben gerichteten Stoßzähne nicht gemeint sein, welche letzte Hypothese auch die Trümmer von Palenque wohl zu weit in die Vergangenheit zurücksetzen dürfte. Das Volk, welches Elephanten abbildete, muß solche Thiere, welche die Karthager bekanntlich in allen ihren Kriegen mitführten, gekannt haben. Vor 2000 Jahren waren die Karthager wohl das einzige Volk, das zu gleicher Zeit Elephanten hatte und auch Schiffe, groß und schnell genug, um diese Thiere nach Amerika hinüber zu bringen. Die Schnelligkeit der phönicischen und karthaginensischen Schiffe stand bei gutem Winde unseren Clipperschiffen

*) Sein Bericht steht in The Brazil and River Plate Mail, 21. Juni 1873.

*) „Archiv für Anthropologie“ Band VII, S. 123 f. 1874.

nicht und unseren Dampfschiffen nur wenig nach, wie Movers durch viele Beispiele erwiesen hat. Im ersten punischen Kriege haben die Karthager mehr als 150,000 Soldaten in 350 Schiffen transportirt, wie wir aus dem Polybius wissen."

Dr. Hartogh Heys bildet diese Elephantenköpfe auch ab und zwar nach den Monuments anciens du Mexique et du Yucatan von v. Waldeck, Paris 1866. Es sind sogenannte „Katuns" oder Hieroglyphen, deren wenigstens zwei Elephantenköpfe mit der allergrößten Sicherheit erkennen lassen. Ferner wird ein Basrelief von einer Säule des Palastes in Palenque mitgetheilt, auf deren Helm ein Elephant (?) mit erhobenem Rüssel zu sehen ist. Ehe wir diese Abbildungen kritisch betrachten, wollen wir jedoch die übrigen Beweise Dr. Hartogh Heys' anhören.

Der Autor zieht dann die Atlantissage wieder einmal heran und sucht die unklaren Berichte von westlichen Fahrten der Phönicier und Karthager auf Amerika zu deuten, wobei er seine Ansichten durch die ursprünglichen amerikanischen Sagen über Fremde, die zu ihnen in Schiffen kamen, zu unterstützen sucht. Ueber den Werth dieser Sagen zu streiten, wenn durch sie eine geschichtliche Thatsache erhärtet werden soll, ist nicht nöthig. Dr. Hartogh Heys fährt alsdann fort:

„All das Vorhergesagte unterstützt die Ueberzeugung, daß Amerika oder wenigstens ein Theil davon schon in vorchristlichen Zeiten einem Volke der alten Welt, am wahrscheinlichsten den Phöniciern und besonders den Karthagern, bekannt war. Diese Annahme wird aber noch durch unzweifelhafte phönicische oder altweltliche Alterthümer, die in Amerika gefunden sind, bestätigt. Schon in Karsten's Archiv für die gesammte Naturlehre, Th. IV, S. 456 V. V., findet man eine Abhandlung von F. W. Sieber, worin eine Mittheilung über einen eine griechische Inschrift enthaltenden, in Trinidad gefundenen Stein sich findet. Im Jahre 1869, den 16. October, wurde aber in Lafayette, Staat Newyork, ein viel wichtigeres Stück gefunden. Es ist eine alte Statue von Alabaster von mehr als 10 Fuß Länge, gut bearbeitet und mit einer Inschrift von 13 Buchstaben auf dem rechten Arm. Die Statue lag unter den Wurzeln eines Hemlockbaumes (Schirlingstanne) und trug Spuren, daß sie früher mit Farben bemalt gewesen war." (Die ausführliche Schilderung befindet sich in der amerikanischen Zeitschrift „The Galaxy", Juli 1872, S. 83). Die Inschrift lassen wir auf S. 56 folgen.

Die „Galaxy" sagt, diese Inschrift sei eine phönicische und bedeute: Lord Thammur of the Heavens, the Baal. Um Gewißheit zu erlangen, copirte ich (Dr. Heys) die Inschrift und fragte meinen Freund, den Semitologen Professor Ingeboll in Delft, und Herrn Cohen, Privatdocent in der chaldäischen, hebräischen und syrischen Sprache in Assen, was das für eine Inschrift sei, ohne weder Fundort noch die angebliche Deutung ihm anzugeben. Herr Cohen sagte, die Inschrift sei in einer semitischen Sprache abgefaßt, welcher, konnte er nicht sagen, gut lesen konnte er sie auch nicht. Professor Ingeboll sagte, die Inschrift sei phönicisch, er las die Worte „Thammur, Herr der Himmel" und sie stamme wahrscheinlich aus dem Orient. Nun ist aber das phönicische Alphabet noch kaum 30 Jahre lang bekannt, ist also die Statue 40 Jahre alt, dann kann hier an keinen Humbug gedacht werden. Nun ist sie wohl unzweifelhaft viel älter als 40 Jahre, muß also echt sein.

„Zweifel an der Aechtheit der Statue können jedenfalls meines Erachtens nach nur dadurch entstehen, daß einige Leute überhaupt bei allem Amerikanischen sogleich an Humbug denken. Gelten aber für Amerika dieselben Bedingungen wie für andere Welttheile, so muß man zugeben, daß die Statue echt ist. Wäre dieselbe in der alten Welt gefunden, so würde Niemand die Aechtheit im geringsten

bezweifeln. Was Amerika angeht, so muß man unseres Erachtens entweder schließen, daß Karthager oder Phönicier die Statue dort hingebracht haben, oder man muß alle Hoffnung aufgeben, jemals aus in Amerika gefundenen Alterthümern irgend einen Schluß auf die Urgeschichte dieses Continents zu machen. Nehmen wir an, daß die Phönicier und Karthager Amerika gekannt haben, so erklärt sich Plato's Atlantissage von selbst. Durch Phönicier (Poseidon) entdeckt, wurde es mit karthagischen (Atlas) und hispano-phönicischen (Cadix) Colonien bedeckt. Wahrscheinlich wurden die ersten Entdecker zufällig von der afrikanischen Küste durch Sturm in das hohe Meer getrieben und wider ihren Willen von dem Aequatorialstrome nach Amerika hinübergeführt. Einmal bekannt wurde es dann mehrmals besucht und Colonien wurden daselbst gegründet. Diese Colonien (Atlanten) halfen den Phöniciern in ihren Versuchen, um die Griechen aus dem westlichen Mittelmeere zu verjagen. Die Griechen siegten aber (Plato erzählt, daß die Athener die bis Tyrrhenien fortgeschrittenen Atlanten besiegten), und aus Furcht, daß die Griechen auch in und über den Ocean vordringen sollten, ließen die Phönicier in wahrem phönicischen Stil die Atlantis angeblich in den Fluthen verschwinden, um durch dieses Mährchen den Handel auf diesem Continent allein in Händen zu behalten. Zu demselben Zweck erfüllten sie das große Meer von Atl, das Meer der Finsterniß, mit allerlei Schreckensgestalten."

Soweit Dr. Hartogh Heys im Haag. Daß der letzte Abschnitt in seiner Beweisführung nur wilde Speculationen enthält, leuchtet ein. Das Auffinden von Inschriftsteinen in Amerika ist bisher — soweit es sich um Sprachdenkmäler der alten Welt handelte — immer noch unter höchst verdächtigen Umständen vor sich gegangen und die Alabasterstatue unter dem Hemlockbaume bei Lafayette ist seit 1869 verschollen geblieben und verschollen ist auch schon die phönicische Inschrift von Parahyba. Diese Dinge sind doch an und für sich so wichtig wie der Stein von Rosette oder die tanitische Inschrift: wir haben diese in den Museen, wir betasten sie, die größten Gelehrten schreiben darüber und die Wissenschaft baut sich darauf auf.

Nichts von alledem ist bei jenen phönicisch-amerikanischen „Inschriften" der Fall. Wir vermögen hier nur Täuschungen der schlimmsten Art zu erkennen, denen „The Galaxy" und der Museumsdirector in Rio, Dr. Netto, zum Opfer fielen *).

Aber die Elephantenköpfe? Wenn diese wirklich unter den Sculpturen von Palenque sich befänden, so müßten wir die Segel streichen. (Abgesehen davon, daß nach Karl Rau Mastodonten noch mit dem Menschen in Amerika zusammen lebten.) Einer Beantwortung dieser Frage überhebt uns Dr. von Frantzius, der gründliche Kenner Mittelamerikas, indem er Dr. Hartogh Heys' Abhandlung eine Schlußbemerkung hinzufügt. Wir entnehmen derselben folgende Stelle: „Daß in den von Dr. Heys gegebenen genau nach den im Waldeck'schen Werke enthaltenen Tafeln copirten Zeichnungen eine entschiedene Aehnlichkeit mit Elephantenköpfen vorhanden ist, wird in der That Niemand bestreiten wollen. Aus dem Umstande aber, daß Herr von Waldeck, der jene Zeichnungen an Ort und Stelle entwarf,

---

*) Wir wollen hier bemerken, daß der Schwindel mit Fusang doch vor einigen Monaten wieder einmal in Nordamerika aufgetaucht ist; in deutschen politischen Blättern wurde dann dreist und naiv wiederholt, daß jenes Fusang sicherlich das von Chinesen entdeckte Californien sei! Der Münchener Professor K. Neumann blieb bis an sein Lebensende ein Vertheidiger der ganz luftigen Hypothese und ließ sich auch durch Vivien de St. Martin, welcher die Nichtigkeit derselben sonnenklar bewies, nicht bekehren; seine Raupe blieb ihm im Hirn stecken. — Was Dr. H. Heys anbelangt, so erinnert er uns an den verschollenen Jakob Kruger, der sich einer ähnlichen Argumentation befliß, als er seine Assyrier nach Nordamerika hinüberschiffen ließ, oder an einen gewissen Professor, der Azteken und Tschechen für nahezu identisch hält. Weshalb beruft sich Dr. Heys nicht auch auf den Apostel Thomas? Es ist ja oftmals behauptet worden, daß derselbe in Mexico das Evangelium gepredigt habe; Siguenza weiß ja ganz genau, daß dieser Apostel und der aztekische Gott Quetzalcoatl eine und dieselbe Person seien. Lord Kingsborough wollte wissen, daß Mexico von den alten Juden besiedelt worden sei. Wir könnten eine lange Reihe ähnlicher Albernheiten zusammenstellen.

Seltsam genug, daß auch sonst verständige Gelehrte sich selber foppen und foppen lassen, sobald amerikanische Schwindeleien auftauchen. Hier wieder eine Probe. Auf der jüngsten Philologenversammlung in Innsbruck wurde auch — nun geben wir die Notiz wie wir sie in der „Allgemeinen Zeitung" Nr. 309, Beilage, 5. November, fanden — „über eine in Nordamerika gefundene colossale phönicische Statue verhandelt. Professor Schlottmann sprach darüber. Ein phönicisches Denkmal in Nordamerika würde den bis jetzt vermißten urkundlichen Beweis der von A. v. Humboldt und Anderen behaupteten Bekanntschaft der Phönicier mit der später neuentdeckten Welt liefern. In der letztern Zeit sind fast gleichzeitig, wie Schlottmann berichtet, zwei angeblich phönicische Denkmäler in Amerika zum Vorschein gekommen. Eine, wie man vorgiebt, in Brasilien gefundene Inschrift in phönicischen Charakteren, von welcher Schlottmann eine Photographie vorzeigt, giebt sich aus inneren Gründen als gefälscht zu erkennen, abgesehen von der schlechten äußern Begründung ihrer Entdeckung. In paläographischer Hinsicht ist sie freilich mit so bewunderungswürdigem Geschick angefertigt, daß der Vortragende sie als eine geniale Fälschung bezeichnete. Dagegen ist Schlottmann geneigt, ein colossales Steinbild von etwa 10 Fuß Länge und einem Gewicht von 9000 Pfund, das man vor fünf Jahren auf einer am Berge Onondago im Gebiete der Stadt Lafayette gelegenen Farm beim Graben eines Brunnens fand, fur altphönicisch zu halten (!!). Es scheint den phönicischen Adonis darzustellen; auf der Schulter hat es anscheinend phönicische Inschrift, von welcher Schlottmann durch Vermittelung des Professors Mac Worther in New-Haven Wachsabdrücke erhalten hatte, die er mit mehreren photographischen Abbildungen des Steinbildes vorlegte. Die äußere Geschichte der Auffindung läßt nach den vorliegenden Berichten kaum an einen Trug denken (!!). Aber da eine Actiengesellschaft zur Ausbeutung des Steins sich bildete, die glänzende Geschäfte machte, und in Folge dessen an manchen Orten ähnliche Steinriesen auftauchten, so kam der Fund von Onondago in Verruf. Die Behauptung, ein Tabackhändler habe den Stein vergraben, hat sich als unwahr herausgestellt und kein äußerer stichhaltiger Grund zur Verdächtigung der Entdeckung sich ergeben." A.

in der Beschreibung auf jene Aehnlichkeit nicht aufmerksam macht, möchten wir gerade den entgegengesetzten Schluß ziehen, nämlich den, daß er selbst jene Köpfe nicht für Elephantenköpfe angesehen hat und daß dieselben daher wohl nur das Resultat der Phantasie des Lithographen sind. Zu diesem Schlusse glauben wir berechtigt zu sein, weil der bekannte Reisende Stephens, der einige Jahre später ebenfalls sehr genaue Zeichnungen jener Ruinen anfertigen ließ, dieselben Figuren (Incidents of travel in Centralamerika II, S. 316 und 343) ganz anders aufgefaßt hat und zwar so, daß in seinen Zeichnungen durchaus keine Aehnlichkeit mit Elephanten hervortritt. Ueberhaupt ist zu berücksichtigen, daß die meisten jener Figuren, welche als Wandverzierungen oder Inschriften dienten, in so eigenthümlich phantastischer Weise dargestellt sind, daß es oft schwer zu unterscheiden ist, ob die Köpfe Menschen- oder Thierköpfe darstellen sollen. So naturgetreue Abbildungen wie sie ebenfalls in uralten Zeiten von den Renthierfranzosen und nach den neuesten Funden in der Tayinger Höhle von den Renthierschweizern angefertigt worden sind, finden sich auf den Ruinen der Mayavölker nicht."

Wir glauben die phönicische Entdeckung Amerikas ist damit abgethan; sollte dieselbe wieder aufs Tapet kommen, so müßte dieselbe mit gewichtigeren Gründen als bisher verfochten werden, denn daß Phönicier nach der neuen Welt überhaupt hinübergefahren sein können, das zu bezweifeln liegt kein Grund vor. Bündige Beweise dafür fehlen aber durchaus.

Fortschritt in Aegypten.

Der heutige Beherrscher des alten Landes der Pharaonen nimmt unter den mohammedanischen Fürsten als Regent unbedingt die erste Stelle ein. Der Padischah der Osmanen ist unbedeutend, ein Verschwender, welcher den größten Theil seiner Zeit im Harem verbringt; der Mulatte, welcher als angeblicher Nachfolger des arabischen Propheten Marokko beherrscht, ist ein Halbbarbar, über dessen Begabung und Fähigkeiten wir in Unkunde sind. Den Schah von Persien hat Europa, welches er mit Pomp und Unsauberkeit durchzog, auch aus der Reisebeschreibung kennen gelernt, in der dieser Nachfolger des Cyrus und Darius seine Erlebnisse und Beobachtungen in einer manchmal kindischen Weise schildert. Die innerasiatischen Emire sind zu Vasallen Rußlands geworden; unabhängig ist nur noch Jakub Bey, der sich das Reich Kaschgarien zusammenerobert hat, ein Mann von hervorragendem Charakter. Schir Ali von Afghanistan steht da als ein verschlagener und doch unkluger Ränkeschmied, der seinen Bundesgenossen, den Engländern in Indien, schwere Sorgen bereitet.

Während der Islam als Religion so zähe und eifrige Bekenner zählt wie nur je zuvor, und insbesondere in Afrika reißend schnelle Fortschritte macht, sind fast alle mohammedanischen Staaten mehr oder weniger in Verfall. Das gilt auch von dem durch innere Kriege zerrütteten Sultanat Oman im Persischen Meerbusen.; ob das Reich der Wahhabis in Arabien auf die Dauer sich mächtig erhalten kann, wird die Zeit lehren.

Nur allein Aegypten macht Fortschritte. Sein Vicekönig kann und will den europäischen Einflüssen sich nicht entziehen; es wäre das auch ein vergebliches Bemühen, weil die Berührungen mit dem Abendlande immer häufiger werden und längst nicht mehr abzuweisen sind. Das Land der Pyramiden ist heute nur ein paar Tagereisen von Europa entfernt; man gelangt in einer Woche von der Mündung der Elbe bis Syut, wo für jetzt die Nilbahn endigt. Die Zahl der Europäer, welche in Aegypten sich niederlassen, wird, der Touristen ganz zu geschweigen, mit jedem Jahre beträchtlicher und die Leute aus dem Abendlande fühlen sich in Alexandria und Kairo wie daheim. Allerdings ist Manches an der zugetragenen und aufgepfropften europäischen Civilisation künstlich und nur erst Firniß, aber in mancher nicht bloß materieller Beziehung wurden doch schon solide Grundlagen gewonnen. Der Chedive Ismail hat Ehrgeiz, er will aus Aegypten einen mächtigen Staat machen, und seine Herrschaft von der Mündung des heiligen Stromes bis zu den großen so lange räthselhaft gebliebenen Aequatorialseen ausdehnen. Pascha Samuel Baker's Unternehmen ist durch die eigenen Fehler dieses kühnen Elephantenjägers völlig mißlungen; dasselbe hat dem Vicekönig Kosten im Belaufe von 5 bis 6 Millionen Mark und großen Verlust an Menschen verursacht, aber Gordon setzt nun dasselbe fort, allem Anscheine nach mit besserm Erfolge. Die Region zwischen dem Nil und dem Rothen Meer war schon durch Mehemed Ali dem Reich einverleibt; der Sudan wurde eine ägyptische Provinz; das Gebiet stromaufwärts von Chartum wird sich den ägyptischen Einflüssen nie wieder entziehen können; Kordofan ist schon seit längerer Zeit unterworfen und in der jüngsten Zeit auch Dar Fur erobert worden. Ein Blick auf die Karte kann sofort klar machen, was das Alles bedeuten will.

Der Chedive begreift vollkommen, daß er eine so ausgedehnte Region nur behaupten kann, wenn er die entfernteren Gegenden in möglichst rasche Verbindung mit Aegypten selbst bringen kann und es scheint keinem Zweifel zu unterliegen, daß er in dieser Beziehung Ernst macht. Vielleicht hat er mehr Projecte entworfen als sich gleichzeitig ausführen lassen, und nicht genug in Erwägung gezogen, daß die colossalen Summen, welche die Arbeiten erfordern werden, sich auch unter günstigen Umständen schwer auftreiben lassen, aber ans Werk geht er. Auch die Wissenschaft wird reichen Gewinn ziehen aus den Expeditionen, die er zur Erforschung der neuerworbenen Gebiete ausgerüstet hat. Für den Credit, welchen der Vicekönig genießt, zeugt der Umstand, daß im December 1874 eine Anzahl von europäischen Capitalisten sich eingefunden hatte, welche ihm eine Anleihe von 10,000,000 Pfund Sterling anboten.

Was die Forschungsreisen nach dem Innern anbelangt, so wurden darüber in Kairo jüngst amtliche Angaben veröffentlicht, deren wesentlichen Inhalt wir mittheilen.

Am 5. December 1874 gingen zwei Expeditionen nach dem obern Nil ab. Der einen unter Oberst Purdy und Oberstlieutenant Mason sind mehrere gebildete ägyptische Offiziere beigegeben. Dazu kommen zwölf Männer, welchen die Aufnahmen und Vermessungen obliegen, und die nöthigen Handwerker; — im Ganzen 63 Mann.

Die zweite Expedition, unter Major Colston und Oberstlieutenant Reed, ist in derselben Weise ausgerüstet und zusammengesetzt; als Naturforscher ist ihr Dr. Pfund beigegeben.

Beide Expeditionen machen die Nilreise gemeinschaftlich bis Wady Halfa und dann mit Kameelen durch die Wüste nach Abu (Wady el) Hammed am Nil. Dort verläßt Purdy den Strom, zieht durch die Wüste nach der Oase Selimeh und von hier auf der Karawanenstraße nach Dar Fur und dessen Hauptstadt. Er hat bei sich die nöthigen Arbeiter und Werkzeuge, um die vorhandenen Brunnen auszubessern und neue zu graben, damit die Karawanen nie wieder Mangel an Wasser leiden.

Colston seinerseits zieht am Nil hin bis Debbe, um von dort aus den geraden Weg nach Dar Fur zu erforschen, der kürzer aber noch nicht so gut bekannt ist wie die Karawanenstraße und möglicherweise für den Verkehr nutzbar werden kann. Dann will er, wieder von Debbe aus, nach Obeïd, der Hauptstadt von Kordofan, gehen, eine Karte entwerfen, Quellen, Brunnen und Wasserbehälter verbessern und ermitteln, ob eine fahrbare Straße zwischen Debbe und Obeïd herzustellen sei. Nach genauer Erforschung der Umgegend von Obeïd soll dann die Gegend zwischen dieser Stadt und Dar Fur näher untersucht werden.

In Dar Fur treffen beide Expeditionen wieder zusammen und durchforschen dann dieses Land in den Richtungen von Osten nach Westen und von Norden nach Süden; an der südlichen Grenze desselben vereinigen sie sich wieder. Purdy verfolgt den Lauf der Ströme, welche von Dar Fur aus in östlicher Richtung fließen, um die Mündungen derselben kennen zu lernen, und wird dann an die Mündung des Sobat gehen. Colston untersucht inzwischen den südlichen Theil von Kordofan, Jaggalet und das Land der Schillnks und geht dann auch an den Sobat und nach Faschoda. Diese im Verlaufe der letzten Jahre wichtig gewordene Ortschaft liegt schon in den Provinzen, über welche Gordon gebietet, und dieser wird beiden Expeditionen die erforderlichen Weisungen geben. Nachdem sie sich in Faschoda mit allen nöthigen Vorräthen versehen und ihre Berichte, Karten ꝛc. nach Aegypten abgefertigt haben, ziehen sie dann in südwestlicher Richtung ab um das Land an der Westseite des Albertsees genau zu erforschen und zwar bis über den Aequator hinaus. Die eine Partie untersucht die Ufer des Sees und nimmt Peilungen vor; die andere zieht inzwischen in die Gegend westlich von den hohen Gebirgen (den Blauen Bergen) am Westufer, und nach dem Gebiete der Niam Niam. Die Zeitdauer für diese Reisen, die sicherlich eine reiche Ausbeute geben, ist auf etwa dritthalb Jahre bemessen.

Noch eine andere Expedition ist im December von Kairo abgegangen. Der Bergingenieur Mitchell ist mit Stabsoffizieren und der erforderlichen Mannschaft unterwegs, um die Gegenden zwischen dem Nil und dem Rothen Meer, Nubien und dem östlichen Sudan bis in die Nähe des Sobat, namentlich in Rücksicht auf das Vorkommen von Mineralien, zu untersuchen.

Der Vicekönig läßt nun auch die Sudan-Eisenbahn in Angriff nehmen; dieselbe soll bis Chartum fertig gestellt werden. Er hat ein solches Werk für unbedingt nothwendig erklärt, um die unterworfenen Länder in raschere Verbindung mit Aegypten zu bringen; er schätzt die Volksmenge in denselben, wohl zu hoch, auf 14 Millionen Seelen. Von nicht geringem Belange sind die Verbesserungen, welche er in Alexandrien vornehmen läßt, um diese Stadt zum besten Hafen am Mittelmeer umzuschaffen. Er läßt die Felsenbarre hinwegräumen, welche die Einfahrt nicht selten gefährlich macht. Nicht weniger als 300,000 Tonnen Gestein müssen gesprengt und fortgeschafft werden, um dieselbe sicher zu machen.

Seit der Chedive in Aegypten regiert hat das Land gegen früher in vieler Beziehung einen ganz andern Anblick gewonnen und wesentliche Fortschritte sind unverkennbar. Im vorigen Jahre hatte bekanntlich das Wasser des Nils einen höhern Stand als je zuvor erreicht und bedrohete ausgedehnte Landstrecken mit Verheerung. Durch die energischen Maßregeln, welche der Vicekönig anordnete, wurde die Gefahr abgewandt. Dafür sprach im December die europäische Colonie in Alexandria ihm in einer Adresse Dank aus; dieselbe hatte 13,000 Pfund Sterling gesammelt und wollte diese Summe zur Errichtung eines Ehrendenkmals verwenden. Er aber lehnte Monument oder Statue ab und bat, das Geld für Gründung einer Schule in Alexandria zu verwenden, in welcher Schüler jeder Nationalität und jedes Glaubens freie Aufnahme finden sollen. Was etwa an Geld fehle, wolle er seinerseits zuschießen. Nur durch Schulbildung und gute Erziehung könne das ägyptische Volk zu höherer Civilisation herangezogen werden; deshalb habe er in Kairo manche Schulen gegründet; eine der Abendschulen werde von nicht weniger als 600 Individuen besucht. Er, der Vicekönig, wolle in seinen Bestrebungen fortfahren.

Osaka in Japan.

Die meisten Berichte, welche wir aus Japan erhalten, bringen uns Schilderungen aus der Hauptstadt Jedo (Tokio), wohl auch aus Hakodade, dem wichtigen Handelshafen auf der Insel Jeso; aus anderen Städten erfahren wir verhältnißmäßig nicht viel. Jetzt liegt ein ausführlicher Brief aus Osaka vor uns. Diese am Südende der Insel Nippon liegende Stadt ist vertragsmäßig den Ausländern geöffnet und einer der wichtigsten Plätze im Reiche des Sonnenaufgangs, eine der Fu, d. h. kaiserlichen Städte. Dort hat die englische Hochkirche einige Missionäre, denen es unverwehrt ist, mit Pässen im Lande zu reisen. Zu ihnen gehört Warren, der Verfasser des Briefes; der Mann ist ein guter Beobachter und vermeidet alle die banalen Redensarten, welche in den landläufigen Missionsberichten so unangenehm aufzufallen pflegen.

Osaka liegt in einer Ebene, die nach Norden, Süden und Osten von hohen Hügeln begrenzt wird; im Westen hat sie das Meer. Sie wird von den Flüssen Yodo und Yamato bewässert. Der erstere ist sehr breit, hat rasche Strömung, ist aber nur für leichte Boote fahrbar und hat viele Sandbänke. Der andere fließt südlich von jenem in paralleler Richtung und mündet in die Bucht bei der wichtigen Stadt Sakai. Die ganze Ebene ist wohlbewässert, fruchtbar und sorgfältig angebaut; man bestellt die Aecker mit Raps, Bohnen, Erbsen, Weizen und Gerste. Die Stadt liegt etwa eine Wegstunde von der Bay entfernt und wird von vielen mit Brücken überspannten Canälen durchzogen; man sagt, es seien derselben ein paar Hundert; sie sind hübsch aus Holz gebaut und manche sehr lang. Auf dem Wasser herrscht reges Leben, da unzählige Dschonken und Boote auf

demselben fortwährend in Bewegung sind. Die keineswegs breiten Straßen sind regelmäßig, werden sehr reinlich gehalten und mit Wasser besprengt; man wird also nicht vom Staube belästigt. Die Gossen sind zwar unbedeckt, werden aber sauber gehalten und verbreiten keinen übeln Geruch.

Die Häuser sind im Allgemeinen an der Vorderseite nur etwa 20 bis 25 Fuß hoch und manchmal noch niedriger. Alle Geschäfte werden auf dem Flur besorgt, der etwa einen Fuß über dem Boden liegt. Die Waarenläden sind nach vorn hin offen, die Schilder haben Inschriften von chinesischen Schriftzeichen oder von japanischen Kana, oder auch von beiden; sie geben eine Liste der Gegenstände, welche feilgehalten werden. Der japanische Krämer hat kein Ladenbrett; die Waare wird dem Käufer auf dem platten Boden vorgelegt, der mit dicken Matten belegt ist; diese werden überaus sauber gehalten. Der Handelsmann sitzt oder kauert im Hintergrunde; sind mehrere im Laden, dann sitzen sie neben ihrem Hibaschi, d. h. einem tragbaren Kamin, einem mit Lehm bekleideten oder auch metallenen Kasten, in welchem ein Feuer von Holzkohlen unterhalten wird, und rauchen Taback, wenn keine Käufer da sind. Diese Waarenläden sind mit allerlei Waaren reichlich versehen, z. B. mit Seiden- und Baumwollenzeugen, Hüten, Socken, Sandalen, Schirmen, Reis und Fischen, Thee und Zucker, eßbaren Seekräutern, Pickels, Gemüsen, Obst, eingemachten Früchten, Kuchen, „Tobako“ und Saki, d. h. Reiswein. Dazu kommen dann noch Spielwaaren aller Art für Kinder, insbesondere Puppen, Schränke zur Ausstellung der Götterfiguren und Rosenkränze. Auch europäische Fabrikate fehlen nicht, z. B. Petroleumlampen, denn das Erdöl hat sich die Welt erobert, sodann englische Teppiche, Decken und Wollenzeuge. In manchen Läden findet man auch Wein, Liqueure, Ale und andere Biere.

Ein Hauptgebäude ist das Schloß oder Castell, vor welchem eine in französische Uniform gekleidete Schildwache steht; Fremden, die einen Paß oder eine Empfehlung vorweisen, ist der Zugang erlaubt und sie bekommen einen Führer. Warren fand in dieser Citadelle nur zwei Geschütze, die morgens, mittags und abends abgefeuert werden, um die Stunden anzuzeigen.

Nach der jüngsten Zählung hat Osaka nicht weniger als 1380 buddhistische Tempel und 538 für die Bekenner des altnationalen Sintocultus. Architektonisch betrachtet sind sie fast alle ohne Interesse. Der Tenoschitempel in der südöstlichen Vorstadt ist einer der größten und man hat von seiner Pagode einen prächtigen Blick über Stadt und Umgegend.

Auch in Osaka zeigt sich deutlich, daß der Einfluß der Fremden eine immer größere Bedeutung gewinnt. Man sieht nur noch wenige Samurai, diese Edelleute mit zwei Schwertern, welche ihre Privilegien eingebüßt haben. Sehr viele Männer scheeren das Haar nicht mehr vom Vorderkopfe ab und binden es auch nicht mehr, wie die alte Sitte will, in einen Knoten, sondern lassen es nach europäischer Art wachsen. Ganz nach europäischer Art kleiden sich nur erst wenige, weil es für sie zu kostspielig sein würde; aber Regierungsbeamte, Polizeileute und Wohlhabende thun sich etwas darauf zu gute, den Fremden nachzuahmen und sich wie diese zu kleiden; man kann aber nicht sagen, daß sie durch den albernen Frack und den ebenso albernen Cylinderhut ein besseres Aussehen gewinnen. Die japanische Tracht der respectabeln Classen nimmt sich viel hübscher aus, und solche, die halb und halb gekleidet sind, erscheinen uns als wahre Carricaturen. Sie tragen europäische Stiefel, Merinohemden, lange Hosen, dabei sehr weite Röcke, die bis auf die Knöchel herabreichen, und europäische Regenschirme über dem Cylinderhute. Eine Gruppe derart gekleideter Japaner erregt helles Lachen.

Früher wurde in Japan wenig Rindfleisch gegessen; jetzt wird es in Menge geschlachtet; man sieht an manchen Fleischerläden, vor welchen große Fahnen hängen, in großen römischen Buchstaben das Wort BEEF, und daneben mit chinesischen Lettern das japanische Wort dafür. An den kleinen Wägen, welche unsere Droschken ersetzen, und die von einem Manne gezogen werden, liest man wohl Very quick, sehr rasch. Von einer Polizeistation weht eine Fahne über der französischen Inschrift Poste de Police. Anstalten wie das Spital, die Elementarschule und die Telegraphenämter haben englische Bezeichnungen. Auch öffentliche Ankündigungen werden Englisch, Französisch und Japanisch bekannt gemacht; mit den beiden ersteren Sprachen wird es freilich nicht allemal genau genommen, da die japanischen Uebersetzer nicht immer sattelfest sind.

Aber es fehlt auch nicht an wirklichen Verbesserungen und verständigem Fortschritte. So hat man an sehr vielen Punkten der Küste Leuchtthürme errichtet und fährt damit fort; durch den Telegraphen steht Japan mit der Außenwelt in rascher Verbindung, während die Drähte auch das ganze Reich durchziehen; Japan hat Pfennigporto für Briefe und auch die billigen Postkarten eingeführt; die Zeitungen werden billig befördert. Man ist eifrig am Bauen von Regierungsgebäuden, Krankenhäusern, Schulen und Casernen, alles nach abendländischen Vorbildern. Sehr thätig ist die kaiserliche Münzstätte, welche Gold, Silber und Kupfer ausprägt. Vor mehreren Jahren wurde zu Hongkong eine Münzstätte in Betrieb gesetzt; sie warf aber den Unternehmern keinen Nutzen ab und alle Maschinen wurden an die japanische Regierung verkauft, welche dann auch noch andere aus San Francisco kommen ließ. Münzwardein ist Herr Kinder, welcher die Anstalt in musterhafter Ordnung hält; die einzelnen Abtheilungen werden von Europäern besorgt. Die Gebäude sind sehr solide und zweckmäßig eingerichtet.

Unweit von der Münzstätte liegt das Zeughaus, welches als musterhaft geschildert wird. Bau und alle Einrichtungen in diesem Arsenale sind ausschließlich von Japanern hergerichtet worden; kein Fremder hat dabei eine Hand angelegt. Einer der Directoren ist in Holland erzogen worden und ein tüchtiger Techniker. Warren war zugegen als zwei bronzene Kanonen gegossen wurden. Nichts fehlte, weder Dampfsägen noch Dampfhämmer, und die Sattlerarbeiten sind vortrefflich.

Die Eisenbahn zwischen Osaka und Kobe wurde am 11. Mai 1874 eröffnet und ist seitdem in gutem Betriebe; sie ist unter Aufsicht von Europäern gebaut worden und sowohl die Schienen wie die Bestandtheile der eisernen Brücken sind aus dem Westen gekommen, aber die Arbeiten sind von Japanern hergestellt worden. Die Fahrzettel bilden schon deshalb eine Merkwürdigkeit, weil man die Notizen in vier verschiedenen Sprachen auf denselben findet. Die Angaben der Stationen hin und zurück sind Japanisch und Englisch und die Bemerkung auf der Rückseite, daß der Inhaber dem Bahnreglement unterworfen sei, ist Englisch, Deutsch und Französisch, manchmal auch Holländisch zu lesen. Mit einer von zwei Männern gezogenen Schinrikischa hatte man vier Stunden nöthig, um die Strecke zwischen den beiden Städten zurückzulegen, und die Verbindung mit Dampfschiffen war nicht regelmäßig; die Locomotiven dagegen halten streng die bestimmte Abgangszeit ein und die Fahrt dauert genau eine Stunde. Die Bahn nach Kioto ist in Angriff genommen und jene bis Jedo wird nach einigen Jahren fertig werden.

Osaka ist auch für den einheimischen Handel von großem

Belang. Die Volkszählung von 1872 ergab 530,885 Köpfe; jene in den umliegenden Bezirken Kawatschi, Idyumi und Setser außerdem noch 1,176,296; das nur 6 deutsche Meilen entfernte Kioto zählte 567,334 Seelen. Man sieht, wie dicht in dieser Gegend die Bevölkerung beisammen wohnt.

Fortdauer des Sklavenhandels in Ostafrika.

Als Bartle Frere dem Sultan von Sansibar in bekannter Weise den vielbesprochenen Vertrag aufgezwungen hatte, war großer Jubel in England. Man verkündete laut, daß nun der abscheuliche Sklavenhandel in Ostafrika ein- für allemal lahm gelegt worden sei, daß man ein ruhmreiches Werk der Civilisation gethan, daß die Philanthropie einen großen Sieg erfochten habe. Wer indeß die Verhältnisse ruhig in Erwägung zog, mußte sich sagen, daß man in England sich einer schweren Täuschung hingab, und unsere Leser erinnern sich wohl, daß im „Globus" die Sache sehr ruhig und nüchtern beurtheilt wurde. Wir hoben hervor, daß der Sultan von Sansibar Einfluß nur an der Küste ausüben könne, daß er jedoch im Binnenlande machtlos sei und daß seine Unterthanen Alles thun würden, um den Vertrag illusorisch zu machen. Britische Fahrzeuge könnten allerdings an der Küste kreuzen, wie früher in Westafrika, sie seien aber dort wie hier nicht im Stande, in diesem oder jenem augenblicklich unbewachten Hafen, an einem zwei hundert deutsche Meilen langen Gestade, das Auslaufen von Sklavenschiffen völlig zu verhindern. So lange die in Ostafrika geraubten Menschen in Arabien und Persien Käufer finden, wird jener Handel fortdauern, wenn auch in geringerm Umfange wie früher, und die Greuel, welche mit demselben verbunden sind, haben ihren Fortgang.

Ueber die gegenwärtige Lage liegen zwei Berichte vor, welche uns einen klaren Einblick gewähren; der eine ist vom Lieutenant Loveit Cameron, der andere vom Missionär New; wir wollen das Wesentliche aus beiden hervorheben.

Cameron's amtlicher Bericht ist datirt Kawele-Udschidschi (am Tanganyikasee), 14. Mai 1874. Der Reisende schreibt, daß er (wie wir schon früher gemeldet) den See im Süden umgangen und einen Ausfluß aus demselben entdeckt habe, welchen man Lukuga nenne, etwas südlich von der Inselgruppe, welche Speke 1859 besucht hat. Wenn den Aussagen der Araber Glauben beizumessen sei, dann wäre der Lualaba der Congo. Ein Araber sagte, er sei zwar englischen Kaufleuten nicht begegnet, habe aber von solchen und von Kriegsschiffen erzählen hören. Alle Weißen, mit denen er zusammengetroffen, seien Sklavenhändler. „Wenn dem so ist, dann wird das eine Andeutung auf die spanischen und portugiesischen Kaufleute am Congo sein."

Cameron weist darauf hin, daß ein Handelsverkehr auf dem Congo und dem Lualaba sich für England sehr vortheilhaft gestalten könne. Die Oelpalme wachse von der Westküste bis in diese Gegenden, Kautschuk könne man in Manyuema in beliebiger Menge haben, Semsem, woraus man sogenanntes Olivenöl ziehe, gedeihe überall wo man es baue ganz vortrefflich; Ricinus wächst fast wild, dasselbe gilt von der Arachis (Erdmandel); Elfenbein kommt in Menge aus diesen Theilen Afrikas; mancherlei Faserpflanzen könnten nutzbar gemacht werden; Kaffee wächst wild; man bauet verschiedene Hirsearten und Mais, dazu kommen dann Baumwolle und Reis. In der Landschaft Katanga findet man Kupfer und Gold.

Die einzigen Hindernisse für eine ungehemmte Schifffahrt sind die Yellalafälle und die Stromschnellen im Lualaba, etwas oberhalb Nyangue; der Lukuga ist gegenwärtig durch Gras verstopft, durch welches man sich jedoch ohne große Mühe einen Weg bahnen kann. Der Handel ist bis jetzt völlig in den Händen der Araber, die in Manyuema von Plünderung leben und die geraubten Menschen als Träger für Elfenbein und andere Waaren verwenden. „England wird dem Sklavenhandel auf See wohl steuern können, aber ein nicht minder schreiendes Uebel dauert fort, der Sklavenhandel im Innern, durch welchen ausgedehnte Gegenden rasch entvölkert werden. Als ich um den See ging wurden mir fortwährend Stellen gezeigt, wo einst Dörfer gestanden hatten, und wenn ich fragte, was aus den Bewohnern geworden sei, erhielt ich stets dieselbe Antwort: Sie sind erschlagen oder als Sklaven fortgeführt worden."

„Der Preis eines Sklaven stellt sich auf nur 5 Dotis, d. h. 20 Yards Cattun, während man $5^1/_2$ Dotis als Miethe für einen Träger von Unyanyembe bis hierher (Udschidschi) zahlen muß. Es ist also wohlfeiler, Sklaven zu kaufen als Träger zu miethen; und da man letztere in Manyuema nicht haben kann, so wird der gesammte Transport von Sklaven besorgt. Gehülfen der Araber beim Sklavenraube sind die Wanguene, freie Männer, welche ihre Sklaven haben, die ihrerseits Lebensmittel und Elfenbein tragen müssen. Die Zahl der Araber, welche sich in jenen Gegenden niederlassen, wächst mehr und mehr an; sie alle halten Haussklaven, welche das Feld bebauen und auch als Träger dienen; letztere erhalten, wenn unterwegs, nur Lebensmittel und plündern nebenher wie es ihnen gefällt."

„Ueber das gegenseitige Verhältniß der verschiedenen Stämme ist nicht viel zu sagen. Die, welche Ackerbau treiben, haben nur selten Krieg mit einander und nur wenn sie in die von den Arabern angezettelten Fehden verwickelt werden. Die Räuberstämme fallen ohne Unterschied über andere her, fangen Sklaven ein und morden Alles was Widerstand leistet. Auch machen sie alles Vieh nieder; für die geraubten Menschen finden sie Absatz bei den Arabern und solchen Stämmen, mit denen sie gerade keinen Krieg führen."

„Die Hemmung der Sklavenausfuhr über See wird allerdings das Uebel in den Gegenden am Nyassasee, von wo aus zeither Kilwa die größte Anzahl zur Verschiffung über See erhielt, vermindern; aber ich befürchte, daß anderwärts dasselbe nur noch viel ärger werde. Denn nun gehen viele der dortigen Sklavenhändler ins Innere, wo sie ihr Geschäft fortsetzen. Meiner Ueberzeugung zufolge wird dieser Sklavenhandel fortdauern, bis Verbindungswege in das Innere eröffnet sind und das Land den Einfluß der Civilisation und rechtmäßigen, rechtschaffenen Handels erfährt."

In diesen Schlußworten Cameron's liegt eben der Schwerpunkt. Wie will man das eine wie das andere ermöglichen und wer soll die Wege bahnen? Gewiß auf lange Zeit handelt es sich hier lediglich um gutgemeinte Wünsche und die nackte Thatsache bleibt stehen, daß die vielgerühmte Mission Frere's und der dem Sultan von Sansibar aufgezwun-

gene Vertrag weder dem Menschenraube noch dem Sklavenhandel gesteuert hat.

Das geht deutlich auch aus einem Briefe des Missionärs New hervor, unter dem Datum Mombasa, 2. November 1874, also aus dem Norden der Ostküste, während Cameron's Schilderungen sich auf die Gegenden am Tanganyika beziehen. Seine Beobachtungen, so sagt er, seien höchst unbefriedigend, und was im Verlaufe der letzten paar Jahre geschehen, sei so gut wie nichts. „Die Sklaverei in Ostafrika ist intact geblieben; sie besteht als hergebrachte Einrichtung bei den Eingeborenen; nur werden Sklaven hier nicht mehr auf offenem Markte verkauft. Jeder Händler kann so viele kaufen als er auf seinem Grundbesitz unterbringen will, vorausgesetzt, daß er diesen mit irgend einer Art von Zaun umfriedigt. Und diese Art von Handel ist nicht minder widerwärtig wie der frühere. Ueberall, wohin ich gehe und sehe, starren mir dieselben Abscheulichkeiten entgegen wie vor Jahren: aneinandergekettete Menschen, Leute mit Daumschrauben und Fesseln. Es werden unaussprechliche Grausamkeiten verübt, die Opfer leiden, bluten und sterben. Und England thut sich etwas zu gute auf seine wundervolle Philanthropie und überredet sich, daß es keine Sklaverei mehr gebe!"

„Vor einigen Tagen begegneten mir hier in Mombasa auf der Straße zwei Knaben von 12 bis 14 Jahren, beide gefesselt und schwere Lasten tragend. Ich fragte sie mitleidig: Was habt ihr denn verbrochen? Sie ließen den Kopf hängen und gaben keine Antwort. Da trat ein Mann heran und sprach barsch: Sie waren fortgelaufen und wir haben sie festgehalten. — Vor einigen Wochen war ich bei einem Freund in Sansibar und hörte wie aus einem benachbarten Hause ein eigenthümliches Geräusch kam. Es war, als ob gleichzeitig ein Dutzend Stößel in großen Mörsern thätig wären. Aber trotzdem hörten wir den Schmerzensschrei einiger armen Geschöpfe, die auf das Grausamste gezüchtigt wurden. Mein Freund erklärte mir die Sache; es ist Brauch, die Sklaven unbarmherzig zu peitschen. Es ist mir peinlich, dergleichen zu schreiben, aber die Wahrheit muß bekannt werden."

„Was den Sklavenhandel über See anbelangt, so liegen Beweise vor, daß auch jetzt noch viele Sklaven vom Festlande auf die Insel herübergeschmuggelt und verschifft werden. Sansibar ist so stark mit Sklaven versehen wie nur je zuvor, und das begreift sich unter den obwaltenden Umständen. Es war ja nicht zu erwarten, daß diese hundertköpfige Hydra durch einen Vertrag und ein halbes Dutzend britischer Kriegsschiffe wie mit einem Schlage zu tödten sei. Am Pangani begegnete ich zwei Booten eines Kreuzers, die zehn Tage lang nachgesucht und in dieser Zeit einen Sklaven befreiet hatten. Aber an demselben Tage wurden zwei Trupps gefesselter Sklaven in der Mündung des Flusses eingeschifft. England, mit aller seiner Philanthropie, Diplomatie und Macht konnte sie nicht retten, weil — die Calamität sich an der Mündung auf dem Flusse und nicht auf See ereignete." Denn dem Vertrage gemäß kann dasselbe auf dem Lande, also in den Flüssen, nicht einschreiten.

Aus allen Erdtheilen.

Oberst Browne's Expedition nach Yünnan.

Die Engländer haben bekanntlich dem Kaiser von Birma nicht bloß die ganze Ostküste des Bengalischen Meerbusens (Arrakan, Tennasserim ꝛc.) abgenommen, sondern auch das ganze Mündungsgebiet des Irawaddy, dieses Land Pegu, wo der blühende Hafenort Ranguhn ihre Hauptstadt ist. Vertragsmäßig haben sie das Recht, den Strom zu befahren, an welchem Bhamo das obere Ende der Schifffahrt bildet. Dorthin kamen und kommen gegenwärtig wieder auf der alten Straße Karawanen aus dem westlichen China. Der Verkehr war unterbrochen so lange die Panthays, die chinesischen Mohammedaner in Yünnan, der Mandarinenarmee Widerstand leisten konnten. Die Engländer waren längere Zeit darüber schwankend, ob sie mit Soliman, dem Sultan der Panthays, in freundschaftliche Beziehungen treten sollten, und es war Zweck der bekannten Expedition Sladen's, von Bhamo aus nach dessen Hauptstadt Talifu vorzudringen. Der kriegerischen Unruhen halber konnte er jedoch nur bis Momein gelangen. Inzwischen war es der französischen Expedition Lagrée's und Garnier's, über welche wir im „Globus" ausführlich Berichte gegeben, gelungen, nicht bloß Talifu zu erreichen, sondern den Jang-tse-kiang bis nach Schanghai hinabzufahren. Da der Mekong sich zu einer Fahrbahn für den Handel nicht eignet, so griffen die Franzosen die Sache von einer andern Seite her an. Sie drangen von Tongking aus bis in das südwestliche China vor, fanden einen äußerst bequemen Handelsweg und sind nun bestrebt, den Waarenzug aus dem südwestlichen China nach den Häfen von Tongking zu lenken, in welchen sie Consulate und Garnison haben. Der Kaiser von Annam ist so ziemlich ihr Vasall geworden und hat sich allen ihren Forderungen gefügt.

Man sieht, um was es sich handelt. Die Engländer streben nun, den Waarenzug für die Straßen aus Yünnan durch das Gebiet der ihnen befreundeten Häuptlinge in den Chachyenbergen, nach Bhamo, also an den Irawaddy, zu gewinnen, respective zu erhalten, und Ranguhn würde dann der große Seestapelplatz für das südwestliche China sein. Nun ist Oberst Horaz Browne unterwegs. Er folgt der Route Sladen's und will von Momein, wo, wie gesagt, dieser umkehren mußte, nach Talifu gehen. Er bringt Empfehlungsbriefe der Pekinger Regierung an den Vicekönig von Yünnan und hat zwei Mitglieder der englischen Legation in Peking zu Begleitern. Auch Ney Elias', dessen Reisen in der Mongolei bekannt sind, hat sich angeschlossen, und mehrere andere Männer der Wissenschaft sind der Expedition beigegeben. Wenn die „Indian Mail" schreibt, daß sie die erste sei, welche seit Marco Polo's Zeit China von Westen nach Osten durchziehe, so vergißt sie die oben von uns erwähnte Lagrée's und Garnier's.

Eine isländische Colonie auf der Insel Kadiak.

Es beabsichtigen die vor Jahr und Tag nach Minnesota ausgewanderten Isländer, sowie Tausende noch in Island befindliche Bewohner, welche in Folge unzulänglicher Hülfsmittel des Landes die Nothwendigkeit einer Auswanderung fühlen, sich in Alaska niederzulassen und haben zu diesem Zwecke für eine von ihnen ausgesandte Commission die Unterstützung der Regierung der Vereinigten Staaten erlangt.

Diese Commission bestand aus den Gebrüdern Olofsson und einem Herrn Björson; sie segelte von San Francisco am 15. September in einem Kriegsschiffe der Vereinigten Staaten, „Portsmouth", nach der Küste von Alaska ab, wo das Schiff kreuzen und der Commission den Besuch der verschiedenen Punkte der Insel ermöglichen sollte. Am 14. October traf der Dampfer

in Cooks Inlet ein. Die Berge an beiden Seiten waren mit Schnee bedeckt und der majestätische Vulcan Illimna war in voller Thätigkeit. Das Schiff fuhr 60 Meilen hinauf bis zur Breite 60° 21', worauf bei St. Nicholas Anker geworfen wurde. Die Commissäre verließen sofort das Schiff und erforschten die Umgegend auf viele Meilen. Das Resultat war unbefriedigend. Ein starker Nordwestwind belästigte die Gesellschaft und gelegentlich begrüßte sie ein Schneegestöber. Das Land selbst war wüst und sumpfig. Es befanden sich zwei Ansiedelungen der Kenai-Indianer daselbst, auf welche Weise diese aber ihr Leben fristeten, blieb ein Räthsel für die Gesellschaft. Die Indianer waren höchst verkommen und schmutzig. Mit enttäuschten Hoffnungen verließ die Commission den Platz. Am 22. October fuhr der Dampfer nach der Insel Kadiak ab, 200 Meilen südlich, und traf am 24. daselbst ein. Sie landeten in St. Paul und binnen zwei Stunden waren die Commissäre zu der Ueberzeugung gekommen, daß dies der passende Platz für ihre Ansiedelung sei, und weitere Erforschungen bestärkten sie nur noch in dem gefaßten Beschlusse. Ueberall waren immense Flächen Weidelandes. Das Klima war mild und die Eingeborenen versicherten, daß es das ganze Jahr so mild sei. Die Bay schwärmte von Stockfischen und die vielen Bäche und Teiche der Insel wimmelten von Forellen, Lachsen und einem eigenthümlichen, „Habichtsschnabel" genannten Fische. Wild ist in Ueberfluß auf der Insel, Enten und Gänse sind so zahlreich, daß man sie fast mit dem Knüppel erschlagen könnte, und der Ptarmigan oder die arktische Gans kommt in Schwärmen nach dem Brüten. Elk ist zahlreich auf dem nahen Festlande. Auf der Insel sind mehrere Pelzagenturen etablirt, und die Bären, Füchse, Ottern und Hermeline werden unaufhörlich von den Eingeborenen und den Angestellten der Agenturen gejagt. Diese Industrie bringt ein sehr bedeutendes Einkommen, und da die verschiedenen Agenturen bisher gewissermaßen ein Monopol in diesen Artikeln gehabt, so sind diese gerade nicht zu Gunsten der proponirten Ansiedelung des Landes. Die eingeborenen Indianer indeß, von denen zwei Stämme die Insel bewohnen, freuen sich auf die Besiedelung des Landes. Der eine Stamm, die Aleuten, haben den besten Anspruch, da sie die Insel seit Jahrhunderten bewohnt. Die Koqukuns, der andere Stamm, unterscheiden sich von den Aleuten wesentlich im Aussehen und persönlichen Gewohnheiten. Sie wurden vor langen Jahren von den Küsten aus Sitka vertrieben und ließen sich hier nieder. Beide Stämme jagen den Pelz-Seehund im Frühjahr und faullenzen den Rest des Jahres.

Die Commissäre waren mit diesem Platze so zufriedengestellt, daß einer der Gebrüder Olofsson und Herr Björson sofort daselbst verblieben, um Vorbereitungen für die kommenden Colonisten zu treffen, während der eine Bruder Olofsson mit dem Dampfer „Portsmouth" letzte Nacht hier eintraf, um sich nach dem Osten zu begeben und seinen auswanderungsbegierigen Landsleuten die Kunde von dem neuen Canaan zu überbringen. (A. d. Calif.-St.-Ztg. v. 26. Novbr.)

Ostasiatische Staaten.

Von den Wilden auf der Insel Formosa wurde 1873 eine Anzahl dorthin verschlagener Schiffer von den Liëu-kiëu-Eilanden ermordet. Diese sind japanische Unterthanen. Als die chinesische Regierung nichts that, um die Thäter zu bestrafen, unternahm Japan einen Kriegszug nach Formosa, einer chinesischen Besitzung. Darüber geriethen beide Staaten in Irrungen und längere Zeit wurde der Ausbruch eines Krieges befürchtet. Nun ist die Gefahr beseitigt. In Folge eines am 31. October abgeschlossenen Vertrages zog Japan zu Ende des Jahres 1874 seine Truppen von Formosa zurück und die chinesische Regierung zahlte ihm 500,000 Taels, also etwas mehr als 3 Millionen Mark. Damit ist dem Pekinger Hofe die Lehre gegeben, daß er völkerrechtliche Verpflichtungen zu erfüllen habe, und die Japaner erreichten ihren Zweck.

Die gegenseitige Spannung hat zu einer merkwürdigen Wandelung in den ostasiatischen Verhältnissen geführt. Bisher hat Korea, wenn die beiden großen Reiche einander befehdeten, immer für China Partei genommen; diesmal ist es jedoch von seinen früheren Ueberlieferungen abgewichen. Die den Japanern feindselige Partei am Hofe ist gestürzt worden und die Regierung nun zu Japan in ein sehr freundschaftliches Verhältniß getreten. Die japanische Diplomatie hat ein Meisterstück vollbracht. Im Juni kam Moriyana Schigera nach Korea, wo man eben besorgt war, daß die gegen Formosa ausgerüstete Expedition nach dort vollendeter Sache Korea heimsuchen werde. Darüber gab der genannte Diplomat beruhigende Versicherungen, und alle antijapanischen Beamten wurden abgesetzt und ins Gefängniß geworfen. Hinterher wurden auch von Seiten des Volkes Freudenfeste veranstaltet. Von Tokio (Jedo) aus gingen vier Mitglieder des Ministeriums nach Korea, um das Freundschaftsband recht eng zu knüpfen, und der Mikado hatte sie vor ihrer Abreise in vollem Staate empfangen, zur Tafel gezogen und persönlich ihnen die Verhaltungsbefehle gegeben. So ist nun auch der so lange drohende Krieg gegen Korea nicht zu besorgen.

Aus China wird wieder von Verlegenheiten berichtet, welche, wie so oft, ihren Grund in dem unverständigen und aufdringlichen Betragen von Missionären haben. Zwei Mitglieder der sogenannten Taylor-Mission, Namens Meadows und Douthwaite, hatten sich in Hu tschëu (Hoo choow schreiben die Engländer) in der Provinz Tsche kiang festgesetzt. Diese reiche Stadt, in welcher sehr viele wissenschaftlich gebildete Chinesen leben, ist etwa 30 deutsche Meilen von Schanghai entfernt. Die Missionäre mietheten ein Haus, wo sie predigten, und dann trat ein, was sich schon so häufig wiederholt hat, die „Literaten" wollten von den Verkündigern des abendländischen Glaubens nichts wissen, und verlangten, daß man denselben den Miethcontract kündige. Als das nicht geschah, schlugen sie Placate an, durch welche sie die Massen aufregten. Diese bedroheten das Haus der Missionäre, welche sich an die Ortsbehörden um Schutz wandten, die aber allerlei Ausflüchte gebrauchten, man wies sie von einem Magistrat zum andern und sie wurden obendrein persönlich mißhandelt. Indeß gelang ihnen die Flucht und sie wandten sich dann um Genugthuung an den englischen Consul in Schanghai. Es ist sehr die Frage, ob derselbe ihnen solche wird verschaffen können. Der Berichterstatter sagt: „Wenn die Missionäre ihr Leben aufs Spiel setzen, indem sie sich dahin begeben, wo die Consuln keine Controle haben; wenn sie Handlungen begehen, welche dem Gefühl und den Ansichten des Volkes widerwärtig und anstößig sind, dann haben sie die Folgen allein sich beizumessen, und dürfen sich keine Rechnung darauf machen, daß die Consulate zu extremen Maßregeln schreiten, um ihnen Entschädigung auszuwirken."

Aus dem russischen Reiche.

Um den Lesern einen Begriff zu geben, welchen colossalen Schaden Feuersbrünste in Rußland verursachen, führen wir hier einige diesbezügliche Notizen über die Brände vom Monat Mai bis inclusive September 1874 an.

Im Mai entstanden in 66 Gouvernements und 5 Bezirken 1718 Schadenfeuer, darunter 228 Fälle in Folge Unterlegung von Feuer, 470 in Folge unvorsichtigen Gebarens mit Feuer, 42 durch Blitzschlag und 978 aus unbekannten Ursachen. Der dadurch veranlaßte Gesammtschaden beziffert sich auf 3,421,827 Silberrubel, dessen größter Theil sich auf nachstehende Gouvernements vertheilt: Sowatowsk 286,191 Silberrubel, Riasomsk 257,653 R., Moskau 240,186 R., Kiew 230,746 R., Mohilew 217,454 R. und Kostroma 213,234 R. Die häufigsten Schadenfeuer waren in den Gouvernements von Riasomsk (87), Percho (87), Podolk (73), Moskau (67) und Tambow (63).

Im Juni war die Ziffer schon erheblich gestiegen, denn in 70 Gouvernements und Bezirken hatten 1902 Feuersbrünste einen Schaden von 5,976,474 Silberrubel verursacht! Nach Kategorien vertheilt ergaben sich 294 Fälle durch Unterlegung mit Feuer, 499 aus Unachtsamkeit, 101 durch Einschlagen des

Blitzes und 1008 aus unbekannten Ursachen. Die meisten Schadenfeuer waren in den Gouvernements von Tulo und Woronez (je 98), Riasomsk (85), Tombow (75), Samara (74), Orel (64) und Moskau (63). Der größte Theil des Schadens vertheilt sich auf die Gouvernements von Moskau 1,058,547 Silberrubel, Podolien 491,495, Riga 329,414, Riasomsk 255,490, Twer 228,055 und Tambow 222,082 Silberrubel.

Der Monat Juli weist noch höhere Zahlen nach und zwar 2142 Feuersbrünste mit einem Schaden von 6,653,370 Silberrubel; darunter figuren die Gouvernements von Kasan mit 200,204, Tschernigow 221,913, Tambow 289,757, Wladimir 312,839, Kursk 317,264, Charkow 357,735, Riasomsk 407,333, Kiew 564,309, Moskau 920,705 Silberrubel. 300 Brände waren in Folge Feueranlegung, 507 aus Unvorsichtigkeit, 66 durch Blitzschlag und 1269 aus unbekannten Ursachen entstanden.

Im August erreichen sogar 3200 Brände die colossale Ziffer von 9,506,100 Silberrubel, worunter die Gouvernements Minsk mit 1,078,087, Tambow 858,103, Kursk 780,418, Mohilew 427,294, Wladimir 414,370, Woronesch 357,731 und Transbaikalien 338,346 Silberrubel. In 472 Fällen wurden als Ursache Unterlegung mit Feuer, in 747 Unachtsamkeit, in 260 Blitzschlag und in 1710 Fällen unbekannte Gründe angegeben.

Im September verursachten 2853 Feuersbrünste in 69 Gouvernements einen Schaden von 8,709,214 Silberrubel, worunter im Moskauer Gouvernement 1,054,623, im Tambower 665,372 und im Minsker 571,737 Silberrubel. Die größte Anzahl von Schadenfeuern wurde nachgewiesen in den Gouvernements von Podolien (155), Kursk (142), Poltawa (136), Moskau (129) und Tambow (124). In 448 Fällen wurde das Feuer unterlegt, in 704 entstand es aus unvorsichtigem Gebaren, in 115 durch Blitzschlag und in 1586 Fällen war die Entstehung des Feuers unbekannt.

Wenn man den Schaden von Mai bis September zusammenstellt, so erreicht derselbe die enorme Höhe von 34,266,985 Silberrubel oder im Durchschnitt pro Monat 7 Millionen Silberrubel! Man möchte glauben, daß die hier angegebenen Zahlen zu hoch oder gar fingirt sind — dies ist jedoch nicht der Fall. Wir haben selbe sämmtlich dem russischen „Amtlichen Anzeiger" entnommen und man kann im Gegentheil mit ruhigem Gewissen behaupten, daß diese Zahlen eher zu niedrig als zu hoch gegriffen sind.

— Von Moskau geht die Rede, daß die Stadt so viele Kirchen habe, als Tage im Jahre sind. Ich selbst hielt dies immer für übertrieben, wurde jedoch durch die Statistik Moskaus eines Bessern belehrt. Moskau, in Liedern und Gedichten meist „Mutter Moskau" genannt, besitzt im Ganzen 389 christliche Kirchen, wovon 382 griechisch-orthodox, 2 evangelisch-lutherisch, 1 reformirt, 2 katholisch (1 polnisch und 1 französisch), 1 englisch und 1 armenisch sind. Die 382 griechisch-orthodoxen theilen sich wieder in 7 Kathedralen (ohne die im Bau begriffene Erlöser-Kathedrale), 21 Klöster (14 männliche und 7 weibliche), 237 Kirchen mit zugetheilter Gemeinde, 6 Hofkirchen, 59 Hauskirchen (wovon jedoch der im Hause des Generalgouverneurs eine Gemeinde zugetheilt ist), 8 Kirchen auf Kirchhöfen und 23 Bethäuser. In dem namentlichen Verzeichnisse der Kirchen finden wir folgende Namen zu mehreren Malen: Alexi 3, Alexander 6, Blagoweschtschenni (Mariä Verkündigung) 7, Wedjenie (Mariä Reinigung) 5, Wosnessenie (Himmelfahrt Christi) 7, Woskrensenski (Auferstehung Christi) 12, Georg 8, Ilia 4, Johann 14, Kosma und Damiana 6, Nikita 3, Nicolai 40, Peter und Paul 11 (9 griechisch-orthodoxe, 1 evangelisch-lutherische und 1 katholische), Pokrowa (Mariä Schutz und Fürbitte) 10, Roschdjestwa Christowa (Christi Geburt) 11, Sergei 5, Sophie 3, Spassa (Erlösung) 10, Troitza (Dreieinigkeit) 22 und Uspenie (Mariä Himmelfahrt) 12. Zur Unterscheidung dieser einzelnen Kirchen einerlei Namens werden manchmal ganz absonderliche Bezeichnungen gebraucht, z. B. Nicolai auf Hühnerfüßen 2c. Dieselben sind jedoch um so nothwendiger, als man in Moskau zur Auffindung der Adresse, außer dem Stadttheil, Straße und Nummer meist auch noch den Kirchensprengel angeben muß. Nehmen wir bei jeder Kirche im Durchschnitt auch nur 10 angestellte Personen (2 Prediger, 2 Gehilfen, 1 Küster, 1 Glockenläuter, 2 Sänger, 2 Kirchendiener) an, so haben wir doch schon eine Anzahl von beinahe 4000 Dienern Gottes in Moskau.

* * *

— Ueber die Franzosen fällt der Pariser Correspondent der „Times" am Jahresschlusse ein Urtheil, das nichts weniger als tröstlich lautet; er betont aber, daß er nicht etwa mit zu dunkelen Farben male. Er knüpft an die Debatten in der Versailler Nationalversammlung Folgendes an. „Mißverständnisse werden nicht etwa zerstreut, sondern erweitert, verewigt und verwandeln sich in unversöhnliche Feindschaft. Niemand weiß, was aus der Zukunft werden soll. Die Leute, welche die Geschicke des Landes lenken und Einfluß auf die öffentliche Meinung üben, sind heute genau so wie sie gestern waren. Sie lernen nicht, die Ereignisse unbeachtend lassend, die Geschichte von gestern noch die Politik für morgen. Ihre Politik besteht darin, keine Politik zu haben. Niemand hat den Muth, dieser Nation die Wahrheit zu sagen; sie täuscht sich selbst und wird von Anderen getäuscht. Man sagt ihr nicht die Wahrheit über die finanziellen, politischen und socialen Verhältnisse. Diese nervöse Nation fühlt sich in jeder Beziehung instinctmäßig unbehaglich. Sie fühlt wohl, daß in ihrem gesellschaftlichen Organismus etwas in Unordnung ist, daß man dringend eines Heilmittels bedürfe, um die frühere Gesundheit wieder herzustellen, und sucht instinctmäßig nach einem Arzte. Die Leute der weißen Fahne zeigen nach dem Himmel, zu welchem sie doch keinen Glauben mehr haben; die der rothen Fahne spiegeln dem Volke die Freuden dieser Erde vor, welche indeß nichts von ihnen wissen will; die Männer der dreifarbigen Fahne schweben zwischen Himmel und Erde und zeigen dem Volke die leere Luft. Dieser französischen Nation ergeht es wie dem Kranken, der doch nicht sterben möchte; sie ist zumal leichtgläubig, erschrocken, skeptisch und bereit, sich in die Arme des ersten besten Quacksalbers zu werfen, der alles Mögliche verspricht und nichts leistet. Das ist die Geschichte von gestern und wird auch die Geschichte von morgen sein. Wenn diese Nation sich dann überzeugt, daß sie abermals betrogen worden ist, wird sie die Charlatane fortjagen, welche die Abspannung des Volkes verwerttheten, um die Herren zu spielen. Und damit beginnt dann wieder die ewige Wanderung in das Unmögliche und in das Unbekannte hinein."

— Die sogenannten Temperanzgesetze in Nordamerika hatten ihren Ursprung im Staate Maine, der ein „Liquor-Law" gab. Es sollte durch dasselbe eine Enthaltsamkeit von allen geistigen Getränken erzwungen werden. Andere Staaten folgten diesem Beispiel und die „Temperanzfrage" spielt eine wichtige Rolle im Lande der Yankees. Nun ist aber längst eingetroffen, was jeder verständige Mensch voraussah: der Zwang bringt das gerade Gegentheil von dem hervor, was die Wassertrinker beabsichtigten. In Maine ist das Gesetz sehr streng, und welches sind die Wirkungen? Die Statistik giebt eine bündige Antwort. „Die Volksmenge betrug, laut der Zählung von 1870, in diesem Staate nur 629,915 Köpfe, und im Jahre 1873 wurden 17,808 Individuen wegen Trunkenheit verhaftet, — mehr als für alle übrigen Verbrechen und Vergehen Verhafteten zusammengenommen. Ja, König Alkohol ist Herrscher im Staate Maine. Wenn man an einem beliebigen Abend vor jeder Schnapsschänke eine rothe Fahne aushängen wollte, so würden am andern Morgen die Leute glauben, über den ganzen Staat seien die Blattern verbreitet. Das Gesetz hat nicht nur nichts Gutes bewirkt, sondern ist zu einer wahren Plage, ist zum Fluche geworden. Allerdings ist das geistige Getränk theurer geworden und unter Umständen kann man sich dasselbe schwerer verschaffen als sonst. Aber die Thatsachen thun klärlich dar, daß die Trunksucht und die Uebel, welche sie im Gefolge hat, eine beträchtliche Steigerung erfuhren. Die jungen Männer bilden

nun Clubs in besonderen Häusern und dort wird unmäßig getrunken. Die Branntweinflasche steht jetzt im Familienzimmer; man kauft Rum ꝛc. in halben und ganzen Ankern und trinkt im Beisein der Kinder. Durch das Gesetz sind diese Getränke vertheuert worden und die Folge ist, daß sie mit giftigen Zusätzen verfälscht werden. Aerztlichen Ermittelungen zufolge haben sich die Fälle von Säuferwahnsinn gegen früher vervierfacht. „Ein Mann, der vier Zoll von in Maine gebranntem Whiskey im Magen hat, ist eben so gefährlich wie ein wildes Thier."

— Die Adventisten in Nordamerika sind eine der unzähligen Secten, welchen der Kopf durch Verse des Alten Testaments verdreht worden ist. Sie haben sich auf den „Untergang der Welt" vorbereitet, welcher demnächst stattfinden wird. Zwar sind die Prophezeiungen des Tages, welchen Jehova dafür anberaumt haben soll, bisher nicht eingetroffen, aber der Glaube macht stark. Ein „prominenter" (— in den Vereinigten Staaten ist wo möglich Jedermann „hervorragend" —) Adventist zu Omaha in Nebraska hatte die Offenbarung, daß das große Ereigniß am 20. November 1874 stattfinden werde. Als prominenter Mann wollte er dasselbe nicht im flachen Lande abwarten, sondern er ist auf einen hohen Berg in den Felsengebirgen gegangen, wo er, angethan mit dem weißen Kleide der Unschuld, volle 24 Stunden bei Frost und Schnee gewartet hat. Die Welt blieb stehen und der „Aelteste, Vater Grant" ist sehr mißvergnügt nach Omaha zurückgekehrt. Er möchte eine Klage vor Gericht gegen Jehova anstellen, der ihn getäuscht habe!

— In wissenschaftlichen Kreisen in Auckland auf Neuseeland macht folgende Entdeckung viel Aufsehen: Man fand bei einer tiefen Ausgrabung auf dem Barrack Hill den Baumstamm eines Ti-Baumes, der augenscheinlich nach der Schichtung der Erdlagen, die ihn bedeckten, viele Jahrhunderte dort vergraben gewesen sein muß. Dieser Stamm ist ersichtlich durch Instrumente gefällt worden und zeigt fernere Spuren der Arbeit von Menschenhand. Im Institute ist darüber eine Abhandlung gelesen worden, welche sich dafür entschied, daß der Baum von Menschen gefällt worden sei. Es geht daraus hervor, daß die Sage der Maoris, daß sie bei ihrer Einwanderung von Hawaii auf die Nordinsel eine daselbst wohnende Menschenrace gefunden haben, bestätigt wird.

— In der Provinz Buenos Ayres ist jüngst im Bezirke Arrecise eine Zählung des Viehstandes vorgenommen worden. Der Flächenraum beträgt 67 Quadratleguas, die Bevölkerung 4954 Köpfe auf 73 Landgütern (Estancias) und 158 Chacras, d. h. kleineren Gehöften. Auf denselben zählte man 123,800 Häupter Rindvieh, 22,900 Stuten, 7400 zahme Pferde und mehr als eine Million Schafe.

— Aus Japan kommen bekanntlich Cartons mit Seidenraupeneiern in Menge nach Frankreich und Italien. Aber am 9. und 10. October 1874 sind nicht weniger als 56,420 solcher Cartons verbrannt, damit der Preis nicht niedriger werde. Japanische Kaufleute hatten den ganzen Vorrath aufgekauft, damit nicht die italienischen Händler denselben in ihre Hände bekämen.

— Zu Jedo in Japan erscheinen gegenwärtig 18 Zeitungen und Zeitschriften. Unter den ersteren hat „Nischin chinjischi" die größte Verbreitung mit etwa 1500 Abonnenten; „Tokio nischinischi Schinbum" hat deren 800 und „Schimbansaschi" eben so viele.

— Australische Anthropophagen. Der „Crooktown Courier" meldet, daß die Schwarzen im Gregory Gully einen weißen Mann gespeert, dann am Feuer gebraten und verzehrt haben. Der Mann war jung und wohlbeleibt. Die Wilden, welchen sein Fleisch wohl geschmeckt hatte, singen bald nachher einen andern Goldgräber ein und erschlugen ihn; der aber war sehr mager und aus Verdruß darüber wurde er von den schwarzen Menschen und Brüdern (es lebe die Gleichheit!) ganz und gar verstümmelt. Er war nicht würdig von unseren Brüdern verzehrt zu werden.

— Im Territorium Montana haben die Verbrecher gute Zeit. Der Gouverneur desselben hat im Monat November 1874 nicht weniger als zwei Drittel der Insassen des Zuchthauses begnadigt! In den Vereinigten Staaten wird überhaupt mit dem Begnadigungsrecht arger Unfug getrieben.

— Die nachfolgende Schilderung aus dem Thierleben Australiens ist nicht ohne Interesse. In einem Queensländer Blatte macht ein Augenzeuge folgenden Kampf von Habichten gegen ein junges Kängeruh bekannt, den er vor Kurzem auf den Downs beobachtete. Er bemerkte plötzlich mehrere Habichte, die auf einem Baume saßen und von demselben pfeilschnell zur Erde niederschossen, sich dann aber wieder erhoben. Er schritt vorsichtig näher und sah ein junges, etwa neun Monate altes Kängeruh, das auf der Erde hockte und auf welches es die großen Habichte abgesehen hatten. Um dasselbe herum saßen sechs Habichte auf dem Boden und machten ab und zu den Versuch, mit den Schnäbeln nach ihm zu hacken. Die übrigen sechs, welche auf dem Baume saßen, schossen, einer nach dem andern, auf das Kängeruh nieder, flogen in einem Bogen an ihm vorbei und schlugen es mit den Flügeln; keiner indeß stürzte sich auf die Beute und es war deutlich ihre Absicht, das Thier fortzujagen. Sowie das Kängeruh zu hüpfen begann, waren sie sofort alle in Thätigkeit hinter ihm her, schlugen es mit den Flügeln und hackten nach ihm mit den Schnäbeln ohne ihm dadurch einen ernsten Schaden zu thun. Das geängstigte Thier mochte sich wenden, wohin es wollte, die wilde Jagd war um es und benutzte jeden Augenblick, es zu bekämpfen. Jetzt suchte es Schutz unter dem Stamm eines Baumes, und deckte so seinen Rücken. Sogleich nahm die Hälfte der Feinde Platz auf dem Boden rund um, die andere Hälfte setzte sich auf dem Baume und der Kampf begann wie vorhin. Der Beobachter ging jetzt ebenfalls näher nach dem Baume, unter den sich das Kängeruh geflüchtet hatte; hierbei mußte er über einen freien Platz gehen und wurde von den Habichten bemerkt. Sogleich erfolgte ein pfeifendes Geschrei, die Habichte auf dem Baume flogen auf, näherten sich dem Standorte des Beobachters und umkreisten ihn in der Luft in kleineren und größeren Bogen. Unglaublich rasch fand sich aus der Umgegend eine große Zahl von Habichten ein, die sich beim Kreisen betheiligten. Er kehrte sich daran nicht und näherte sich dem Kängeruh, das ganz betäubt zu sein schien und ihn, ohne etwas davon zu merken, auf drei Schritt herankommen ließ; dann kam es zur Besinnung, schreckte zusammen und hüpfte mit großen Sprüngen davon. Kaum war es etwa 50 Schritt weit entfernt, als die Habichte herbeistürzten und aufs Neue die Jagd ganz in der vorhin geschilderten Weise begannen. Vielleicht nur 100 Schritte flüchtete das Thier, dann suchte es wiederum Schutz unter einem Baume, und der Beobachter bemerkte, wie die Angriffe immer lebhafter wurden. Er konnte das kaum zweifelhafte Ende des Kampfes nicht abwarten, glaubte sich aber überzeugt zu haben, daß die Absicht der angreifenden Vögel die war, ihre Beute zu ermüden, zu betäuben und sich dann erst mit Schnabel und Klaue auf sie zu werfen und ihr den Garaus zu machen, wenn sie ermattet und hülflos niedersinkt.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXVII. № 5.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 12 Mark. Einzelne Nummern 50 Pf. | 1875.

Die verschiedenen Völker in Siebenbürgen.

III.

Die Ungarn und Szekler.

Die Ungarn und Szekler sind in Siebenbürgen nach den Romänen ansässig geworden. Auch sie bilden einen kräftigen, abgehärteten Menschenschlag und ihre Tapferkeit, die sich in mehreren Kriegen glänzend bewährte, dürfte so ziemlich aller Welt bekannt sein. Sie sind geraden, offenen Charakters und rechtschaffenen, biedern Sinnes. Der Stolz, der ihnen in hohem Grade eigen, gehörte früher mit zu jenen Elementen, die ihre Herrschaft in Siebenbürgen ungebrochen erhielten, und veranlaßt ihnen heute, da Streben und Bildung im Lande sind, mancherlei Fatalitäten. Fast durchgehends zeichnen sie sich durch ein rasches, entschiedenes Handeln aus, wodurch sie ihren Gegnern achtunggebietend erscheinen. Freimuth, glühender Patriotismus, Begeisterung für ihre alte Verfassung, opferfreudige Liebe für ihre Nation, das sind die Züge, die selbst im Volke noch gefunden werden.

Szekler und Magyaren betrachten als ihre Vorfahren und Blutsverwandten die alten Hunnen und Avaren. Die Ungarn sind, wie die Hunnen und Avaren, aus dem Innern von Asien gekommen, was durch Zeugnisse jeder Art bestätigt wird. Ihre früheren Wohnsitze mochten zwischen der Wolga und dem Ural gelegen sein, da noch unter Bela IV. ein Mönch Namens Julian auf einer Reise nach Asien einen großen Volksstamm gefunden hat, der außer der magyarischen keine andere Sprache zu sprechen vermochte. Selbst neuere Reisende haben dies bestätigt. Schwieriger ist der Ursprung der Szekler zu bestimmen, doch ist die Anschauung verbreitet, daß sie die Reste der nach Asien zurückgekehrten Hunnen seien, welche nach der unter „Dengezich" verlorenen Hauptschlacht nach Siebenbürgen versprengt wurden. Um nicht als Hunnen erkannt zu werden, hätten sie sich den Namen Szekler beigelegt, das von ihnen noch heute bewohnte Gebirgsland in Besitz genommen und so geschützt gegen feindliche Ueberfälle der Ankunft der Avaren entgegen geharrt. Uebrigens liegt im ungarischen Wort Székely die Bedeutung eines Grenzhüters, woraus gefolgert wird, daß sie als echte, unbezweifelte Bluts- und Sprachverwandte der Ungarn von ihrer ursprünglichen militärischen Bestimmung, die Grenze des Landes zu bewachen, ihren Nationalnamen erhalten haben.

Da zwischen Ungarn und Szeklern, die eine Sprache und denselben Nationalursprung haben, selbstverständlich fast gar keine Unterschiede herrschen, so gelten die hier niedergelegten Angaben sowohl für das eine als auch für das andere Volk. Während die Szekler in fünf Stühlen den Osten bewohnen, haben die Ungarn in acht Comitaten und zwei Districten den Norden und Westen des Landes inne.

Gewöhnlich tragen die Ungarn des Mittel- und Adelstandes die französisch-deutsche Kleidung, aber von dem Grundsatz ausgehend, daß fremde Kleidung zu fremden Sitten und Gebräuchen und endlich zu fremder Knechtschaft führen werde, liebt der Ungar vorzugsweise bei feierlichen Anlässen in seiner ererbten malerischen Nationaltracht zu erscheinen. Jedenfalls kleidet diese wie kaum eine andere, doch würde der

Magyaren in Torotzko.

bequemlichkeitliebende und stetig arbeitsame Deutsche sie keineswegs praktisch finden.

Die Beinkleider sind derart eng, daß sie fest an den Körper schließen und die ganze Form des Beines hervortreten lassen. Sie reichen von der Hüfte bis zur Ferse, sind an der Naht mit Woll- oder Seiden-, auch wohl mit Goldschnüren benäht. Ueberdies sind sie mit eben solchen Schnüren vorn an der Mitte und an den Seiten um die Taschen geschmückt, wo sie nämlich kunstvoll geordnete Arabesken bilden. Sie werden nie von Hosenträgern gehalten, sondern bloß von einem breiten Riemen, der um den Leib geschnallt wird. Die eleganten Tschischmen, die an den Ausschnitten der Röhren mit Schnüren, aber auch mit Gold- und Silberborden benäht sind, reichen bis zur Mitte der Wade, liegen fest an und werden meistens mit Sporen geschmückt. Der Rock ist immer bis an den Hals geschlossen, fest anliegend, gewöhnlich kurz und mit einer Menge von Schnüren und Knöpfen, manchmal auch aus Gold und Silber bestehend, geschmückt. Als Staatskleid wird er auch mit einem aus Goldschnüren gefertigten Gürtel um die Mitte zusammengehalten. Ueber diesen Rock wird bei Festlichkeiten eine Art Mantel (Mente) gehängt, der länger oder kürzer ist, gewöhnlich aber bis zur Mitte des Körpers reicht, ebenfalls reich mit Schnüren und Knöpfen geschmückt wird und manchmal kostbares Pelzwerk an den Säumen zeigt. Den Kopf bedeckt der sogenannte Kalpak, eine hohe, schirmlose, mit einer kostbaren Feder geschmückte Mütze aus Marder-, Zobel- oder Astrachanpelz, von welcher von zwei Seiten ein kurzes, zollbreites Band herabhängt, das aus schwarzen Seidenschnüren geflochten ist. Gewöhnlicher jedoch wird ein niederer Hut mit kurzen, aufwärtsgebogenen Krempen getragen. Der Bauer trägt eben so enge, gewöhnlich helle Tuchbeinkleider, einen ledernen Riemen, Stiefel oder Sandalen, und ein Oberkleid aus sehr grobem, weißem Tuch, an welchem die Säume sowohl als die Schließen an der Brust mit schwarzen Schnüren reich benäht sind. Die ungarische Dame benutzt gewöhnlich die letzte allgemeine Mode und schmückt die Gewänder bloß durch einen reichen Aufwand an Schnüren. Von der Nationaltracht behält sie nur den kurzen Mantel, der über dem Rücken lose hängt und aus Seide gefertigt ist. Eben so pflegt sie am Kopf ein weißes battistenes Schleiertuch zu befestigen, das hinten in zwei Abtheilungen bis zu den Knien herunter hängt. Die Bäuerin gefällt sich in einem dunkeln Brustlatz, schwarzem Unterrock aus selbstgefertigter glänzender Leinwand und einer farbigen Schürze, die bis über die Knie herabhängt. Rothe Stiefeln werden besonders von Dorfmädchen sehr bevorzugt.

Wenn der Reisende in vielen ungarischen Dorfschaften ein eben so niederschlagendes als trauriges Bild der Armuth findet, das sich in schlechten hölzernen mit Lehm beworfenen Wohnhäusern, dürftig mit Brettern oder Stroh gedeckt, in kümmerlichen Viehständen u. s. w. charakterisirt, so hat das einen ganz andern Grund als es derjenige ist, der die Armuth in den romänischen Ortschaften veranlaßt. Der Ungar kann in der That eine fabelhafte Thätigkeit entwickeln; rasch und flink bei der Arbeit, dabei unverdrossen und ausdauernd, könnte er einen bedeutend höhern Wohlstand erreichen, als der langsame Sachse, aber die Beweglichkeit seiner Natur und die unverwüstliche Munterkeit bringen es mit sich, daß er gemeiniglich das verpraßt, was er mit Schweiß und bitteren Anstrengungen soeben erst erworben hat. Spiel und Tanz fesseln ihn des Abends bis in die Nacht hinein an das Wirthshaus des Dorfes, der braune Zigeunermusikant mit seiner geborstenen Geige ist ihm das unersetzliche Medium zur momentanen Begeisterung dabei; er flößt ihm die höchste Leidenschaft für seine erhitzte Tänzerin ein, er spricht für ihn alle heißen Wünsche und Begierden aus, die in seinem Herzen wohnen, er läßt ihn die Zukunft vergessen und die Gegenwart genießen, denn die Gegenwart ist berauschend, betäubend, sie verschlingt den ganzen Erwerb des Tages und noch mehr und veranlaßt oft genug ein ansehnliches Schuldenregister, das endlich doch einmal bezahlt werden muß.

Arbeit, angestrengte, mühevolle Arbeit, aber auch ein fast unersättlicher Genuß liegt in der Art des Magyaren. Glücklicherweise wird aber davon auch abgewichen und es macht einen sehr angenehmen Eindruck, wenn das sonst ernste Bild der Dorfschaft durch die Erscheinung einer wohlbestallten ungarischen Wirthschaft unterbrochen wird. Das Auge ruht dann gleichsam mit Behagen aus. Ein langes Haus mit hohem, überhängendem Strohdach, unter dessen Vorsprung Maiskolben und Tabacksblätter hängen, tritt in den Vordergrund; als Staffage dienen die Fruchtkörbe, Stall und Schuppen. Mehrere Heuschober, stattlich im Umfang, umstehen in der Regel noch einen mehrere Klafter weiten Platz, der gemeiniglich — wenn nicht ein Schuppen eigens dazu vorhanden — zum Dreschen benutzt wird. In der Nähe desselben macht sich gewöhnlich auch das Ackergeräth, der Pflug, die Egge, bemerkbar, oder ein, oft mehrere Wagen, die entweder für Pferde oder für Ochsen bestimmt sind. Reinlichkeit und Ordnungsliebe verleihen dem Ganzen anmuthigen Zauber, welcher überdieß nicht bloß der Außenseite gegönnt ist, sondern auch im Innern einer solchen Wirthschaft gefunden wird. Beim Eintritt in eine solche Bauernwohnung fällt augenblicklich das klafterhoch gemachte Bett auf, in welchem zahlreiche Polster, Decken, Kotzen und dergleichen übereinander gelegt erscheinen (S. 70). Außer diesem hohen giebt es gewöhnlich noch ein niedereres und kleineres, da das hohe mit seinen buntfarbigen Polsterüberzügen meistens bloß zum Schmucke des Gemaches dient. Rings um die Wände findet man lange Truhen und in einer Ecke des Zimmers ein Gestell, worauf sich Teller, Schüsseln und allerlei Küchen- und Speisegeräthe befinden. An der Lichtseite des Zimmers steht gewöhnlich ein mächtiger Webestuhl mit straff gezogenen Fäden und der vollen Spule, während an den Wänden vergilbte Heiligenbilder, freilich in kläglicher Malerei, mit Blumen und allem möglichen Kräuterwerk geschmückt hängen.

Der Edelmann, besonders wenn er über einen größern Landbesitz verfügt, liebt villaartige, große Gebäude, die gewöhnlich mit Säulen und den Gewinden von Immergrün geschmückt sind. Vor denselben oder an den Seiten dieser Gebäude gewahrt man meistens wohlgepflegte Blumengärten mit zierlichen Blumenbeeten und Zierpflanzen reichlich geschmückt. Die Gemächer sind kostbar möblirt und mit Bildern geziert. Häufig gewahrt man aber auch unter den schönsten Producten moderner Tischlerkunst altmodische, seltsame Möbelstücke, die schon von irgend einem der ältesten Ahnherren des betreffenden Adelsgeschlechtes benutzt wurden. Trotz der starken Differenz, die zwischen solchen und neueren Einrichtungsgegenständen herrscht, werden dergleichen Antiquitäten mit der größten Pietät behandelt; das goldene Geschmeide heute auf der Brust einer blühenden Jungfrau schmückte einst die Braut eines berühmten Ahnherrn, und der Pokal, der silberne, prächtig vergoldete, mit anmuthigen Bildern in Relief versehene Riesenbecher dient heute dem Urenkel zum begeisterten Toast auf die Gesundheit des Königs und auf das Wohl der Nation, wie er vor Jahrhunderten bei ebenderselben Veranlassung dem Urahn gedient hat. Wie dies die Liebe für das Ererbte ausspricht, so kennzeichnet es auch die Treue für den Gegenstand, dem der Ungar einmal seine Liebe geschenkt, wie denn diese beiden Eigenschaften überhaupt mit dem ungarischen Volkscharakter tief verwachsen

Tanz bei einer Szeklerhochzeit.

sind. Der Wohnung des ungarischen Mittelstandes fehlt alles Charakteristische.

Während sich die gebildeten Stände bezüglich ihrer Nahrungsmittel alles dessen zu bedienen pflegen, was zu den Producten der deutschen oder französischen Küche gerechnet wird, hat der Bauer noch seine eigenthümlichen Gerichte, die er aber mit dem Bauernstande seiner übrigen Nationsgenossen so ziemlich theilt. Dahin gehören die sogenannte Essig- oder Knoblauchsuppe, Sauerkraut, der Palukes, ein Brei aus Mais- oder Hirsemehl, die Honig-, Zwetschen- und Oelspeisen u. s. w. Alle Gerichte, besonders aber das gebratene Schweinefleisch, werden mit enormen Quantitäten zu rothem Staub gestoßener Paprika genossen. Wein wird im Allgemeinen sehr reichlich getrunken, was in der gesegneten Weinproduction des Landes begründet ist. Allgemein herrscht die Sitte, bei solchen Gelegenheiten von den zahlreichen und vielfach verschiedenen Sauerbrunnen des Landes Gebrauch zu machen, wodurch sowohl Nüchternheit bewahrt als auch die Gesundheit gestählt wird. Auf dem Lande wird auch Branntwein reichlich genossen und geschieht die Fabrikation desselben, die bis vor der Monopolisirung dieses Artikels seit 1848 in großem Maßstab betrieben wurde, heute noch, wenn auch geheim, in solcher Menge, daß er beinahe Gegenstand des Handels ist. Damit stand in den Szeklerstühlen der Gebrauch in Verbindung, daß heirathsfähige Mädchen aus dem Bauernstande sich für ihre Ehe mit der Erwerbung eines Kupferkessels vorbereiten mußten, da sie vom Bräutigam nicht eher in die neue Wirthschaft geführt wurden, als bis dieser Kessel vorhanden war. Dieser Brauch ist nach und nach so verschwunden, daß er nur noch hier und da gefunden wird.

Die Beschäftigung des Ungarn sowohl als auch des Szeklers findet in der Viehzucht und im Ackerbau ihren Hauptgegenstand. Gewiß mehr als drei Viertheile der Nation findet man in dieser Richtung thätig, da nur ein sehr geringer Bruchtheil sich dem Gewerbs- und Handelsstande widmet, ein bei weitem geringerer sich überdies als Beamte verwenden läßt oder überhaupt Beschäftigungen ergeben ist, die von den genannten abweichen. Man findet zwar alle Gattungen der Gewerbe in den Händen von Ungarn und Szeklern, doch sind einzelne Zweige zu nennen, die von ihnen besonders bevorzugt werden; so giebt es in den Städten eine ziemlich bedeutende Anzahl ungarischer Seiler, Riemer, Zischmenmacher, Lederer, Kürschner, die gemeiniglich durch Fleiß und ökonomische Haushaltung als wohlhabende, oft auch begüterte Männer dastehen. Auf dem Lande findet man in ebenfalls reicher Anzahl Faßbinder, Siebmacher &c., und wo, wie in den gebirgigen Stühlen des Szeklerlandes, Haromozek, Czik, die Gegend sich durch einen beträchtlichen Holzreichthum auszeichnet, dort sind Floßholz- und Bretterhändler allenthalben anzutreffen, die ihre Waaren nicht nur im Lande selbst, sondern weit über die Grenzen desselben verführen. Die drei Hauptflüsse des Landes: Marosch, Alt und Szamosch, sind die geeignetsten Vermittler dieser Art des Handels.

Ist ein Ungar, insbesondere aber ein Edelmann, ein vortrefflicher und rastlos thätiger Oekonom, der sein größtes Vergnügen in seinem sehr veredelten Viehstand, in seinen Ländereien, Wiesen und Weideplätzen besitzt, so ist er in der That mit wahrhaft leidenschaftlicher Liebe seinem Pferde zugethan; er liebt dieses, wie ein Kind sein Spielzeug, und bei weitem mehr gehen ihm die Bequemlichkeiten seines Thieres vor, als seine eigenen. Die Züchtereien mancher Edelleute zeigen die prachtvollsten Exemplare und die siebenbürgische Pferderace, deren Blüthe ausschließlich dem Adel verdankt werden muß, ist selbst in den Nachbarländern geschätzt und bevorzugt. Der gemeine Ungar ist auch ein ausgezeichneter Kutscher wie der Vornehme als trefflicher Reiter bekannt ist. Auf elegante Equipagen wird in der vornehmen ungarischen Welt sehr gehalten, und es gewährt eine wahre Augenweide, derartige Kutschenzüge bei besonderen Festlichkeiten zu sehen. Ist der Eigenthümer einer solchen Kutsche von Adel, so darf das Familienwappen an den beiden Thürflügeln, auf hellem Grund und von Eichen- und Lorbeerkränzen umgeben, ebenso wenig fehlen, wie der reich mit Quasten und Schnüren herausgeputzte Livréekutscher.

Die Tänze des siebenbürgischen Ungarn sind den Tänzen seiner Nationsgenossen im Königreiche gleich; der vornehmste ist der Czardasz (Tschardasch), ein Tanz, in welchem sich Tänzer und Tänzerin unter den anmuthigsten Bewegungen voraus- oder nacheilen, sich einholen, umarmen und in raschen, schwindelnden Kreisen secundenlang drehen. Dabei ist niemals die Sohle, sondern immer nur die Spitze des Fußes thätig; der ganze Tanz ist bloß ein märchenhaftes Hinschweben der Tänzer, eine herrliche Manifestation ungarischen Charakters, in dem sich Frohsinn und ausgelassene Heiterkeit, Würde und Leidenschaft so wunderbar verbinden. Die schön gewachsene Person des Magyaren, seine Kühnheit, sein Stolz, die malerische Tracht, die ihn so herrlich kleidet, das Zusammenklirren der Sporen, das selbst durch die Musik hell hervorklingt, giebt dem Czardasz einen eigenthümlichen, edeln Zauber. Die dazu erfundenen, im Zweivierteltacte sich bewegenden Weisen sind außerordentlich mannigfaltig und nicht bloß von geschulten Künstlern, sondern auch von Naturmenschen, wie es beispielsweise die wettergebräunten Zigeunermusici sind, componirt. Eine wahre Fluth von wehmüthigen und heiteren, klagenden und jubelnden Tönen schlägt aus diesen Czardaszmelodien an deine Seele; du weinst und jubelst mit diesen Tönen, und wenn sie schon lange verhallt, verweht sind, dann spricht noch dein helles, blitzendes Auge von der Begeisterung, welche dir momentan die Seele durchglühte. Ebenso wehmüthigen und heitern Charakters sind auch die Lieder, die der Ungar und Szekler singt; in letzter Zeit ist Vöresmarti's „Szoszat" populär geworden. Die Stimmung zum Gesang ist immer und immer vorhanden, ob das Herz von Jubel oder von Trauer erfüllt ist. Und wie es in unserm sinnigen deutschen Liede heißt: „Wo du Gesang hörst, laß dich ruhig nieder, denn böse Menschen haben keine Lieder;" ebenso ist es auch beim Ungar, in dem du jederzeit einen wackern Freund und innigen Theilnehmer deines Geschickes findest und bei dem die Gastfreiheit im vollkommensten Maße ausgeübt wird, da sie ihm jederzeit Gelegenheit giebt, seinem Herzen die innigste Befriedigung zu gewähren.

Die Sprache der Ungarn und Szekler hat sich trotz des viele Jahrhunderte gemeinsamen Zusammenwohnens mit fremden Völkern dennoch rein und unvermischt erhalten; sie ist in Europa vollständig isolirt, da sie weder mit der lateinischen, noch mit der germanischen, noch mit der Sprache der Slaven irgend eine Verwandtschaft verräth. Als Charaktere bedient sie sich der lateinischen Schriftzeichen. Ihr Bau ist schön, ihr Geist voll überströmender Kraft, ihre Bezeichnungen sind vollkommen den Gegenständen angemessen, dabei ist sie kurz und wohlklingend. Der Magyar ist bei seiner nationalen Empfindlichkeit sehr geneigt, die Nichterlernung seiner Sprache für Indifferentismus zu halten, um so mehr, als er die Wahrnehmung machen kann, daß der Fremde eine andere Landessprache — beispielsweise die romänische, weil diese mit der lateinischen so innig verwachsen — williger zu erlernen bereit ist und auch wirklich erlernt. Indessen ist die angedeutete Thatsache nicht immer Indifferentismus, da die Häufung gleichtönender Vocale in mehrsilbigen Wör-

tern dem Gedächtniß nicht immer gegenwärtig ist und die Sprachwurzeln, durch keine der europäischen Sprachen an diese erinnert, empfindliche Schwierigkeiten in ihrem Erlernen bereiten. Der Zusatz eines einzigen Buchstabens, einer einzigen Silbe am Ende eines Wortes giebt, dem Genius der morgenländischen Sprachen gemäß, dem Begriff eine ganz andere und neue Bestimmung. Im Munde eines geschickten Redners klingt sie sehr gut.

Die geistige Befähigung dieses Volkes ist bedeutend zu nennen und die Bildung, die insbesondere in den letzten fünfzig Jahren erfreuliche Verbreitung gefunden hat, ist namentlich unter den Magnaten so, daß sie der Bildung des Adels westlicher Länder wohl zur Seite gestellt werden kann. Was nicht das Land mit seinen zahlreichen wissenschaftlichen Anstalten an manchem bevorzugten, seltenerm Talente zu thun im Stande ist, das bewirkt eine ausländische Universität, erfüllen Reisen und Aufenthalt in allen großen Städten des westlichen Europa. Es ist natürlich, daß so eifriges Streben vereinigt mit opferfreudiger Thätigkeit auch mancher Erfolge sich erfreut. Vorzüglich sind die Geschichtsforschung durch Josef Grafen Keméuy und die schönen Wissenschaften durch Nikolaus Baron Josiká und Alexander Petöffy so wohl vertreten, daß der gute Klang dieser Namen auch ins Ausland gedrungen ist. Außerdem erfreuen sich auch andere Künste großer Pflege; die Beredtsamkeit steht oben an.

Im gesellschaftlichen Leben erweist sich Ungar und Szekler nicht bloß lustig und munter, sondern auch freimüthig in seinen Aeußerungen, lebhaft in seiner Unterhaltung, treffend mit seinem Witz. Er ist ein angenehmer Erzähler und wenn er zuweilen auch etwas aufschneidet, so liegt dies in seiner guten Absicht, andere zu lärmender Lustigkeit zu bewegen. Im Umgange mit dem schönen Geschlechte befleißigt er sich der angenehmen Conversation, hält viel auf Artigkeit und Zuvorkommenheit und ist scheinbar überaus glücklich, wenn er die Zufriedenheit oder gar ein laut ausgesprochenes Lob seiner Liebenswürdigkeit erlangt. Sein Eigensinn ist überaus groß und läßt sich durch nichts beugen als durch eine freundliche Behandlung, durch welche sein Ehrgefühl erregt oder seinem Nationalstolz geschmeichelt wird. Er ist unternehmend, überaus muthig und unerschrocken

Wohnzimmer in einem Szeklerhause.

und in solchen Momenten, wo seine Standhaftigkeit zu wanken beginnt, begeistert er sich an dem Muthe seiner Nation, deren Ruhm ihm über alles geht. Aus diesem Grunde ist er auch im Felde, namentlich im Angriff, ein guter Soldat. Er zieht das Landleben jeder städtischen Beschränktheit vor.

Seine Gesetze achtet er hoch. Durch diese erhält z. B. der ungarische Edelmann die Berechtigung an den Berathungen der Generalversammlungen in den Comitaten selbst und ohne Vertreter theilzunehmen. Er darf ferner nicht in Gewahrsam gebracht werden, als bis er vor seinem eigenen Comitatsgericht dazu verurtheilt worden ist. Augenblickliches Gefängniß kann ihn bloß dann treffen, wenn er bei frischer That ertappt wird. Er untersteht bloß der geheiligten Person seines gekrönten Landesfürsten, und übt auf seinem Edelgute unumschränkte Herrschaft aus. Für das schöne Geschlecht sorgen die ungarischen Gesetze in ausgezeichneter Weise. Stirbt in der Familie der Hausvater, so darf die Frau weder mit Erbschaftstheilungen noch mit sonstigen Plackereien ein ganzes Jahr hindurch behelligt werden. Selbst nach Verfluß dieses Zeitraumes darf kein Mensch sie aus dem Gut ihres Mannes verdrängen. Die Theilung muß ihr — selbst bei kinderlos gebliebener Ehe — eine standesmäßige Existenz sichern und heirathet sie zum zweiten Mal, so hat sie nebst dem gleichmäßigen Erbschaftsantheil auch noch Anspruch auf die Garderobe des Mannes, auf dessen Equipagen 2c. 2c.

Der stets joviale Sinn dieses Volkes ist im Lande allgemein gekannt und beliebt und derselbe drückt sich auch in einzelnen Gebräuchen aus, die namentlich in den Bergen sich oft auf die sonderbarste Weise manifestiren. Denn dort dringt die Cultur keineswegs mit beflügelten Schritten ein und hält man deshalb es gern mit dem alten Herkommen, das sich so oft schon als „gut“ bewährt habe. So wird die gewöhnliche Hochzeitsfeier Anlaß zu Tumulten, deren Art sich anderwärts nicht leicht wiederholt. Hat nämlich über das Brautpaar die Kirche ihren Segen gesprochen, so wird sowohl zu den Eltern des Bräutigams als denen der Braut gegangen. Außer den Hochzeitsgästen finden sich inzwischen auch solche ein, die dem Brautpaare fern stehen und nur

aus Neugier herbei kommen. Dadurch gewinnt der Zug das Ansehen einer Procession. Freilich wird man des Richtigen bald belehrt, da die lärmenden Musikklänge sowie das unaufhörliche Eljenrufen (was gleichbedeutend mit Vivat! ist) mit dem unermüdeten Tücherschwenken vereint jeden Zweifel beseitigen. Im Hause der Eltern angelangt, beginnt eine Plünderung, indem alles, was von irgend zwei Händen fortgetragen werden kann, zu Gunsten des jungen Ehepaares genommen und für den Transport vorbereitet wird. Die Eltern, auf diese Plünderung durch Beispiele der Erfahrung vorbereitet, haben freilich alles Werthvollere unberufenen Augen durch geschickte Verstecke unsichtbar gemacht und nur das im ganzen Hause behalten, was sie freiwillig als weitere Beiträge zur Mitgift bestimmt haben; aber nichtsdestoweniger kommen bei fortgesetzter und sorgfältiger Visitation auch solche Einrichtungsgegenstände in die Hände der lustigen Plünderer, auf welche die Eltern das Eigenthumsrecht keineswegs gern aufzugeben bereit sind. Unter lauten Jubelrufen geht man nach geschehener Arbeit in das Haus der Neuvermählten; der *Hochzeitszug* hat eine sonderbare Physiognomie angenommen, denn während der eine einen Dreschflegel, eine Bank, einen russigen Kessel auf dem Rücken trägt, schwingt der andere einen riesigen Kochlöffel oder eine Heugabel, darüber fahnenartig ein Kleidungsstück ausgespannt, in der Hand, indeß ein bis zwei Wagen mit Bettzeug und sonstigen Dingen bepackt vom Zuge umringt werden.

Nicht minder charakteristisch weiß sich der Szekler zu helfen, wenn er in Sorge darüber ist, daß nach seinem Absterben durch einen besitzgierigen Nachbar die Dimensionen seines Ackergrundes zum Nachtheil der zurückbleibenden Kinder verringert werden möchten, was übrigens sehr leicht geschehen kann, da zuweilen bloß ein beweglicher Stein die Marke bildet. In diesem Falle wählt der sorgenvolle Vater gewöhnlich den ältesten Knaben, führt ihn auf das Feld und läßt diesen die Oertlichkeit der Grenze wohl besehen. Nachdem der Junge das Versprechen gegeben, daß er nie im Leben wieder diese Grenze vergessen wolle, fällt eine so derbe Tracht Prügel über den entsetzten Knaben, daß er die Oertlichkeit — selbst wenn ihm im Laufe der Jahre das Gedächtniß den Dienst versagen würde — gewiß nie und niemals vergessen kann.

Durch den ersten ungarischen König Stefan den Heiligen lernten die Ungarn und Szekler das Christenthum kennen, wodurch sie nachher ein Bollwerk gegen die heranstürmende Macht der Türken in Europa wurden. Er ließ Kirchen, Klöster und Abteien bauen, wandte ihnen reichliche Dotationen zu und gab dem Lande das römisch-katholische Bisthum zu Weißenburg (dem heutigen Karlsburg). Fünfhundert Jahre später drang auch nach Siebenbürgen die Reformation ein und demzufolge bekennen sich Ungarn und Szekler zur reformirten und zur unitarischen, in ungleich größerer Anzahl aber noch zur römisch-katholischen Kirche.

Der Schirm als Würdezeichen.

Von **Richard Andree.**

Die Erfindung des Schirmes — wenn wir von einer solchen bei dem einfachen Gegenstande reden dürfen — gehört dem Orient an; dort ergab sich am leichtesten das Bedürfniß, das Haupt vor den glühenden Strahlen der Sonne zu schützen und im Schatten eines tragbaren Schutzdaches zu wandeln. Daß dieser Schirm und Schatten, der bei uns selbstverständlich Jedermanns Recht ist, zu einem Privilegium für Große werden konnte, erscheint heute schwer zu erklären. Denn nur Herrschern im Oriente kam der Schirm als Würdezeichen zu und noch heute gilt er in derselben Eigenschaft in einem großen Theile Asiens und Afrikas. Wir wollen es versuchen, diesen Gegenstand zum ersten Male zu verfolgen, wobei wir ohne Zwang von den ältesten Zeiten der Geschichte bis in die frische Gegenwart geführt werden und heute noch Gebräuche in der Ausübung finden, die genau so vor mehreren Jahrtausenden bestanden.

Bei den alten Aegyptern hatte man Schirme aus Leder, das über einen leichten Rahmen ausgespannt war; aber ihre Form glich mehr einem Schilde und wich bedeutend ab von unseren jetzigen Schirmen. Die besonders für den König bestimmten Schirme und die *ausschließlich* diesem zukamen, bestanden aus Federn und waren den Federfächern ähnlich, die noch jetzt hinter dem Papste bei festlichen Gelegenheiten hergetragen werden. Derselbe Gebrauch herrschte in Persien und anderen östlichen Ländern, und in den Sculpturen von Persepolis finden wir den Schirm über dem Haupte eines persischen Großen getragen. Er gleicht in der Form dem unserigen*).

*) Gardner Wilkinson, The manners and customs of the ancient Egyptians. 3 ed. Vol. II, 207.

Aus Persepolis. (Nach Wilkinson.)

Layard bildet ein Basrelief ab, auf dem der König Pul (oder Tiglath Pileser) auf seinem Wagen dargestellt ist, wie eine weibliche Figur einen Schirm über ihn hält, der von unseren heutigen kaum zu unterscheiden ist*). Er wurde, sagt Layard, in Kriegs- wie Friedenszeiten *über dem Könige* getragen. In seiner Form glich er sehr den jetzt gewöhnlich gebrauchten, doch sieht man ihn stets geöffnet auf den Sculpturen. Er war am Rande mit Quasten geziert und an der Spitze mit einer Blume oder einem andern Ornamente versehen. „The parasol was reserved exclusively for the monarch, and is never represented as borne over any other person."

Von den merkwürdigen Culturstätten in den Thälern des Nils, des Euphrat und Tigris verbreitete sich der Schirm

*) Layard, Niniveh and Babylon. London 1867, p. 358.

nach drei Himmelsgegenden. Aber während er in Afrika und Asien seine ursprüngliche Bedeutung als Würdezeichen beibehielt, wurde er in Europa allmälig demokratisirt, wenn es auch nicht an Anzeichen fehlt, daß er hier noch eine Zeit lang ein Privilegium hochgestellter Personen war. Bei den Griechen hieß der Sonnenschirm Skiadeion; er glich unseren Schirmen und war mit beweglichen Stäben zum Auf- und Zuklappen versehen. Bei festlichen Gelegenheiten (namentlich am Panathenäenfeste) trugen die Töchter der Matriken Schirme den attischen Frauen nach *).

Auf der berühmten altgriechischen Hamiltonvase im britischen Museum ist eine Fürstin mit einem Sonnenschirm in der Hand dargestellt. Bei Theatervorstellungen im alten Rom schützten sich Frauen und verweichlichte Männer gegen die Sonnenstrahlen durch das Umbraculum, das aus Leder bestand. Im modernen Italien finden wir 1608 die Schirme erwähnt. Thomas Coryat beschreibt die umbrellae, welche das Stück einen Ducaten kosten, ganz wie unsere heutigen Schirme eingerichtet, aber mit Leder überzogen sind. Namentlich bedienten sich ihrer die Reiter. In England vermochte Ben Jonson den Schirm (umbrella) bereits in einer Comödie vom Jahre 1616 nachzuweisen. Phillips in seiner „New World of Words" (1720) beschreibt den Schirm als „now commonly used by women to shelter them from rain". Aus Glasgow ist eine Notiz erhalten, daß dort 1781 der erste Schirm bewundert wurde; in Paris trug man sie in der Mitte des vorigen Jahrhunderts schon allgemein **).

Wenn wir sehen, wie außerordentlich ähnlich eine große Anzahl von Geräthen, die bei den heutigen Negervölkern, namentlich im Bereiche des Nils, gebraucht werden, jenen der alten Aegypter sind und auf Nachahmung ägyptischer Modelle schließen lassen, so kann es nicht Anstoß erregen, wenn wir aus derselben Quelle auch den Schirm ableiten, der durch den größern Theil Afrikas, vom Mittelmeer an bis herab zum zehnten Grade südlicher Breite, ein eifersüchtig bewachtes Zeichen der Herrscherwürde ist.

Als Gerhard Rohlfs 1866 auf seiner Reise nach Kuka südlich von Mursuk in Medrussa seinen Sonnenschirm aufspannte, ärgerte sich ein Tibbu-Fürst nicht wenig darüber, da dort der Schirm ausschließliches Privilegium der Sultane ist. Noch 1850 wurde ein Modjabra-Kaufmann, der mit aufgespanntem Schirme in Mursuk einritt, von Hassan Pascha mit einer Buße von 200 Mariatheresia-Thalern belegt ***).

In Marokko darf nur der Kaiser einen Sonnenschirm gebrauchen, dem übrigen Volke ist er versagt, und Lemprière meint, daß in Folge dieses Privilegiums die Ophthalmie dort so sehr um sich gegriffen habe †). Drei Sonnenschirmträger mit neun Gehülfen sind ein Theil des kaiserlichen Hofstaates. Ebenso ist der Schirm Würdezeichen bei den Herrschern Abessiniens und König Theodoros ließ stets bunte indische Sonnenschirme über sich ausspannen, wenn er feierliche Audienz ertheilte ††).

Bis weit in den Sudan reicht der Schirm als Würdezeichen der Fürsten, die mit schimmerndem Pomp und barbarischer Pracht auftreten. Als Heinrich Barth Maseña, damals noch Hauptstadt von Baghirmi, besuchte, sah er den Einzug des Sultans in diese Stadt mit an. „Der Kopf des Sultans war kaum sichtbar, da ein paar Sklaven zu beiden Seiten Schirme, einen von grüner, den andern von rother Farbe, über ihn hielten. Sechs weitere Sklaven fächelten ihm mit Straußenfedern, an langen Stangen befestigt, Kühlung zu *)."

Fast genau so fand es Gustav Nachtigal zwanzig Jahre später. Der Sultan war so verhüllt, daß man von seinem geheiligten Gesichte fast nichts erblickte; die beiden Schirme waren roth und hatten einen grünseidenen Rand. Zwölf Sklaven trugen die Fächer aus Straußenfedern, die sie tactmäßig schwenkten und wirbelnd in die Höhe stießen. „Das Innere dieser Fächer, die doch eigentlich keine Fächer sind, sondern königliche Insignien, besteht aus einer dünnen Platte mit rother Seide überzogen, während die Peripherie von schwarzen Straußenfedern gebildet wird **)." Zwischen diesem Instrument und den Straußenfederwedeln, welche bei feierlichen Gelegenheiten, so z. B. in der Osterwoche, über dem römischen Papste geschwenkt werden, findet kein Unterschied statt, weder in der Form noch im Gebrauche, und ließe sich die Geschichte beider Insignien zurückverfolgen, wir sind überzeugt, sie in einem Punkte irgendwo im Orient zusammentreffen zu sehen, wohl bei den monumentalen Aegyptern ***).

Allenthalben an der Guineaküste ist der Schirm das königliche Zeichen, doch kommt er hier auch höheren Häuptlingen zu und wird je nach der Stellung desjenigen, über dem er ausgespannt ist, mehr oder minder geschmückt. Bowdich fand bei seinem Einzuge in Kumassi, der Hauptstadt Aschantis, wenigstens hundert sehr große Sonnenschirme oder Thronhimmel ausgespannt. „Sie waren aus scharlachrothen, gelben und den hellsten seidenen Zeugen verfertigt und auf der Spitze mit Halbmonden, Pelikanen, Elephanten, Fässern, Waffen und Schwertern von Gold noch besonders verziert; auch waren sie von verschiedener Gestalt, meist aber gewölbt, und die herunterhängenden Zierrathen — in einigen waren auch kleine Spiegel — schlangenförmig und auf phantastische Weise ausgeschnitten und gezackt. Aus einigen ragten, nach außen zu, Rüssel und kleine Elephantenzähne hervor, und einige wenige waren mit Leopardenhäuten überzogen und mit natürlichen ausgestopften Thieren besetzt †). Man sieht, welchen Werth die Aschanti auf ihre

*) Lübker, Reallexicon des classischen Alterthums s. v. Skiadeion.

**) R. Chambers, The Book of Days Vol. 1, p. 241 seqq. London and Edinburgh (1869).

***) Rohlfs' Reise durch Nordafrika. Petermann's Ergänzungsheft Nr. 5, S. 15.

†) W. Lemprière's Reise durch Marokko. Aus dem Englischen von Zimmermann. Berlin 1792. S. 18 und 144.

††) Heuglin, Reise nach Abessinien. S. 354.

*) H. Barth, Reisen und Entdeckungen in Nord- und Centralafrika. Kleine Ausgabe II, S. 103.

**) Nachtigal, der Hofstaat des Königs von Baghirmi. „Globus" XXIV, 120.

***) Les éventails (du Pape) sont un reste de l'ancien flabellum employé dans l'église primitive — —; ils sont devenus un ornement du cortége pontifical; on les fait avec les plumes des paons et des autruches appartenant au Saint Père, et que l'on peut voir dans les ménageries réservées du Quirinal. Tour du Monde Vol. XV, p. 251 (1867). Auch ein weißer, goldgeränderter Schirm wird, außer dem Baldachin, bei solchen festlichen Gelegenheiten über dem Papste getragen (a. a. O. 229. 232). Der Baldachin selbst ist nur ein vergrößerter Schirm und steht, sofern er als Schutzdach bei Krönungen, kirchlichen Processionen u. s. w. verwandt wird, mit diesem in seiner Eigenschaft als Würdezeichen auf gleicher Stufe. Auch hier stammen Wort und Sache aus dem Morgenlande; Harun-al-Raschid schenkte einen kostbaren Baldachin Karl dem Großen. Solche Traghimmel hießen nach dem Lande ihres Ursprungs Babylonica oder Baldachine, nach Baldach, der abendländischen Namensform der Stadt Bagdad in Babylonien.

†) Ed. Bowdich, Mission nach Ashante. Deutsch von Leidenfrost. Weimar 1820, S. 53.

Schirme legen. Bei der Eroberung Kumassis durch die Engländer im Jahre 1873 wurde dort der große Staatsschirm des Königs Koffi-Kalkalli erbeutet und als besonders wichtige Trophäe mit nach England gebracht, wo er öffentlich ausgestellt wurde.

Südlich reicht der Schirm als Würdezeichen bis zum barbarischen Hofe des Muata Cazembe in Lunda. Als Monteiro und Gamitto diesen innerafrikanischen Fürsten 1832 besuchten, fanden sie ihn unter sieben nebeneinander gestellten Schirmen sitzen, die aus verschiedenfarbigen Zeugstreifen zusammengesetzt waren und auf Bambusstangen steckten. Außer ihm durften nur noch die Kilolos oder Großwürdenträger unter Schirmen sitzen, doch ist ihnen nur je einer gestattet *).

Bei den Kaffern findet sich allerdings der Schirm nicht mehr; aber bei großen Häuptlingen vertritt der Schild seine Stelle. Der Schildträger muß diesen nämlich bei feierlichen Gelegenheiten so über dem Häuptling zu halten wissen, daß auch nicht ein einziger Sonnenstrahl auf diesen fällt. Die kleinste Unachtsamkeit bringt ihm Strafe oder kostet ihm vielleicht das Leben **).

Gerade so wie nach Westen hin über Afrika breitete sich auch der Schirm östlich über Asien aus, wo er in Vorder- wie Hinterindien eine große Rolle spielt, zu den königlichen Insignien gehört und dort in einzelnen Ländern gleich einem Scepter oder einer Krone Geltung hat, bis er wieder in China und Japan zu einem Geräthe des alltäglichen Gebrauchs für Jedermann herabsinkt.

Bei den eingeborenen Herrschern Vorderindiens ist seit frühen Zeiten der Schirm Würdezeichen. Schon auf den uralten Topen des buddhistischen Klosters von Sanchi finden wir Basreliefs, auf denen der König von Ehrenschirmen beschattet dargestellt ist, auch fehlen die Yakschwanzträger nicht, welche ihm Kühlung zufächeln ***). Der Gebrauch dieser „Schaurischweife", welche das Urbild der türkischen Roßschweife sind, läßt sich bis in das graue Alterthum zurückverfolgen, da schon die achämenidischen Könige Persiens sich derselben bedienten †). In Indien ist der Schirm sogar als construirender Theil in die Baukunst eingetreten, wie Rousselet sehr hübsch nachgewiesen hat. Der Ti, ein viereckiger Altar, welcher auf den Topen stand, trug einen auseinandergefalteten Schirm, das Zeichen der höchsten Macht. Nach Sakyamuni's Tode (6 Jahrh. vor Christus) wollten seine Jünger ihn über seine Vorgänger erheben und stellten über die ihm errichteten Dagobas nun drei Schirme aus Stein, die zusammen einen zierlichen Thurm mit mehreren Geschossen bildeten. Später begnügte man sich, sie durch einen massiven Kegel anzudeuten, dessen Ringe die immer mehr anwachsende Anzahl der Schirme bezeichnet. Dies ist der Ausgangspunkt der merkwürdigen Bauart, die in der Herstellung gigantischer Kegel gipfelt, wie im Katab Minar zu Delhi, wo diese Art der Construction ihre höchste Vollendung erreichte *).

Derselbe französische Reisende, der zahlreiche eingeborene Fürsten Indiens besuchte, fand bei den meisten derselben den Schirm als königliches Würdezeichen; so über dem Maharadscha Rana von Dholpur, welcher Rousselet im feierlichen Derbar empfing. Dort heißt der Schirm Tschatla und besteht aus blauem, reich mit Silber verziertem Sammet.

In Hinterindien spielt der Schirm eine nicht minder bedeutende Rolle. Vor Alters führten die Könige von Ava in ihrem langen Titel auch den „Herren der vierundzwanzig weißen Sonnenschirme", weil kein Unterthan Schirme von dieser Farbe tragen durfte. Doch ist dieser Titel seit Anfang des vorigen Jahrhunderts aufgegeben worden **), während die Schirme als Würdezeichen noch immer beibehalten werden. Als die britische Gesandtschaft unter Michael Symes 1795 Amerapura besuchte, waren im königlichen Palaste die weißseidenen goldgestickten Schirme des Herrschers vor dem Throne in Reih und Glied aufgepflanzt ***). In Siam hat der Schirm schon von seiner Ausschließlichkeit verloren, denn hier bezeichnen Schirme den Rang der Beamten und nur solche, die in mehreren Kreisen am Stiele übereinander stehen, sind Symbole königlicher Würde †).

Der speciell königliche Schirm in Siam ist der Savetraxat, der aus sieben, nach oben sich verjüngenden über einander stehenden Schirmdächern über dem Throne pagodenartig sich erhebt ††).

*) W. Peters, der Muata Cazembe. Zeitschrift für allgemeine Erdkunde VI, S. 257.
**) „Globus" XX, S. 167.
***) Rousselet, L'Inde des Rajahs im „Tour du Monde" XXVI, S. 290.
†) Lassen, Indische Alterthumskunde I, S. 316.

*) Rousselet, a. a. O. Danach die Illustrationen „Globus" XXVI, S. 180 u. 182.
**) A. Hamilton's New account of the East Indies. London 1739. Vol. II, p. 45. 46.
***) M. Symes, Reise nach dem Königreiche Ava. Weimar 1801. S. 151.
†) Bastian, Reisen in Siam. S. 204.
††) Paillegoix, description du royaume Thaï ou Siam. Paris 1854. Tome II, p. 262.

Der „Challenger" im östlichen Archipelagus.

I.

Auf den Arru-Inseln. — Der Hafen von Dobbo und die Prahus. — Beamte und Schulmeister. — Die Ki-Eilande. — Banda; die Gewürznelken-Plantagen.

Wir haben diesen britischen Dampfer auf allen seinen Fahrten begleitet und verließen ihn in den Südpolargegenden, wo er seine Tiefseemessungen mit günstigem Erfolge fortgesetzt hat. Er steuerte dann in die See, welche Australien von Neuseeland trennt; am 14. Juni 1874 ergaben seine Lothungen unter 34° 50′ S. und 155° 28′ O. eine Tiefe von 2600 Faden, am 18. Juni 2625 Faden; dann nahm die Tiefe schnell ab; sie betrug unter 39° 32′ S. 171° 48′ O. nur 150, und am 25. Juni vor Cap Farewell nur noch 39 Faden. Dr. von Willemoes-Suhm (in Petermann's „Mittheilungen" 1874, S. 467), der sich an Bord des „Challenger" befindet, hebt hervor: 1. daß Australien an seiner Südostküste sehr schnell abfällt; 2. daß es von Neuseeland durch eine 2600 Faden tiefe Rinne getrennt ist und

3. daß das letztere sehr allmälig aus dem Meer emporsteigt.

„Die Vermuthungen, wonach Neuseeland, Neucaledonien und Australien Einen Continent ausgemacht haben sollen von Afrika-Form, was schon der Flora und Fauna nach sehr unwahrscheinlich war — dürften also bei Seite gelegt werden.“

Der „Challenger“ blieb kurze Zeit um Kohlen einzunehmen in Wellington und in Auckland (Neuseeland), ging dann nach Australien und verließ Somerset am Cap York, der Nordspitze Australiens, am 8. September, um seine Kreuzfahrten im östlichen Archipelagus zu beginnen. Ueber diese liegt uns („Times Mail“, 28. December) ein ausführlicher Bericht vor, der viel Bemerkenswerthes enthält und theilweise die Schilderungen ergänzt, welche Wallace über diese interessante Region entworfen hat.

Die Fahrt ging von Somerset durch die seichte Arafuru-See, welche Australien von Neuguinea trennt, nach den Arru-Inseln. Wallace hat aus der Aehnlichkeit der Flora und Fauna nachgewiesen, daß diese beiden Länder einst zusammengehangen haben, und durch die Beobachtungen, welche der „Challenger“ anstellte, wird diese Ansicht bestätigt. Das Gebirgsland des ursprünglichen australischen Continents ist durch die seichte Torresstraße von demselben abgeschnitten worden und bildet nun das heutige Neuguinea.

Als das Land untersank, waren die Schlamm führenden Ströme Neuguineas und die Korallenthiere der See Ursache, daß das Meer dort nicht zu unbedingter Herrschaft gelangen konnte. Die Strömung, welche durch die Torresstraße aus dem Stillen Ocean her zieht, bringt nicht nur frisches Seewasser, welches dem Wachsthume der Korallen günstig ist, sondern erscheint auch stark genug, den Lauf der schlammigen Süßwasserflüsse an der Mündung nach Westen hin abzulenken und somit die Korallen bauenden Thiere nicht in ihrer Arbeit zu stören. So kommt es, daß diese letzteren am östlichen Ende der Torresstraße unbehelligt bleiben; der Boden der seichten Canäle zwischen den Riffen ist mit größerm oder kleinerm Korallengetrümmer bedeckt. Am westlichen Ende hören alle Spuren von Korallen auf, dort haben die alluvialen Schlammablagerungen die volle Herrschaft und bilden eine ausgedehnte Ebene zwischen den beiden Inseln, die etwa 300,000 Miles einnimmt und ohne eine Unterbrechung in der Richtung von Süden nach Norden eine Länge von 700 Miles und nirgends eine Tiefe von mehr als 250 Fuß hat; jene der Korallenreihe beträgt nur ungefähr 50 Fuß.

„Wir fanden vor der Südspitze der Arru-Inseln sehr seichtes Wasser und mußten Nachts vor Anker bleiben; am andern Morgen bemerkten wir ganz in der Nähe einige gefährliche Riffe, die auf keiner Karte verzeichnet sind. Wir steuerten dann nach Norden und ankerten am 16. September vor dem merkwürdigen Handelsdorfe Dobbo, das auf einer der außenliegenden Arru-Inseln auf einer sandigen Landzunge steht. Die Jahreszeit, in welcher dort Verkehr ist, war vorbei; die letzten Prahus waren an demselben Morgen nach Malakka in See gestochen, um noch vor Anfang des Westmonsuns fortzukommen. Dobbo ist lediglich ein Markt- oder Meßort, die ansässige Bevöllerung besteht nur aus Handelsleuten; dazu kommen malayische und chinesische Kaufleute mit ihren Sklaven. Die Eingeborenen, welche von den benachbarten Inseln kommen, halten sich in ihren Booten auf. Die Häuser nehmen sich aus wie große Scheunen, die auf dicken Pfählen stehen; Wände und Fußboden sind von Bambus, das hohe spitze Dach besteht aus Palmblättern. Das Untergeschoß dient als Magazin oder als Stall für Geflügel und Schweine, im obern Geschosse wohnt die Familie. Diese Häuser sind ganz fest und sicher, obwohl sie hin und her wanken, wenn man fest auftritt oder sich heftig niedersetzt.“

Am Strande wurden etwa 56 kleine Prahus in Stand gesetzt für die Perlenfischerei und den Tripangfang, die in den Monaten October und November zwischen Dobbo und Neuguinea betrieben werden. Eine hier gebauete große Prahu von etwa 150 Tonnen war eben fertig geworden und sollte vom Stapel laufen. Diese eigenthümlich aussehenden Fahrzeuge mit ihrem weit überhängenden Stern und niedrigem Bug kommen uns vor als ob sie in die Tiefe des Meeres tauchen, nicht oben auf dem Wasser schwimmen sollten, und wir begreifen nicht, wie jemand ohne Zwang sich einem solchen Schiff anvertrauen mag: aber es schwimmt.

Der „Challenger“ wurde von zwei Beamten besucht, die als Zeichen ihrer Würde Stäbe mit einem silbernen Knopfe trugen; diese waren mit dem niederländischen Wappen bezeichnet. Auch drei protestantische Schulmeister fanden sich ein; jeder derselben trug einen abgenutzten Frack, schwarze Beinkleider und — einen Cylinderhut! Bei dem heißen Wetter war das ohne Zweifel eine sehr unbequeme Kleidung. Diese Leute hatten aber in ihrem Boot auch einen rothen Kasten, in welchem weite farbige Beinkleider, weiße Ueberwürfe und leichte Krämpenhüte lagen; diese passende Kleidung legten die Schulmeister an, nachdem sie ihre Staatsvisite gemacht hatten und dann nahmen sie sich ganz hübsch aus. Die niederländische Regierung unterhält in diesen Gegenden des Archipelagus fast auf jeder Insel einige Lehrer. Sie sind und sollen auch keine Missionäre sein, üben jedoch großen Einfluß auf die Eingeborenen und man findet jetzt in den meisten Ortschaften einige Christen, doch sind die Bewohner der größeren Arru-Inseln noch Heiden. Der Handel mit Paradiesvögeln, Tripang, Perlmutter und eßbaren Vogelnestern ist so bedeutend und so gut eingerichtet, daß ein Europäer ohne Gefahr jene Gegenden besuchen kann. Falls er jedoch an der Küste schläft, ist er in Gefahr, sich ein böses Fieber zu holen.

Die Sklaverei ist zwar in allen niederländischen Besitzungen abgeschafft, kommt aber hier in dieser weit von Java entfernten Gegend noch vor; die Sklaven werden auf Neuguinea gekauft oder auch geraubt, und so lange das fortdauert wird ein großer Theil dieser Inseln für Forschungsreisende unzugänglich sein. Es darf ja nicht Wunder nehmen, daß dort die Eingeborenen feindselig auftreten, nachdem der Menschenraub so lange Zeit hindurch im Schwange gewesen ist. Für die englischen Missionäre in Port Moresby ist es ein günstiger Umstand, daß der Sklavenhandel dort im fernen Osten nicht vorkam; deshalb sind auch die Eingeborenen weniger wild.

Die Offiziere des „Challenger“ schossen einige Paradiesvögel, die Jagd in den dampfigen, heißfeuchten Wäldern, bei 85° F., war jedoch sehr angreifend und erschöpfend. Unter freiem Himmel, auf offenem Feld, hatte man in der Sonne 130 bis 140° F.

* * *

Sofort westlich von den Arru-Inseln ist wieder tiefes Wasser, nur 10 Seemeilen vom Lande schon 800 Faden. Der „Challenger“ steuerte nach den Ki-Eilanden, deren Bewohner für die besten Schiffsbauer im östlichen Archipelagus gelten und das bei ihnen wachsende treffliche Holz gut zu benutzen wissen. Manche Insulaner kamen an Bord, man wies sie aber fort weil sie alle an Hautkrankheit litten. Die Leute bei dem gewöhnlichen Ankerplatze Ki Dulan waren dagegen gesunder, wahrscheinlich weil sie bessere Nahrungsmittel genießen. Der Radscha war erstaunt über die Größe des Dampfschiffes und das saubere, behagliche

Leben, das an Bord geführt wurde. Die Leute wohnen in sehr schmutzigen, armseligen Hütten, sind Mohammedaner und auf ihre Frauen so eifersüchtig, daß die Schiffsmannschaft keine derselben zu sehen bekam.

Der „Challenger" nahm seinen Weg durch die Banda-See (in welcher bisher einige Inseln auf den Karten falsch eingetragen sind) und fuhr nach Banda, der südlichsten unter den holländischen Gewürzeilanden. Die größte Insel der Gruppe war dicht mit Gewürznelkenbäumen bepflanzt, deren helles Laub gegen das dunkele Grün der dichtbelaubten Canarienbäume absticht. Diese hat man stehen lassen als der Wald für den Anbau der Gewürznelken gelichtet wurde; sie geben den letzteren Schutz gegen heftigen Wind. Außerdem sieht man vielfach Gruppen von Kokospalmen, Bananen, Bambus und Arekapalmen; auch ist an mehreren Stellen noch Urwald vorhanden. In jeder kleinen Bucht sind die Wohnhäuser der Pflanzer und ihrer Arbeiter von Lichtungen umgeben und das Ganze gewährte einen sehr freundlichen Anblick.

Der holländische Resident lud die Engländer zum Besuch einer Plantage ein. Er begleitete die Dampfpinasse des „Challenger" in seinem festlich geschmückten Boote, das von 18 Mann gerudert wurde. Diese halten das Blatt des Ruders senkrecht über dem Kopfe zwischen jedem Ruderstriche den sie machen und dabei geht der Takt nicht verloren. Dazu wurden Gongs und Tamtams geschlagen und die Ruderer sangen. Das Ganze war eben so fremdartig als malerisch. Die Gesellschaft wurde in einem Plantagendorfe von den Einwohnern festlich empfangen. Sie waren in Roth und Gelb gekleidet, trugen Schwerter und Lanzen, einen schmalen Messingschild am Arm und einen flachen Helm von Silberfiligran, der mit Federn des Paradiesvogels geschmückt wär. Zur Musik eines Gong und einer Trommel führten sie einen Kriegstanz auf und hielten dabei vortrefflich Takt.

Die eingeborenen Ruderer sind als solche so tüchtig, daß sie in der Minute 42 Ruderschläge machen; sie waren einmal acht Seemeilen an der Arbeit ohne auch nur eine Minute auszuruhen.

Die Plantagen wurden früher für Rechnung der holländischen Regierung durch Sklaven bearbeitet, nun aber ist sowohl die Sklaverei wie das Monopol aufgehoben worden. Jedermann kann eine Pflanzung anlegen, indeß der Urwald ist mit Schling- und Kletterpflanzen derart durchwachsen, daß es zu theuer kommt ohne Sklavenarbeit ihn zu lichten und urbare Stellen zu gewinnen. Die vorhandenen Plantagen werden in jedem Jahre und zwar mit großer Mühe um ein Kleines erweitert; es erfordert unablässige Thätigkeit, um auch auf dem geklärten Lande das üppig aufschießende Unkraut und Gestrüpp zu vertilgen. Die Arbeiter kommen aus Java, verpflichten sich auf eine bestimmte Zeitdauer und die Holländer sehen es gern, wenn sie ihre Frauen mitbringen. Es ist aber schwierig die bessere Classe der Javanen für die Auswanderung zu gewinnen. Also auch hier, wie in allen tropischen Gegenden, ist die Arbeiterfrage von großer Wichtigkeit. Die Kulis aus Java sind sorglos, denken nicht an morgen, legen auch keine Ersparnisse zurück; sie haben so geringe Bedürfnisse und die Natur ist so verschwenderisch mit ihren Gaben, daß sie für den Lohn einer ein- oder zweitägigen Arbeit die ganze Woche sich ernähren können. Woher soll da Lust zu mehr arbeiten kommen? Es ist nicht leicht, Ordnung unter ihnen zu erhalten, da Körperstrafen verboten sind; der Pflanzer kann einen Kuli einsperren lassen, aber dann verliert er bis auf Weiteres dessen Arbeit. Ein Europäer, welcher einen Eingeborenen schlägt, wird mit Gefängniß bestraft, Geldbuße statt dessen ist unzulässig. Somit ist übele Behandlung ausgeschlossen, aber wenn der Pflanzer gerechterweise eine Strafe verhängt, so ist es doch unbillig, nicht die Zügel etwas freier und lockerer zu lassen und z. B. eine Geldstrafe statt des Gefängnisses zu erlauben.

Banda ist berühmt wegen der häufigen Erdbeben; neben dem Ankerplatze, welcher offenbar das Innere eines alten, zusammengestürzten Kraters bildet, erhebt sich ein thätiger Vulcan, der ohne Schwierigkeit erstiegen wurde.

Biscachas und Biscacheras in den argentinischen Pampas.

Die Biscacha ist ein Charakterthier der Pampas, wie der sogenannte Prairiehund, Arctomys ludoviciana, als ein solches auf den hochgelegenen Prairien Nordamerikas betrachtet werden kann. Der letztere wirft Erdhügel auf, unter denen er wohnt, die erstere gräbt sich Höhlen. Dr. J. Taiber, welcher als Arzt Abtheilungen argentinischer Soldaten in den südlichen Theilen der Provinz Buenos Ayres begleitete, hat in der reichhaltigen „La Plata Monatsschrift" die merkwürdigen Thiere sorgfältig beobachtet und wir entlehnen ihm die nachstehenden Schilderungen:

„Das Marschiren zur Nachtzeit geschieht, wenn der Mond nicht hell leuchtet, immer etwas langsamer und auf solchen Nachtmärschen wird, wenn nicht dringende Veranlassung vorliegt, nicht galopirt und zwar schon der vielen Biscacheras wegen, welche den Reiter nöthigen, den Boden scharf zu beobachten, will er nicht sich und sein Pferd der Gefahr eines bösen Sturzes aussetzen. Gar oft kommt es nämlich vor, daß Roß und Reiter zu erheblichem Schaden in Folge solcher Stürze gelangen, und der argentinische Grenzsoldat, ein so tollkühner Reiter er auch sonst ist, weiß es genau, welchen Gefahren er ausgesetzt wäre auf einem zu Schaden gekommenen Pferde, als daß er anders als in einem dringenden Nothfall diese Vorsicht bei einem Nachtmarsche nicht beobachtete.

Diese Biscacheras sind nichts Anderes als die durch mehr oder weniger ausgedehnte Unterminirungen hergestellten, mit zahlreichen Eingangsöffnungen versehenen unterirdischen Behausungen einer dem Erdhasen ähnelnden, hier sehr stark vertretenen Thierart, Biscacha genannt. Die erwähnten Eingänge bilden in ihrer Gesammtheit gewöhnlich concentrisch laufende Kreise mit von außen nach innen und unten schief laufenden weittrichterförmigen, nach außen hin stark aufgeworfenen Mündungen, welche in der Regel so groß sind, daß mittelgroße Hunde durch sie bis in das Innere des Baues gelangen können. Eine Biscachera umfaßt also, wie gesagt, eine mehr oder minder kreisförmige, beziehentlich ovale Bodenfläche, deren Durchmesser je nach dem Alter der den Bau bewohnenden Biscachas verschieden ist resp. sich danach richtet. Es kann derselbe z. B. bloß sechs Fuß betragen; bei zunehmender Anzahl der patriarchalisch vereint lebenden, sich sehr stark vermehrenden Bewohner steigt die Ausdehnung des Baues jedoch auf fünf, selbst zehn und mehr

Klafter. Doch sind solch übergroße Biscacheras nicht gerade häufig, da nach und nach sich einzelne Pärchen von dem Stamme trennen, um, wenn irgend thunlich, in der Nähe ihrer Geburtshöhle neue Colonien anzulegen.

Während in der Peripherie einer Biscachera zumeist ein nur sehr dürftiger Graswuchs angetroffen wird, zeichnet sich dagegen sehr häufig der innerhalb des äußern Umfangs des Baues gelegene Raum durch reichlichere, üppigere Vegetation einer gewöhnlich 2 bis $2^1/_2$ Fuß hoch werdenden, cylinderartigen Grasart von ungemein zäher Beschaffenheit aus, welcher Umstand es oft bei Tage oder bei heller Mondbeleuchtung gestattet, eine Biscachera aus größerer Ferne her zu erkennen. Auch fallen dem vorbeipassirenden Reiter die dort vorhandene größere oder geringere Menge verschiedenartiger Thierknochen oder auch eine aufgespeicherte Anzahl kleiner Baumäste und Zweige auf, welche Aufstapelungen als charakteristische Merkmale einer Biscachera gelten können.

Die respectiven Bodenverhältnisse bedingen das Vorwalten von Knochenresten oder Holzanhäufungen. So findet man ausschließlich Knochen bei den Biscacheras, welche so häufig in den baumlosen ausgedehnten Pampas vorkommen, während dagegen in den wälderreichen Gegenden von Cordoba, Mendoza und den anderen Provinzen Argentiniens die Holzansammlungen entschieden vorherrschen. Letzterer Umstand bietet den von einem Walde etwas entfernt campirenden Wagenkarawanen oder Reiterhaufen manche Bequemlichkeit bei Einsammlung des für die Bereitung des Essens nöthigen Brennholzes, da die mit dieser Eigenheit der Biscacha vertrauten Landesbewohner statt nach dem oft eine halbe Meile und mehr entfernten Waldsaum zu eilen, die in der Nähe liegenden Biscacheras aufsuchen und sich des dort oft in größeren Massen aufgespeicherten Holzes bemächtigen, welches die emsigen Thiere zur Nachtzeit aus dem Walde mit gewiß vieler Mühe herbeigeschleppt haben. Zu welchem Zwecke die Biscacha solche Aufspeicherungen macht, in denen man nicht nur Holz oder Knochen antrifft, sondern alle anderen möglichen Gegenstände, wie im Camp verloren gegangene Reitpeitschen, Häuteabfälle, Fetzen alter Kleidungsstücke, defect gewordene und deshalb weggeworfene Fußbekleidung u. s. w., vermag ich zur Zeit nicht zu sagen und will nur noch erwähnen, daß die Thiere oft aus relativ großen Entfernungen für sie schwer transportirbare Gegenstände nach ihren Bauten schleppen, gleichsam als wollten sie sich eine Art Museum anlegen und sich an ihren gesammelten Raritäten in ihren Freistunden ergötzen.

Bei der sehr starken Fortpflanzungsfähigkeit dieser Thiere sind die Pampas durchgehends sehr reich an Biscacheras; es gilt dies besonders von den von mir durchstreiften Nord- und Süd-Außen-Pampas der Provinz Buenos Ayres und der dort aufgeschlagenen Tolderias (Zeltdörfer) der Indianer. Aber auch in der Nähe der Camp-Ortschaften, der Villas und Pueblos, kann man sich von dem Vorhandensein einer oft unglaublichen Menge solcher unterirdischen Bauten überzeugen, trotzdem man dort namentlich Seitens der Jugend die Thiere durchaus nicht unbelästigt läßt, sie vielmehr ihrer Felle und ihres nicht unschmackhaften Fleisches wegen eifrig jagt. Hat man zu diesem Behufe keine Feuerwaffe, wie es ja gewöhnlich der Fall ist bei den Gauchos, so kann man sich auch mit Erfolg eines soliden Stockes oder eines starken Tacuararohres bedienen. Man schleicht sich dann vor einbrechender Dunkelheit an eine Biscachera heran, wartet bis die Thiere ihren Schlaf beendet haben und ihre Höhlen verlassen, um frische Luft zu schöpfen, und bringt ihnen dann einen tüchtigen Schlag auf den Kopf bei, der die Betäubung des Thieres herbeiführt, vorausgesetzt, daß er stark genug war und gut getroffen hat. Wie gesagt ist diese Jagdart, wenn man nicht einen gut dressirten Hund zum Gehülfen hat, den man in die Höhlen schickt um die Thiere herauszutreiben, nur während der Dämmerungszeit anwendbar, denn die Biscacha schläft den Tag über in ihrem sichern Bau und kommt nur bei Sonnenuntergang freiwillig heraus, um ihr Tages- oder vielmehr Nachtwerk zu beginnen. Verdrängt die aufsteigende Sonne die Morgendämmerung, so zieht sie sich wieder in ihre Behausung zurück.

Am besten kann man daher diese Thiere beobachten, wenn man in der Abenddämmerung einen Ritt durch das Camp macht. Die zu dieser Zeit gewöhnlich in großer Anzahl harmlos vor den Schlupflöchern sitzenden, die einbrechende Nacht erwartenden Familienmitglieder, vom Urgroßvater an bis zu der lustig spielenden jüngsten Schönen des Hauses herab, lassen den Reiter — aber nicht einen Fußgänger — oft so nahe an sich herankommen resp. vorbeiziehen, daß dieser ihre ganze Gestalt, ihr ganzes Aussehen bis ins Kleinste mustern kann. Ein breiter schwarzer Streifen, der das Gesicht in zwei Hälften theilt, große Schnurrbärte, die bei den Alten sich gar martialisch ausnehmen, verleihen den Biscachas ein urkomisches Aussehen, das noch erhöht wird durch das würdevolle Benehmen des Chefs der Familie, die gleich biederen Großeltern dem Spiele der heranwachsenden Generation zusehen und augenscheinlich in großem Ansehen stehen bei den übrigen Gliedern der Colonie. Dabei aber sind die Thiere trotz der anscheinenden Harmlosigkeit, mit welcher sie den Reiter herankommen lassen, durchaus nicht unwachsam, und ein plötzliches Stillstehen des Pferdes oder eine verdächtige Bewegung des Reiters genügt, um die ganze Familie zu veranlassen, unter weithin vernehmbarem Schnaufen Hals über Kopf in ihre Höhle zu stürzen. Ist es aber einmal dem Jäger, einem Spürhunde oder einem Raubthiere gelungen, eine Biscacha zu stellen, wozu vor allen Dingen erforderlich ist, ihr den Rückzug nach ihrem Bau abzuschneiden, so weiß dieselbe von ihrem durchaus nicht zu verachtenden Gebiß einen so ausgiebigen Gebrauch zu machen, daß ihr Feind häufig genug gezwungen wird, sie ihre Flucht fortsetzen zu lassen. Erlegt man nicht auf der Stelle die Biscacha, resp. betäubt man sie nicht, so ist sie doch für den Jäger verloren, denn selbst bis zum Tode verwundet wird sie sich doch noch in die Höhle flüchten.

Uebrigens dienen die Biscacheras auch häufig anderen Thieren bei herannahender Gefahr zum Zufluchtsort. So sah ich öfters ein oder die andere der großen 2 bis 3 Fuß langen Eidechsen und andere Thiere sich in die Gänge einer Biscachera flüchten. Nicht selten hatte ich auch Gelegenheit, Eulen und andere Nachtvögel an den Mündungen der Biscacheras wahrzunehmen. Eine Eulenart, die Lechuza, lebt nämlich in Gemeinschaft mit den Biscachas, denen sie in gewissem Sinne als Centinela — Wachtposten — dient, eine Eigenthümlichkeit, die auch Hr. v. Moussy in seinem Werke über die argentinische Republik erwähnt."

Livingstone's letzte Tagebücher *).

I.

Da liegen nun endlich die lange mit Sehnsucht erwarteten Tagebücher des großen Afrikareisenden Livingstone vor uns, die der unternehmende Amerikaner Stanley sowie die überlebenden Diener des berühmten Mannes uns zurückbrachten. Mit seltener Pietät hat sie Horace Waller, der Freund des Dahingegangenen und selbst vertraut mit Afrika, herausgegeben, wahrlich keine kleine Aufgabe, wenn man den Zustand der Manuscripte bedenkt, die Herrn Waller übergeben wurden. Zahlreiche Illustrationen und Bilder schmücken das Buch, welches keineswegs eine Reiselectüre im gewöhnlichen Sinne ist, sondern emsig studirt sein will, wenn man aus dem zahlreichen Beiwerk das Wesentliche herausfinden will.

Livingstone litt unter einigen fixen Ideen. Er glaubte nämlich im äquatorialen Afrika alte in der Bibel erwähnte Städte, womöglich auch Bibelhandschriften zu finden! So schreibt er an einer Stelle: „18. April. Ich bitte den lieben Gott, daß er mir die Gunst erweise, die alten Quellen des Herodot zu entdecken und wenn in den unterirdischen Höhlungen etwas enthalten ist, was die kostbaren alten Documente (*τὰ βιβλία*) bestätigen kann, diese Schriften der Wahrheit, o, so möge er mir gestatten, es ans Licht zu bringen, und möge mich erleuchten geeigneten Gebrauch davon zu machen." An anderen Stellen spricht er von Meroe und Moses, denen er in Innerafrika nachspüren will, und von dergleichen bedauerlichem Zeug mehr, das wir indessen übergehen wollen um der großartigen anderweitigen Verdienste des Reisenden willen.

Das in Golddruck auf den Umschlagdecken des Werkes angebrachte Bild führt uns gleich mitten in die furchtbaren Gefahren und Leiden ein, welche der kühne Wanderer auf seinem letzten merkwürdigen Zuge — zum Tode zu erdulden hatte. Wir sehen, wie er durch eine weite sumpferfüllte Ebene getragen wird; der Regen fällt in Strömen hernieder und schwellt das Wasser, welches schon die Spitzen der kaum aus ihm hervorragenden Pflanzen erreicht. Ein gewaltiger Neger, mit einem Ballen auf seinem wolligen Haupte, fast so groß als er selbst, watet durch die Fluth; ein anderer, bis zum Kinn im Sumpfe steckend, folgt; auf den Schultern des treuen Susi sitzend sehen wir endlich den Reisenden; hinter ihm die übrigen Diener, die Waffen und das Gepäck auf dem Kopfe, um sie vor der Nässe zu schützen. So zog man tagelang durch die Marsch. Der großen Treue dieser schwarzen Diener ist es auch zu danken, daß — wie der Herausgeber bemerkt — uns Livingstone's Tagebücher ohne Unterbrechung von seiner Abreise aus Sansibar im Jahre 1866 bis ihm zu Illala im April 1873 die Feder entfiel, erhalten worden sind. Ein Theil derselben erreichte schon 1872 durch Stanley England, der andere Theil kam durch die Schwarzen nach Europa und bei diesem befinden sich alte Zeitungsblätter, welche quer mit dem Safte einer Pflanze durchschrieben wurden, als das Schreibpapier ausgegangen war.

Nun zum Inhalt. Man wird sich erinnern, daß Livingstone im April 1866 mit einer ziemlich umfangreich ausgerüsteten Expedition Sansibar an der afrikanischen Ostküste verließ. Er hatte 13 Sipahis aus Bombay, rohe Bursche, die sich als völlig unnütz erwiesen; die vielen Kameele, Büffel, Maulthiere und Esel taugten auch nichts; dazu kamen zahlreiche Träger und mehrere „Nassick boys", d. h. in Nassick bei Bombay erzogene befreiete Sklavenknaben. Als er am Rufumafluß hinziehend ins Innere vordrang, ging das Vieh zu Grunde, Träger entliefen und die Vorräthe wurden knapp.

Der Beginn war also nicht sehr vielversprechend. Sein Weg führte ihn nach dem früher von ihm entdeckten Nyassasee, doch dauerte es vier Monate ehe er dessen Ufer erreichte, vier Monate, in denen er bereits tüchtig auszustehen hatte. Fast Seite für Seite begegnen uns hier Schilderungen von der grauenhaften Wirthschaft der Sklavenjäger, die das Land entvölkert hatten. Gerippe und Sterbende an der Straße, alte Schmelzöfen und verlassene Felder deuteten darauf hin, daß die Gegend einst besser bevölkert, jetzt aber von den Sklavenjägern verwüstet war.

Am 8. August erreichte Livingstone die Gestade des Nyassasees, doch er konnte kein Boot bekommen um nach der arabischen Niederlassung am westlichen Ufer überzusetzen, und nachdem er einen Monat umsonst gewartet, zog er nach Süden, um dort den See zu umgehen. Dann marschirte er nordwestlich auf den Tanganjika zu. Auf diesem Marsche war es, daß der Führer Musa und die Johonnamänner aus Furcht vor den Masitu desertirten und an der Küste die Nachricht von Livingstone's Ermordung verbreiteten. Die Sache ist bekannt. Livingstone selbst hatte sich vor den Masitu zu hüten, entkam ihnen aber glücklich und befand sich Ende 1866 in der Landschaft Tschitemba.

Von hier zum Tanganjikasee hatte er mit großen Schwierigkeiten zum kämpfen und das ganze folgende Jahr wurde dazu gebraucht, um bis Casembe und dem Moerosee vorzudringen. Ein besonderes Unglück war der Verlust der Medicinkiste, indem nun die häufigen Fieberanfälle nicht mehr bekämpft werden konnten. So schreibt er im April 1867 während er sich an den Gestaden des Liembasees (im Süden des Tanganjika) aufhielt: „Nachdem ich einige Tage hier war, hatte ich einen Anfall von Gefühllosigkeit, welcher zeigt, wie mächtig das Fieber ohne Gegenmittel wirkt. Ich war außerhalb der Hütte und unfähig hineinzugelangen. Ich versuchte mich aus meiner Lage auf dem Rücken zu erheben, indem ich die Pfosten der Thür ergriff und mich daran halb in die Höhe zog; doch ließ ich sie wieder fahren und schug schwer mit dem Kopfe auf. Die Boys hatten gesehen, in welch elendem Zustande ich mich befand und hingen eine Decke vor die Hüttenthür, damit die Fremden mich nicht in der hülflosen Lage erblicken sollten. Einige Stunden vergingen, ehe ich erkannte, wo ich mich befand." Dabei klagt er über Singen in den Ohren und daß die Rückenmuskeln alle Kraft verlieren. Um das Unheil voll zu machen herrschte Hungersnoth; auch hier hatten die Sklavenhändler alles ausgeplündert und verwüstet. Mord und Menschenraub auf Schritt und Tritt.

Langsam, von Häuptling zu Häuptling vordringend, bald allein, bald mit arabischen Kaufleuten ziehend, kam Livingstone an den Moerosee; dann zog er südlich zum Casembe, bei welchem er bis zum 11. Juni 1868 blieb und Ausflüge nach verschiedenen Richtungen machte. Am 18. Juli 1868 entdeckte er den großen See Bemba oder Bangweolo,

*) The last Journals of Dr. Livingstone in Centralafrica from 1865 to his death. By Horace Waller. London, Murray.

von wo aus er nach dem Tanganjikasee zurückkehrte um Udschidschi zu erreichen, wo er frische Vorräthe zu finden hoffte, deren er dringend bedurfte. Der Mangel an kräftiger Nahrung und an Arzneien, das fortwährende Durchnässen des Körpers beim Passiren des Flußlabyrinths und der „Schwämme“ — wie er bezeichnend die marschigen Umgebungen der Seen nennt — brachten ihn an den Rand des Grabes. Am 1. Januar 1869 schreibt er in sein Tagebuch: „Ich bin unzählige Mal ganz durchnäßt worden; doch gestern war es zu arg. Ich fühlte mich sehr krank, doch da ich fürchtete, daß der Lofuko steigen würde, beschloß ich ihn zu durchwaten. Ich wurde kalt bis zur Brust, wodurch mein Zustand verschlimmert wurde, doch marschirte ich $2^1/_2$ Stunden in östlicher Richtung.“

„3. Januar. Ich marschirte eine Stunde, war aber zu krank um weiter zu gehen. Bewegung ist beim Fieber stets gut; jetzt hatte ich aber Brustschmerzen und Blutspeien. Also meine Lungen, mein stärkster Theil, waren angegriffen. Wir kreuzten einen Bach und baueten Hütten, doch ich verlor jetzt die Zeitrechnung.“

„Ungefähr 7. Januar. Ich kann nicht gehen; Pneumonie der rechten Lunge; huste Tag und Nacht; Blutspeien; entsetzliche Schwäche. Die Gedanken fliegen mit ungeheurer Eile, zu zweien und dreien gruppirt, durch das Hirn; sehe ich ein Stück Holz an, so erscheint die Rinde wie mit Menschenfiguren und Gesichtern bedeckt, die auch bleiben, wenn ich wegblicke u. s. w.“

Sein Pfleger in diesem Zustande war ein arabischer Sklavenhändler, in seiner Art ein Schurke, aber für Livingstone sorgte er zärtlich. Letzterer gelangte endlich nach unsäglichen Leiden und Mühsalen im März 1869 nach Udschidschi am Ostufer des Tanganjikasees, wo seine Vorräthe, auf die er so lange gehofft, verschleudert oder geplündert waren. So mißlich auch nun seine Lage war, er verlor dennoch sein großes Ziel nicht aus den Augen und beschloß, nachdem er sich ein wenig erholt, abermals aufzubrechen. Er hatte von einem im Westen lebenden Volke, den Manjuema, gehört, deren Land von großen Flüssen durchströmt wird, und wo sich gewaltige Höhlen unter dem Boden hinziehen sollten. Im Juli reiste er dann in Begleitung arabischer Sklavenhändler dorthin ab. Die physischen Verhältnisse dieses Volkes werden gelobt; die Weiber sind hübsch, „hellfarbig“, graciös, und die Männer stellt Livingstone weit über seine alten heimischen Freunde von der anthropologischen Gesellschaft!! Aber die Seiten, welche über die Manjuema handeln, sind wie mit Blut geschrieben, denn dieses Volk ist cannibalischen Gewohnheiten ergeben, wie die nördlich von ihm lebenden, von Schweinfurth geschilderten Monbuttu. Und doch kann man sie nicht geradezu als „Wilde“ bezeichnen. Sie achten ihre Häuptlinge, schätzen die Keuschheit der Frauen und den Muth der Männer. Die Beschreibung ihrer Dörfer, Häuser, Kleidung und Nahrung erwecken ein wohlthuendes Bild.

In diesem Lande fand Livingstone den Soko, welchen er für eine Art Gorilla hält. Wenn wir aber bedenken, daß einige Grade weiter nördlich Schweinfurth, der Naturforscher ist, den Schimpanse nachgewiesen hat, so dürfte auch Livingstone's Soko wohl dieser Species der anthropoiden Affen angehören. Der Soko stiehlt Kinder, doch nur um mit ihnen zu spielen; Weiber belästigt er niemals; er ist sehr stark und fürchtet sich vor Flinten, aber nicht vor Speeren. Livingstone berichtet: „Katomba brachte einen jungen Soko oder Gorilla, welcher gefangen wurde, als man seine Mutter tödtete. Es war ein Weibchen, 18 Zoll hoch, ganz mit hübschem, langem, schwarzem Haar bedeckt, welches die Alte in Ordnung gehalten hatte. Sie ist der am wenigsten boshafte von allen Affen, die ich sah, scheint zu wissen, daß sie in mir einen Freund hat und sitzt ruhig auf der Matte mir zur Seite. Beim Gehen achtet sie darauf, daß sie nicht mit der Handfläche auftritt, sondern mit dem Rücken der Hand und zwar mit den zweiten Knöcheln der Finger; so bleiben die Nägel unberührt und die Arme dienen wie Krücken, zwischen denen sie sich hindurchschwingt. Oder sie geht aufrecht und hält irgend Jemand eine Hand hin, um sie zu führen. Wird das abgeschlagen, so wendet sie das Gesicht ab und zieht Grimassen als ob sie weinte und ringt die Hände. Gras und Blätter sucht sie zusammen um sich ein Nest zu machen. Sie ist ein überaus freundliches kleines Thier, kam gleich zu mir heran, beroch meine Kleider und hielt ihr Händchen hin, damit ich es schüttelte; den Knoten eines Seiles, mit dem sie festgeknüpft war, suchte sie in ganz systematischer Weise zu lösen u. s. w.“ Wunderbar lautet folgende Stelle: „Der Mambafisch hat Brüste mit Milch und stößt Töne aus; sein Fleisch ist sehr weiß.“ Natürlich kann hier von einem „Fische“ nicht die Rede sein, wir müssen vielmehr an eine Cetacee denken und das stimmt wieder vortrefflich mit der Beobachtung Schweinfurth's, der im Uelle einen Manati fand.

Aus allen Erdtheilen.

Entdeckungsreisen in Afrika.

Die Bemühungen des Obersten Gordon, das äquatoriale Afrika dem Verkehr zu eröffnen, scheinen günstigen Erfolg zu haben. Er geht nicht, wie Pascha Baker, mit Mord, Brand und Viehraub zu Werke, sondern in durchaus friedlicher Weise.

In der ersten Januarsitzung der Londoner geographischen Gesellschaft wurde ein interessanter Brief des Oberstlieutenants C. C. Long vorgelesen. Long ist Stabsoffizier in ägyptischem Dienst und dem Oberst Gordon beigegeben. Auf Veranlassung des letztern unternahm er eine Wanderung zu dem oft genannten Könige von Uganda, Mtese, der sich vor einigen Jahren zum Islam hat bekehren lassen. Long brach am 24. April 1874 von Gondokoro (Baker hat dasselbe in Ismaïlia umgetauft) auf, um von Seiten Gordon's dem Könige Mtese Versicherungen der Freundschaft zu überbringen. Er hatte als Begleiter nur zwei ägyptische Soldaten und zwei Diener, um sofort zu zeigen, daß er in friedlicher Absicht komme.

Die Reise von Gondokoro ab nahm 58 Tage in Anspruch; dann befand sich Long in dem vortrefflich angebaueten mittlern Theile von Uganda; es war als ob er in einem Bananenwalde reise. König Mtese empfing ihn sehr freundlich und ließ zu Ehren seines Gastes sofort dreißig seiner Unterthanen köpfen!

Seine Majestät gab dem Europäer gern Erlaubniß, den „Murchison Creek“ hinabzufahren und den Victoria Nyanza zu sehen. Die Entfernung von Mtese's Residenz bis zum Murchison nimmt nur drei Wegstunden in Anspruch; dann bestieg Long einen aus Baumrinde zusammengenäheten Kahn; im See

fand er eine Tiefe von 25 bis 35 Fuß. Bei klarem Wetter konnte er die gegenüber liegende Küste sehen, deren Entfernung er auf 12 bis 15 Miles schätzt.

Nach mancherlei Weiterungen erhielt er dann die Genehmigung, die Rückreise zu Wasser zu machen, und entdeckte unterwegs in 1° 30′ einen zweiten See oder ein großes Becken von mindestens 25 bis 30 Miles Breite. Er ermittelte, daß der Obere Nil von den Riponfällen bis zu den Karumakatarakten schiffbar und breit genug selbst für den Great Eastern sei.

Unterm 20. October 1874 schreibt Long von Gondokoro, daß Gordon demnächst den Albert Nyanza mit einem Dampfer befahren werde; auch der Obere Nil, oberhalb der Karumafälle, soll untersucht werden.

Capitän F. Elton hat im December 1873 an der Ostküste Afrikas eine Wanderung am Gestade von dem Hafenplatze Dar es Salam nach Kilwa unternommen. Er fand, daß der jetzt wieder vielgenannte Rufidschistrom oberhalb seines Deltas eine Tiefe von nur 4 bis 5 Fuß hat.

St. Vincent Erskine hat dem mächtigen Kafferhäuptling Umsila einen Besuch gemacht. Das von demselben beherrschte Gebiet umfaßt das fruchtbare Binnenland zwischen dem Limpopo und dem Sambesi, und Umsila's Hauptquartier liegt nahe bei den Ruinen von Zimbaye, über die Karl Mauch vor einigen Jahren Mittheilungen gab, von denen man aber dann nichts weiter gehört hat.

Aus dem Territorium Alaska.

Dem Briefe eines Deutschen aus Sitka vom 12. October zufolge scheint dort auch ein Goldfieber im Anzuge zu sein, nachdem eines, welches Hunderte von Abenteurern nach Stikin gelockt, aufgehört hat. Im October fanden zwei Männer in der Nähe von Neu-Archangel, dem Hauptorte der Insel, Quarzgestein, nahmen etwas davon mit und 6 Pfund desselben gab für 30 Dollars Gold aus. Demgemäß würde die Tonne Quarz 11,220 Dollars Gold liefern, — aber das wird man abwarten müssen. — Seit August war das Wetter ganz abscheulich. Von 60 bis 100 Zoll Regen im Jahre ist für Sitka nichts Ungewöhnliches. „Es ist mir aber ein Räthsel, daß sich Gemüse überhaupt dazu verstehen, hier zu wachsen und zu gedeihen. Ich habe aber Kohlköpfe von 12, Blumenkohl von 7 Pfund und Kartoffeln, diese allerdings etwas wässerig, von 1½ Pfund in hiesigen Gärten gesehen. Alle Gemüse haben einen vortrefflichen Geschmack. — Im September hatten wir nur 17 Zoll Regenmenge." — Alaska hat keine Civilbehörde; ein Militärcommandant ist Gebieter und vollzieht die Verordnungen gegen Einführen und Verkaufen von Spirituosen sehr streng. Ein Herr Samuel Goldstein, welcher dieselbe übertreten hatte, saß schon seit Wochen im Gefängniß. Dieser Handelsmann hat auch in der Ortschaft Wrangell einen Laden. — Die Küstenfahrzeuge haben aus dem Norden volle Ladungen Seehundsthran, Felle und Pelze mitgebracht. — In Sitka sind gegen 40 schulfähige Kinder; der Commandant hat nun einen befähigten Soldaten zum Schulmeister ernannt und damit einem großen Bedürfnisse abgeholfen. — Sitka hat eine kleine Druckerei, in welcher vom Januar an ein „Miniaturmonatsblatt" erscheinen soll. — In jedem Monat einmal kommt ein Dampfer, der die Post aus San Francisco bringt; also 12 Posttage im langen lieben Jahre.

Tibet.

Die Eröffnung Tibets liegt den Engländern gegenwärtig mehr am Herzen als je zuvor; sie bemühen sich von mehr als einer Seite her in das bis jetzt ihnen verschlossene Land einzudringen. So erklärt es sich, daß das Indische Amt in London Anstalten getroffen hat, um das Tagebuch Robert Bogle's zu veröffentlichen. Diesem Manne war es gelungen, bis Lhassa, der Hauptstadt, dem Sitze des Dalai Lama, zu gelangen. Warren Hastings schickte ihn 1774, also vor nun einhundert Jahren, nach Tibet, um zu versuchen, ob er den Handel zwischen diesem Lande und Bengalen eröffnen oder vielmehr wieder beleben könne. Bogle scheint einen sehr günstigen Eindruck gemacht zu haben, denn der Dalai Lama verabredete mit ihm für das folgende Jahr eine Zusammenkunft in Peking, wo das Weitere verabredet werden sollte. Der Papst der buddhistischen Welt hatte die Absicht, dem kaiserlichen Hofe einen Besuch zu machen. Aber er sowohl wie Bogle starben 1775. Die Aufzeichnungen des letztern sind bisher ungedruckt geblieben, scheinen verloren gegangen zu sein, wurden aber vor Kurzem durch Zufall unter Manuscripten des britischen Museums gefunden. Sie sollen unverkürzt gedruckt werden mit einer Einleitung über den Verkehr der Europäer mit Tibet und einer Karte, auf welcher die verschiedenen Handelsstraßen eingetragen sind. Bekanntlich hat seit Bogle nur ein einziger Europäer Lhassa besuchen können, der Lazarist Huc, der aber nach kurzem Verweilen auf Weisung des chinesischen Bevollmächtigten nach Verlauf einiger Wochen wieder außer Landes gebracht wurde.

* * *

— Der Sklavenhandel auf Cuba hat immer noch seinen Fortgang. Es ist ermittelt worden, daß in der allerjüngsten Zeit abermals vier Schiffe ihre aus Afrika herübergebrachten schwarzen Ladungen haben landen können. Die höchsten Stellen in der Regierung der Insel sind in den Händen von Beamten, die sich nicht im Mindesten darum kümmern, daß die spanischen Cortes den Sklavenhandel über See abgeschafft und Gesetze über Aufhebung der Sklaverei gegeben haben. Seitdem die chinesische Regierung sich ins Mittel gelegt hat, können die cubanischen Sklavenhalter nicht mehr so viele chinesische Kulis bekommen als sie gern möchten; sie behandelten dieselben mit rücksichtsloser Härte und schlimmer als schwarze Sklaven. Nun sind sie bemüht, die Lücke durch Einfuhr von Kulis aus Cochinchina auszufüllen, denen es sicherlich nicht besser ergehen würde als bisher den Chinesen. — Der Aufstand der Cubaner gegen die spanische Zwangsherrschaft dauert nun schon sechs Jahre lang; die Insurgenten stehen noch immer im Felde und die Spanier haben nicht Herren derselben werden können. Es ist eine bemerkenswerthe und bedenkliche Thatsache, daß unter den Aufständischen sich eine beträchtliche Anzahl von Chinesen und Negern befinden, und man wird auf Cuba von Glück sagen können, wenn sich dort nicht die bekannten Greuelscenen von St. Domingo wiederholen.

— Am 1. Juli 1874 waren im Deutschen Reich 24,789 Kilometer Eisenbahnen, in Frankreich 20,143, in Oesterreich 16,521, in Großbritannien 25,990 und in den Vereinigten Staaten 115,146 Kilometer in Betrieb. Auf 1000 Quadratkilometer kamen Kilometer Eisenbahnen in Deutschland 46, in Frankreich 38, in Oesterreich 26, in England 82 und in den Vereinigten Staaten 12,3. Auf je eine Million Einwohner berechnete sich die Eisenbahnlänge an Kilometern für Deutschland auf 604, für Frankreich auf 650, für Oesterreich auf 560, für Großbritannien auf 814 und für die Vereinigten Staaten auf 2986. Europa besaß 130,585, Asien 9741, Afrika 1802, Amerika 126,343 und Australien 2287 Kilometer Eisenbahnen von einer Totallänge für die ganze Erde von 270,758 Kilometer oder 36,490 geographischen Meilen. Unter Berücksichtigung der noch nicht bekannt gewordenen neuen Bahneröffnungen, namentlich einiger außereuropäischen Länder, kann man für die Mitte des Jahres 1874 als Länge des gesammten Schienennetzes der Erde die Summe von etwa 275,000 Kilometer annehmen.

— Die Ausfuhr von Eiern aus Frankreich nach England hat 1873 vollauf 500,000,000 Stück betragen.

— Am Finnissflusse in Australien macht eine Art blauer Wasserhühner den Farmern viel zu schaffen. Diese Thiere begeben sich auf die Felder und ziehen die jungen Weizenpflanzen aus dem Boden, wie die Cacadus ebenfalls thun. Um sich der Thiere zu erwehren, streuen die Farmer Weizen, der in einer Strychninauflösung vergiftet ist, und hierdurch werden Dutzende dieser Vögel getödtet, an deren Leichen sich dann wieder die Habichte gütlich thun.

— Ueber die große Insel Madagaskar verlautete in den letzten Jahren nicht viel Neues, doch nimmt der Absatz europäischer Waaren zu, namentlich mit Manchesterfabrikaten, und die Ausfuhr von Kautschuk, an welchem die Insel reich ist, steigt beträchtlich. Als Umlaufsmittel kommen französische Fünffrancsstücke und mexikanische Dollars vor, die von den Eingeborenen in Stücke zerschnitten und nach dem Gewicht in Zahlung angenommen werden. Zur Ausfuhr gelangen auch Kaffee und Reis, aber nur in geringen Quantitäten; die Bewohner sind zu träg um die Hülfsquellen des Landes zu benutzen.

— Rio Grande in Südbrasilien hat nun auch eine directe Dampfschifffahrt mit Europa und zwar mit Antwerpen. Die Schiffe laufen unterwegs Lissabon an.

— Ein Walfischfang. In der Mündung des Flusses Severn auf Tasmanien wollte eben Capitän Reid mit seinem Skuner Onward nach Melbourne in See gehen, als er in einiger Entfernung an den Klippen eine heftige, eigenthümliche Bewegung bemerkte. Seine Vermuthung, daß dort ein Walfisch gescheitert sei, erwies sich als richtig. Als er in einem Boote mit drei Matrosen an Ort und Stelle kam, lag ein ungeheurer Walfisch im flachen Wasser zwischen Klippen fest und machte furchtbare Bewegungen, sich aus seinem Gefängnisse zu befreien. Leider hatten sie keine andere Waffen bei sich als eine stumpfe Axt und ein Fleischmesser. Letzteres banden sie an ein Ruder, und mit dieser Art Harpune stach ein Matrose auf ihn los, und der Capitän selbst ergriff die Axt und schlug auf des Riesenthiers Kopf. Indeß, soviel auch ersterer stach und der zweite mit aller Kraft den Kopf wie einen Amboß behämmerte, sie bemerkten beide bald, daß sie mit solchen Waffen durchaus nichts weiter auszurichten vermochten, als den Leviathan etwas in Unruhe zu versetzen. Dies äußerte er denn auch sogleich dadurch, daß er zwei so heftige Wasserstrahlen aus den Spritzlöchern auf die Angreifer und das Boot schleuderte, daß sie eilen mußten, aus seiner Nähe zu kommen, weil sie sonst versunken sein würden. Sie hatten sich überzeugt, daß sie mit solchen Waffen nichts gegen das Ungeheuer auszurichten vermochten. Sie begnügten sich daher vorläufig damit, ihm die Augen auszuschlagen, damit er zur Flucht unfähig wäre, und eilten dann, bessere Waffen und mehr Matrosen zu holen. Mit Tauen und Ankern und einem scharfen Sensenblatte, das sie an eine Stange befestigten, kehrten sie zum Gefangenen zurück, der noch immer die großartigsten Anstrengungen machte, in tiefes Wasser zu gelangen. Einer der Männer rannte ihm das Sensenblatt dicht unter der Finne mit voller Länge in den Bauch hinein, und als er es herauszog, folgte ihm ein Blutstrom, der bald das Wasser rundum roth färbte. Man sah sofort, daß das Thier tödtlich getroffen war und schnell verendete. Mit den Tauen, Ankern und Winden zogen sie jetzt den erbeuteten Riesen auf den Strand und fanden, daß er 90 Fuß in der Länge und 45 Fuß im Umfange maß. Die Ausschlachtung begann sofort, und man schätzte, daß er 12 Tonnen Thran und 8 Centner Fischbein liefern würde.

— Ueber die künstliche Fischzucht in Californien hat J. G. Woodbury, Agent der California-Fischerei-Commission, welcher das Fischzucht-Etablissement am Mc Cloud River, einem Nebenfluß des obern Sacramento River, verwaltet, einen Bericht abgestattet. Etwa 850,000 junge Lachse sind in den Mc Cloud River gelassen worden, um diesen Fluß und den Sacramento mit Lachsen zu versehen. Die Ströme in jener Gegend sind voller Forellen, von denen einzelne ein Gewicht von fünf Pfund erreichen, und diese leben zum großen Theil von den jungen in jener Gegend auf natürlichem Wege ausgebrüteten Lachsen. Um seine Schützlinge nicht ohne Weiteres von diesen gefräßigen Feinden zerstören zu lassen, behielt Woodbury die jungen Lachse so lange in Gewahrsam, bis sie groß genug waren, um für sich selbst sorgen zu können. Viele wurden in einer Art Corral (Gehäge), mit Steinen eingefaßt, gefangen gehalten, das Wasser konnte frei hindurchfließen, aber die größeren Fische konnten nicht hinein. Ein Sturm verursachte eine solche Ueberschwemmung im Strome, daß das Corral gänzlich überschwemmt wurde und die jungen Lachse herausgewaschen wurden. Sie waren indeß schon so groß, daß sie mit Leichtigkeit fortkommen werden, um so mehr, da ihnen das schmutzige Wasser für die ersten Tage bedeutenden Schutz gegen ihre Feinde gewährte. Man nimmt an, daß unter 1000 auf natürliche Weise ausgebrüteten Lachsen kaum einer dem Rachen der großen Fische entgeht und zu einem großen Lachs aufwächst. Vor einiger Zeit wurde durch Zufall ein Trog mit 25,000 künstlich ausgebrüteten Fischen in den Fluß umgeschüttet, und die Forellen machten so kurze Arbeit mit den Ankömmlingen, daß in merkwürdig kurzer Zeit kaum noch ein einziges der Fischchen zu sehen war. Dieser Krieg gegen den Lachs Seitens seiner zahlreichen natürlichen Feinde, und die ungeheure Anzahl, welche von Fischern während der Schonzeit gefangen werden, wo Fische auf dem Wege nach den Strichplätzen sind, sowie die Millionen von Lachsen, welche während der angemessenen Saison gefangen werden, zeigt die Nothwendigkeit, daß der Staat ein ausgedehnteres System der künstlichen Fischzucht in den zahlreichen Flüssen und Gewässern einführt.

— Kampf mit einem Kängeruh. Ausgewachsene Kängeruhböcke werden von den Australiern als „alte Burschen" oder „alte Männer", old men, bezeichnet, und manche dieser Thiere wehren sich tapfer, wie folgender Bericht aus den Black-Rock-Plains beweist. Es handelt sich hier um keine sogenannte Jagdgeschichte. Ein junger Mann, der zu Pferde nach Bullochsen suchte, stieß auf ein großes Kängeruh, das sein Hund aufgejagt hatte und verfolgte. Ersichtlich schien diese Jagd dem „old man" nicht recht zu behagen. Er stand endlich still, richtete sich, dem Verfolger zugewendet, empor, und als der Hund auf ihn einstürzte, packte er ihn mit seinen Vorderpfoten und drückte ihn so heftig an sich, daß der Arme laut zu heulen anfing. Der Reiter galopirte rasch herbei, um seinem Thiere Beistand zu leisten. Er stieg ab, doch so wie er sich dem Kängeruh näherte, ließ dieses den Hund fahren und schlug ihn mit einem Schlage seiner mächtigen Hinterpfote zu Boden. Darauf, zum Glück für den jungen Mann, wendete es sich um und hüpfte in den Wald hinein. Der Gefallene richtete sich empor, und als er fühlte, daß alle Knochen im Leibe ganz waren, wurde er über seine Niederlage ärgerlich, sprang auf sein Pferd und jagte mit dem Entschlusse hinter dem „old man" her, ein anderes Wörtchen mit ihm zu reden. Als er in seiner Nähe war, stand der Feind plötzlich still, wendete sich um, sprang auf Reiter und Pferd los, gerieth zwischen dessen Beine, richtete sich auf und brachte Roß und Reiter aus dem Gleichgewichte. In dem Augenblicke kam der Hund, und zwar mit ähnlichen Rachegefühlen, wie sein Herr, zum Beistande heran, griff den Feind kräftig an, hütete sich aber wohl vor dessen Pfoten. Der Reiter war abgesprungen, hatte seine Bullochsenpeitsche los gemacht, und mit dem wuchtigen Händel, während der Hund von hinten gepackt hatte, schlug er mächtig auf den Kopf des „old man" los, daß dieser betäubt niedersank. Rasch durchschnitt er ihm die Kehle und zog ihm dann das Fell ab, das vom Nacken bis zum Schwanze 10 Fuß 4 Zoll maß.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXVII. № 6.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 12 Mark. Einzelne Nummern 50 Pf. — 1875.

Aus Georg Schweinfurth's Reisen in Innerafrika *).

IV.

Wir haben unsern Landsmann früher auf seiner Fahrt bis zur Meschera el Rek begleitet, und seine Schilderungen der Schilluk, Nuehr und Dinka mitgetheilt. Von der Meschera zog er mit einer zahlreichen Karawane nach der Seriba des koptischen Handelsmannes Ghattas, welche er für längere Zeit als sein Hauptquartier betrachten konnte. Er wurde von einem bunten Menschenhaufen mit knatterndem Gewehrfeuer begrüßt; der Verwalter der Seriba empfing ihn feierlich und geleitete ihn zu den seit Wochen schon zu seinem Empfang eingerichteten Hütten.

Diese Seriba, an welche sich im Bongolande fünf kleinere und in entfernteren Theilen des Landes noch vier andere anreihen, liegt mitten auf dem Grenzpunkte dreier Stämme: der Dinka, der Djur und der Bongo, und sie hat im Verlaufe von etwa anderthalb Jahrzehnten eine große Bedeutung gewonnen. Handelsleute aus Nubien und selbst aus Dar Fur hatten sich in den geräumigen Gehöften niedergelassen, um Sklaven einzukaufen, welche dann über Dar Fur und Kordofan weiter ausgeführt wurden. Die bewaffnete Macht bestand zumeist aus Dongolanern und den Beamten; dazu kamen einige hundert Sklaven und Sklavinnen und so hatte diese Factorei, welche einer kleinen Stadt gleicht, eine Einwohnerzahl von mindestens tausend Köpfen. In der nächsten Umgebung liegen viele Dörfer zerstreut, von denen aus die Seriba mit einem Theil ihrer Lebensmittel versorgt wird. Sie liegt höchstens 100 Fuß über dem mittlern Stande des Gazellenflusses, ist in der Regenzeit von zahllosen Teichen und Tümpeln umgeben, aber doch nicht so ungesund wie manche Gegenden des ägyptischen Sudan.

Der Oberverwalter der Seriba, Namens Idris, war daheim Sklav seines Herrn, hier aber unumschränkter Machthaber. Obwohl Neger von Geburt hatte er doch großen Einfluß auf die nubischen Soldaten, denn er war Mohammedaner und der Islam gestattet nicht, daß Racenhaß auf die Standesunterschiede Einfluß habe. Nachdem Dr. Schweinfurth sich häuslich eingerichtet hatte, begann er seine täglichen Streifzüge in der Umgegend und Ausflüge nach anderen Seriben; auf diesen lernte er den Tondjfluß kennen, der jetzt niedrigen Wasserstand hatte; in der Regenzeit setzt er eine breite Steppenniederung unter Wasser. Er strömt nach Nordosten; bevor er sich mit dem Gazellenflusse vereinigt, dehnt er sich wie ein Fluß ohne Ufer in unregelmäßig weithin überschwemmten Niederungen aus. Dem Djurflusse steht er an Wassermenge bedeutend nach. Auf den Steppenflächen sah der Reisende häufig ganze Herden von Giraffen, die nicht im mindesten scheu waren. Es bedurfte erst eines halben Dutzends Schüsse um eine aus etwa 20 Stück bestehende Herde zum Fortlaufen zu bringen. Schweinfurth erfreuete sich der Delicatesse einer Giraffenzunge: „doch die Teller zu einem solchen Gerichte müssen erst noch erfunden werden. Ich glaube die schlankesten Fischschüsseln würden nicht schmal genug sein, um sich einem solchen Leckerbissen

*) Vergleiche „Globus" XXVI, Nr. 18. 19. 20.

anzupassen. Auch vom Fleische kostete ich; es gehört zu den besseren Wildbraten und ist dem Kalbfleische vergleichbar."

Die Aufnahme war in allen Seriben freundlich und zuvorkommend; Schweinfurth's Leute hatten gute Tage; da flossen Ströme von Hammelblut, selbst für die Hunde wurde eigens geschlachtet. Auch die Seriba des Abu Gurun (d. h. Vater der Hörner, Stier) wurde besucht; dort war 1860 der Marquis Antinori gewesen, und der Franzose Vayssière, der später auf dem Gazellenfluß einem Fieber erlag, hatte dort, der Jagd wegen, eine kleine Niederlassung gegründet. — Schweinfurth sagt: „Alle Seribenverwalter und Anführer der nubischen Handelszüge bieten zweierlei Menschenclassen dar; die einen sind feige, stets betend und scheinheilig, aber dafür desto hartherziger gegen die Unterdrückten; die anderen sind kühne Räuber und diese sind natürlich die besseren, da es ihnen selten an einem gewissen Anfluge von Ritterlichkeit und Großmuth den Schwächeren gegenüber fehlt. Solch ein Mann war Abu Gurun."

Zehn Wegstunden westlich von seiner Seriba fließt der Djur, dessen Ufer Schweinfurth nach einer sehr mühsamen Wanderung erreichte (Mitte Mai 1869). Bei den Bongo und den Djur heißt er Geddi, bei den Niam niam, welche die ganze obere Hälfte seines Stromlaufes inne haben, Ssue. Schweinfurth fand seine Quelle — die erste, welche überhaupt von einem bedeutendern Zufluß im System des Weißen Nil positiv nachgewiesen worden ist — am Berge Basinse, im östlichen Theile des Niam-niam-Gebietes unter 5° 35′ N. und unter derselben Länge wie seine Einmündung

Djur.

in den Gazellenfluß, bis zu welcher er, abgesehen von kleineren Krümmungen, eine Stromentwickelung von 350 Meilen aufweist.

Eine gute Wegstunde vom Flusse lag die neuerrichtete Hauptseriba Kurschuk Ali's, die ordentlich und sauber gehalten wird. Dort zuerst sah Schweinfurth sich von einer ganzen Schaar von Niam niam umgeben, und sie beobachteten ihn mit großer Neugierde. Sie konnten sich an den Wundern, welche sie vor Augen hatten, gar nicht sattsehen: eine Uhr, ein Hinterladergewehr, ein Revolver, die Kleider, selbst die Zündhölzchen mußten ihnen Stück für Stück erklärt werden, und der Mann mit der weißen Haut und dem so fremdartigen Aeußern erschien ihnen wie ein Wesen aus einer andern Welt.

In jener Seriba Kurschuk Ali's traf Schweinfurth einen Sklavenhändler aus Tunis, welcher die weite Speculationsreise, und zwar durch Dar Fur, schon zum zweiten Male gemacht hatte. Er sprach etwas Französisch und las, zum größten Erstaunen der Anwesenden, die Namen auf der Landkarte ab! „Der feinste und anständigste seines Gelichters, der mir je vorgekommen, tauchte er hier vor meinen erstaunten Blicken auf. So oft ich ihn sah, konnte ich mich des Gedankens nicht erwehren, einen verkappten Entdeckungsreisenden vor mir zu haben, eine Art Burton oder Rohlfs. Hautfarbe und Weltkenntniß ließen uns einander wie Landsleute betrachten, die sich in weiter Ferne begegnen. In einem unbewachten Momente ergriff ich seine Hand und führte ihn abseits, um ihn unter vier Augen aufzufordern, mir die Wahrheit zu sagen, wer er sei, wie sein Name, wo seine Heimath. Er brach in ein lautes Gelächter aus und

meine freudig gespannte Erwartung wich einer gründlichen Enttäuschung."

Die Thatsache, daß Schweinfurth an einem so entlegenen Platze einen Sklavenhändler aus Tunis fand, wirft allerdings, wie er ganz richtig bemerkt, ein charakteristisches Streiflicht auf die Ausdehnung, welche der Sklavenhandel in Afrika bislang gehabt hat. Ganz anders als jener glatte Tuneser erschienen ihm die Landstreicher aus Dar Fur und Kordofan, zumeist Priester und Lehrer (Fakis), die ausnahmslos eine Scheinheiligkeit zur Schau tragen, welche bei ihrem abscheulichen Gewerbe, dessen schlimmste Seite noch lange nicht der Handel mit „lebendigem Ebenholz" ausmacht, wahrhaft empörend erscheint; „nirgends in der Welt läßt sich ein roheres und verruchteres Gesindel finden."

Von diesem Ausfluge kehrte Schweinfurth nach der Seriba des Ghattas zurück. Unterwegs besuchte er das Dorf eines Aeltesten der Djur; dasselbe lag in einer Enclave der südlichen Waldvegetation, die weit in die Region des nördlichen Buschwaldes vorgeschoben ist. Dort fand er die merkwürdige Palme, die Rechl el Pharaon, d. h. Pharao's Dattelpalme, von welcher ihm die Chartumer allerlei Wunderdinge erzählt hatten. Sie ist Raphia vinifera, welche im tropischen Afrika eine sehr weite Verbreitung hat und an diesem Platze wahrscheinlich ihre Nordgrenze im östlichen Theile des Continentes bezeichnet. Dort fand er auch die Blippo-Gardenia, mit deren Tintensafte die Niam niam und die Monbuttu ihre Haut bemalen.

Auf diesen Wanderungen war der Reisende täglich in Berührung mit den Landesbewohnern, den Djur, von denen er eine treffliche Schilderung entwirft.

Der Name Djur ist eine von den Dinka ausgehende Bezeichnung und bedeutet so viel als Waldmenschen oder Wilde; der Dinka, ein Viehzüchter, welcher große Herden besitzt, sieht vornehm herab auf einen Stamm, der Ackerbau treibt und nur Ziegen und Hühner hat. Sich selbst nennen die Djur Luoh; sie sprechen die Schilluksprache noch unverändert und haben nur einzelne Wörter von den Dinka angenommen. Ihrer Ueberlieferung zufolge sind ihre Vorfahren von Norden her eingewandert und diese Stammeltern werden auch als O Schuohla, d. h. Schilluk, bezeichnet. Im Norden schließen sich ihnen die zahlreichen Dembo- und kleineren Stämme an, die gleicher Abstammung mit ihnen sind. Etwa 80 Meilen südlich von den Djur haben die Belanda ihre Sitze, welche gleichfalls die Schilluksprache ziemlich unverändert beibehalten haben, obwohl sie Vieles von den Sitten der Bongo annahmen, unter welchen sie nun wohnen.

„Das buntscheckige Bild der Völkerkarte in diesem Theil Afrikas fordert denjenigen zu vielem Nachdenken auf, welcher sich über die Ursachen Aufschluß zu verschaffen sucht, die einen Fortschritt in Afrika und die Erreichung einer höhern Culturstufe aus dem Programme der Geschichte dieses Continentes völlig gestrichen zu haben scheinen. Bei fast gänzlichem Mangel eines Verkehrs zwischen benachbarten Stämmen von verschiedener Zunge — denn auf eine halbe Stunde allein auf fremdes Gebiet hinüberzugehen wäre ein Wagstück, welches der Einzelne gewöhnlich mit seinem Leben bezahlen müßte — begegnet uns bald die Uebervölkerung einzelner besonders gesegneter Striche, welche Auswanderung und einen totalen Wechsel der Lebensweise im Gefolge hatte, indem Hirtenvölker zu Ackerbauern und Ackerbauer zu Hirtenvölkern sich umgestalteten; bald der aussterbende Rest eines zu Grunde gerichteten Volkes, welches verzweifelten Widerstand gegen die Vergewaltigung der ihn umringenden Uebermacht leistet. Dort werden kleine abgezweigte Stämme unterjocht und zum Frohndienst herangezogen und so fort; immer sind es dieselben Winke, welche uns zur Erklärung des beispiellosen Volksgewirrs, des unaufhörlichen Hin- und Herwogens der Racen- und Sprachenbildung in Innerafrika an die Hand gegeben werden."

Das Gebiet der Djur ist klein und ihre Seelenzahl wird 20,000 kaum übersteigen. Sie sind um einen Schatten heller gefärbt als die Dinka, aber man darf in diesem Merkmale keinen Unterschied zwischen Schilluk und Dinka suchen. Sie haben das Meiste von den Sitten der Schilluk beibehalten und tättowiren sich nicht; sie verweigern hartnäckig die Bedeckung der Schamtheile, bedecken aber um so sorgfältiger die Gesäßtheile mit einer kleinen Schürze von Fell, welche unseren Frackschößen ähnelt, denn das Kalbfell endet nach hinten zu in zwei Lappen. Haarputz fehlt. Die Männer haben als Zierrath einen Beschlag von Eisenringen am Unterarm, einen Ring von Elfenbein am Oberarm. Ein eigenthümlicher Schmuck der Männer, welcher sich nur bei diesem Volke findet, besteht in schweren Ringen von gegossenem Messing, in welche man sorgfältig feine Zierrathen einmeißelt. So weit Messing bei diesen Völkern überhaupt bekannt ist, hat es den dreifachen Werth des Kupfers und wird Damara genannt.

Hand- und Fußgelenke der Frauen sind mit einer Anzahl von Eisenringen belastet; sie ziehen auch einen großen Eisenring durch die Nase und die Ränder der Ohren sind immer mit einer großen Anzahl kleiner Eisenringe besetzt. Weithin in Innerafrika sind in allgemeinem Gebrauche „Eisenperlen", kleine, auf Fäden gereihete, geschmiedete Cylinder. Solche Schnüre von Eisenperlen werden hauptsächlich in Wandala im centralen Sudan verfertigt und Heinrich Barth hat sie häufig bei den Marghi gefunden.

Von den ursprünglichen Sitten ist in neuerer Zeit Manches verloren gegangen und in Vergessenheit gerathen, so z. B. das gegenseitige Anspeien, welches früher als Begrüßung allgemein verbreitet war. Schweinfurth hat es während seines langen Aufenthaltes im Innern nur dreimal beobachtet; es drückte den höchsten Grad von Zuneigung aus, war gewissermaßen ein Schwur der Treue und Ergebenheit, „wie denn überhaupt die Afrikaner in sonderbaren Gebräuchen und fremdartigem Hokuspokus Großes leisten, wenn es sich darum handelt, einem Freundschaftsbündnisse die rechte Weihe und einen feierlichen Ausdruck zu verleihen."

Der Landstrich, welchen die Djur inne haben, bildet die unterste Terrasse des eisenhaltigen Felsbodens, und so sahen sie sich auf die Bearbeitung des Eisens gleichsam angewiesen; jeder Djur ist so zu sagen Schmied von Profession. Die gewöhnliche Form, in welcher das Rohmaterial hergerichtet wird, um einen Werth im Handel darzustellen, welcher unseren geprägten Münzen gleichkommt, ist bei den Djur eine Lanzenspitze von 60 bis 70 Centimeter Länge. Lanzen und Meloten (Spaten) dienen bei allen Völkern im gesammten Gebiete des obern Nil als gangbare Münze.

Im März, das heißt kurz vor Beginn der Aussaat, verlassen die Djur ihre Hütten und ziehen theils des Fischfangs wegen an den Fluß, theils in den Wald um Eisen zu schmelzen; sie bauen Oefen aus Thonerde. Weiber und Kinder folgen ihnen mit aller beweglichen Habe. „Da sieht es fremdartig, bunt und wirr aus inmitten der sonst öden Wildniß. An den Baumstämmen lehnen Lanzen und Harpunen, hängen die derben Bögen zum Büffelfange, die Netze, Ketscher, Reusen und verschiedene Arten von Fischkörben; dazu der ganze Apparat der Hauswirthschaft: Kürbisschalen, Körbe, Stricke, gedörrte Fische, Krokodile, Wildpret, Hörner und Häute; am Boden überall Kohlen und

Dr. Schweinfurth im Urwalde botanisirend.

Haufen zusammengetragenen Materials von Brauneisenstein, Eisenschlacken, zerbrochene Thonröhren und dergleichen mehr. Auf das Kohlenbrennen verstehen sich die Djur eben so wenig wie die Bongo; sie stecken klein gehackte Stücke Holz schnell in Brand und werfen sie, wenn in voller Flamme, schnell auseinander, bis das Feuer erstickt, schütten auch wohl Wasser auf.

Die Hütten der centralafrikanischen Völker haben in Bezug auf äußere Gestalt und innere Einrichtungen nicht etwa Gleichförmigkeit, sondern mancherlei Abweichungen. Die Djur z. B. haben nicht den pilzförmigen Bau der Schilluk beibehalten und auch nicht den Stil der Dinka angenommen, der sich durch Massivität, durch Vorbauten und Vordächer am Eingange auszeichnet; von den Hütten der Bongo kann man jene der Djur sofort dadurch unterscheiden, daß diesen das von vorragenden Hölzern umgebene Strohpolster auf der Spitze des Kegeldaches fehlt; sie sind symmetrisch, sorgfältig und nett gebauet „wie bei allen heidnischen Negervölkern".

Das Land würde weit stärker bevölkert sein, wenn nicht die Nubier dort wären, welche mehr als die Hälfte des jährlichen Kornertrages wegnehmen. Die Djur sind eifrige Jäger und Fischer, bestellen den Acker mit vielem Fleiß und warten Ziegen und Hühner gut ab, auch halten sie Hunde. Die Männer schmieden und die Frauen sind geschickt in Verfertigung von Töpferarbeit; sie stellen aus freier Hand tonnengroße Gefäße her von so tadellosem Ebenmaße, daß selbst ein Kenner annehmen könnte sie seien von der Drehscheibe gekommen. Durch Eltern- und Kindesliebe zeichnet sich dieses friedliche Volk vor anderen Centralafrikanern vortheilhaft aus; Säuglinge setzt man in längliche Körbe die als Wiege dienen; die Kleinen werden mit Zärtlichkeit gepflegt; bei ihnen steht auch das Alter in Ehren und in den Weilern findet man überall Leute mit weißem Haare.

Ein Prachtwerk über Italien *).

In Stuttgart werden schon seit mehreren Jahren Prachtwerke ersten Ranges veröffentlicht, welche Zeugniß davon ablegen, was der deutsche Holzschnitt zu leisten vermag, wenn ihm vom Verleger wie Künstler eine liebevolle Pflege entgegengebracht wird. Die wenigsten Leser, welche größere illustrirte Zeitschriften oder mit Holzschnitten ausgestattete Werke in die Hand nehmen, haben wohl einen Begriff von der Mühe, der Sorgfalt und den bedeutenden Kosten, welche ein solches Bild verursacht; sie wissen nicht, wie der Künstler erst auf den Holzstock zeichnen und dann der Xylograph oft Monate lang mit der Loupe vor dem Auge all die Tausende von Strichen nachziehen und nachschneiden muß, die ihm der Maler vorgezeichnet. Wer aber all diese Manipulationen kennt, der weiß auch Werke wie das vorliegende zu würdigen, die außer dem geistigen Capital, welches auf sie verwandt wird, ein nicht minder ansehnliches an Geld verlangen.

In erster Linie sprechen zu uns die Illustrationen. G. Bauernfeind, A. Calame, G. Kloß, L. Dill, B. v. Fiedler, L. Heilbuth, A. Hertel, E. Kanoldt, H. Kaulbach, W. v. Kaulbach, F. Keller, E. Kirchner, Lindemann-Frommel, A. Metzener, L. Passini, P. F. Peters, R. Schick, G. Schoenleber, Franz Skarbina, A. v. Werner sind die Künstler, welche das Werk schmückten und die uns von den Alpen bis zur Meerenge von Messina führen. Ein neues Werk über Italien im Allgemeinen ist in der deutschen Sprache heute wohl überflüssig zu nennen, ein so reich illustrirtes Bilderwerk über das Land der Schönheit, welches immer und immer wieder Germaniens Söhne anzieht, existirt aber noch nicht, und so ist es einmal eine Gabe für jene, die Italien nicht betreten können, das andere Mal ein Erinnerungszeichen für solche, denen es vergönnt war, die Sehnsucht, welche den Deutschen über die Alpen treibt, zu stillen.

Bis jetzt liegen acht Lieferungen in Folio vor, die uns durch ganz Oberitalien führen und schon den Uebergang nach Mittelitalien vermitteln. Ein Viertelhundert ganzseitige, prachtvoll gedruckte Tonbilder und etwa 100 in den Text eingefügte Holzschnitte schmücken diese acht Lieferungen und danach mag man den Reichthum des ganzen auf 24 Lieferungen berechneten Werkes bemessen.

Drei Autoren, mit Namen von gutem Klang, haben es unternommen, die Erläuterungen zu den Bildern zu schreiben. Denn nur Stimmungsberichte, Umrahmungen soll der Text bieten, er soll anregen, keineswegs erschöpfen. Und so schließt er sich denn, durch schöne Form getragen, den Illustrationen würdig an. Karl Stieler, der feine Münchener Feuilletonist, der Alpenkundige, übernimmt die Führung für Oberitalien; Eduard Paulus, der Verfasser poesie- und humordurchwehter „Bilder aus Italien", geleitet uns durch Toscana, während Waldemar Kaden, der schon seit Langem in Neapel ansässig und ein gründlicher Kenner von dessen Volksleben ist, den Süden behandeln wird. Wir sind also überall in guten Händen.

Unseren Lesern bieten wir zwei Bilder aus diesem Werke. Das eine zeigt die berühmte zerfallene Brücke von Borghetto am Mincio (S. 87). „Gian Galeazzo Visconti errichtete sie, um dem Fürstenhause der Gonzaga zu trotzen und die Wasser des Mincio abzuleiten, durch welche Mantua geschützt wird; allein dieser Zweck blieb unerreicht, obwohl Galeazzo mehr als 100,000 Zechinen darangesetzt. Das ganze tiefe Thal, wodurch Borghetto und das Castell von Valeggio getrennt sind, ward überbrückt; die Länge des Baues maß 500 Meter; die Breite 25½ und 14 mächtige Thürme gaben dem Weg ein drohendes Gepräge. Der Kampf, den diese Zinnen fast herauszufordern schienen, blieb ihnen nicht erspart; am heftigsten tobte aber hier der Streit zur Zeit Buonaparte's, nicht unter dem großen schweigsamen Soldatenkaiser, wie er später ward, sondern unter jenem feurigen Jünglinge, der als General der Republik über die Alpen stieg, der auf der Brücke von Arcole stand mit fliegender Fahne und fliegendem Haar. Schon damals, wenn man das zerbröckelte Mauerwerk genauer prüfte, fand man Stücke die ganz dieselbe Mischung zeigten, wie die römischen Bauten in Sirmio und in der Umgebung des Gardasees; in dem tiefer liegenden Schutte der Dämme fand man Münzen von Consuln und Kaisern; kurzum es bleibt kaum ein Zweifel, daß wir bereits auf den Trümmern einer uralten römischen Brücke stehen. Längst ehe Buonaparte seine

---

*) Italien. Eine Wanderung von den Alpen bis zum Aetna. In Schilderungen von Karl Stieler, Eduard Paulus, Waldemar Kaden. Verlag von J. Engelhorn in Stuttgart.

Die Certosa bei Pavia.

Schaaren in die Schlacht geführt, klang hier das Ave Cäsar aus römischem Munde, dies unheilvolle Wort, das die Umgebung von Verona mit Blut getränkt."

Das zweite Bild zeigt uns die Certosa bei Pavia, einen der herrlichsten Schätze Italiens, einen Kirchenbau, unerschöpflich in seiner plastischen Decoration. Derselbe Visconti, von dem die oben genannte Brücke herrührt, ist auch der Gründer der Certosa und zwar des gothischen Theiles derselben, an den später sich noch Renaissance- und Barockarbeiten anschlossen. Unser Bild stellt die Certosa von der Renaissancefaçade aus dar. Dieses herrliche Prachtwerk, in weißem Marmor ausgeführt, weltberühmt durch seinen überreichen Schmuck, wird gegenwärtig von allen competenten Kunstrichtern als das bestgedachte des funfzehnten Jahrhunderts geschätzt. Das Motiv, unabhängig von den antiken Ordnungen, ist das der romanisch-lombardischen, abgestuften Kirchenfronten mit vortretenden Pfeilern und querdurchlaufenden Bogengallerien; innerhalb dieser festgeschlossenen Formen beherbergt sie allen erdenklichen Schmuck in weiser Abstufung des Ausdrucks. Der Reichthum und die

Zerfallene Brücke von Borghetto am Mincio.

Schönheit der Einzeltheile sowie die sinnige Anordnung des Schmuckes: unten Sculpturen und gemeißelte Decorationen in weißem Marmor, oben Flächen und Einfassungen mit verschiedenfarbigem Marmor incrustirt, endlich die Auflösung aller Flächen in die reizendsten Meißelwerke erklären jenen außerordentlichen Ruf. Bei dieser Façade hat die Sculptur gleichsam die Architektur aus ihrem eigenen Hause getrieben. Schinkel sagt von ihr: „Sie besteht aus weißem Marmor, Bronze, Mosaik u. s. w. und ist von dem untersten Gliede des Sockels an mit den feinsten Sculpturarbeiten geziert, die von der größten Schönheit sind. Figuren, Köpfe, Schilde, Arabesken, Basreliefs, einzelne Gruppen, eingelegte Bronzearbeiten, Candelaber, Casetten in den Bögen, Fruchtschnüre und andere Ornamente bedecken die Façade überall. Man könnte jahrelang daran Neues sehen."

Die höchste Pracht zeigt das Hauptportal, das schon seiner architektonischen Composition nach ein Werk ersten Ranges ist. Die ganze Façade aber ist eine der wenigen, welche zur Renaissancezeit in Italien beabsichtigt und wenn auch nicht völlig vollendet, so doch zu einem gewissen Abschluß gebracht wurden; die weitaus größte Zahl solcher Façaden aber wurde nie begonnen, so daß man noch jetzt an vielen Kirchen die rohen Mauern sieht.

Livingstone's letzte Tagebücher.

II.

Unter den geographischen Ergebnissen der Reise ins Manjuemaland steht die Auffindung des Lualaba obenan, der aus dem Moerosee abfließend in den Kamalondosee mündet. Livingstone hält ihn wohl für den obern Nil, zeitweilig aber läßt er diese Hypothese fallen und glaubt er sei der Congo (was von Geographen wohl allgemein jetzt angenommen wird). Am 31. März erblickte er diesen Lualaba, „einen mächtigen Fluß", wenigstens 3000 Yards breit, mit steilen Thonufern, ohne Furten, nach Norden mit einer Geschwindigkeit von 2 engl. Meilen in der Stunde fließend. Hier am Lualaba hielten die Manjuema Markt ab; wohl 3000 Menschen waren des Handels wegen versammelt; weiße geröstete Ameisen, die große Achatinaschnecke, Lepidosirenfische in Töpfen voll Wasser, andere Fische, Eisenwaaren, Geflügel, Graszeug, Schweine, Palmöl, Salz, Pfeffer, Bananen, Mehl wurden hier verhandelt.

Diese Manjuema sind aber Cannibalen und überhaupt scheinen die Sicherheitsverhältnisse im Lande nicht besonders günstig zu sein. „Kaltblütige Mörder sind hier außerordentlich häufig. Einige Leute schlagen andere nur darum todt, um die rothen Schwanzfedern eines Papageies im Haare tragen zu dürfen; doch sind diese Menschen nicht häßlich und viele haben so schön geformte Köpfe wie man nur in London finden kann. Wir Engländer, wenn nackt, würden nur eine armselige Erscheinung neben den straffen Formen und feinen Gliedern der Manjuemamänner machen. Ihr Cannibalismus ist zweifelhaft, doch argwöhne ich stark. Die Frauen sind aber unschuldig." Aber schon auf der nächsten Seite berichtet Livingstone verschiedene unzweifelhafte Fälle von Cannibalismus. So Seite 127: „Ein Fremder hatte auf dem Markte zehn menschliche Unterkieferknochen an einem Stricke über die Schulter hängen; auf meine Nachfrage gab er an, deren Eigenthümer getödtet und verzehrt zu haben; mit dem Messer zeigte er, wie er die Schlachtopfer aufgeschnitten hatte. Als ich meinen Abscheu zu erkennen gab, lachte er und die Uebrigen." Und wieder: „Monanpoda führte mich zu einer Stelle, wo alles Gras niedergetreten war und sagte mir: Hier tödteten und verzehrten wir einen Mann aus Moezia. Das zerlegte Fleisch war von Dugumbé (einem Sklavenhändler) gesehen worden. Sie scheinen ihre Feinde zu verzehren um sich Muth zu machen oder aus Rachsucht. Bemerkenswerth erscheint, daß sie nicht aus Nahrungsmangel zu der Unsitte kamen, denn das Land ist voll Lebensmittel, so daß also der Grund für den Cannibalismus weder in Hungersnoth noch im Mangel animalischer Nahrung liegt, wie es bei den Neuseeländern der Fall gewesen sein soll. Der einzige, sichtbare Grund, den ich entdecken kann, liegt in einem unnatürlichen Appetit, in einem Gelüste nach Fleisch, dessen Geschmack wir als haut-goût bezeichnen. Man erzählt, daß sie ihre Todten einige Tage lang im Walde begraben und dann sind sie bei den hiesigen klimatischen Verhältnissen faulig genug für den stärksten Magen." Livingstone glaubt übrigens, daß sie nur jene verzehren, welche im Kriege getödtet wurden. Ein Manjuema sagte ihm: „Das Fleisch ist nicht gut, man träumt nach dessen Genuß von dem Todten." Nach aller Urtheil aber soll es salzig sein und nur weniger Würze bedürfen.

Livingstone wünschte den Lualaba abwärts (nach Norden) zu fahren. Die Beschaffung der Kähne machte Schwierigkeiten und einer derselben verunglückte in einem Wirbel, wobei fünf Menschen ertranken. Dadurch wurde dieser Plan zerstört; nun bot der Reisende dem Sklavenhändler 400 Pf. St. und alle Waaren, welche er in Udschidschi erwartete, wenn er ihn bis zum Tschebugosee (Lake Lincoln) und den „Quellen des Herodot" sowie zu den wunderbaren Höhlen von Katanga führen wolle, in denen, den Berichten zufolge, 10,000 Menschen Unterkunft finden könnten. Während man noch hierüber unterhandelte, begingen Dugumbé's Leute eine nichtswürdige Schurkerei; sie fingen plötzlich an auf die wehrlose vergnügte Menschenmenge zu feuern, welche sich zum Markte versammelt hatte, und trieben Männer, Frauen und Kinder in den Lualaba, wo eine große Anzahl ertrank. Die Einzelheiten, welche Livingstone mittheilt, sind für uns schaudererregend, während bei den Sklavenhändlern derlei Scenen nur wie eine Art Sport betrachtet wurden.

Unter solchen Umständen beschloß der Reisende sich von seinen bisherigen Begleitern zu trennen und nach Udschidschi umzukehren, wo er neue Leute und Waaren zu finden hoffte. Am 22. Juli brach er auf und zog ostwärts durch ein von den Sklavenjägern verwüstetes Land; die erschreckte Bevölkerung, welche ihn für einen jener Unholde hielt, zeigte sich sehr feindlich. Sie schossen aus dem Hinterhalte, tödteten zwei seiner Leute und er selbst entging nur mit Mühe und Noth den Speerwürfen; einmal hatte man sogar einen Baum so eingerichtet, daß er von ihm erschlagen werden sollte. Dazu kam, daß seine Gesundheit abermals sehr zu wanken begann: „Krank Tag und Nacht. Ich fühlte, wie ich von den Füßen an abstarb; jeder Schritt verursacht mir Schmerzen; der Appetit mangelt, während die gedrückte Gemüthslage auch auf den Körper wirkt." So schreibt er in seinem Tagebuche. Als er am 23. October, nach dreimonatlichem Marsche, Udschidschi wieder erreichte, war er zum Gerippe abgemagert; alle seine Waaren hatte man während seiner Abwesenheit verkauft. Welch bittere Enttäuschung — er war mit seiner Energie zu Ende, da nahte wunderbare Rettung, denn am 28. October traf der Amerikaner Stanley unerwartet bei ihm ein.

Wir kennen aus Stanley's Werke die merkwürdige Begegnung zwischen den beiden Männern, eine Begegnung, die sich mit jener zwischen Barth und Vogel im Walde von Bundi vergleichen läßt; interessant ist es nun zu vernehmen, wie Livingstone sich hierüber ausläßt. Er war außerordentlich gerührt. „Ich fühle die tiefste Dankbarkeit und bin doch zugleich beschämt, da ich so vieler Großmuth nicht werth bin." Nachdem Livingstone sich erholt, schiffte er sich nach 14 Tagen schon mit Stanley ein, um das Nordende des Tanganjikasees und den Rusisifluß zu untersuchen. In Unianiembe trennten sich dann später beide Männer. Stanley suchte Livingstone zur Rückkehr nach Europa zu veranlassen, dieser indeß wollte nicht eher umkehren, bis er seine große Aufgabe vollendet habe, zumal er jetzt über frische Vorräthe gebot.

Am 25. August 1872 brach Livingstone von Unianiembe zu seiner letzten Reise auf. Er hatte sich die Aufgabe gestellt, rund um das Südende des Tanganjikasees zu marschiren, dann den Tschambesi zu kreuzen, zum Bangweolosee vorzudringen und die vier großen Quellen zu besuchen, die

nahe beisammen liegen und die schnell zu großen Flüssen anwachsen. Damit sollte die Frage nach den Nil- und Congoquellen gelöst werden. „Niemand wird mich mehr ausstechen, wenn diese Forschung gelungen ist,“ schreibt er selbstbewußt. Die ganze Reise ließ sich aber schlecht an; er athmete die Fieberluft der Sümpfe und Marschen am Bangweolosee — „diese Welt von Wasser und Termitenhügeln“ —, eine Gegend, wo eher Fische als Menschen existiren konnten. „Ein Löwe war hier durchgekommen, er brüllte aber, als ob er sehr enttäuscht sei. Wir können mit ihm sympathisiren.“ Dazu von oben strömender Regen; „wir waten 3 bis 4 Fuß tief im Wasser durch Prärien mit steifem Grase.“ Die Canoes gehen zu Grunde. Man begreift, wenn Livingstone unter diesen Umständen am 10. April in sein Tagebuch schreibt: „Ich bin blaß, blutlos und schwach vom starken Blutverluste; eine Arterie vergießt einen starken Strom und nimmt meine Kraft weg.“

Das ging so fort; zehn Tage später konnte er kaum noch den Bleistift halten und Beobachtungen machen. Selbst der Stab, der ihn stützte, ward ihm zu schwer. Das Tagebuch hört auf und nur noch Data sind eingetragen. Die Diener tragen ihn sorgfältig weiter, aber das Bewußtsein verläßt ihn und im Dorfe Illala, wo seine treuen Schwarzen rasten, finden sie ihn todt am Bette knieend, das Haupt mit den Händen bedeckt auf dem Kissen ruhend.

Der „Challenger“ im östlichen Archipelagus.

II.

Von Banda aus gelangte der „Challenger“ bald in eine See, die nach früheren Lothungen 4000 Faden Tiefe haben sollte. Er ließ 4 Miles Leine mit dem Scharrnetz ab und fand zu nicht geringer Ueberraschung nur 1425 Faden. Das Netz brachte unter anderen Sachen auch Blätter, Treibholz und Treibsamen herauf; diese saugen also Wasser ein und werden schwer genug um bis auf den Boden sinken zu können.

Am 4. October kamen die grünen Höhen von Amboina in Sicht. Das Schiff legte am Regierungswerft an und nahm Kohlen ein. Diese Insel liefert bekanntlich die besten Gewürznelken, aber die Plantagen liegen zu weit vom Hafenplatze, als daß die Leute des „Challenger“ hätten zu Fuß hingehen können und Fuhrwerk oder Reitthiere waren nicht zu beschaffen. Ananas wachsen wild an den Bergabhängen; andere Früchte waren nicht auf dem Markte; das Rindfleisch war theuer und schlecht.

Die Fahrt ging dann durch die Burostraße gen Norden nach Ternate. Diese Insel liegt vor der Westküste von Gilolo an der Molukkenpassage, und dort hatte man gleichzeitig nicht weniger als zehn Vulcane in Sicht. Die Abhänge der Berge sind wohl bestellt und man gewinnt dem Urwalde mehr und mehr Plantagenboden ab. Dort gedeihen alle Gewürze; der Markt war gut versorgt. Auf Ternate findet man viele ganz prächtige Papageien, die weit leichter zahm werden als die westindischen. Auf Tidore, das größer ist und in lebhaftem Handelsverkehr mit Neuguinea steht, wurde eine Anzahl von Paradiesvögeln gekauft. Der Sultan von Tidore, welcher diesen Handel betreiben läßt, macht Anspruch auf alles Land auf Neuguinea bis 141 Grad Ost, und ein Gleiches thun bekanntlich auch die Holländer. Zwei Leute von der Partie des „Challenger“ versuchten die Ersteigung des 5500 Fuß hohen Vulcans um Pflanzen zu sammeln, kamen aber nicht bis zum Gipfel wegen der brennend heißen Schwefelerde. „In Betreff der thätigen Vulcane in diesen Regionen sind unsere Erwartungen getäuscht worden. Ein thätiger Vulcan und einer in Eruption sind offenbar verschiedene Phänomene. Wir sahen einige, die aber unserer vorgefaßten Meinung nicht entsprachen. Ein activer Vulcan zeigt im gewöhnlichen Zustande seine Thätigkeit nur dadurch an, daß von dem schweseligen Grunde am Rande oder im Innern des Kraters leichte Dämpfe aufsteigen; diese sind oft schwer von einer über den Berg hinziehenden Wolke zu unterscheiden. Wir haben bis jetzt keinen wirklichen Rauch, und eben so wenig eine Flamme oder reflectirten Brand gesehen.“

Die Celébessee war um diese Jahreszeit ruhig und das Schiff steuerte nach den Philippinen, wo es zunächst bei Zamboangan vor Anker lag. Dieser an der Westküste von Mindanao liegende Platz ist der am weitesten nach Westen liegende Hafen, den die Spanier dort besitzen. Sie waren (— schon seit Jahren —) im Kriege mit den Piraten von den Suluinseln, welche von ihnen mit Kanonenbooten blockirt wurden. Der Sultan von Sulu macht sich übrigens nicht eben viel daraus, wenn sie ihm einige Prahus oder Dörfer an der Küste verbrennen, und die Spanier müssen, wenn sie ihn gründlich zu Paaren treiben wollen, viel kräftigere Mittel anwenden als seither geschehen.

Die Häuser der Europäer in Zamboangan sind aus Korallen gebauet, jene der Eingeborenen aus Bambus. Diese stehen auf etwa 10 Fuß hohen starken Pfählen und sind mit Palmblättern gedeckt; der Raum unter dem Flur ist Tummelplatz für Schweine und Hühner. Bedeutenden Handel hat der Platz nicht; derselbe hat überhaupt nur als Militärposten einige Bedeutung.

Bei Manila wurde am 4. November geankert. Unterwegs besuchte der „Challenger“ die Insel Ilo-Ilo und kam an vielen Eilanden vorbei, die überaus fruchtbar sind, aber nur in der unmittelbaren Nähe der Wohnorte einigermaßen Feldbau haben. Die Spanier wollen immer noch nicht begreifen, daß unter der Herrschaft des Monopols das Volk nicht zu Wohlstand gelangen und weder Gewerbe noch Handel gedeihen kann. Der Anbau des Zuckerrohrs freilich ist beträchtlicher geworden; Taback muß auf Befehl der Regierung gepflanzt werden; sie zahlt aber für die Blätter nicht prompt, nie zu einer bestimmten Zeit und immer erst lange nachdem die Waare abgeliefert worden ist. Man begreift, daß unter solchen Verhältnissen die Bauern sich nicht aufgemuntert finden. Alles würde stagniren ohne die Chinesen, die dort, wie überall wohin sie kommen, die Arbeitsbienen sind. Auf den Philippinen haben sie keine Concurrenten an weißen Leuten und die eingeborenen Tagalen können es ihnen nicht gleichthun. Aber die Spanier sind unverständig genug sie mit hohen Steuern und Abgaben zu belasten. „Gegenwärtig hat Spanien von diesen herrlichen Besitzungen keinen andern Vortheil, als daß es dort eine Anzahl von Beamten versorgen kann. Aller Handel, so

weit er nicht monopolisirt ist, befindet sich in den Händen von Ausländern."

Im Chinesischen Meere hatte man, nach einer sieben Wochen dauernden ruhigen Luft, frischen kühlen Wind, den Nordostmonsun. Am 16. November wurde Hongkong erreicht; man war sehr überrascht dort eine Stadt von Palästen zu finden, und in den Straßen ein reges, geschäftiges Leben. Der Ankerplatz ist rings von Land umschlossen; die Hügel auf dem Festlande sind baumlos, selbst die Thäler ohne Gesträuche. Trotzdem ist der Anblick des Ganzen fesselnd. Im Vordergrunde gewahrt man die vielen Dampfer, Segelschiffe und Dschonken; viele kleine Vorgebirge und Landspitzen ragen in die blaue See hinaus, von welcher das Grün der grasbedeckten Höhen sich anmuthig abhebt. Ueber dem Bilde lagert eine nebelduftige Luft, deren Tinten sich beim Vorrücken der Sonne vielfach verändern.

Während der Fahrt von Australien bis China hat der „Challenger" überall wo es irgend sich thun ließ, Tiefseemessungen vorgenommen und von den vielen kleinen Inseln botanische und zoologische Sammlungen erhalten. Ueberhaupt sind die Ergebnisse sehr günstig gewesen. Durch die Temperaturbeobachter werden die vom Capitän Chimmo veranstalteten in Bezug auf die umgrenzten Stellen in jenen östlichen Meeren bestätigt. Dieselben sind in der That eine Reihenfolge gesunkener Seen oder Becken, deren jedes von den benachbarten Gewässern durch einen seichtern Rand abgetrennt ist. Das Wasser bis zu der Tiefe wo es diesen Rand erreicht, kann frei circuliren und wird je tiefer je kälter. Aber die ganze von da ab tiefer liegende Masse, welche mit dem Wasser draußen keine Verbindung hat, behält dieselbe Temperatur wie das Wasser, welches über den Rand hinweg strömt. Oder, mit anderen Worten: das eiskalte Wasser, welches von den antarktischen Meeren nach Norden strömt und in allen tiefen Canälen gefunden wird, kann keinen Zugang erhalten über oder durch den Rand. Man kann nun mit Bestimmtheit behaupten, daß das Meer unmittelbar im Osten der Torresstraße, obwohl es eine Tiefe von 2450 Faden hat, von einem erhöheten Rand umgeben ist, über welchem nirgends mehr als 1300 Faden Wasser ist; alles Wasser unterhalb dieser Tiefe hat eine beständige Temperatur von 35° F. Die Bandasee ist 2800 Faden tief, und wird in einer Tiefe von 9000 Faden abgeschnitten; die 2000 Faden tiefe Celebessee bei 900 Faden, die 2550 Faden tiefe Sulusee bei 400 Faden. Alles Wasser unterhalb dieser Tiefe hat 50° F. Andererseits finden wir, daß die Molukkenpassage bis zu einer Tiefe von mindestens 1200 Faden offen ist und das Chinesische Meer, wo wir bis jetzt bis zu 1050 Faden gefunden haben, bis dahin gleichfalls offen ist.

Schlangen und Sorinos in den argentinischen Pampas.

Wir theilten jüngst die Schilderungen mit, welche Dr. J. Taiber in der „La Plata Monatsschrift" von der Biscacha und den Biscacheras entworfen hat. Hier wollen wir diejenigen folgen lassen, welche der aufmerksame Beobachter über die Schlangen und ein den Pampas eigenthümliches Thier, das Sorino, entworfen hat.

Wird während der Nacht Halt gemacht, sei es um den Truppen etwas Rast zu gönnen, oder um das Nachtlager aufzuschlagen, so muß, namentlich während der warmen Jahreszeit, bei der Auswahl des zum Niedersitzen oder zum Aufschlagen des Zeltes bestimmten Platzes Vorsicht angewendet werden, da es sich treffen könnte, daß denselben Platz schon böse Schlangen, wie Vipern und Ottern, eine hier vorkommende sehr giftige Buschspinnenspecies oder andere Geschöpfe ähnlichen Gelichters für ihre Ruhestätte auserkoren haben. In Berücksichtigung dieser möglichen Gefahr wird auf Märschen in den Grenzdistricten, denn in bewohnten Gegenden sind giftige Thiere äußerst selten, von einem oder dem andern Offizier ein Gift neutralisirendes oder gar zerstörendes Mittel mitgeführt, damit vorkommenden Falles Hülfe sofort geleistet werden könne. Die gewöhnlichsten solcher Mittel bilden das Ammoniak und das Aetzkali, deren Wirkungen ja allgemein bekannt sind. Diese Mittel können jedoch, der Natur der Sache nach, nur nach bereits stattgefundener Verwundung Seitens eines giftigen Thieres von Nutzen sein; man ist daher immer der Gefahr der Verwundung ausgesetzt. Um nun dieser vorzubeugen, sind bei den Grenztruppen wie bei den Grenzbewohnern überhaupt mehrfache Hausmittel in Gebrauch, von denen ich das bewährteste hier nennen will; es ist der Knoblauch, dessen Geruch den Schlangen und der ganzen saubern giftigen Sippschaft so zuwider ist, daß man durch Tragen einer oder mehrerer solcher Zwiebeln sich vollständig gegen sie sichern kann.

Bekanntlich lieben die Schlangen die Wärme sehr, was sie veranlaßt, sich, wenn dies ihnen thunlich, unter die Decken eines in ihrer Nähe schlafenden Menschen zu verkriechen, um so nicht nur von den Decken, sondern auch durch die von dem Körper des Schlafenden ausgehende Wärme erwärmt zu werden, und gerade hierin liegt die Hauptgefahr. So lange sich der Schläfer ruhig verhält, kann es keinen gesittetern Schlafkameraden geben als so einen fest an ihn angeschmiegten Kaltblüter, der aber sehr ungemüthlich wird, wenn man ihn aus seiner behaglichen Ruhe aufstört, was doch geschieht, wenn der Schläfer erwacht und sich erhebt. Nun ist es eine erwiesene Thatsache, daß nie ein Mensch hier in den Pampas von Schlangen gebissen wurde, der Knoblauch ganz oder in Stücken getheilt bei sich führte. Ja, man will sogar beobachtet haben, daß auf einen Schläfer zukriechende Schlangen sich plötzlich umgewandt und schleunigst die Flucht ergriffen haben, sobald sie den Geruch von Knoblauch wahrnahmen.

Ich habe lange genug an der Grenze gelebt und kann bezeugen, daß nie ein Fall zu meiner Kenntniß gelangt ist, daß ein Knoblauch bei sich tragender Mensch von einer Schlange gebissen worden sei; auch wurde mir dieselbe Versicherung gegeben von den zahlreichen Personen, welche ich darum fragte, und welche zum Theil nicht nur wahrheitsliebende und competente Personen waren, sondern denen auch eine langjährige Erfahrung zur Seite stand; manche von ihnen hatten so zu sagen ihr ganzes Leben hindurch Grenzforts befehligt und zugleich die Stelle eines Arztes, so gut es eben gehen wollte, eingenommen. Und was mich besonders frappirte war die absolute Uebereinstimmung aller der mir gemachten zahlreichen Aussagen.

Dem Knoblauch ähnlich sollen die Felle des Venado (Bock einer hier zahlreich vertretenen Rehart) wirken, deren

starker widerlicher Geruch gleichfalls den Reptilien so wenig zusagen soll, daß ein auf einem solchen Felle schlafender resp. ruhender Mensch vor ihnen vollständig gesichert sei. Der einzige Uebelstand, welcher der Verallgemeinerung dieses Schutzmittels entgegensteht, ist eben der höchst unangenehme penetrante Geruch der Felle resp. dessen fatale Eigenheit, sich dem Körper, der längere Zeit mit dem Felle in Berührung steht, also z. B. dem auf dem Felle Schlafenden, auf Tage ja auf Wochen lang anzuhaften und allen Reinigungsversuchen wie der Anwendung aller Desinfectionsmittel den hartnäckigsten Widerstand entgegenzusetzen. Selbst die nicht gerade verwöhnten Repräsentantinnen des schönen Geschlechtes an der Pampagrenze hegen einen so starken Widerwillen gegen den Venadogeruch, daß nur der Gaucho, welcher auf die Gunst der Frauen ganz und gar verzichtet hat, sich dieses Schutzmittels zu bedienen wagt. Hat nun der Mensch seinen Scharfsinn anwenden müssen, um Schutzmittel gegen die so gefürchtete Gefahr eines giftigen Schlangenbisses zu entdecken, so hat die Natur schon dem Menschen Mittel und Wege an die Hand gegeben. Der Mensch, um auf lange Zeit hin vollständig gesichert zu sein gegen Schlangenbisse, ja um ein Gegenstand des Schreckens für alle Reptilien zu werden, braucht sich nur von dem Sorino anfeuchten zu lassen. Aber undankbar wie der Mensch ist, weiß er nicht zu erkennen, daß in einer solchen — Anfeuchtung die Natur ihm wieder einen Beweis ihrer ausgesprochenen Vorliebe giebt; vielmehr wünscht der kurzsichtige undankbare Mensch dieses ihm gratis und ohne sein Zuthun gespendete Schutzmittel gegen Schlangenbisse zu allen Teufeln. Und das werden meine europäischen Leser etwas begreiflicher finden, wenn ich ihnen sage, daß Sorino der hiesige Name des ihnen wenigstens dem Namen nach bekannten, gar übel berüchtigten Stinkthieres ist. Um aber einen vollständigen Begriff von dem Abscheu zu erlangen, den hier Mensch wie Thier gegen eine — Anfeuchtung Seitens des kleinen niedlichen Sorino hegen, muß man diese Operation schon selbst erlebt, schon persönlich von einem Strahl des Fluidums getroffen worden sein, welches der Sorino in über freigiebiger Weise auf alle die ausspritzt, welche seinen Unwillen erregt haben. Das kleine Geschöpf macht sich dabei wenig daraus, ob es den Menschen oder einen jener Köter — anfeuchtet, welche zu Dutzenden selbst die elendeste Hütte in den Pampas umlagern und hier und da Aehnlichkeit mit dem getreuesten Freunde des Menschen, dem Hunde, aufweisen.

Bei dieser Operation verfährt der Sorino auf folgende Weise. Sobald er sich von irgend einem lebenden Wesen bedroht glaubt, läßt er sich auf sein Gesäß nieder, mit dem Kopf dem Feind zugewandt, und sondert dann aus einer eigenen blaseartigen Drüse eine im höchsten Grade übelriechende Flüssigkeit ab, welche er dem Feinde entgegenspritzt, und dies mit solcher Kraft und Präcision, daß nur höchst selten ein selbst klafterweit entferntes Ziel verfehlt wird. Dem Flüssigkeitsgrade und der Menge dieses Fluidums nach zu urtheilen wird dasselbe mit dem Harn des Sorino vermischt, und stellt es eine sehr sichere Vertheidigungswaffe dar, denn so betäubend ist die Wirkung, daß der Angreifer an nichts weniger mehr denkt als an die Verfolgung des Thierchens, das sich, nachdem es seine Drüse entleert hat, ohne sonderliche Eile oder Furcht zu verrathen, trollt. Es sind auch nur junge Hunde, welche aus Unerfahrenheit einen Sorino stellen, ältere Köter dagegen, denen schon ein Jagdvergnügen, welches sie sich machen wollten, so anrüchig ausfiel, wagen sich selten mehr an den anscheinend so harmlosen Sorino. Sobald ein Hund oder sonst ein Thier auf oben beschriebene Weise von dem Sorino angefeuchtet wird, scheint er einem Betäubungsanfall, einer Ohnmacht zu unterliegen, um, nachdem er seiner Sinne wieder mächtig ist, in herzbrechendem Geheule seinem Schmerze Luft zu machen. Dann wälzt er sich wie wahnsinnig auf dem Boden herum in der irrigen Annahme, er könne so den Gestank vertreiben, und wenn er nach langem, krampfartigem Wälzen und Heulen sich von der Vergeblichkeit seiner desfallsigen Anstrengungen überzeugt hat, eilt er in rasendem, durch nichts aufzuhaltendem Laufe der nächsten Wasserpfütze zu, in welche er bis an die Nase untertaucht und stundenlang darin verharrt. Aber auch hier wieder strengt er sich vergeblich an, denn weder Wälzen noch Wasser vermögen den Geruch zu entfernen, ja nur zu schwächen; das kann nur die Zeit bewerkstelligen. Und es ist dies eine qualvolle Zeit für den bedauernswerthen Schlucker; nach Hause, d. h. nach der Hütte, zu welcher er gehört, darf er natürlich nicht, da sein Herr, seiner Geruchsnerven wegen, ihn mit Stockschlägen und wenn diese nicht ausreichen mit brennenden Holzstücken &c. verscheucht; und hartherziger sind noch seine eigenen Spielgenossen, die ihn wie die Pest fliehen und wenn er sich doch an sie zu drängen wagt, wie auf ein Commando alle auf einmal über ihn herfallen und ihn in einem Augenblick so jämmerlich zerbeißen, daß er mit dieser Lection für die nächste Zeit genug hat und ein Einsiedlerleben zu führen beginnt. Dabei kann er sich nicht einmal durch die Jagd zerstreuen, denn auf große Entfernungen hin wittern ihn alle Thiere, ein Anschleichen ist also nicht möglich. Für seine Nahrung ist er auf die im Camp immer vorkommenden gefallenen Thiere angewiesen; sollte aber gerade kein Aas in der Nähe sein, so wird er zum Raubthier, bricht in die unbewachten Schafherden ein, eine üble Gewohnheit, die er auch später nicht mehr ablegen kann, und die sein jähes Ende, durch einen Messerstich seines Herrn, fast immer nach sich zieht. Es vergehen viele Wochen, bis der Geruch ganz verschwunden ist und ein damit behafteter Hund wieder zu Gnaden aufgenommen wird.

Hat nun ein derartiges Unglück einen besonders gelehrigen, schon abgerichteten Hund betroffen, so läßt ihm sein Herr eine weit mildere Behandlung zu Theil werden; er weist ihm eine geschlossene Hürde, wo die anderen Hunde ihn nicht belästigen können, zum Aufenthalt an und sorgt auch für reichliches Futter. Freilich entspringt diese Behandlungsweise weniger einer mitleidigen Regung des Besitzers, als vielmehr gewinnsüchtigen Absichten. Es ist nämlich möglich, den betreffenden Hund nunmehr ganz speciell für die Sorinojagd abzurichten, ja ein solcher Hund jagt später mit einer wahren Leidenschaft gerade nur noch das zuerst so gefürchtete Thierchen. An den Geruch hat er sich nach und nach gewöhnt, er weiß auch, daß es ihm sein Herr an Nahrung nicht fehlen läßt, und so geht er dann dem Sorino scharf zu Leibe und kümmert sich zuletzt gar nicht mehr um dessen Vertheidigungsmittel.

Das hiesige Stinkthier ist recht hübsch gezeichnet, sein Fell weich und da weder das Fell noch das Fleisch übel riecht, ist es sehr gesucht. In den Handel kommt es allerdings weniger, denn erstens werden verhältnißmäßig nur wenige erbeutet, und dann lieben es die Gauchos und Indianer, dasselbe zu Fußdecken zu verarbeiten und eine solche — immerhin werthvolle — Decke auf dem ungedielten Boden ihrer Hütte, gewöhnlich vor der Lagerstätte, auszubreiten. Uebrigens gewöhnen sich nach und nach auch einzelne Menschen an den Geruch, und giebt es unter den Indianern, besonders den Chehuelches, mehr als einen Jäger, der gleich einem abgerichteten Hunde dem Sorino nachstellt und ihn erlegt. Freilich gehören dazu ganz eigene Begriffe über Wohlgeruch. Wird ein gewöhnlicher Sterblicher von einem Sorino angefeuchtet, so kann er von Glück sagen, wenn von dem Strahl des betreffenden Ambra nur seine Kleidungs-

stücke getroffen werden und er Geistesgegenwart genug behält, um das betreffende Kleidungsstück sofort ohne eine Secunde zu verlieren von sich zu werfen. Beobachtet er letztere Vorsicht nicht, oder will es gar das Mißgeschick, daß das boshafte Thierchen nach einem unbedeckten Körpertheil sein Geschoß schleuderte und denselben traf, so geht es dem Unglücklichen auch schlimm genug. Ich lernte z. B. an der Südgrenze einen Tyroler Namens M. kennen, der dort als Schullehrer fungirte, dem das Unglück begegnete, daß auf einem Spaziergange in der Abenddämmerung er einem Sorino zu nahe kam, der ihm dann eine volle Ladung mitten in das von einem prächtigen Vollbart umrahmte Gesicht gab. Abrasiren des Bartes half eben so wenig wie Waschen mit kölnischem Wasser &c.; der arme Mann wurde von seiner eigenen Familie in einen Gartenpavillon verbannt, wo er fast einen Monat ausharren mußte; die Seinen besuchten ihn zwar regelmäßig, sie näherten sich ihm aber nur mit dem Winde her und immer nur auf eine gewisse Entfernung.

Das Fleisch des Sorino wird von den Indianern und auch von einem Theil der Gauchos gern genossen. Noch sei bemerkt, daß unser Thierchen zwar in der ganzen Republik vorkommt und daß es überall dieselben Eigenheiten besitzt, d. h. stellenweise außerordentlich anrüchig wird; aber seinen Namen wechselt es häufig. Während in Buenos Ayres und auch in Santa Fé man es als Sorino kennt, legen ihm die Mendoziner z. B. den Namen Chiñe bei.

Die Völkerschaften auf Ceylon.

Ceylon, „der Garten der Welt“, bietet in ethnographischer Beziehung eine bunte Musterkarte dar. Neben Engländern, Portugiesen und Holländern finden wir den Eurasier, d. h. den Mischling von Europäern und eingeborenen Frauen, den Parsi, den sogenannten Mauren oder Mohren, den Tamilen (Tamulen), den Singhalesen und im Innern, nach Osten hin, den wilden Weddah. Am zahlreichsten sind die Singhalesen, Leute von arischer Abstammung, aber träg, ohne Unternehmungsgeist, nicht concurrenzfähig gegenüber den anderen, „überhaupt nicht viel nütze“. Die Gesammtbevölkerung mag auf den 1190 Quadratmeilen gegen zwei Millionen Seelen betragen.

Seitdem, ungefähr von 1830 an, der Kaffeebaum auf Ceylon in Aufnahme kam, mußte man Arbeitskräfte haben. Die Singhalesen erwiesen sich als unbrauchbar; man holte deshalb von der Malabarküste, namentlich aus Tandschore, Madura, Tritschinapaly und Tinnevelly, Kulis vom Volke der Tamilen, welche bekanntlich dravidischer Abstammung sind. Diese Leute arbeiten; sie verdingen sich auf bestimmte Zeit und die Heimkehrenden werden durch neue Zuzüge anderer Kulis ersetzt. Von etwa 900,000 solcher tamulischer Arbeiter waren binnen 18 Jahren 950,000 von der Malabarküste nach Ceylon gekommen, von welchen nur etwa 480,000 in ihre Heimath zurückgegangen sind. Gegenwärtig kann man die tamulische Bevölkerung auf der Insel zu reichlich einer halben Million annehmen; sie sind viel energischer als die Singhalesen, die ihnen überall weichen müssen in Ackerbau, Manufacturwesen, als Fischer, Hirten und Plantagenarbeiter. Der Tamule ist kräftig gebaut; aber man sagt von ihm er sei grausam und unzuverlässig. Die Pflanzer haben die von niedriger Kaste am liebsten, und kümmern sich nicht um den Kastenunterschied, der auf Ceylon stark abgeschwächt wird. Ein Kuli von höherer Kaste wird mit dem von einer niedrigern gewiß nicht unter demselben Dache wohnen oder sich dessen Kochgeschirrs bedienen, er arbeitet aber neben demselben im Felde und kommt überhaupt in nähere Berührung mit ihm als in Malabar der Fall wäre. Er heirathet kein Mädchen aus niedriger Kaste, hat aber gegen zeitweilige Verbindungen mit einem solchen nichts einzuwenden.

Die Tamilen glauben an ein höheres Wesen, aus welchem sie sich nicht eben viel machen, weil dasselbe ihnen nichts Böses zufügt, dagegen haben sie großen Respect vor dem bösen Geiste Muncandy, welchen sie durch Opfer zu versöhnen trachten. Die Missionäre haben unter ihnen äußerst geringen Erfolg gehabt, obwohl die Pflanzer ihnen besten Vorschub leisten. So lange die Kastenvorurtheile noch so stark wie bisher bleiben, ist auch keine Aussicht auf großen Erfolg. Diese malabarischen Kulis sind wie Kinder und müssen als solche behandelt werden. Sie wollen sich einem Gebieter fügen und sagen: „Ich bin in einem fremden Lande, du mußt mein Vater und meine Mutter sein, mußt für mich sorgen.“ So sprechen sie zu dem Plantagenaufseher, der aber nur ausnahmsweise ihre Sprache versteht; ist das letztere der Fall, dann haben sie größeres Vertrauen zu ihm, als wenn derselbe sich eines Dolmetschers bedienen muß. Sie dürfen nicht mit körperlicher Züchtigung bestraft werden; es ist nicht angemessen, daß man dem Trägen zu oft Geldbuße auferlegt, er muß einige Stunden länger arbeiten als gewöhnlich.

In früheren Perioden der Landesgeschichte haben die Tamulen den einheimischen Fürsten Ceylons gegenüber manchmal die Rolle von Herrschern gespielt und im nördlichen Theile findet man noch manche Abkömmlinge derselben. Obwohl aber zwischen Tamulen und Singhalesen vor Ankunft der Europäer vielfach Krieg war, so ist doch jetzt keine Eifersucht zwischen ihnen, sie vertragen sich. Möglicherweise kann es im Fortgange der Zeit sich so gestalten, daß die apathischen Singhalesen in den Tamulen aufgehen oder daß eine aus beiden entstandene neue ceylonische Race an die Stelle der gegenwärtigen Bevölkerung tritt. Die Religion wird dafür kein Hinderniß abgeben. Dem Singhalesen hängt der Buddhismus leicht auf den Schultern; er ist keineswegs bigot; er hat von seinen festländischen Nachbarn etwas vom Kastensystem gelernt und das gefällt ihm, obgleich es seinem Glauben fremd ist. Manche Tausende dieses Schlages von Buddhisten sind gleichzeitig, aber auch nur nominell, römisch-katholisch. Vielleicht bildet sich unter dieser Mischlingsbevölkerung allmälig eine rohe und wilde Art von scheinbarem Christenthum heraus.

Die Mauren oder Araber sind eifrige Mohammedaner; sie haben religiösen Enthusiasmus, sind aber nicht zahlreich genug, um auf die große Masse der Bewohner Einfluß zu üben.

Die Portugiesen, welche 1505 zuerst auf Ceylon erschienen und seit 1536 dort des Zimmethandels wegen Factoreien errichteten, mußten in der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts den Holländern weichen, haben aber doch mehr Spuren und Eindrücke hinterlassen als diese. Ein großer Theil der Burghers, d. h. Eurasier, spricht noch heute Por-

tugiesisch, während Holländisch kaum noch gehört wird. In allen größeren Städten findet man römisch-katholische Capellen, in welchen der Gottesdienst Portugiesisch abgehalten wird; holländische Gemeinden giebt es nicht mehr, die Portugiesen haben sich mit den Eingeborenen weit mehr vermischt als die Holländer und Engländer; der ceylonesische Buddhist fand sich leicht in eine Art von römischem Katholicismus, und die Aeußerung Gautama-Buddha's, daß sein System nur fünftausend Jahre dauern werde, ist nicht ohne Einfluß gewesen.

Die portugiesischen Burgher oder Eurasier nehmen sich körperlich sehr unvortheilhaft aus; geistig genommen sind sie nicht ohne Anlagen, die aber in höheren Jahren schwächer sich zeigen. Man findet sie zumeist in den niedrigen Gegenden an der Küste und in den großen Städten. Die englischen Eurasier dagegen sind kräftiger und strebsamer.

Vor einigen Monaten fanden wir in der „Times Mail" ein ungünstiges Urtheil über dieselben; sie wurden bezeichnet als „base, sluggish, deceptive and unchaste"; wir lesen aber nun („The Oriental", November 1874, S. 581), daß viele dieser Eurasier sehr tüchtig seien als Aerzte, Juristen, Lehrer und Geistliche, aber gute Soldaten und Seeleute werden sie nicht. Von den Engländern werden diese Mischlinge, wie in Indien so auch auf Ceylon gesellschaftlich zurückgesetzt und über die Schulter angesehen, es machte daher großes Aufsehen, daß im Herbst 1874 ein Eurasier, der Oberrichter Richard Morgan, von der Königin Victoria zum Ritter erhoben, Sir geworden ist. Dieses „wichtige Ereigniß" wurde mit Kanonendonner, Festmahl und Reden gefeiert. Und gleich nachher begab es sich, daß dieselbe Ehre dem tamulischen Advocaten Mutti Kumavaswamy zu Theil wurde. Seine Landsleute sind auf solche Auszeichnung sehr stolz; der Gouverneur der Insel ist nur einfach „Herr" und zwei ceylonesische Gentlemen sind Ritter!

In Ceylon selbst ist man der Meinung, daß Kinder von Europäern, die sich dann wieder mit Europäern unvermischten Blutes verheirathen, in der dritten Generation aussterben. Ob das unter allen Umständen richtig sei, möge hier dahin gestellt bleiben; es ist aber feststehende Thatsache, daß solche Kinder von Europäern schlank aufschießen, daß sie aussehen, als hätten sie kein Blut; es fehlt ihnen die Musculatur und das Stramme ihrer Vorfahren. Die auf Ceylon aus unvermischtem europäischen Blute erzeugten Menschen werden dort niemals eine zahlreiche Classe bilden können, was von den Eurasiern angenommen werden kann. Diese werden mit der Zeit einen Mittelstand und wohl auch die höhere Classe bilden.

Die Parsis sind auch auf Ceylon Kaufleute und bilden die intelligenteste, sehr respectable Classe unter den Asiaten.

Aus allen Erdtheilen.

Die chaldäischen Christen am Urumia-See.

Die Reise des persischen Schahs durch Europa hat doch einige gute Folgen gehabt. Der bisher auf den chaldäischen Christen lastende Druck ist beseitigt und denselben sogar gestattet worden, im Dorfe Giog Tapa eine Kirche zu bauen. Die Kosten derselben sind auf 2500 Thaler veranschlagt worden, aber die Gemeinde ist zu arm, um auch diese geringe Summe aus eigenen Mitteln aufzubringen. Sie schickte deshalb einen ihrer Geistlichen, den Pastor Alexander, Sohn Absalom's, nach Europa, um zu sammeln. In St. Petersburg fand der Mann freundliche Aufnahme bei den Evangelischen, und der berühmte Akademiker Dorn hat das vom chaldäischen Patriarchen Simeon Ruben ausgestellte Beglaubigungsschreiben Alexander's als echt erkannt.

Giog Tapa liegt etwa zwei Wegstunden vom Urumia-See entfernt; auf persischem Gebiete, nahe der türkischen Grenze. Die chaldäischen Christen sind eines der vielen christlichen Trümmer im Oriente, die ein kümmerliches Leben fristen. Sie haben eine sehr bewegte Geschichte, deren Umrisse in der deutschen „St. Petersburger Zeitung" mitgetheilt werden.

„Im wildesten Theile jenes kahlen, himmelanstrebenden Gebirges, welches Kurdistan von Norden nach Süden durchzieht, umgeben von schneebedeckten, fast unzugänglichen Schutzwehren, und zugleich in der 4300 Fuß über dem Meeresspiegel liegenden Hochebene am Salzsee Urumia, die amphitheatralisch von zwei östlichen Ausläufern dieses Gebirges umschlossen wird und mit üppigen Weizenfeldern, Melonenbeeten und Weingärten bedeckt ist, wohnt der ehrwürdige Rest einer uralten christlichen Secte, die sich durch allen Wandel der Zeiten und durch die furchtbarsten Geschicke hindurch ihren Glauben in fast evangelischer Reinheit bewahrt hat — das einzige Gut, das ihr aus dem Schiffbruche geblieben ist. Von dem Apostel Thomas behaupten die Chaldäer das Evangelium empfangen zu haben. In dem Lehrstreit (— Zänkereien —) des fünften Jahrhunderts über die Vereinigung der beiden Naturen in Christo neigten sie sich den Anschauungen des Nestorius zu und wiesen namentlich allen Mariendienst zurück.

Die Ebenen Assyriens wurden in den ersten Jahrhunderten das Schlachtfeld der Nationen des Morgenlandes und Abendlandes. Die Abkömmlinge ihrer ursprünglichen Besitzer blieben, dem Schwerte der Perser, Griechen und Römer entronnen, in den zerstörten Dörfern und Städten. Sie erhoben sich so weit aus ihrem Elende, daß wir Abgesandte nicht nur auf dem Concil zu Nicäa sehen, sondern auch in den fernsten Theilen Asiens. In Persien, Arabien, Indien standen Christengemeinden unter dem Hirtenstabe des Patriarchen von Seleucia. Im siebenten Jahrhundert erfüllen chaldäische Priester unter dem Schutze der kaiserlichen Gunst sogar das chinesische Reich allenthalben mit der Predigt des Evangeliums. Chaldäische Gelehrsamkeit vermittelte den späteren arabischen Eroberern nicht nur ihre eigenen Wissensschätze, gepflegt auf den berühmten Schulen zu Edessa, Nisibis, Seleucia, sondern auch die Kenntniß der griechischen Literatur. Die Gunst der Chalifen erhebt die Unterworfenen zu Gouverneuren, Leibärzten, Secretären. Da tritt mit den Eroberungs- und Vernichtungszügen der Mongolen ein Rückschlag ein. Timur verfolgt die blühende chaldäische Kirche. Die fanatischen Schiiten in Persien vollenden das Werk der Verwüstung.

Vom Beginne des fünfzehnten Jahrhunderts ab sind die Verfolgten — ein kleiner Bruchtheil der einst auf einen ganzen Welttheil influirenden Kirche — auf die Felsenfeste Kurdistans beschränkt. Bis in die letzten Jahrzehnte hinein erfreueten sie sich hier fast gänzlicher politischer Unabhängigkeit, nur durch stete räuberische Einfälle der benachbarten Kurden beunruhigt. Da verband sich die türkische Regierung mit dem räuberischen Nachbar und es erfolgte im Jahre 1843 ein Blutbad, das wohl ein Viertel der christlichen Bergbewohner hinraffte. Als der Engländer Layard seine Entdeckungen in den Ruinen von Ninive verfolgte und die benachbarten Berge besuchte, fand er die Stätten jenes Blutbades, ganze Felsenwände und Schluchten noch

buchstäblich bedeckt mit den Schädeln und Skeletten und verwitterten Kleidungsstücken der Erschlagenen.

Es ist nun eine Zeit verhältnißmäßiger Ruhe eingetreten. Türkische Wachtposten sichern nicht nur dem Sultan seinen Besitz, sie stellen auch das Eigenthum der Bewohner des Berglandes sicher. Aber wie in den türkischen Bergen, so auf der persischen Hochebene, am Urumiasee, müssen die Christen die Last der andersgläubigen Obrigkeit dennoch empfinden. Es ist ihnen verboten, sich eigenen Grundbesitz zu erwerben. Der treueste Fleiß gewährt ihnen keine Aussicht, sich über die Stellung und den kärglichen Lohn eines Knechtes hinauszuarbeiten. Und wollten sie auf irgend welches Gewerbe sich legen, so fänden sie für die Producte ihrer unreinen Hand bei den allein vermöglichen Mohammedanern keinen Absatz. Das Gepräge der äußersten Armuth trägt darum das ganze Leben wie der christlichen Gemeinden so ihrer Pastoren, die mit dem geringen Gehalte von 300 Thalern kaum sich und den Ihrigen das Leben fristen können, und jede Mißernte hat das äußerste Elend zur Folge.

Die chaldäischen Christen, deren Zahl auf 17,000 geschätzt wird, unterscheiden sich nicht nur von den durch Jesuitenkunst vom väterlichen Glauben abwendig gemachten römisch-katholischen Chaldäern, deren Patriarch, Mar Joseph, zu Mosul residirt, sondern auch von den etwa 20,000 Stammesgenossen, die sie selbst nestorianische Christen nennen und die unter ihren eigenen Bischöfen stehen. Der Unterschied besteht indeß nur darin, daß diese im katholischen Sinne fasten und das Abendmahl auch Kindern austheilen, was die sogenannten chaldäischen Christen verwerfen. Nur wenn schwere Heimsuchung die Gemeinden drückt, wird ein allgemeines mehrtägiges Fasten ausgeschrieben. Ihr Patriarch, jetzt Mar Simeon Ruben, residirt zu Kotschannes bei Djulamek. Unter ihm stehen 4 Bischöfe, die wiederum 25 Pastoren unter ihrer Leitung haben, während 10 Pastoren die chaldäischen sogenannten Thomaschristen in Calcutta und Bombay versorgen. Pastor Alexander bekennt, daß seine Glaubensgenossen in Folge ihres isolirten Kampfes mit den Kurden in große Verwilderung und Glaubensverdunkelung gerathen gewesen seien. Als ihren Reformator bezeichnet er den Patriarchen Simeon Dan, der zu Anfang dieses Jahrhunderts Reisen durch Europa machte." —

Die chaldäischen Christen scheinen ein kümmerliches, mit allerlei Formelkram überbürdetes Leben zu führen. Die Würde des Patriarchen ist in einer Familie erblich; er selber darf nicht heirathen und keine thierische Speise genießen. Uebrigens verwerfen sie alle menschliche Mittlerschaft, so z. B. der sogenannten Heiligen im sogenannten Himmel und auch der sogenannten Kirche und der Priesterschaft auf Erden. Nur den Glauben erkennen sie als den rechten, der sich in der Liebe lebendig erweist, verwerfen die Prädestinationslehre und wollen vom sogenannten Fegefeuer nichts wissen. Als Sacramente haben sie nur Taufe und Abendmahl, nehmen bei letzterm keine Verwandlung an. Dem Geistlichen wird der sogenannte heilige Geist lediglich durch seine eigene und der Gemeinde Fürbitten mitgetheilt, nicht durch Handauflegen eines Bischofes. Er darf keine Ohrenbeichte verlangen. — Seit 1835 halten sich amerikanische Missionäre am Urumia-See auf; diese haben ihnen Bibeltexte sowohl in der altsyrischen Kirchensprache wie in der jetzigen Volkssprache zugänglich gemacht; sie stehen aber zu diesen Amerikanern in „mancherlei Differenzen über die Lehre". Bibelstücke werden in dem Allen verständlichen Neusyrisch vorgelesen; die Kirchenzucht ist streng; Frauen werden streng abgeschlossen gehalten, selbst Familiengliedern gegenüber. Für Kranke wird löbliche Fürsorge getragen.

Sie sind harmlose, friedliche Menschen, denen es wohl zu gönnen ist, daß sie endlich, vor Druck und Mißhandlungen gesichert, ihrem Glauben leben können, auf welchen sie großen Werth legen. Sie halten denselben für ihren einzigen Reichthum, denn mit äußeren Glücksgütern sind sie nicht gesegnet.

Schulen in Japan.

Die „Sprachenschule" in Tokei (d. i. Jeddo) bietet in ihren Aeußerlichkeiten viele Abweichungen von den amerikanischen und europäischen Schulen. Der Beobachter befinde sich Mittags 12 Uhr beim Schluß der Schule vor den geöffneten Thorflügeln des großen Umfassungszaunes. Da halten auf der Straße etwa 20 zweiräderige Stuhlwagen, einige Equipagen und einige Reitpferde. Jetzt ertönt der Kanonenschuß von der Höhe des ehemaligen Taikunsitzes, die Schulglocken erklingen und eiligen Schrittes erscheinen die Lehrer, besteigen ihre Jinrikischas, Wagen oder Pferde und eilen ihren Wohnungen zu. Nun kommt der Schwarm der Schüler in schlafrockähnlichen Gewändern und weiten Beinkleidern, welche letztere genau wie Frauenunterröcke aussehen. Die größere Hälfte ist bereits mit Lederstiefeln und Filz- oder Strohhüten bekleidet, ein beträchtlicher Theil der Schüler stolzirt noch auf den colossalen Holzsandalen drei Zoll hoch über dem Erdboden daher, barhäuptig und am Gürtel Pfeife und Tabacksbeutel tragend. Die Schulhäuser sind einstöckig, aus Holz gefertigt, und enthalten gegenwärtig 14 englische, 7 französische und 6 deutsche Classen, außerdem mehrere Directorats-, Bibliothek- und Conferenzzimmer und ein großes Wartezimmer für die Schüler, welches bis vor Kurzem in den Pausen von dem durch die Schüler verursachten Tabacksqualm angefüllt war. In neuerer Zeit scheint aber das Rauchen der Schüler vom Directorium nicht besonders begünstigt zu werden, da die vielen Kohlenkästchen zum Pfeifenanzünden aus dem Wartezimmer verschwunden sind. Der Unterricht findet bis jetzt von $7\frac{1}{2}$ bis $9\frac{1}{2}$ und von 10 bis 12 Uhr statt. Auf der japanischen Normalschule zu Hiroschima wird die japanische Schriftsprache mit lateinischen Buchstaben gelehrt, und das ist auch ein Fortschritt.

Aus dem russischen Reiche.

Die russische Regierung geht mit dem Plane um, einen großen, sichern Hafen an der Ostküste des Schwarzen Meeres herzustellen und denselben in Verbindung zu bringen mit der Bahnlinie Rostoff-Wladikawkas. Eine Zweigbahn soll von der letztern nach einem geeigneten Küstenplatze geführt werden, doch ist die Wahl noch nicht getroffen zwischen Anapa, Novo, Rossisk, Ghelendschick und Tanapse.

Die Kohlenlager in Südrußland sollen in großartigern Betrieb als bisher genommen werden und man will durch den Bau einer Anzahl von Bahnen bessern Absatz für sie vermitteln. So soll die Donetz-Linie das ganze südliche Kohlenbecken durchschneiden und in Verbindung gebracht werden mit den verschiedenen Linien, welche aus dem westlichen und dem mittlern Rußland zum Meere führen. Die russische Kohlenförderung ist noch in ihren Anfängen. Im Jahr 1873 lieferte das Donetz-Becken 41,000,000 Pud, also etwa 650,000 Tonnen, also beträchtlich mehr als die 11,000,000 Pud in 1870; 12,000,000 in 1871 und 19,000,000 in 1872; im Jahre 1866 stellte sich die Förderung auf nur 7,900,000 Pud. Das Lager ist „unerschöpflich", und versorgt bereits manche Eisenbahnen und die von Engländern geleiteten Eisengießereien. Nach Vollendung der in Aussicht genommenen Bahnen wird Rußland keine fremde Kohle zu kaufen brauchen und Locomotiven nicht mehr mit Holz feuern. Jedenfalls kann dann die Donetz-Kohle das ganze Schwarze Meer und den Bosporus versorgen und man meint, selbst in den Häfen des Mittelmeers, namentlich in Aegypten, mit der englischen erfolgreich concurriren zu können. Die Zeit wird lehren, ob diese letztere Hoffnung in Erfüllung geht.

Die Auswanderung der Juden ist beträchtlich; sehr viele junge Leute entfliehen nach Amerika, um sich dem Soldatendienste zu entziehen. Hier ein Beispiel. In Marianopol, einer Stadt im Gouvernement Suwalki, sollten bei der letzten Recrutirung 67 jüdische Recruten gestellt werden; es wurden aber nur drei „abgegeben", von welchen obendrein einer über die Grenze entwischte. Zur Recrutirung stellten sich fast nur Taube, Stumme,

Lahme, Blinde, überhaupt ganz unbrauchbare Personen; die tauglichen waren alle verschwunden. Bei der vorletzten Recrutenaushebung wurden in demselben Marianopol statt 63 nur 20 abgegeben; nachdem sie in Kronsuniformen eingekleidet waren, entflohen sie sammt und sonders zunächst nach Königsberg und dann weiter nach Amerika. Durch nähere Erkundigungen stellte sich heraus, daß an der ganzen polnischen Grenze nach Preußen zu Aehnliches stattgefunden. Da nun aber die Zahl der einzustellenden Recruten im Verhältniß zur Einwohnerzahl steht, so müssen die übrigen Bewohner auch die Last ihrer flüchtigen jüdischen Mitbürger tragen. Die Zahl der vor der Muskete geflüchteten Hebräer ist, wie gesagt, keineswegs unbeträchtlich; die polnischen Kreispostämter erhalten jährlich 30,000 bis 40,000 Rubel aus Neuyork zur Uebermittelung an die Verwandten der Flüchtlinge und die Gouvernementspostanstalten befördern noch weit größere Summen. Sobald die Deserteure in Amerika einigermaßen festen Boden gewonnen, lassen sie ihre Angehörigen dorthin nachkommen.

Die eingegangene Mission zu Gondokoro.

Baker schreibt in seinem neuen Werke „Ismailia" (Bd. I, S. 222 und 237) über die eingegangene österreichische Mission zu Gondokoro:

„Ich ging zu der alten Missionsstation. Nicht ein Stein steht mehr auf dem andern — alles ist vollständig zerstört. Die wenigen Obstbäume, welche die frommen Hände der österreichischen Missionäre pflanzten, bilden nun ein wirres Dickicht am Ufer des Stromes. Die schöne Allee von großen Citronenbäumen ist theilweise ruinirt, während der Boden unter ihnen buchstäblich von Tausenden verfaulter Citronen bedeckt ist, da keine Hand sich rührte sie zu pflücken. Die Eingeborenen essen sie nicht und so kommen die köstlichen Früchte um; vielleicht 60 oder 80 Buschel lagen verfault auf der Erde.

„Von Seiten der österreichischen Missionäre hat man die Baris, diese Bewohner des Landes, als hoffnungslos aufgegeben, nachdem jene ungeheure Anstrengungen und große Summen Geldes auf sie verwendet hatten. Die Eingeborenen haben das hübsche Missionshaus niedergerissen und die lichtrothen Ziegel zu feinem Pulver zerstoßen, welches mit Fett vermischt die Salbe zum Einschmieren ihrer nackten Körper bildete. Das waren die Resultate vieljähriger Mühen, der Tod manches trefflichen Mannes, der Verlust von Geld, das Fehlschlagen des Versuchs. Und anstatt daß das Unternehmen eine Erbschaft von innerlicher geistiger Gnade bei diesen „Menschen und Brüdern" zurückließ, wurde die Missionsanstalt selbst zu einer äußerlichen Application für die Haut verwendet: Das Haus Gottes wurde in göttliche Pomade verwandelt. Dieses Ergebniß war übrigens von Jedem vorauszusehen, der praktische Erfahrungen mit den Baris gemacht hatte." Und als wie hoffnungsreich wurde diese Mission am obern Nil einst geschildert und man phantasirte sogar von Ansiedelungen weißer Menschen in jener Gegend; man brachte Negerkinder von dort, „die sich ganz charmant anließen", bis sie — mannbar wurden.

Von der Nordwestküste Amerikas.

Vorgeschichtliches aus Alaska. Ein bei der Küstenaufnahme beschäftigter Seemann, W. H. Dall, ist im November 1874 nach San Francisco zurückgekommen. Er hat von dort eine Anzahl von Gegenständen mitgebracht, die von einem vorgeschichtlichen Volke herrühren; dasselbe ist völlig verschwunden. Unter jenen Sachen befinden sich z. B. mehrere Mumien von den alëutischen Inseln; 12 derselben sind vortrefflich erhalten; Dall hat auch Schädel mitgebracht, von denen einige durch atmosphärische Einwirkungen gelitten haben. Dazu kommen steinerne Messer, Schnitzereien 2c. Demnächst soll eine genaue Beschreibung mit Abbildungen veröffentlicht werden.

Derselbe Herr Dall hat sich auch mit trigonometrischen Arbeiten in der Gegend am Berg Elias beschäftigt, deren specielle Ergebnisse er gleichfalls mittheilen wird. Vorläufig theilte er mit, daß dieser Berg der höchste in Nordamerika sei, da er höher als 19,000 Fuß englisch gipfele; der Fairweather hat mehr als 15,000 Fuß. In der Nähe des Elias fand Dall einige große Gletscher; der „Strom" des einen derselben hat eine Breite von 3 bis zu 6 Miles und reicht etwa 30 Miles landeinwärts. Das Eis ist klar und blau.

Die californische Akademie der Wissenschaften besitzt eine ungemein reichhaltige Sammlung von Crustaceen. Bei der großen Feuersbrunst in Chicago ging die werthvolle Sammlung des Herrn Simpson verloren; nun ist in San Francisco Ersatz für dieselbe. Besonders reich sind auch die Schalenthiere Süd- und Centralamerikas und der Südsee vertreten.

Wir haben im vorigen Bande des „Globus" die Mittheilungen Paul Schumacher's über die Muschelhügel in Californien gegeben. Der Gegenstand erregt große Theilnahme; man hat seit der Mitte des vorigen Sommers vielfache Nachforschungen angestellt und eine überraschend große Menge solcher Muschelhügel gefunden. So z. B. an der ganzen Bay von San Francisco; bei Oakland, zwischen Centreville und Alviso, zwischen San Mate's und Hunter's Point. Man fand in denselben Mörser, Stein- und Muschelzierrathen, Messer aus Knochen und dergleichen mehr.

Dr. Harkneß hat jüngst in Plumas County, Californien, einen Vulcan entdeckt, der, ihm zufolge, noch vor etwa zwanzig Jahren thätig gewesen ist.

Die „heilige" Republik Ecuador in Südamerika.

Man kann Ecuador als einen Staat der Jesuiten bezeichnen, denn die Väter der Gesellschaft Jesu üben dort unbedingte Herrschaft. Der Präsident und Dictator dieser „Republik", Garcia Moreno, ist das weltliche Werkzeug, dessen sie sich bedienen; er folgt ihren Weisungen unbedingt. Ein Ecuadorianer, Juan Montalvo, hat im December 1874 in Panama eine Schrift drucken lassen, die höchst interessante Thatsachen enthält.

„Garcia Moreno hat, unter Veranstaltung großer Kirchenfeste, die Republik unter den Schutz des heiligen Herzen Jesu gestellt und dieses gilt nun als Schutzpatron des Staates. Das Ministerium ist lediglich aus Jesuiten zusammengesetzt."

„Die Armee ist in vier Divisionen getheilt:

1. Division des Sohnes Gottes.
2. Division des guten Hirten.
3. Division der fünf Wunden.
4. Division der Allerreinsten.

Was man in anderen Ländern als Husaren, Dragoner und Uhlanen 2c. bezeichnet, hat im Jesuitenstaate kirchliche Benennungen erhalten:

1. Heilige Brüder.
2. Söhne der Heiligkeit.
3. Beschützer der Jungfrau.
4. Freiwillige Jünger.

Alle Soldaten, vom General abwärts und ohne jede Ausnahme, müssen täglich in die Messe gehen; sie müssen häufig beichten und das Abendmahl nehmen."

Die heilige Republik, welche jüngst wieder des besondern Segens aus Rom theilhaftig geworden ist, bestreitet die Peterspfennige für den Papst aus den Staatseinnahmen, zahlt jedoch ihre Schulden an die Gläubiger nicht, welche so naiv waren, diesem biedern Staate Geld zu borgen.

* * *

— Die Auswanderung aus Deutschland nach Nordamerika ist bekanntlich gegen früher viel schwächer geworden. Während im Jahre 1873 aus Bremen 63,243 Personen auf 208 Schiffen befördert wurden, betrug die Zahl 1874 nur 30,636 in 151 Schiffen. Ueber Hamburg wanderten 43,443 Personen aus, wovon 12,818 auf indirectem Wege über Liver-

pool und Hull; diese Verschiffung über englische Häfen dauert leider immer noch fort, so oft und mit so viel Recht auch gegen dieselbe gewarnt worden ist. Im Ganzen sind also aus den beiden genannten Häfen 74,079 Personen nach Nordamerika befördert worden, während die Rückkehr der von dort zurückwandernden Deutschen bereits zu einer beträchtlichen Ziffer angewachsen ist.

— Nachdem man das Project, einen Darien-Atrato-Canal herzustellen, hat aufgeben müssen, sind die Nordamerikaner wieder auf das Nicaraguaproject zurückgekommen. Der Rio San Juan soll canalisirt werden; man würde vor dessen Mündung bis zum Nicaraguasee mit sieben Schleusen auskommen. Von diesem See aus bis zum Stillen Ocean ist ein Durchstich projectirt, der zehn Schleusen haben würde. — Daß ein Canal mit Schleusen dem Bedürfnisse der Weltschifffahrt nicht entsprechen kann, ist klar und die Ausführung des Projectes liegt wohl auch noch in weiter Ferne.

— Nachdem die Rigibahn auch in finanzieller Hinsicht so günstige Ergebnisse geliefert hat, soll ein Schienenweg bis auf die Höhe des Snowden, „dieses Königs der Berge in Wales“, gebauet werden und zwar genau nach dem Muster der Rigibahn.

— Die Eisenbahnen in Ostindien. Am 1. Juli 1874 betrug die Länge derselben 5489 Miles, auf denen in den ersten sechs Monaten 10,711,071 Fahrgäste und 3,126,019 Tonnen Güter befördert wurden. Auch die Dampferflottille auf dem Indus ist für den Waarenverkehr von großem Belange.

— Zwischen der canadischen Dominion und der Colonie Britisch Columbia, welche sich derselben angeschlossen hat, ist ein Uebereinkommen getroffen worden, demzufolge die Eisenbahn vom Obern See bis zum Großen Ocean zu Ende des Jahres 1890 vollendet und dem Betrieb übergeben sein soll.

— Verschiffung von Portweinen aus Oporto seit dem Jahre 1801. Ein Börsenartikel der „Mail“ vom 13. Januar hat die amtlichen Ziffern darüber mitgetheilt. Es geht aus denselben hervor, daß auf das Jahr 1801 die beträchtlichste Einfuhr von Portweinen entfällt, nämlich 66,629 Pipen, die geringsten auf 1816, nämlich nur 17,872 Pipen, und 1832, wo nur 13,871 Pipen zur Ausfuhr kamen; 1853 auch nur 16,090. Für die letztverflossenen Jahre sind die Angaben folgende: 1872 50,182, 1873 49,649, 1874 56,531 Pipen.

— In der australischen Colonie Victoria ist ein so großer Ueberfluß an fetten Schafen und Rindvieh, daß nur wenig davon verkäuflich ist und so niedrige Preise bringt, daß man das meiste auskocht, um Talg zu gewinnen. Der Versuch, frisches Fleisch in Zinnkästen zu versenden, hat großen Verlust gebracht. In der Zeit vom 31. December 1867 bis dahin 1873 hat die amtliche Zählung für sämmtliche australische Colonien und Tosmaniens folgenden Zuwachs nachgewiesen. Die Anzahl der Schafe ist von 38,866,098 gestiegen auf 45,796,270; des Rindviehes von 3,574,133 auf 5,123,458. Für Ende 1874 nahm man an 50 Millionen Schafe und Rindvieh 5,750,000 Häupter. — Auf Neuseeland ist in den angegebenen Jahren die Zahl der Schafe von 8,418,579 angewachsen auf 11,694,863, die des Rindviehes von 312,835 auf 494,113.

— Nach Sibirien verbannt wurden aus dem europäischen Rußland, von Monat Mai bis October 1874, 16,889 Personen; davon sind 1220 Verbrecher der schlimmsten Art, die zu härtester Arbeit verurtheilt wurden; 1624 sind von ihren Gemeinden als unverbesserlich ausgestoßen worden; 1080 Frauen und Kinder über 15 Jahre und 1269 jüngere Kinder sind mit den Verbannten freiwillig nach Sibirien gegangen.

— Die Maoris auf Neuseeland, die Söhne der weiland Menschenfresser, haben nun auch eine Zeitung in ihrer Sprache. Der Häuptling Henare Tomoana, der unweit von Napier an der Hawkesbai seinen Wohnsitz hat, giebt die von ihm gegründete Zeitung „Wananga“ heraus. Sie erscheint monatlich zweimal und bringt den Maoritext mit englischer Uebersetzung.

— Keine Sklaven mehr auf Madagaskar. Im Jahre 1865 schloß die Königin mit England einen Vertrag zur Abschaffung des Sklavenhandels, der aber nicht streng vollzogen worden ist, wie aus folgender Proclamation hervorgeht: „Ich, Ranovalo manjaka, von Gottes Gnaden (!) und durch Willen des Volkes Königin von Madagaskar und Vertheidigerin der Gesetze meines Landes, habe mit meinen Verwandten, die jenseits der Meere wohnen, ein Uebereinkommen dahin getroffen, daß es nicht erlaubt sein solle, Menschen seewärts in mein Land zu bringen, um sie zu Sklaven zu machen. Deshalb befehle ich, daß Mosambikleute, welche seit dem 7. Juni 1865 ins Land gekommen sind, isan ny ambaniandro sein sollen. (So bezeichnet man die freien Leute auf Madagaskar.) Wenn sie hier im Lande wohnen wollen, so dürfen sie das thun, und wenn sie wieder über See in ihre Heimath zurückwollen, so steht ihnen das frei. Wer ein Hehl daraus macht, daß er Mosambikleute hat und sie nicht freigiebt, damit sie isan ny ambaniandro werden können, über den soll Kettenstrafe auf zehn Jahre verhängt werden. — So sagt Ranovalo manjaka, Königin von Madagaskar; dies ist das Wort Ranovalo manjakas, der Königin. — So sagt Raikilar arivoky, Premierminister und Oberfeldherr auf Madagaskar. Gegeben zu Antananarivo, 2. October 1874.“

— Aberglaube der Bienenväter. Der „Deutsche Bienenfreund“ theilt Folgendes mit: „Viele glauben: 1) wer Bienen anlegen wolle, müsse einen Stock kaufen, einen erben, einen geschenkt erhalten, sonst glückt es nicht; 2) wenn ein Bienenschwarm sich an ein Haus hängt, so bricht Feuer darin aus; 3) wenn man Bienen im Stock über die Straße trägt, so dürfe man sich nicht umsehen, auch kein Wort sprechen, selbst keinen Gruß erwiedern, dann flögen einem die Bienen nicht fort; 4) noch an demselben Tage, an welchem ein Herr vom Hause gestorben, müsse allen Hausthieren, von dem Vieh in den Ställen bis zum Vogel im Käfig, besonders aber den Bienen im Stock, oft unter feierlichen Formen, der Todesfall angesagt werden, sonst gingen sie sehr bald ein oder die Bienen wanderten aus. — In K. in der sächsischen Schweiz hätte dieser Aberglaube bei einer Leichenbegleitung im Sommer 1874 Vielen höchst verhängnißvoll werden können. Es waren dort gegen 100 Personen zur Leichenbegleitung versammelt und der Leichenzug sollte sich bald in Bewegung setzen, als ein Einwohner den Bienen die Mittheilung macht, daß ein Mitglied des Hauses gestorben. Dies that er durch starkes Klopfen an die Stöcke, und da eine Hitze von 24 Grad herrschte und die Bienen schon unruhig waren, so war es kein Wunder, wenn sie dies übel vermerkten, wie toll aus dem Stocke stürmten und ihre Stechübungen an vielen Leichenbegleitern probirten.“

— In Bordeaux hat sich im November 1874 eine Gesellschaft für Handelsgeographie unter Vorsitz von Herrn Marc-Maurel, Generalsecretärs der Präfectur, gebildet.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXVII. № 7.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 12 Mark. Einzelne Nummern 50 Pf. — 1875.

Aus Georg Schweinfurth's Reisen in Innerafrika.

V.

Eine centralafrikanische Idylle. — Ein Gemüsegarten mit europäischen Pflanzen. — Ein Bastard-Gemsbock. — Die Raubzüge der Nubier und das Seribenrecht. — Das Gebiet der Bongo; ihre ethnographische Stellung. — Tabackrauchen. — Wohnungen und Lebensweise. — Eisenschmiede und Eisengeld. — Holzschnitzerei. — Tracht, Verunstaltungen, Putz.

Von der Wanderung im Gebiete der Djur, welche wir in der vorigen Nummer geschildert haben, kehrte Dr. Schweinfurth nach der Seriba des Ghattas, seinem Standquartiere, zurück. Dort verweilte er, vom Maimonat an, fünf Monate lang, unternahm zu wissenschaftlichen Zwecken Streifzüge in die Umgegend, und ganz prächtig schildert er die Idylle eines afrikanischen Naturlebens, das ihm so reizende Genüsse darbot.

Zunächst legte er einen großen Gemüsegarten an, in welchem bei sorgfältiger Pflege die Pflanzen trefflich gediehen. Mais aus Neuyersey war am siebenzigsten Tage nach der Aussaat reif und von besserer Güte als das amerikanische Saatkorn; Taback aus Maryland wuchs zu riesiger Größe und ergab viele Centner; Gurken, Kopfkohl, Kohlrabi und Rettig waren gut. Melonen und Wassermelonen kann man in jener Gegend nur in den Wintermonaten vermittelst künstlicher Bewässerung zur Fruchtreife bringen; in der Regenzeit werden die Früchte längst vor der Reife von Würmern angefressen und das Laub wird von den Käfern zerstört. Auch den Liebesapfel und die Sonnenblume zog Dr. Schweinfurth und er meint, daß beide sich nun wohl für immer in diesem Theile Afrikas eingebürgert haben werden.

Es versteht sich von selber, daß der Botaniker von Fach sich mit vollem Herzen der Erforschung der Flora hingab. Gewöhnlich ging er schon mit Sonnenaufgang von einigen Leuten begleitet in den nahen Wald, streifte in der sichern Umgebung der Seriba umher und kehrte um die Mittagszeit reich an Ausbeute zurück, denn „Neues gab es immer in Afrika". Bei seiner, wie er selbst sagt, fieberhaften Thätigkeit, welche sich selbst auf einen Theil der Nacht erstreckte, um das am Tage Wahrgenommene zu Papier zu bringen, schwollen seine Sammlungen bald zu bedeutendem Umfang an, Ballen häufte sich auf Ballen, Alles wurde sorgfältig in Rindshäute genäht und lag der weiten Reise gewärtig, welche diese Schätze über Wüsten und Meere hinführen sollte in die Speicher der Wissenschaft.

Auch die Jagd bot seltene Ausbeute. Schweinfurth saß im tiefen Schatten eines Butterbaumes versteckt in dem hoch aufgeschossenen Grase und zergliederte Pflanzen. Seine drei Begleiter schliefen, weit umher herrschte tiefe Stille in der Waldeinsamkeit; nur ab und zu drang ein feines Geknister von dem rastlosen Getreibe in den Werkstätten der Termiten zu dem Ohre des Zeichnenden. Da schwankte ein riesiger Schatten an seinen Augen vorüber und als er den Blick erhob, stand ihm auf kaum Pistolenschußweite ein prächtiger Antilopenbock gerade gegenüber. Die Schönheit eines Thieres, welches er nie zuvor gesehen hatte, erhöhete seine Ueberraschung und mit pochendem Herzen starrte er auf das räthsel-

Bongo-Frauen.

hafte Bild, welches gleichsam dem Erdboden entwachsen zu sein schien. Es war ein Bastard-Gemsbock (Antilope leucophaea) von hellgraubrauner Färbung, an der Brust mit langem Haar und weiß am Bauche. Von dem stolz gehobenen Kopfe mit seinen langen, spitzen Gehören und dem massiven Gehörn bis hinab zu den schwarzen Läufen mit den weißen Knöchelbinden stand der Bock da vor seinen Blicken in voller Majestät, wie ein gewaltiger Büffel, der drohend nach allen Seiten äugt und sichert, bevor er sich zur Fortsetzung seines Weideganges anschickt. Eine rothbraune steife Mähne, welche vom gebogenen Nacken bis über den ganzen Widerrist sich erstreckt, gab seiner Erscheinung etwas unbeschreiblich Keckes und Herausforderndes. Rauschend legte sich das Gras vor seinen wuchtigen Tritten; dann schwenkte es auf die Seite, ihm die ganze Spiegelpartie zukehrend. Er konnte die Fliegen erkennen, die den hin- und herfuchtelnden Giraffenschweif umkreisten, durch welchen diese Antilopenart sich auszeichnet, einer Quaste von dreiviertel Fuß langen schwarzen Haaren, die auf schlankem Stiel befestigt ist. Von Schweinfurth's Leuten regte sich keiner; er streckte die Hand aus nach der neben ihm liegenden Büchse, schob die Sicherheit zurück und bei der nächsten Körperwendung des Thieres fiel die Kugel mitten aufs Blatt, in kaum 30 Schritt Entfernung. Mit mächtigem Satze fuhr der Bock in die Höhe; dann stand er einen Augenblick still, die Läufe gespreizt, wie betäubt, mit etwas gesenktem Blicke. Eben wollte der Jäger zur zweiten Büchse greifen, da gab es einen gewaltigen Krach und während er da saß, hatte ihm das

Dorf des Bongohäuptlings Sabbi.

Jagdglück die stolzeste Beute in den Schoß geworfen. — „So etwas kann man nur in Centralafrika erleben."

Nach einem Aufenthalte von fünf Monaten hatte Schweinfurth nahe an 700 blühende Gewächse „zusammengerafft". Ein solches Ergebniß war möglich, weil im Djur- und Bongolande die Flora ihre Blüthen auf die ersten Monate der Regenzeit häuft; im Herbste, wenn das Gras der Steppe verdorrte, ist sie ärmer und auch in der Mitte der vollen Regenzeit zeigt sie wenig, was nicht bereits beim Beginne derselben zu Tage getreten wäre. Das Gelände wechselt weniger als in den einförmigsten Gegenden Deutschlands. Es giebt Wald und Steppe, niedergrasige Wiesen und Buschwaldungen, Aecker und Waldlichtungen, Sumpfwiesen und Regenteiche, nackte Felsflächen und etliche Felsgehänge; Sandstellen trifft man fast nur in den trocken gelegten Flußbetten.

Schweinfurth giebt uns einen klaren Einblick in das abscheuliche Treiben der Chartumer Handelsleute. Er befand sich noch in der Seriba des Ghattas, als die Zeit gekommen war, in welcher die Verwalter der verschiedenen Seriben ihre jährlichen Raubzüge in das Gebiet der Dinka zu unternehmen pflegen, um sich mit frischem Vorrath an Vieh zu versehen. Die verschiedenen Gesellschaften machen einander Concurrenz und sie haben, um Zwistigkeiten möglichst zu vermeiden, sich über einige allgemeine Gesetze geeinigt, sich ein man kann sagen Seribenrecht geschaffen. Die Territorien, welche die einzelnen Compagnien für sich in Anspruch nehmen, sind scharf abgegrenzt, und die Straßen, welche zur Meschera führen, dürfen nur von solchen begangen werden,

die darauf ein gewohnheitsmäßiges Recht begründen können. Fast jede Seriba hat ihre eigene Straße, auf welcher sie brandschatzt; „eine Straße ohne Brandschatzen ist hier zu Lande keine Straße.“ Wollen fremde Compagnien die Straßen anderer benutzen, so müssen sie zuvor mit dem Seribenverwalter, welcher über dieselben gebietet, Rücksprache genommen haben. In solcher Art war auch das Abkommen, welches die Bewegungen der in das Gebiet der Niam niam unternommenen Expeditionen regelte. Jede Compagnie hat ihren eigenen Weg und ihre eigene Reihe kleiner Häuptlinge, welche für sie Elfenbein aufkaufen und den Markt vorbereiten. Keine neue Compagnie darf sich eindrängen, nur durch weiteres Vordringen ins innere Land kann sie sich neue Märkte eröffnen. Solche Entdeckungen werden wieder monopolisirt und die alleinige Berechtigung wird dann auch von anderen respectirt. Wo das nicht der Fall ist, giebt es unter den nubischen Compagnien Mord und Todtschlag, so lange nur schwarze Soldaten gegen schwarze kämpfen; die echten Nubier

Bongos.

versagen jedem Herrn den Gehorsam, sobald er ihnen zumuthet, auf ihre Brüder zu schießen.

Das Gebiet, auf welchem Ghattas *Viehraub* treiben läßt, umfaßt im Gebiete der Dinka den ganzen untern Lauf des Tondjflusses. Im Jahre 1865 hatte dort der Raub etwa 8000 Stück Rindvieh ergeben. Auf denselben waren 140 Bewaffnete nebst Hunderten ihnen ergebener Eingeborenen ausgezogen. Die Viehparks werden beim Morgengrauen überrumpelt; die Schwarzen werden durch Flintenschüsse eingeschüchtert und entfliehen. Eilig bemächtigen die Räuber sich der Herden und treten in Eilmärschen die Rückkehr an. Zwei Drittel der Beute fällt der Verwaltung zu, etwa ein Drittel wird den Soldaten zugewiesen, welche die Rinder dann verkaufen; auch die Anführer der Negerbanden, die Ortsvorsteher und Schechs erhalten einen Antheil. „Die schändlichen Helfershelfer, Kuppler und Hehler dieses verbrecherischen Handels sind die Gellaba, diese Sklavenhändler von Profession, die als Mitesser von den mühelos erworbenen Producten der Negerarbeit sich in allen Seriben einnisten. Abwechselnd handeln sie mit Baumwollenzeug, Seife und

Mützen, Flinten, Spiegeln und gedörrten Zwiebeln; dann wieder mit Sklaven und Sklavinnen, jungen und alten, mit Kupferringen und Perlen, Koransprüchen und Amuleten; schließlich mit Rindern, Schafen und Ziegen, je nach Erforderniß."

Nachdem Schweinfurth eine Anzahl der verschiedenen Seriben des Ghattas besucht hatte, finden wir ihn im Gebiete der Bongo. Schon vor drei Jahren hat er uns („Globus" 1872, XXII, S. 74 ff.) eine Skizze über dieses Volk eingesandt, in welcher er die Eigenthümlichkeiten desselben sehr ansprechend schildert. Ein Theil jener Mittheilungen ist in das Buch übergegangen; wir wiederholen hier nur Einiges, das zur Orientirung geeignet erscheint und fügen Manches aus dem ausführlichen Texte des Werkes hinzu.

Dieses kleine Volk „ist sichtbar dem Untergange geweiht". Vermöge seiner ausgeprägten Eigenart und durch eine im Kreise der Nachbarn hervorragende Selbständigkeit an Race, Sprache und Sitte kann es als ein Typus echt afrikanischen Lebens hingestellt werden. Es ist ohne Staat, ohne Geschichte und ohne Ueberlieferung, „ein verduftender Tropfen im Meere des Völkergewoges von Centralafrika." Schweinfurth hat dasselbe mit Vorliebe beobachtet; er hat den größten Theil der im Innern verlebten Zeit unter demselben zugebracht; fast immer hatte er auf seinen Wanderungen Bongoleute als Träger und machte sich auch mit ihrer Sprache bekannt.

Auf der Originalkarte, welche wir über die Gruppirung der verschiedenen Völkerstämme von 11° bis 3° N. im „Globus" mitgetheilt haben, tritt auch das Gebiet der Bongo deutlich hervor. Dasselbe liegt am südwestlichen Rande des Tieflandes des Bachr-el-Ghasal-Beckens und auf der untersten Terrasse, mit welcher das Hügelgesenke der südlichen Gebiete einen Uebergang von der stufenweise gehobenen Rasen-eisensteinkruste zu den Alluvialflächen anzustreben scheint, die der Unterlauf aller sich an der Bildung des Gazellenstromes betheiligenden Gewässer durchfurcht. Der Flächenraum zwischen 6° und 8° N. ist etwa so groß wie jener von Belgien. An der Nordgrenze zieht sich das schmale

Janga's Grab in Muhdi (Bongo).

Ländchen der Djur hin, an der Ostseite stoßen die Bongo (Dohr) an die Dinka (Diangeh). Die Südostgrenze am Roah stößt an das Land der Mittu; die westliche am Pango an das Land der Golo und Ssere. Im Süden von den Bongo breitet sich der östliche Flügel des großen Landes der Niam niam aus, und dazwischen sind als Grenzvölker eingekeilt und von ihren Nachbaren hart bedrängt die Bellanda im Westen und die Babuckur im Südosten.

Als die Chartumer mit ihrem nubischen Troß vor nun kaum einem Menschenalter zu den Bongo kamen, fanden sie bei denselben Alles in kleine Gemeinden zersplittert, „die normale Anarchie afrikanischer Duodezrepubliken;" hier war also ein völliger Gegensatz zu den Dinka, wo ganze Bezirke sich zu einem Stamme vereinigen. Man konnte ungehindert Seriben bauen bei diesem Ackerbau treibenden Volke, und die Zahl derselben betrug nach zehn Jahren schon achtzig, wenn man jene im Lande der Djur, Golo und Mittu hinzurechnet. Die Chartumer trieben im Lande der Bongo eine geradezu entsetzliche Wirthschaft; kaum der Hälfte des Volkes gelang es, sich durch Massenauswanderung der Sklaverei zu entziehen; viele Tausende von Knaben und Mädchen wurden unmittelbar in die Sklaverei nach entlegenen Ländern geführt, „die Nubier hausten wie ein Trupp übermüthiger Paviane in den Durrafeldern von Taka und Gedaref." So ist es gekommen, daß heute die Bongo nur noch etwa 100,000 Köpfe zählen.

Ihre Hautfarbe entspricht der rothen Erde des Landes; ihr Grundton ist ein erdiges Rothbraun. Wer von Norden her dem Laufe der beiden Quellzuflüsse des Weißen Nils folgend in die heidnischen Negerländer vordringt und zunächst nur Schilluk, Nuehr und Dinka kennen gelernt hat, wird, bei den Bongo angelangt, leicht wahrnehmen können, daß sich ihm mit diesem Volk eine neue Racenreihe nach Süden zu eröffnet. Die Bewohner der schwarzerdigen Tiefebene, diese im tiefsten Schwarz der Negerrace erglänzenden Schilluk, Nuehr und Dinka, stehen denen der rothen Felserde gegenüber, welche bei aller sprachlichen Verschiedenheit und ungeachtet ihrer abweichenden Lebensbedingungen und

einer ausgeprägten Eigenart der sie unterscheidenden Sitten sich als ein zusammenhängendes Ganze offenbaren. Die wichtigsten Völker in dieser Reihe, welche sämmtlich keine Rindviehzucht haben, sind die Bongo, Mittu, Niam niam und Krudj, alle durch den vorherrschend röthlichen Ton ihrer Haut gekennzeichnet; besonders die Frauen fallen durch das lichte Pigment auf, das bei vielen derselben ins Kupferrothe übergeht.

Die Hauptunterschiede im Haare der centralafrikanischen Völker liegen in der Färbung und den Wachsthumsverhältnissen; je nach den Racen entwickelt es sich in sehr ungleicher Länge; Bartbildung tritt bei den einen stark hervor, während sie bei anderen gänzlich fehlt. Das kohlschwarze krause Wollhaar der Bongo ist sehr kurz und läßt sich nicht in Zöpfe und Flechten bilden. Das Volk verwendet die meiste Sorgfalt auf den Anbau des Sorghum, und sammelt mit Vorliebe die Hutpilze ein, welche während der Regenzeit in großer Mannigfaltigkeit emporschießen; eine riesige Art von Polyporus weist nicht selten Exemplare auf, die bei einem Durchmesser von 1 Fuß eine Höhe von 3/4 Fuß haben und bis zu 50 Pfund schwer werden. Die Bäume des Landes bieten einen großen Reichthum an eßbaren, wenn auch nicht wohlschmeckenden Früchten dar; auch liefern wilde Erdknollen und Wurzeln verschiedener Art manche Speise.

Im Gesammtgebiete des Gazellenflusses hat man kein Kochsalz, sondern statt desselben ein anderes, welches durch Auslaugen der Holzasche der Grewia mollis gewonnen wird. Der Taback, ein unentbehrliches Reizmittel, wird überall angebaut, und die Maschirr genannte Art (Nicotiana rustica) hat einen außerordentlich scharfen Geschmack. Die kleinen dicken Blätter werden in Gestalt fester Kuchen im Mörser zusammengestampft, in Formen gepreßt und getrocknet. Davon bröckelt man nach Belieben ab, zerreibt die Masse zwischen Steinen und raucht aus langrohrigen Pfeifen, deren Köpfe sehr zierlich aus Thon geformt werden. Bei den Bongo geht die Leidenschaft des Rauchens häufig so weit, daß nur eine völlige Betäubung bis zur Sinnlosigkeit ihnen Genuß zu bringen scheint. Die gemeinschaftliche Pfeife geht von Hand zu Hand; der Bastknäuel, welcher die scharfen Oele auffangen soll, wird nicht in das erweiterte Rohr der Pfeife, sondern einfach in die Mundhöhle des Rauchenden gesteckt und macht zusammen mit der Pfeife die Runde.

Schafe und Rinder fehlen; die Ziegen gehören einer besondern Race an. Das Fleisch der Hunde wird niemals gegessen. Der Aberglaube besagt, das Verscharren eines todten Hundes müsse zur Folge haben, daß die Saaten ohne Regen bleiben. Mit Ausnahme von Menschen- und Hundefleisch genießen die Bongo fast alles Animalische, was auf Erden kreucht und fleucht, von Maus und Ratte bis zur Schlange, vom Aasgeier bis zur räudigen Hyäne, vom fetten Riesenscorpion bis zu den Raupen und den geflügelten Termiten, die einen öligen, mehlwurmartigen Leib haben.

Große Dörfer fehlen gegenwärtig; man findet in den bewohnten Landestheilen nur zerstreute Weilergruppen, wie unsere Illustration sie veranschaulicht. Auf den Bau der Hütten wird große Sorgfalt verwandt; dieselben halten insgemein nicht über 20 Fuß Durchmesser und haben statt der Thür ein niedriges Eingangsloch, das vermittelst eines Rohrgeflechtes geschlossen werden kann. Zu jeder Wohnstätte gehört ein auf Pfählen stehender Getreidespeicher. Alle Hütten haben ein nationales Merkmal, ein wohlgeformtes rundes Strohpolster auf dem Kegeldache, das als Sitz dient, damit man vom erhöheten Standpunkt aus die meist durch hohe Kornfelder verdeckte Fernsicht über das flache Land habe. Solch ein „Gondj" ist von 6 bis 8 geschweiften Hölzern umgeben, welche gleich Hörnern die Dachspitze krönen.

Die Bongo sind in Herstellung von Eisenarbeiten weit geschickter als die Dinka, und Schweinfurth handelt ausführlich über diesen Gegenstand. Wir wollen nur eines ihrer Fabrikate hervorheben, den Loggo Kulluti, diesen Spaten, der als Melot im Handel den obern Nil entlang als Werthmesser und Tauschmittel eine so weite Verbreitung gefunden hat. Er ist das „As" der Bongo, das einzige Aequivalent für unsere gemünzten Geldwerthe, welche Centralafrika kennt und das, einer schablonenhaften Form unterworfen, in der That die Rolle des Geldes spielt. Auch an geschickten Holzschnitzern fehlt es nicht. In den Dörfern fand man vor dem Eindringen der mohammedanischen Nubier nicht selten ganze Reihen aus Holz geschnitzter Figuren, welche das Andenken hervorragender Personen verewigen sollten. Unsere Illustration kann eine Vorstellung solcher Gestalten geben. Schweinfurth fand in Muhdi, einem Bezirk im westlichen Theile, die Reste einer derartigen Aufstellung, welche über dem Grabe eines Aeltesten Namens Janga errichtet war. Da standen in Lebensgröße die rohen Holzfiguren, welche den Janga, dem Weiber und Kinder folgen, in einer Procession darstellten, die gerade vom Grab auszugehen schien. Aehnliche Holzfiguren sind in verschiedenen Theilen Centralafrikas beobachtet worden; man hält sie gewöhnlich für Götzenbilder, es kann sich aber dabei wohl eher um eine Art von Todtenverehrung handeln.

Bongo-Frau.

Alle Bongo lieben die Musik; allerdings sind ihre Instrumente sehr einfach. Die Gesänge sind nichts weiter als „ein plapperndes Recitativ, welches bald an Hundejammern, bald an Kuhgebrüll erinnert". Was die Tracht betrifft, wenn dieser Ausdruck erlaubt ist, so spielen, in Ermangelung einer wirklichen Kleidung, Verstümmelungen am Körper die erste Rolle. Der Wilde giebt sich in gewissem Sinne noch weit mehr als Knecht einer freiwillig geduldeten Mode

zu erkennen als der verfeinerte Culturmensch. Gemeinsam ist beiden Geschlechtern nur der im Gebiete des Bachr el Ghasal so allgemeine Brauch, die unteren Schneidezähne auszubrechen; bei den Niam niam dagegen kommt derselbe nicht vor. Die oberen Schneidezähne werden seitlich ausgefeilt; Beschneidung kommt nicht vor. Die Männer tragen stets einen Schurz von Fell oder auch ein Stück Zeug, die Frauen dagegen verzichten hartnäckig auf jegliche Bekleidung mit Fellen, Häuten und Zeug; sie holen sich an jedem Morgen ihre frische Garderobe aus dem Walde; diese besteht in einem dichtbelaubten, geschmeidigen Zweig oder einem Bündel feiner Gräser und wird hinten und vorn an einer Lederschnur befestigt. Häufig hängt auch ein aus dem Baste der Sansevieravierfertigter Schweif auf der Rückseite herab. Alle übrigen Körpertheile bleiben bei beiden Geschlechtern unbedeckt. Die Frauen erreichen einen hohen Grad von Wohlbeleibtheit, und Steatopygie, wie sie bei den Hottentoten vorkommt, ist häufig. Frauen von drei Centner Gewicht sind keineswegs selten.

Sobald eine Frau verheirathet ist, wird die anfänglich nur eng durchlöcherte Unterlippe durch Einführung von Holzpflöcken, deren man nach und nach immer dickere nimmt, immer mehr erweitert und breit aufgetrieben, so daß sie, wie unsere Illustration zeigt, weit über die Oberlippe hinausragt. In diese letztere, die gleichfalls durchlöchert ist, wird ein kupferner Nagel oder ein kleines, kreisrundes Plättchen gesteckt, wohl auch ein Ringelchen oder ein Strohhalm; mit letzteren werden auch die Nasenflügel gleichsam bespickt und obendrein durch den Knorpel der Scheidewand Kupferringe gezogen. Kokette Frauen fügen noch kupferne Klammern in die Mundwinkel ein. Die Tättowirung ist meist auf den Oberarm beschränkt. All dieser „Schmuck“ wird vervollständigt durch Ringe von Kupfer oder Eisen, welche an den Handgelenken und am Oberarme, am liebsten aber an den Fußknöcheln und hier gewöhnlich mehrfach über einander gehäuft getragen werden.

Religion der sibirischen Russen.

Von **Albin Kohn.**

Die Religion des Russen in Sibirien ist im Allgemeinen die des europäischen Russen, die griechisch-orthodoxe, deren Hauptgrundsätze wohl hinreichend bekannt sind. Ich kann mich um so mehr einer Besprechung dieser Religionsform enthalten, als ich sie für gleichwerthig mit allen anderen sogenannten geoffenbarten Religionen halte.

Daß neben der Orthodoxie, der Staats- oder, wie sie von Nichtorthodoxen genannt wird, der „Staatscassenreligion“ (Kajionnaja wjera), auch noch die „Altgläubigkeit“, der Glaube der „Sabathfeierer“ und die „Religion der Gehammelten“ besteht, habe ich bereits in früheren Artikeln erwähnt. Diese Bekenntnisse wurden aber gerade durch ihre Anhänger, die hierfür nach Sibirien deportirt worden sind, hierher gebracht.

Im Allgemeinen jedoch muß ich sagen, nicht die Ueberzeugung gewonnen zu haben, daß der Russe den ganzen Glaubenskram, wie ihn der Pope lehrt, auch glaubt. Ihm ist die ganze Lehre etwas Aeußerliches. Der Gott des orthodoxen Russen wird beleidigt, wenn der Mensch sich vor und nach dem Essen und Trinken nicht einige Male, gegen ein Heiligenbild gewendet, bekreuzt und verneigt; er ist böse, wenn der Mensch die Faste nicht hält und zürnt mehr wegen eines Fastenbruchs, als selbst wegen eines absichtlichen Mordes. Der „russische Gott“ ist beleidigt, wenn sich der von Arbeit ermüdete Mensch auf die Bank an der Wand hinlegt, die Füße gegen den auf der Boschnica stehenden Heiligen gekehrt, und vergiebt eher einer Maria Magdalena, als dem Armen, der so seinen Heiligen mißachtet habe.

Vom Gotte des Russen hängt unbedingt Alles ab. Wenn er will, braucht der Mensch nicht einmal zu arbeiten, und doch kann er Alles, was ihm nothwendig, in Hülle und Fülle haben. „Boch dast“ (Gott wird geben) ist Sprich- und Stichwort des Russen, das seinen fatalistischen Glauben kennzeichnet.

Daß die Popen diesen unvernünftigen Glauben für sich ausbeuten, ist klar. Wenn eine Dürre herrscht und unter ihrem Einflusse das Gras auf den Wiesen, das Getreide auf den Feldern fast verdorrt ist, aber auch der unbewanderte Meteorologe schon den Regen in der Luft wittert, veranstaltet der Pope ein allgemeines Regengebet, eine Andacht mit Procession, wofür er immer, selbst in einer kleinen Gemeinde, 5 bis 10 Rubel einnimmt. Natürlich wird in einem Regenjahre umgekehrt verfahren und das Volk durch Andachten um schönes Wetter gebrandschatzt. In dieser Beziehung steht der orthodoxe Pope vaticanischen Priestern und keinem Schamanen oder afrikanischen Regendoctor nach, die ja ebenfalls durch ihre himmlischen Connexionen Regen und Sonnenschein, reiche Ernten und Fruchtbarkeit der Herden verschaffen.

Neben diesem wahrlich nicht eben guten, weil ewig zürnenden Wesen, das sich aber hin und wieder durch Worte — ein russisches Gebet ist nicht herzlich — besänftigen läßt, existirt auch ein böses Wesen, bei dessen Nennen der Gläubige sich mehrfach bekreuzt und die Worte hermurmelt: „Hospodyn pomiluj“ (Herr erbarme dich), oder „Hospodyn spasij“ (Herr helfe, erlöse). Dieses böse Wesen heißt in der kirchlichen Amtssprache: „Diawoll“ und „Tschort“; aber wie der fromme und gläubige Hebräer nimmer den Namen „Adonai“ über seine Lippen brachte, sondern diesem den Jehova substituirte, ebenso substituirt der Russe überhaupt und der sibirische Russe im Besondern dem Diawoll einen „Leschy“.

Ich sprach schon ganz gut Russisch und kannte auch bereits die Vorurtheile des Volkes, wußte aber nicht, welche Rolle der Leschy im Leben des Menschen spielt. Da fuhr ich denn einst bei strengem Froste mit einem jungen Bauer durch den Wald von Jelan nach der Telminer Fabrik. Nicht weit vom Wege steht eine Kiefer, welche einst vom Blitze beschädigt worden und in Folge dessen vertrocknet ist. Wir waren noch einige Pferdelängen vom Baume entfernt, da trieb mein Fuhrmann das Pferd, das er vorher ein wenig geschont hatte, plötzlich an, und im Carrière ging's vorbei an der verhängnißvollen Stelle. Der junge Bauer bekreuzte und segnete sich dabei mit bloßer Hand, murmelte sein Hospody pomiluj und beruhigte sich nicht eher, als bis wir nahezu hundert Schritte vom Baume entfernt waren.

Ich fragte meinen Jakow, was sein Benehmen zu bedeuten habe und er antwortete mir mit verhaltener Stimme, daß auf jenem Baume der Leschy seinen Wohnsitz habe. Als ich, um zur Klarheit zu gelangen, mich erkundigte, ob das der Diawoll (Teufel) sei, war Jakow außer sich, verwies mir meine Ungläubigkeit, da kein rechtgläubiger Christ, besonders in der Nähe eines „unglücklichen“ Baumes, auf dem er seinen Sitz hat, seinen Namen nennt, sondern ihn höchstens als Leschy bezeichnet. Und dieser russische Teufel ist so dumm, daß er bis jetzt noch nicht herausgebracht hat, man meine ihn mit diesem Spitznamen! Keine vernünftige Erklärung der Naturerscheinung, welche sich im Donner und Blitze äußert, vermochte meinen Jakow von seinem Glauben abzubringen. „Ihr seid ungläubig, Herr,“ sagte er mir, „wir wissen die Sache besser; wir wissen, welche Gewalt der Leschy hat, und welchen Unfug er treibt. Deshalb auch hüten wir uns mit ihm in Berührung zu kommen, oder gar ihm einen von ihm auserwählten, unglücklichen Baum zu nehmen.“

Hoch erhaben über dem guten und bösen Gotte, über dem Hospodyn i Leschy, ist der „Domowyi“, der Hausgeist, dessen Herrschaft im Hause, in der Herde, im Wasser und Walde unumschränkt ist. Ich habe in einer andern Arbeit diesen Gegenstand umständlicher besprochen, und kann mich hier auf die Bemerkung beschränken, daß der Russe in Sibirien den Glauben an den allgewaltigen „Wirth“, an ein unsichtbar sichtbares Wesen wohl vom Buriaten angenommen, ihn aber gewiß nur mit einem andern Aberglauben vertauscht hat, da alle Völker auf einer primitiven Culturstufe einem ähnlichen huldigen. Dem Volksgeiste angemessen hat sich dieser Aberglaube bei den verschiedenen Völkerracen auch verschieden gestaltet; bei einigen das Gewand der Poesie angenommen, bei anderen sich in rohere Formen gehüllt; bei allen waren es wohl unverstandene Naturkräfte und Naturerscheinungen, welche Priester und Betrüger zu überirdischen Wesen stempelten, mit denen sie verkehren und deren Gunst sie besitzen.

Auch der Domowyi kann vom Popen gezähmt werden und deshalb auch wird er, sobald ein Haus erbaut werden soll, gebeten, den „Wirth“ des künftigen Hauses gnädig zu stimmen, was durch ein öffentliches, gut bezahltes Gebet auf dem Bauplatze erreicht wird. Der Vorsicht wegen wird die Ceremonie nach Beendigung des Baues noch ein Mal wiederholt. Trotzdem bleibt der Domowyi immer ein Wesen, mit dem nicht zu spaßen ist. Der Tyrann hat seine Mucken und Launen und wehe dem Hause, in welchem er, durch irgend etwas gereizt, diesen Mucken den Zügel schießen läßt. Er drückt dann die Bewohner in der Nacht während des Schlafes, zwingt sie die Stuben zu verlassen, schindet Kühe und Pferde, rupft den Schafen die Wolle vom Leibe, macht daß selbst die Hühner krähen, vertreibt die Fische aus dem Wasser, verjagt das Wild aus einer Gegend, schleppt Wölfe und Bären bei den Ohren herbei, um nur den ihm zum Ekel gewordenen Menschen recht weidlich zu plagen, und ruht nicht eher, bis er ihn nicht vernichtet oder zum Verlassen der Wohnung gezwungen hat.

Ich hatte in Sibirien einige Male Gelegenheit Häuser zu sehen, welche der Mensch verlassen hat und in denen nun der Domowyi ganz allein sein Wesen treibt. In einem Dorfe waren es selbst drei gemauerte Häuser, deren „Wirthe“ die Menschen vertrieben haben und nun allein in ihnen wirthschaften sollen. Der Russe fährt oder geht (freilich nur am Tage) an diesen Häusern vorbei und schlägt andächtig einige große Kreuze.

Der Domowyi ist übrigens leicht zu erzürnen und sehr schwer zu versöhnen. Wehe der Wirthin, welche, nachdem sie eine Kuh gemelkt hat, es vergißt, einige Tropfen Milch auf die Erde zu gießen, die dann der Domowyi aufleckt. Hat sie dieses zu thun vergessen, dann wird entweder sie selbst in der Nacht schrecklich vom wüthenden Hausgeiste gedrückt werden*), oder aber die arme sonst doch ganz unschuldige Kuh wird von dem rachsüchtigen Wirthe verfolgt und bis zum Tode gepeinigt.

Wenn dem Domowyi die Farbe eines Hausthieres nicht gefällt, wird es von ihm verfolgt und der Eigenthümer muß es verkaufen, sonst geht es elendiglich zu Grunde, und eine Folge hiervon ist, daß man häufig in einer Wirthschaft gleichfarbige Thiere hält, um ja den Domowyi nicht durch eine ihm widerwärtige Farbe zu reizen und ihm Veranlassung zu geben seine Wuth an dem mißliebigen Thiere auszulassen.

Der Leser wird sich wohl aus dem bisher Gesagten einen hinlänglichen Begriff über das Niveau der Bildung machen, auf dem sich der Sibirier befindet. Die Kirche hat davon ihren Nutzen gezogen und den Aberglauben nach Kräften gehegt und gepflegt. Die orthodoxe wie die papistische Kirche haben einige Legionen Heiliger und Wunderthäter geschaffen, deren Reliquien sie aufbewahren und den Gläubigen für Geld zeigen. Sie haben in Kijew ihre Katakomben, in denen einem Heiligen Baumöl aus der Nase tropft, ein anderer sich in die Erde versenkt, dessen letzte Stunde geschlagen hat, wenn er bis über die Ohren versunken sein wird, welchem Malheur man nur durch reichliche Opfer vorbeugen kann. In der Kirche des reichen Klosters in Zylkin (spr. Z wie das französische j) liegt der heilige Wunderthäter „Inokjenty“ (Innocens), der seines Gewerbes ein Pferdedieb gewesen sein soll. Er soll jedoch nur den Reichen Pferde gestohlen und diese den Armen, mit etwas veränderter Farbe, geschenkt haben. Als er des Geschäftes überdrüssig war, trat er ins Kloster, wo er bald in den Geruch großer Heiligkeit gerieth, und er soll nach seinem gottseligen Ende sogleich diverse Wunder gewirkt haben. Gott selbst hat den Leib dieses großen Heiligen dermaßen einbalsamirt, daß er sich bis auf den heutigen Tag erhielt.

Als die russischen Arrestanten in Ustkafta am 18. August 1866 den Vorsteher der dortigen Strafanstalt baten ihnen an dem in ganz Sibirien als Feiertag ersten Ranges begangenen Tage die Arbeit zu erlassen, sagte er ihnen ohne Umschweife, „daß er kein Freund dieses Pferdediebes sei, der sich erst im Alter bekehrte und dann die heidnischen Bewohner des Landes mit der „Duga“ (dem zum Anspannen eines Pferdes auf russische Manier nöthigen Bügel) taufte, d. h. sie mit Prügeln zwang, sich von ihm taufen zu lassen.“

Außer der Unzahl Heiligen und Wunderthäter verehrt der Russe noch eine große Menge „geoffenbarter Bilder“, welche vom Himmel gekommen sind, um die Gläubigen zu erfreuen.

Böse Zungen — und es finden sich dergleichen auch schon unter den gebildeteren Russen — erzählen über die geoffenbarten Bilder Folgendes.

„Wenn irgendwo das Volk gegen die Heiligen der Kirche am Orte lau zu werden und die Opfer spärlicher zu fließen begannen, begab sich ein Pope oder Mönch mit einem schlechten Gemälde in die Tajeza, stellte es an einem Baume auf und merkte sich natürlich genau die Gegend. Nach einiger Zeit posaunte dann der fromme Pater aus, er habe einen Wundertraum gehabt, in welchem ihm der heilige Ilia (Elias), Nikolaus, Jefim, oder wohl auch die „Mutter-

*) Dieses kann um so leichter geschehen, als das Abendbrot zwischen 8 und 9 Uhr Abends verzehrt wird und man sich gleich darauf zur Ruhe begiebt.

gottes" selbst erschienen sei und ihm gnädig geoffenbart habe, daß er oder sie die Gegend mit ihrem Portrait beglückt und dasselbe aus dem Himmel auf die Erde herabgelassen habe. Man solle nur in der und der Richtung suchen und man werde das heilige Conterfei finden. Dasselbe dürfe jedoch nicht von der Stelle, auf der es sich befinde, weggenommen, sondern müsse ihm an Ort und Stelle eine Capelle, Kirche, oder wohl gar ein Kloster erbaut werden, wozu natürlich die Gläubigen das Geld herzugeben haben.

Sogleich wurde eine Procession nach dem Gnadenorte organisirt und man fand richtig das geoffenbarte Bild, das natürlich wunderthätig war. Das nöthige Geld zur Erbauung des gewünschten Heiligthums wurde durch Collecten aufgebracht, die gewöhnlich im ganzen Lande von Mönchen oder Nonnen, auch wohl von Pilgern gesammelt wurden."

Schon Kaiser Nikolaus I. soll der Cumulirung von Heiligen und von geoffenbarten Bildern überdrüssig geworden sein. Bei einer Graduirung eines Heiligencandidaten soll er unwillig ausgerufen haben: „podpischu, no on poslednij" (ich unterschreibe, aber er ist der letzte). In Bezug auf die geoffenbarten Bilder soll er, da er den Himmelsbewohnern nicht verbieten konnte, sich mit der schönen Kunst zu beschäftigen, verfügt haben, daß nur dann an dem Orte, wo sich ein Heiligenbild offenbart, eine Capelle, Kirche oder ein Kloster erbaut werden soll, wenn das Heiligenbild auch gleich die nöthigen Fonds hierzu aus dem Himmel mitbringe, andernfalls solle das Bild in die nächste Kirche gebracht und dort aufbewahrt werden, da es augenscheinlich sei, daß der betreffende Heilige sich um die nöthigen Baufonds bemüht haben würde, wenn er gewünscht hätte, daß ihm ein Tempel errichtet werde.

Wie viel Wahres an diesem ist, lasse ich dahin gestellt sein. Relata refero. So viel ist jedoch ausgemacht, daß seit einem Vierteljahrhundert in Rußland kein Mensch mehr heilig gesprochen worden, auch kein Bild mehr vom Himmel gefallen ist.

Der gewöhnliche Städter unterscheidet sich in Nichts vom Dorfbewohner. Doch beginnt in den Städten sich allmälig mehr Bildung, wenigstens die Sehnsucht nach derselben, zu entwickeln. Ich werde in meinem Aufsatze über „das Heimathsland der Karagasen" das Städtchen Nischenдynsk und seine Bewohner beschreiben; es ist dieses der Typus sämmtlicher Städte Sibiriens, die Gouvernementsstädte nicht ausgeschlossen, denn auch in ihnen gleicht die Hauptmasse der Bevölkerung den „Bürgern" von Nischendynsk.

Wie die Fidschi-Inseln englische Kroncolonie geworden sind.

Mitgetheilt von einem alten Australier.

G. Die Einverleibung der Fidschi-Inseln in Großbritannien ist endlich am 10. October 1874 eine vollendete Thatsache geworden. Ein kurzer Rückblick auf die politische Geschichte dieses Archipels wird nicht ohne Interesse sein.

Wir wollen indeß mit einigen geographischen Angaben einleiten. Die ganze Gruppe, welche aus 225 Inseln und Inselchen besteht, von denen aber nur 80 bewohnt sind, dürfte eine ungefähre Aggregatfläche von 7400 Quadratmiles begreifen. Eine vom 20. November 1874 datirende Regierungsdepesche aus London meldet nach Fidschi, daß die Admiralität eine sofortige genaue Vermessung des Archipels angeordnet habe.

Die Bevölkerung wird sich in runden Zahlen auf 1800 Weiße und 140,000 Eingeborene belaufen.

Die umfangreichsten Inseln sind Viti Levu und Vanua Levu.

Viti Levu, d. i. Großfidschi, welches eine Länge von 90 und eine Breite von 50 Miles hat, zählt gegen 70,000 Eingeborene und nahezu 500 Weiße. Es wird von mehreren Flüssen gut bewässert und ist auch bereits in verschiedenen Richtungen durchreist worden. Der Rewa, überhaupt der bedeutendste unter allen Flüssen des Archipels, ist bis jetzt bis zu einem an der südöstlichen Ecke der Insel gelegenen 55 Miles von der Mündung entfernten Punkte zu Fuße verfolgt worden, während im Jahre 1874 die Dampfschaluppe des britischen Kriegsschiffes Pearl denselben auf 47 Miles hinaufgefahren ist. An seiner Mündung bildet der Fluß ein Delta, dessen einer Canal eine Weite von 100 und der andere eine solche von 300 Yards hat.

John B. Thurston erforschte im Jahre 1865 den Lauf des Siga-Toka-Flusses, welcher vom Centraldistricte der Insel nach der Südwestküste zu läuft, während er im Jahre 1867/68 von der Ostküste, in der Nähe von Sawa Kasa, aus in westlicher Richtung den wichtigsten unter den nördlichen Nebenflüssen des Rewa verfolgte und dabei bis zu einem Punkte gelangte, der ziemlich genau in der Mitte der Insel liegt. Im Jahre 1874 durchkreuzte der Consul Jones von Süden aus die ganze Insel. Von der Mündung des Loumbank-Flusses ausgehend passirte er den Centralpunkt der Insel und erreichte so die Mitte der Nordküste. Das Kriegsschiff Pearl, 17 Kanonen, umfuhr die Insel im Jahre 1874.

Die zweitgrößte Insel ist Vanua Levu, d. i. Großland, deren Berge sich bis zu einer Höhe von 4000 Fuß erheben. Sie hat, in der Richtung von Ostnordost nach Westsüdwest, eine Länge von 115 Miles, bei einer durchschnittlichen Breite von 25. Die Natewa-Bay an der nordöstlichsten Spitze der Insel bildet einen ausgezeichneten Hafen. Einen beträchtlichen Theil der Küstenlinie haben die Weißen käuflich an sich gebracht, welche sich hier ziemlich zahlreich (über 500) niedergelassen haben. Die Eingeborenen werden auf 30,000 geschätzt.

Unter den übrigen Inseln ist Ovalau, 15 Miles östlich von Viti Levu gelegen, die wichtigste, wiewohl sie nur 8 Miles lang und ungefähr 7 Miles breit ist. An der östlichen Küste derselben liegt Levuka, welches zur Hauptstadt des ganzen Archipels erhoben ist und gegenwärtig von 600 Weißen bewohnt wird. Die Zahl der Eingeborenen beläuft sich auf 2000.

Als Inseln von mehr oder weniger Bedeutung heben wir noch hervor: Vuna oder Somo Somo, Kandavu (wo die Dampfer der Sydney-San-Francisco-Postlinie anlegen), Koro, Mbau und das überaus fruchtbare Taviuni.

Die meisten Inseln sind mit Untiefen und Riffen umgeben.

Von den $5^1/_2$ Millionen Acres Land, welche der Archipel ungefähr umfaßt, sind bis jetzt erst 863,000 in den Besitz der weißen Ansiedler übergegangen. Die besondere Art und Weise, wie das Land auf den Fidschi-Inseln nicht von Einzelnen, sondern immer von den Familien besessen wird, macht es schwierig, größere Strecken Landes käuflich an sich zu bringen. Es giebt daher auch nur wenig größere Landmonopolisten unter den Weißen.

Die Fidschi-Inseln wurden, so weit unsere Kenntniß zurückreicht, von einer Anzahl unabhängiger und despotischer Fürsten regiert. Die Größe ihrer Reiche wechselte mit der Ebbe und Fluth ihrer Eroberungen.

Das Bau-Königreich im Westen, welches sich über Viti Levu, Bau, Ovalau, Vega, Angau, Kandavu, Koro, Nairai, Batiki, Moturiki und andere weniger wichtige Inseln erstreckt, und in welchem Cakobau herrscht, gewann seit dem Jahre 1815, in Folge des Beistandes von etlichen weißen Vagabunden, die aus der damaligen Strafcolonie Neu-Süd-Wales eintrafen und Feuerwaffen einführten, ein allmäliges Uebergewicht. Cakobau's Einfluß machte sich bald auf dem größten Theile des Archipels fühlbar. Im Jahre 1855 jedoch fing sein Stern wieder an zu sinken. Seine zahlreichen Feinde sammelten sich auf allen Seiten und er selbst gerieth in nicht geringe Gefahr. Aber der schlaue Cakobau wußte auch dies Mal wieder einen Ausweg der Rettung zu finden. Um die Unterstützung der weißen Ansiedler, welche sich schon ziemlich zahlreich in und bei Levuka niedergelassen, zu gewinnen und um ihnen einen Beweis zu geben, daß er es mit dem ihnen gegebenen Versprechen, ihre Interessen zu begünstigen, treu meine, ward er „Christ", oder, wie die Fidschis sagen, er „lotued". Die Weißen säumten jetzt nicht, seiner Autorität aufzuhelfen, und in kurzer Zeit war er wieder, zum großen Verdrusse von Maafu, zu fester Herrschaft in Bau gelangt.

Letzterer, ein ohne Frage begabter, aber dabei sehr ehrgeiziger Fürstensohn aus Tonga, hatte sich auf den Windward- also östlichen Inseln niedergelassen, und ging, auf Anstiften von methodistischen Missionären (Wesleyanern), welche von dem auch zum Christenthume bekehrten Maafu eine schnelle Einpeitschung der heidnischen Fidschis in die Segnungen des Christenthums erwarteten, mit dem Plane um, sich den ganzen Archipel zu unterwerfen.

Schon nach wenigen Jahren hatte Maafu im Osten feste Stellung gewonnen und er würde sicher auch bald ganz Fidschi unter seine Botmäßigkeit gebracht haben, wären nicht die Colonisten auf den Leeward-Inseln energisch dagegen aufgetreten. Diese fürchteten nämlich in der Eroberung durch einen tongesischen Fürsten insofern ihren eigenen Ruin, als auf Tonga die gesetzliche Vorschrift, kein Land an Fremde zu verkaufen, welche nun leicht durch den eventuellen Eroberer auch auf Fidschi eingeführt werden konnte, besteht. Man weiß dort recht gut, daß das Weggeben von Land an Weiße ziemlich gleichbedeutend ist mit dem Untergange der Eingeborenen.

Die Ansiedler im Westen traten also wieder für ihren Cakobau und für sogenannte europäische Civilisation auf, und dieser willigte nun in Alles, wenn er nur den Schatten seiner Macht rettete.

Dazu kam noch, daß Cakobau auch an dem Consul der Vereinigten Staaten von Nordamerika eine kräftige Stütze fand, dem daran lag, daß der König in die Lage komme, die Summe von 9000 Pf. St. zu entrichten, zu deren Zahlung er sich, in Folge der durch Feuer geschehenen Zerstörung einiger amerikanischen Ansiedlern gehöriger Hütten, hatte verstehen müssen.

Im Jahre 1865 vereinigten sich die vornehmsten Häuptlinge des Archipels zu einer Conföderation, welche aber, als Maafu die Präsidentschaft derselben an sich zu bringen suchte, schon nach Verlauf von kaum zwei Jahren von Cakobau wieder aufgelöst wurde.

Im Mai 1867 krönten die weißen Ansiedler, unter Anwendung von allerlei lächerlichen Formen, den Cakobau zum König der Fidschi-Inseln, und gleichzeitig ward eine Constitution nach dem Muster der auf den Sandwichsinseln bestehenden eingeführt. Die ganze Sache blieb aber ein Possenspiel, und es war unmöglich, auch nur einem der bekannt gemachten Gesetze und Anordnungen Geltung zu verschaffen.

Um dieselbe Zeit brachte Maafu, als Haupt der Windward-Gruppe, die sogenannte Lau-Conföderation zu Stande. Es gehörten dazu außer Maafu, dem Könige von Lau, Tui Cakau, König von Cakandrove, und Tui Boa, König von Bua.

Das Königreich Lau umfaßte die ganze östliche Inselgruppe, d. i. von Vitoa und Matuku im Süden bis zur Nanuka-Passage, welche der Commodore Goodenough, zur Erleichterung der Schifffahrt, im November 1874 genau vermessen ließ; das Königreich Cakandrove begriff die südöstlichen Küsten von Vanua Levu, ferner Tavinni, Kamia, Lanthala, Rabi sowie die Ringgold-Inseln, und endlich das Königreich Bua bestand aus dem Theile von Vanua Levu, welcher sich westlich von der Savu-Savu-Bay ausbreitet, und auch noch aus der Yasawa-Gruppe.

Diese Conföderation erstreckte sich also über ein volles Drittel des ganzen Archipels.

Völlig neutral hielt sich Ritova, welcher als Tui Macuata an der Macuata-Küste auf der Nordseite von Vanua Levu herrscht.

Die Lau-Conföderation beruhte auf „Staatssouveränität und conföderirter Suprematie". Es bestand ein Parlament der Eingeborenen, aber die ausführenden Beamten waren Europäer und manche nützliche Gesetze wurden erlassen. Die geistige Ueberlegenheit des Maafu gab überall den Ausschlag. Die innerhalb der Conföderation ansässigen Colonisten erkannten gern rühmend an, daß die Eingeborenen unter vollständiger Controle gehalten wurden und daß den von ihnen, den Weißen, vorgebrachten Klagen immer nach Gebühr schnell abgeholfen ward.

Anders verhielt es sich im Bau-Reiche, wo die feinwollende vollziehende Gewalt kaum irgend eine Macht besaß. Die meisten Europäer hatten sich aber auf der Leeward-Seite, also in Cakobau's Gebiete, niedergelassen. Die Schwierigkeit ihrer Lage in einem Lande ohne Gesetz und Regierung ward durch die Gegenwart eines excentrischen, eigensinnigen britischen Consuls (Murch) noch weiter gesteigert.

Unter solchen mißlichen Verhältnissen trat eine Anzahl Colonisten, unter denen der frühere Marinelieutenant G. A. Woods hervorragte, zusammen, um eine locale Regierung zu begründen. Im Juni 1871 erklärte man wieder Cakobau zum „constitutionellen" Könige der Fidschi-Inseln. Ein aus Europäern und Eingeborenen gemischtes Ministerium, unter Leitung von Sydney Charles Burt, trat ins Leben, und eine neue Verfassung, die der vom Jahre 1867 ziemlich ähnlich war, wurde entworfen und einer von den Colonisten gewählten Delegirtenversammlung zur Berathung vorgelegt, welche dieselbe denn auch mit wenigen Veränderungen annahm. Das Wahlgesetz für die zu wählende Assembly bestimmte, daß jeder volljährige Weiße, welcher Steuern zahle und sechs Monate auf Fidschi ansässig gewesen, actives und passives Wahlrecht besitze.

Die Lau-Conföderation löste sich jetzt auf, da selbst Maafu den Cakobau als König von ganz Fidschi anerkannt hatte. Dieser ward dafür wieder zum Vicekönige seines

Reiches ernannt, und ebenso dann auch etwas später (im December) in gleicher Eigenschaft Tui Cakau, nachdem er anfänglich die Anerkennung verweigert.

Allein auch dieser Versuch hatte keinen bleibenden Erfolg. Es wirkten da mancherlei Umstände zusammen. Zunächst war es Manchen zu viel, Unterthanen einer schwarzen Majestät zu werden, welche noch nicht allzulange der Menschenfresserei entsagt hatte. Andere wollten von einem Ministerium nichts wissen, in welchem Männer mit zum Theil sehr verdächtiger Vergangenheit saßen. Andere liebten die Steuern nicht, ohne welche eine geregelte Regierung doch nimmer bestehen kann. Wieder Andere wollten wohl bindende Gesetze für die Eingeborenen, aber sich selbst in ihrem Belieben in keiner Weise beschränken lassen, namentlich auch nicht ihre modische Passion aufgeben, Eingeborene wie das Wild niederzuschießen, sobald diese sich auf den Plantagen betreffen ließen. Endlich betrieb man in Fidschi einen förmlichen Sklavenhandel mit Südsee-Insulanern, und hierin mußte die Regierung jedenfalls Beschränkungen eintreten lassen, was aber natürlich Vielen wieder nicht gefiel.

Das erste Parlament versammelte sich am 1. November 1871, aber ein gemeinschaftliches Zusammenwirken ward bald zur Unmöglichkeit. Der Minister Burt resignirte und an seine Stelle trat John B. Thurston, mit dem oben erwähnten G. A. Woods zur Seite. Thurston, welcher früher interimistischer britischer Consul auf den Fidschi-Inseln gewesen, war eine respectable Person.

Damit war jedoch nichts gebessert. Der Wirrwarr wuchs und es wäre ohne Frage zum Blutvergießen gekommen, wenn nicht die Capitäne der vor Levuka liegenden britischen Kriegsschiffe Dido und Blanche intervenirt hätten. Diese drohten, jeden englischen Unterthan, der zu den Waffen greife und sich am offenen Widerstande gegen die Regierung Cakobau's, welche von England als eine de facto Regierung anerkannt sei, betheilige, sofort verhaften zu lassen und zur ernstlichen Verantwortung zu ziehen.

Kein Wunder, daß unter solchen Umständen der Ruf nach englischer Hoheit ein allgemeiner, fast einstimmiger wurde. Und es waren nicht bloß die Colonisten, welche dies Ziel jetzt ersehnten, sondern auch die australischen Colonien Victoria und Neusüdwales, von wo aus beträchtliche Capitalien auf den Fidschi-Inseln angelegt waren, drängten die englische Regierung.

Da endlich schickte der britische Colonialminister, Lord Carnarvon, zwei Commissäre nach Levuka, welche sich über die dortigen Zustände genau unterrichten und eventuell mit Cakobau und den vornehmsten Häuptlingen wegen Abtretung der Inseln verhandeln sollten. Es waren der Commodore Goodenough, welcher im November 1873, und der neue englische Consul Layard, der im Januar 1874 in Levuka eintraf.

Die Colonisten, aufgefordert sich zu erklären, sprachen sich auf öffentlichen Meetings für eine englische Kroncolonie aus, mit einer aus allgemeinen Wahlen hervorgegangenen gesetzgebenden Versammlung, welcher aber der von der englischen Krone zu ernennende Executive Council nicht verantwortlich sei.

Auch die mit Cakobau und den Häuptlingen angeknüpften Verhandlungen hatten guten Erfolg, indem der Abtretung der Inseln an England zugestimmt wurde.

Es waren indeß, durch den Einfluß des Ministers Thurston, mancherlei Bedingungen dabei gestellt worden, welche anzunehmen Lord Carnarvon sich nachträglich weigerte. Es handelte sich hauptsächlich um die Landfrage. Der Colonialminister schien darauf zu bestehen, daß das Land im Ganzen der Krone gehören solle. Aber es giebt in Fidschi gar kein Kronland. Der König Cakobau besitzt auch nicht einen Acre Land, über welchen er ohne Einwilligung der Familien, auf denen das Eigenthumsrecht ruht, verfügen könnte. Und die Colonisten würden doch auch wohl schwerlich sich dazu verstehen, ihr durch Kauf erworbenes Land ohne Weiteres an die Krone wieder abzutreten.

Es wurden nun neue Verhandlungen angeknüpft und dazu hatte Lord Carnarvon den diplomatisch geschulten Gouverneur der australischen Colonie Neusüdwales, Sir Hercules Robinson, welchem W. F. Hely Hutchison beigegeben war, ausersehen.

Der Gouverneur begab sich am 12. September 1874 von Sydney aus auf dem Kriegsschiffe Pearl, commandirt vom Commodore Goodenough, nach Levuka und traf hier am 23. September ein. Es begleiteteten ihn noch sein Privatsecretär Mr. De Robeck und der Justizminister der Colonie Neusüdwales, Innes, als Rechtsbeistand.

Die Verhandlungen begannen am 25. September, und zwar in der Cajüte des Kriegsschiffes Dido. Cakobau brachte nur seinen Privatsecretär Milne mit, da die Gegenwart seines Ministers Thurston nicht beliebt wurde. Als Dolmetscher diente D. Wilkinson, denn Cakobau ist der englischen Sprache nicht mächtig.

Die Conferenz dauerte zwei Stunden. Sir Hercules bedeutete dem Könige, daß England nicht geneigt sei, ein Protectorat über die Fidschi-Inseln zu übernehmen; wenn aber er und die ersten Häuptlinge sich zu einer bedingungslosen Abtretung an die englische Krone verstehen wollten, so sei letztere zur Annahme bereit. Die Landfrage solle nicht einfach als Kronlandfrage behandelt werden. Das von Colonisten rechtlich erworbene Land gehöre selbstverständlich diesen, und die Eingeborenen seien im Besitz all des Landes, welches sich zu ihrem Unterhalte vernothwendige, zu belassen. Nur der Rest solle als Kronland angesehen werden. Außerdem werde die englische Regierung überall mit Großmuth verfahren und es sich namentlich angelegen sein lassen, Cakobau und die vornehmsten Häuptlinge mit solchen jährlichen Pensionen zu versehen, daß sie nicht weiter auf die Unterstützung ihrer bisherigen Unterthanen angewiesen seien.

„Meine Regierung will," so betonte der Gouverneur weiter, „auf den Entschluß der Häuptlinge in dieser wichtigen Frage keinen Zwang ausüben, die Antwort muß aber ein einfaches Ja oder Nein sein. Es verträgt sich nicht mit der Würde der englischen Krone, sich Bedingungen vorschreiben zu lassen."

Dem alten Cakobau schien das auch bald einzuleuchten. Er rief aus: „True, true. The Queen is right; it is notchief-like to make conditions. Wenn ich Jemandem ein Boot schenke und dafür Gegendienste erwarte, so schickt es sich nicht, damit allerlei Bedingungen zu verknüpfen, z. B. daß nur an gewissen Tagen mit dem Boote gefahren werden dürfe, oder daß nur bestimmte Segel oder Stricke zur Anwendung kommen sollen u. s. w." Mit dieser naiven Demonstrationsweise hatte sich also unser Cakobau überzeugt.

„Die Zukunft der Fidschi-Inseln," fuhr er dann fort, „ist Großbritannien. Ich hoffe schon morgen oder übermorgen eine entscheidende Antwort geben zu können."

Und dies geschah. Am 28. September hielten Cakobau und eine Anzahl Häuptlinge eine Conferenz, auf welcher die bedingungslose Cession der Inseln an die englische Krone beschlossen ward.

Es handelte sich jetzt hauptsächlich noch um die Einwilligung zweier mächtiger Häuptlinge, der schon erwähnten Maafu und Tui Cakau. Der Gouverneur begab sich also am 30. September auf dem Kriegsschiffe Pearl nach Lomo-Lomo, der Hauptstadt der Lau-Herrschaft und der Residenz

des Maafu, bei welchem gerade zufällig Tui Cakau anwesend war. Beide unterzeichneten, ohne irgend welche Schwierigkeit, das Document der Cession.

Nachdem dann das Kriegsschiff noch bei Vanua Levu angelegt und dortige Häuptlinge ebenfalls eingewilligt hatten, kehrte man nach Levuka zurück.

Hier fand am 10. October 1874 die förmliche Uebergabe der Inseln an den Repräsentanten der englischen Krone, Sir Hercules Robinson, unter üblichen Feierlichkeiten statt. Die Fidschi-Flagge fiel und der Union Jack ward unter Jubelgeschrei und unter Kanonendonner um 3 Uhr Nachmittags aufgehißt. Fidschi war eine englische Kroncolonie.

Noch am Abende desselben Tages wurde die erste Nummer der amtlichen „Gazette" publicirt. Robinson ward darin zum einstweiligen Gouverneur ernannt und zu dessen Stellvertreter der bisherige englische Consul Layard ausersehen. In dem ebenfalls bekannt gemachten Executive Council befanden sich John B. Thurston als Staatssecretär und Auditor-General, Thomas Horton als Schatzmeister und R. S. Swanston als Registrar-General und für Angelegenheiten der Eingeborenen. Der in der australischen Colonie Neusüdwales bestehende Tarif ward angenommen.

Wir wollen noch hervorheben, daß Cakobau in dem Augenblicke, wo er die Urkunde der Abtretung unterzeichnen wollte, seine alte Kriegskeule, welche so vielen Kriegsgefangenen in früherer Zeit des Cannibalismus den letzten Todesstreich versetzt hatte, die aber jetzt mit silbernen Emblemen des Friedens verziert war, dem Gouverneur überreichte, mit der Bitte, dieselbe der Königin Victoria einhändigen zu wollen. Sein letzter Minister, Thurston, sprach dazu einige passende Worte.

Dem Exkönige Cakobau wurde eine lebenslängliche Pension von 900 Pf. St. ausgesetzt, während die übrigen zwölf Häuptlinge — Maafu, Tui Cakau, Isikeli, Ratu Abel, Tui Bua, Savanaca, Roko Tiu Dreketi, Ritova, Katonivere, Ratu Kini, Matanitobua und Cagilevu —, welche die Abtretung unterzeichneten, mit einem Jahresgehalte von 100 bis 600 Pf. St. bedacht werden sollten.

Sir Hercules Robinson trat am 16. October die Rückreise nach Sydney an, begleitet von Timothy, dem zweiten Sohne Cakobau's. Der Exkönig selbst begab sich, auf specielle Einladung des Gouverneurs, einen Monat später auf dem Kriegsschiffe Dido ebenfalls nach Sydney, wo er am 29. November eintraf und der Gast des Sir Hercules ist. Man will Beiden die Herrlichkeiten der Krone Englands vorführen, damit sie bei ihrer Rückkehr nach Fidschi den Häuptlingen und dem Volke von den gesehenen Wundern und der Großmacht der Königin Victoria erzählen können. Das wird zur Furcht und zum Gehorsam führen, bis alle Fidschis, gleich den Tasmaniern, „gegangen" sind. Die weiße Race schiebt die farbige — zum Untergange.

Expeditionen in Afrika.

Noch einmal Cameron und Grandy.

Der Brief des Lieutenants Cameron, welcher die von uns schon (S. 13 und S. 46) erwähnte Entdeckung des längst vermutheten und gesuchten Ausflusses aus dem Tanganyika meldet und vom 9. Mai 1874 aus Kawele in Udschidschi datirt ist, lautet in seinen wesentlichen Theilen folgendermaßen: „Soeben von einer sehr erfolgreichen Rundfahrt um das Südende des Tanganyika zurückgekehrt, sende ich eine Karte desselben im Verhältnisse von 5 Meilen auf 1 Zoll. Ich war so glücklich, den Ausfluß des Sees, welcher zum Lualaba gehen soll, zu entdecken. Seine Strömung ist nur gering, wie es bei dem geringen Höhenunterschiede zwischen dem Tanganyika (2710 Fuß nach Cameron) und dem Lualaba (der bei seinem Austritte aus dem von Livingstone entdeckten Moero Okata noch circa 3000 Fuß hoch liegt) zu erwarten war. Ich fuhr ihn 4 bis 5 englische Meilen hinab, wo schwimmendes Gras und mächtige Binsen mein großes Boot aufhielten. Der Häuptling am unmittelbaren Austritt dieses, Lukuga genannten Flusses, welcher 25 Miles südlich von den 1858 durch Burton und Speke besuchten Inseln etwa unter 6° südl. Br. liegt, war sehr freundlich und intelligent und versprach seine Hülfe beim Wegräumen jener Hindernisse."

Livingstone blieb der Ausfluß verborgen, weil er auf seiner Reise von Kazembe's Stadt nach Udschidschi im Jahre 1869 dort zur Nachtzeit vorbeifuhr und seine Reise ins Land der wilden Manyuema (1869 bis 1871) von einem nördlicher gelegenen Punkte des Ufers antrat.

Nach Aussage der arabischen Kaufleute fließt der Lukuga, welchen Cameron nach der Prinzessin Maria Alexandrovna zu nennen vorschlägt, nicht in das „Meer von Unyoro", d. i. den Albert Nyanza, sondern in den Ugarowowa oder Congo, dessen Mündung von einem der Händler angeblich in 55 (?) Tagen von Nyangwe, jener Handelsstadt am Lualaba und monatelangen Residenz Livingstone's, aus erreicht und getreu beschrieben wurde.

Cameron entschloß sich also, diesen Weg längs des Lukuga und Lualaba zum Congo zu nehmen, und zwar anfangs nicht zu Wasser, eben wegen jener Pflanzenbarren. 45 Tagereisen würden ihn nach seiner Ansicht bis Nyangwe bringen, von wo er noch einmal nach Sansibar schreiben könnte; weitere 55 an die Congomündung. Letztere Entfernung dürfte aber um ein Bedeutendes zu gering angeschlagen sein, da Nyangwe im besten Falle immer erst ein Drittel des ganzen Weges von Udschidschi bis Banana am Atlantischen Ocean ist. Mitte Mai gedachte Cameron nach Westen aufzubrechen und in sechs Monaten die Fälle des untern Congo zu erreichen. Diese Hoffnung hat sich nun freilich nicht erfüllt, da wir sonst schon in Besitz directer Nachrichten darüber sein müßten; zu Befürchtungen ist aber darum noch kein Anlaß vorhanden. — Immerhin aber ist die Reise kein leichtes Stück; es besteht zwar zwischen dem Lande der Manyuema, in welchem Nyangwe liegt, und der Westküste eine Handelsverbindung; dieselbe scheint aber jedesmal, nach Lieutenant Grandy, auf nicht unbeträchtliche Hindernisse zu stoßen. Denn die betreffende Karawane, welche jährlich nur ein Mal ihren Weg zurücklegt, zählt stets zwischen 500 und 800 durchweg bewaffnete Theilnehmer. Grandy versuchte diese Leute über das Innere Afrikas aus-

zufragen, erhielt aber nur sehr vage und unbefriedigende Antworten.

Die Möglichkeit eines Zusammenhanges zwischen Lukuga, Lualaba und Albert Nyanza, wie sie Rawlinson leise andeutete, muß man übrigens in Hinblick auf den geringen Höhenunterschied zwischen Tanganyika (2710 Fuß) und Albert Nyanza (2700 Fuß) für eine äußerst geringe erklären.

* * *

Unsere Leser wissen, daß im Jahre 1872 von Osten und Westen her dem, wie man vermuthete, sich in Noth befindenden Livingstone Hülfe gebracht werden sollte. Während von Osten Cameron vorging, lange mit allerlei Hindernissen zu kämpfen hatte, aber doch schließlich durch Erfolge bedeutender Art belohnt wurde, erging es dem mit der Leitung der Congo-Expedition betrauten Lieutenant Grandy weit schlimmer. In großmüthiger Weise trug Livingstone's alter Freund, James Young, alle Kosten, welche sich nach und nach bis auf 3000 Pfund (60,000 Mark) beliefen; Grandy soll Alles, was in seiner Macht stand, gethan haben, um etwas zu leisten; aber er hatte den größten Mißerfolg. Am 30. November 1872 fuhr er von Liverpool ab, Ende April 1874 wurde er aus Afrika zurückberufen. In diesen ganzen 17 Monaten ist es ihm nicht gelungen, seinen Fuß auf unbekanntes Gebiet zu setzen oder irgend eine wichtigere Entdeckung zu machen.

Aus seinem Berichte geht nicht hervor, daß ihn besondere Umstände zwangen, vom Hafen Ambriz über Pembe nach San Salvador zu gehen; aber es müssen doch wohl solche vorgelegen haben. Denn sonst wäre es unerklärlich, warum er genau der von Bastian 1857 zurückgelegten Straße folgte und nicht begierig die günstige Gelegenheit ergriff, den weißen Fleck, welchen unsere Karten zwischen der Küste und der kongesischen Hauptstadt noch zeigen, auszufüllen. Daß er der trefflichen und ausführlichen Beschreibung Bastian's („Ein Besuch in San Salvador", Bremen 1859) über die durchwanderten Gegenden und ihre Bewohner nichts hinzufügen konnte, ist selbstverständlich. Nur bei Pembe, dem östlichsten portugiesischen Posten, welcher trotz seiner die Straßen ins Innere beherrschenden Lage und seiner Kupferminen aufgegeben werden soll, besuchte er einige künstlich im Kalkfelsen hergestellte, von Bastian nicht erwähnte Höhlenkammern, in welchen vor der portugiesischen Besitznahme angeblich das gewonnene Kupfererz verwahrt wurde.

Zwei Monate dauerte die etwa 40 deutsche Meilen lange Reise, über einen Monat der Aufenthalt in dem einstigen Bischofssitze San Salvador oder Ambassi, dessen 1870 von den Portugiesen verlassene Forts und Wälle rasch verfallen. Mit ihrem Abzuge hatte auch die Macht des dortigen, einst angesehenen Königs ein Ende: sie reicht jetzt kaum ein paar Meilen weit und äußert sich vornehmlich im Tributerheben von durchziehenden Karawanen.

Von dort aus wurde am 20. Juni 1873 der Weitermarsch angetreten, nachdem mit Noth und Mühe die nöthigen Träger gegen Vorausbezahlung des ganzen Lohnes zusammengebracht waren. Sofort begannen die Versuche, Grandy von weiterm Vordringen zurückzuschrecken; unaufhörlich hieß es, der oder jener Häuptling hätte befohlen, auf den Zug zu schießen. Der Aufhetzereien der Träger war kein Ende. Nur langsam ging es durch das riesig hohe Gras vorwärts. Am fünften Tage forderte der König von Kilembella, daß die Träger ihre Hosen anziehen sollten; ihre Lendentücher seien nicht anständig genug. Erst als dies geschehen, ließ er sie in seine Stadt eintreten. Am Abend erklärte dieser Monarch in der Trunkenheit, daß Niemand bei Todesstrafe seine Stadt wieder verlassen dürfte, was zur Folge hatte, daß in der Nacht fast sämmtliche Träger verdufteten. Zehn Tage verstrichen, ehe es mit großen Kosten gelang, Ersatzmänner zu werben; aber nur um sie am siebenten Reisetage wiederum mit dem gesammten Lohne auf Nimmerwiedersehen verschwinden zu sehen. Und so mußte denn nach mehrtägigen Unterhandlungen der Preis für eine und dieselbe Strecke zum dritten Male erlegt werden!

In dieser Weise gingen die kleinen Quälereien und großen Verlegenheiten des Reisenden weiter, bis er Mitte Juli in Banza Umputa (etwa unter 5° südl. Br. und 15° östl. L. Greenwich) umkehrte und unter vielen Drangsalen das inzwischen durch Pocken entsetzlich verheerte Ambassi wieder erreichte. Im October verlegte er sein Standquartier an die Ufer des untern Congo nach Banza Noki, später nach Mussuko. Als er im April 1874 von dort aus wieder nach dem Innern aufbrechen wollte, erreichte ihn zuerst die Nachricht von Livingstone's Tode und gleich darauf seine Zurückberufung nach England.

Aus diesem traurigen Ergebnisse wird aber nun englischerseits der Schluß gezogen, daß auch die deutsche Expedition von Homeyer's keine Aussicht habe, ihr vorgestecktes Ziel zu erreichen, sondern nothwendiger Weise an dem passiven oder activen Widerstande der Eingeborenen scheitern müsse. Es bedarf nicht vieler Worte, die Grundlosigkeit dieser obwohl von Autoritäten ausgesprochenen Prophezeiung darzuthun. Wir können die besondere Befähigung Grandy's zu solchen Reisen als uns unbekannt nicht kritisiren. Aber warum kam denn Bastian so prächtig durch, und noch dazu mit einem als Verbrecher verrufenen Obmann seiner Träger? Man höre seine eigenen Worte („Ein Besuch", S. 43): „Ich hatte ihn (den Cabo) für Monate um mich auf Reisen, wo ich nur durch ihn mit seinen Landsleuten communiciren konnte; ich schenkte ihm anscheinend das unbedingteste Vertrauen, ließ ihm dann und wann die Ueberlegenheit des Weißen fühlen, aber schonte seine Vorurtheile, machte es vor Allem zu seinem eigenen Interesse, ehrlich zu sein, und bei meiner Zurückkunft sah ich, daß kaum die Hälfte der von mir überschlagenen Ausgaben verbraucht war."

Diese große Kunst, mit den Eingeborenen umzugehen, ist freilich nicht Jedermanns Sache; aber wenn sie Herrn Grandy abging, muß sie darum auch Herrn von Homeyer fehlen?

Und zweitens bedenke man die ungeheuere politische Zersplitterung jener Länder! Zehn Meilen weiter nördlich oder südlich wäre vielleicht das Unternehmen geglückt, weil dort der oder die Könige vernünftiger, zugänglicher, nüchterner gewesen. Können nicht vier volle Breitengrade südlich von Grandy's Route gänzlich verschiedene Verhältnisse herrschen? Ist das Vordringen dort nicht schon einem Ladislaus Magyar, zweimal einem Livingstone geglückt? Jene bösen Prophezeiungen sind also mindestens verfrüht, wenn nicht von kleinlicher Mißgunst eingegeben.

Aus allen Erdtheilen.

Kalakaua, König der Sandwichsinseln.

Derselbe war seit December in den Vereinigten Staaten der Löwe des Tages. Die Yankees werfen sehnsüchtige Blicke auf den Hawaii-Archipelagus, den sie einverleiben möchten. Vorerst haben sie die Anwesenheit des polynesischen Potentaten benutzt, um einen Gegenseitigkeitsvertrag mit ihm abzuschließen. Das „Deutsche Neuyorker Journal" macht folgende Bemerkungen: „Bruder Jonathan ist ein Parvenü. Er macht es allerdings gern den großen Herren nach, kleidet sich, speist und trinkt und wohnt gern wie sie, aber an allen Ecken sieht der Emporkömmling, der europäische Bauer, heraus. Schon die Ueberladung von Kostbarkeiten, deren sich Schwester Jonathan schuldig macht, besagt das Shoddythum der ganzen Familie. Diesen Mangel an wirklich feinem Tact zeigt man namentlich bei Behandlung Fremder, die man mit seinen Aufmerksamkeiten todt quält. Im Augenblick ist König Kalakaua das bedauernswerthe Opfer; Jedermann weiß was es sagen will von Neuyorker Aldermen fetirt zu werden. Ergötzlich ist es, daß man in ganz consequenter Tactlosigkeit auch des Königs geheime Gedanken über einen Anschluß der Sandwichsinseln an die Union herauszulocken versucht. Man sagt zwar, Niemand sei so indelicat in Washington gewesen, dem König gegenüber ein Project zu erwähnen, gegen das er sehr eingenommen ist; aber während er der Gast der Nation ist, discutiren die Politiker in seiner nächsten Nähe an der Tafel, im Ballsaal oder im Theater diese Frage, und in den Zeitungen kommt es unter die Augen „Sr. Majestät". Kalakaua gelangte gerade wegen seiner entschiedenen Opposition gegen eine Annectirung auf den Thron. Nach dem Tode des Königs Kamehameha im December 1872 waren Lunalilo und Kalakaua Candidaten; der erstere wurde erwählt, trank sich jedoch binnen wenigen Monaten zu Tode und ihm folgte dann Kalakaua. Dieser hatte in seinem Manifest, als er sich mit Lunalilo um die Thronfolge bewarb, folgendes Programm aufgestellt. Er versprach Frieden und Ordnung, Sorge für die Wohlfahrt des Volkes, Aufhebung der persönlichen Steuer, Anstellung Eingeborener statt Fremder, Repräsentativverfassung, keine Annectirung an Amerika, die durch Begünstigung der Fremden in 1853 beinahe stattgefunden hätte, indem man den kranken König Kamehameha III. zur Unterzeichnung der Abdankungsurkunde drängte. Wenn man diese Worte des braunen Königs beherzigt, so wird man wohl erkennen, wie unzeitig und verkehrt es ist, gerade jetzt die Annectirungsprojecte wieder zur Sprache zu bringen."

Das Aussterben der Maoris auf Neuseeland.

Darüber hat sich ein aufmerksamer Beobachter, Mackay, jüngst im „New Zealand Herald" ausgesprochen. Die vielen über diesen Gegenstand angestellten Untersuchungen liefern, wie er sagt, den Beweis, daß die unvermischte Race der Eingeborenen allmälig verschwindet und die gemischte an ihre Stelle tritt. Nach eingezogenen Ermittelungen bestand im Jahre 1844 die Bevölkerung der Südinsel aus 3000 Eingeborenen und 100 Halbkasten. Diese Ermittelung wird als richtig erkannt, und stimmen darin die Resultate der Zählung von verschiedenen Seiten überein. Im Laufe von 30 Jahren bis jetzt hat die Zahl der ersteren sich um die Hälfte vermindert, während die Mischrace sich siebenfach seitdem vermehrte. In Neuseeland mischen sich die Maoris nicht mit Europäern allein, sondern auch mit der Halbkaste, die Halbkaste unter sich selbst, ebenso die Nachkommen beider mit einander. In allen Fällen solcher Verbindungen sind die Ehen fruchtbar, indeß seltener ist dies der Fall in der Verbindung der Maoris unter einander. Es wird von den bedeutendsten Forschern anerkannt, daß es unmöglich sei, zu entscheiden, auf wie lange die Mischung der farbigen Race fähig ist, sich fortzuerzeugen. Sei es, daß entweder durch die Entwickelung eines bestimmten Typus oder durch eine dauernde Fruchtbarkeit später der erste Grundtypus wieder hervortritt, oder der der ursprünglich weißen oder dunkelen Eltern. Es ist möglich, daß durch diese Kreuzung die Maoris ihre Erhaltung bewirken mögen; so viel aber steht fest, daß sie selbst mehr und mehr dahinschwinden und mit der wachsenden Civilisation ganz aussterben werden. Dieses Absterben findet nicht nur in Neuseeland statt, sondern ist ganz allgemein überall da, wo die polynesische Race gefunden wird, und die Schuld liegt in der völligen Mißachtung aller der socialen und gesundheitlichen Bedingungen, welche von der dauernden Lebensthätigkeit der menschlichen Race unzertrennlich sind. Unter den positiven Hindernissen für Vermehrung der Maoris sind besonders zwei hervortretend: der Mangel der Fruchtbarkeit der Frauen, wenn sie sich mit den Männern ihrer Race verbinden, und ihre ungesunden Wohnungen. Die stärkste Verminderung unter den Maoris fand in den südlichen Provinzen statt. Hier zählten sie 1844 noch 1900, jetzt nur noch 944 Häupter. In den nördlichen Gegenden und an der Westküste wohnten 1844 noch 1100, gegenwärtig nur 867. Hiernach ergiebt es sich, daß der Zeitpunkt ihres Verschwindens in nicht sehr ferner Zukunft zu suchen ist.

Vom Vorgebirge der Guten Hoffnung.

Die ganze Südspitze Afrikas wird bekanntlich nicht selten von langandauernder Dürre heimgesucht, auf welche dann zeitweilig anhaltender Regen folgt. Dieser verursacht dann verheerende Ueberschwemmungen und von einer derselben ist im vorigen Spätjahre das Land weit und breit heimgesucht worden. Einem Bericht aus Capstadt vom 26. December zufolge ist der Schaden, welcher in der eigentlichen Capcolonie angerichtet wurde, ganz ungeheuer. Der Bezirk von Graaf Reinet hat seit 45 Jahren keinen so starken Regenfall gehabt. Im Bezirk Colesberg hat der Viehstand ungemein gelitten; ein Landwirth verlor durch Blitzschlag und Ueberschwemmung 1100 Schafe, 225 Ziegen, 85 Stück Rindvieh, 4 Strauße, seine ganze Ernte und die ganze Einzäunung seiner Felder. Ein anderer, bei Middelburg, verlor mehr als 1500 Schafe, noch ein anderer 1700. Die Ortschaft Queenstown ist fast ganz hinweggewaschen worden. — Auch im Orange-Freistaat Stürme und Ueberschwemmungen; viele Brücken, namentlich die bei Bloemfontein, sind fortgerissen worden und viele Häuser stürzten ein. Im Natallande war die Verheerung noch ärger; man hatte Regen über Regen, während auf der Westseite des Continentes, im Namaqualande, die lange Dürre noch immer anhielt. Hier scheinen die Kupfergruben die Arbeit zu lohnen; sie liefern monatlich im Durchschnitte 900 Tonnen Kupfererz und auch die Gruben am Orangeflusse sind vielversprechend. — Im Lande der Buschmänner war seit Monaten kein Tropfen Regen gefallen.

Aus Peru.

Wir erwähnten jüngst, daß ein Oberst Pierola eine Revolution in Scene gesetzt habe. Die clericale Partei, die auch in Peru wie überall Unheil stiftet und rebellische Gelüste hat, nahm Partei für den Ruhestörer, und ihr Organ, „La Sociedad", welches jüngst den Segen des Papstes erhalten hat, wünschte dem Rebellen Glück. Aber der rechtmäßige Präsident Pardo ergriff sofort energische Maßregeln. Vom großmüthigen

Albion ist bei dieser Gelegenheit wieder ein hübsches Stück zu erzählen. Pierola bekam Waffen und Kriegsbedarf durch einen in Cardiff beladenen Dampfer; die Hafenbehörden dort ließen ihn ruhig abfahren. Er lief unterwegs einige chilenische Häfen an, wurde dann aber, nachdem er seine Ladung gelandet, von den Peruanern aufgebracht, und nun ist die Bemannung in Gefahr, von diesen als Piraten behandelt oder im günstigen Falle als Schmuggler eingesperrt zu werden. Sie haben nicht einmal ihren Lohn erhalten und sind in der traurigsten Lage.

Gleichzeitig hatten die Clericalen noch eine andere Revolution geplant, die in Callao, dem Hafen Limas, zum Ausbruche kommen sollte. Die Verschworenen wollten die zwei Castelle nehmen, welche die Stadt beherrschen, und sich in das großartige Zollhaus einschleichen. Am anberaumten Tage gingen sie denn auch, scheinbar harmlos, in dasselbe hinein; und die Regierung, welche rechtzeitig gewarnt worden war, wartete ruhig zu und fing sie dann Alle auf einmal. Sie waren mit Revolvern bewaffnet und hatten viel Geld bei sich. Es ist ermittelt worden, daß ein italienischer Priester in die Sache verwickelt ist; ein anderer Priester aus dem Jesuitenstaat Ecuador wurde mit dem Revolver in der Hand gefangen genommen. So ist denn „die Kirche“ auch dort in böse Anschläge gegen den Staat verwickelt.

Der Schirm als Würdezeichen auch in Europa.

Dr. Richard Andree hat jüngst (S. 71 ff.) zusammengestellt, welche Bedeutung der Schirm als Würdezeichen bei Völkern im Alterthum und noch heute in Asien und Afrika hat. Wir können seine Angaben vervollständigen, indem wir zeigen, daß der Schirm in Venedig gleichfalls als solches vorkommt.

Unser Kaiser Friedrich Rothbart war bekanntlich mit einem der herrschsüchtigsten Päpste, Alexander dem Dritten, in heftige Kämpfe verwickelt. Dieser sehr unheilige Vater suchte bei den Venetianern Zuflucht. Sie nahmen Partei für ihn, gewannen eine Seeschlacht und dem Rothbart wurden, als er um Frieden nachsuchte, die härtesten Bedingungen auferlegt. Er kam nach Venedig und was sich dort mit ihm begab, ist vielfach auch bildlich dargestellt worden. Die Chroniken besagen: Als er einzog nahmen sechs Cardinäle ihm den Eid der Unterwürfigkeit ab, worauf die über ihn verhängte Excommunication aufgehoben wurde. Dann geleitete ihn die gesammte Geistlichkeit in langem Zuge nach dem Marcusplatze vor die Marcuskirche, vor deren Hauptpforte der Papst in pontificalibus saß, umgeben von Cardinälen, vielen Prälaten, den Gesandten der fremden Mächte und den hohen Würdenträgern der Republik. Als der Kaiser vor Seiner Heiligkeit stand, warf er den Mantel ab und kniete nieder; da setzte der übermüthige Papst ihm seinen Fuß auf den Nacken und sprach, mit dem Psalmisten: Super aspidem et basilicum ambulabis etc., also: Auf Ottern und Basilisken wirst du wandeln und Löwen und Drachen mit Füßen treten. Da habe der Kaiser in seinem Zorne gerufen: Non tibi, sed Petro; nicht Dir, sondern Petrus bringe ich diese Huldigung! — Der Papst war giftig genug, den Fuß noch fester auf den Nacken zu stämmen und laut zu rufen: Et mihi et Petro! Also: „Deine Erniedrigung oder Huldigung bringst Du sowohl mir wie auch dem Petrus dar.“

Der Papst wollte sich den Venetianern erkenntlich zeigen, und gab den Dogen folgende Privilegien: Sie durften bei feierlichen Aufzügen vor sich hertragen lassen: eine brennende Kerze, ein Schwert, einen (rothen) Schirm, einen curulischen Sessel, ein mit Goldbrocat überzogenes Kissen, Fahnen und zwei Trompeten. Bei derselben Gelegenheit übergab er dem Dogen Ziani auch einen Ring, und spielte dabei wieder seine Machtvollkommenheit auf. Er sprach: „Hunc annulum accipe et, me auctore, ipsum mare obnoxium tibi redditum; quod tu tuique successores quotannis statuto die servabitis, ut omnis posteritas intelligat maris possessionem victoriae jure vestram fuisse, atque uti uxorem viro, ita illud imperio respublica Venetae subjectum.“ Somit erklärte er, daß die Herrschaft über das Meer den Venetianern gehöre und dieses ihnen unterthan sei wie die Frau dem Manne; die „Vermählung“ wurde dann, laut Gebot des Papstes, jährlich vollzogen. Aber was ist, Sr. Heiligkeit ungeachtet, aus jener Seeherrschaft geworden?

Der rothe Schirm spielt noch einmal, in der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts, eine Rolle. Der Padischah der Osmanen machte seinerseits Anspruch auf die Herrschaft über das ganze Mittelmeer und seine Theile; der Stern der Venetianer war damals schon im Erbleichen und ihre Gesandten hatten in Konstantinopel einen schweren Stand. Man war bemüht, für die wichtige Stelle die tüchtigsten Männer zu gewinnen. Ein solcher war Marc Antonio Barbaro. Wenn ein neuer Bailo, das heißt Ambassadeur, nach Stambul abging, so wurde ihm, wie man allgemein in Venedig glaubte, eine mit Zechinen gefüllte Kiste mitgegeben, außerdem aber auch ein Kästchen, das wirksame Gifte enthielt. Das erstere ist gewiß richtig, der Bailo sollte kein Geld sparen, um im Serail und unter den Juden der Vorstädte Agenten zu gewinnen. Daß das Gift im Staatswesen der Venetianer systematisch zur Verwendung kam, ist bekannt und durch manche Urkunde bewiesen. Der Bailo brauchte über die Gelder keine Rechenschaft abzulegen und konnte dieselben nach Gutdünken verwenden. Daß er sich auch des Giftes bedienen konnte und vom Rathe der Zehn mehr als einmal Anweisung und Befehl dazu erhielt, steht gleichfalls urkundlich fest.

Jener Marc Antonio Barbaro war sechs Jahre lang Bailo; seine Berichte, etwa 400 an der Zahl, und seine Relazioni sind im Originale noch heute vorhanden. Es war eine kritische Zeit. Barbaro sollte den gewaltigen Sultan Selim den Dritten, welcher den Venetianern sehr abhold war, friedlich zu stimmen suchen. Die Wesire, die Sultaninnen und die einflußreichsten Sklaven im Serail wurden mit Geld und kostbaren Stoffen beschenkt, waren aber trotzdem sehr zudringlich. Der Bailo mußte aus Italien allerlei Luxusgegenstände für sie kommen lassen, von deren Bezahlung keine Rede war; in einem der Berichte Barbaro's ist ausführlich von Beschaffung einer großer Lampe für die Hauptmoschee die Rede; der Großwesir verlangte, daß nach dem Muster derselben nicht weniger als neunhundert andere zu verfertigen seien; er bat sich auch eine Orgel aus. Der Janitscharenaga, welcher sich einen Palast bauen ließ, wünschte gemalte Fensterscheiben und eine der Sultaninnen eintausend stählerne Schüsseln! Ueber diese letztere Forderung gerieth der Senat zu Venedig in Verlegenheit; er debattirte über eine so wichtige Angelegenheit lange hin und her; zuletzt mußte der Bailo erklären, in Venedig würden derartige Schüsseln gar nicht verfertigt, was er bedauere!

Im December 1559 brach in Stambul eine große Feuersbrunst aus. In Folge derselben verlangte der Großwesir von Barbaro eine neue Sendung Lampen und der Sultan die Abtretung der Insel Cypern, wo er dann, nach Ausbruch des Krieges, die Stadt Famagosta belagerte. Dieselbe wurde vom Statthalter Bragadino lange Zeit tapfer vertheidigt. Als er sie nicht mehr halten konnte, wurde ihm eine ehrenvolle Capitulation bewilligt, und er sprach den Wunsch aus, die Schlüssel der Stadt dem Sieger eigenhändig zu überreichen. Der türkische Befehlshaber erklärte, daß es ihm eine Freude sein werde, dieselben aus der Hand eines so tapfern Mannes entgegen zu nehmen. So zog ihm denn Bragadino, gefolgt von seinen Offizieren, angethan mit einem rothen Mantel, entgegen; er ging unter dem rothen Schirme, welcher das Zeichen seiner Statthalterwürde war.

Der Türke war treulos. Während der Unterhaltung mit Bragadino sprang er plötzlich auf und warf dem Christenhunde vor, einige mohammedanische Gefangene hingerichtet zu haben. Er ließ sofort die venetianischen Offiziere niederhauen. Bragadino wurde in raffinirter Weise ermordet. Drei Mal stellte sich der Henker, als wolle er ihm den Kopf herunterschlagen, säbelte

aber nur die Ohren ab. Zehn Tage hintereinander mußte der Christ einen schweren, mit Erde gefüllten Korb auf den Batterien umherschleppen und wenn er am Kiosk des Paschas vorüberkam, den Boden küssen, nachher hängte man ihn an den Mast eines Schiffes und gab ihn der Verhöhnung der Matrosen preis. Zuletzt führte man ihn auf den Marktplatz von Famagosta, riß ihm die Kleider vom Leibe, band ihn mit Ketten an einen Pfahl und dort wurde er im Beisein des Pascha lebendig geschunden. Die mit Stroh ausgestopfte Haut band man auf eine Kuh; sie wurde unter dem rothen Schirm erst in den Straßen herumgeführt und dann als Trophäe am Maste des türkischen Admiralschiffes aufgehängt. So kam sie nach Stambul. Die Familie Bragadino hat sie später dem Pascha abgekauft und sie ist in Venedig in der Peter-Pauls-Kirche in einer Urne beigesetzt, welche eine passende Inschrift trägt.

* * *

— Wir erwähnten jüngst den Besuch des Obersten Long beim König Mtese (oder Mtesa) von Uganda; wir finden jetzt noch einige Angaben über denselben. Der Europäer wurde als weißer Prinz mit barbarischem Pomp empfangen; daß zu Ehren des Fremden 30 Unterthanen abgeschlachtet wurden, haben wir schon gesagt. Damit war des Mordens noch nicht genug. Als Long um Erlaubniß bat, den Victoria-See zu besuchen und über die Riponfälle nach Urondogani zurückzukehren, ließ Mtese wieder sieben Mann schlachten, „um die Schutzgeister günstig zu stimmen"; denn ohne ein solches Opfer würden sie die Reise verhindert haben. Mtese ist 35 Jahre alt, hoch gewachsen und bewegt sich, jeder Zoll ein König; er zeigt auch ein wenig höhere Intelligenz als sein Volk. Long blieb 25 Tage lang sein Gast; seine häufigen Besuche wurden durch die Hinrichtung von acht bis zehn Mann geehrt. Das Pferd des Europäers erregte großes Staunen. — Auf der Rückreise hatte Long allerlei Widerwärtigkeiten; Gepäck und Lebensmittel wurden ihm gestohlen, die Träger liefen fort. Am 17. August in der Nähe des Berges Nuli wurde er von 400 Leuten des Keba Rega in Kähnen angegriffen. Er schlug sie indessen mit seinen Feuerwaffen zurück und sie verloren in dem Kampfe, der von Mittag bis Sonnenuntergang anhielt, 82 Mann, darunter zwei Häuptlinge; Long selbst erhielt eine Wunde im Gesichte. Am 18. October war er wieder in Gondokoro.

— Man schreibt der „Allgemeinen Zeitung" aus Smyrna, daß dort das Deutsche als Unterrichtszweig wirksame und nachhaltige Beachtung finde. „Es kann nicht ausbleiben, daß mit der zunehmenden ernsten Erlernung des Idioms auch die wahre, vorurtheilslose Kenntniß des deutschen Wesens Platz greifen wird. Freilich würden wir uns einer ernsten Täuschung hingeben, wenn wir als Ergebniß die innere Umwandelung des levantinischen Geistes, welcher nichts Anderes ist als ein französischer in verzerrter Gestalt, in kurzer Frist in Aussicht nähmen. Die österreichisch-ungarische Regierung hat, um dem deutschen Sprachunterricht eine größere Ausdehnung zu geben, der Mechitaristenanstalt in Smyrna eine ansehnliche Subsidie bewilligt, unter der ausdrücklichen Bedingung, daß der Lehrcursus im Deutschen in methodischer und ersprießlicher Weise geleitet werde. Knaben- und Mädchenschulen verschiedener Nationalitäten und Bekenntnisse wetteifern unter einander, um der Erlernung des Deutschen bestmöglich Vorschub zu leisten."

— Beim Bau eines meteorologischen Observatoriums hat man, wie der Stadtbibliothekar von Clermont, Mr. Vimont, mittheilt, auf dem Gipfel des Puy de Dôme Reste eines römisch-gallischen Tempels gefunden, dessen Erbauung bis in das erste Jahrhundert nach der römischen Eroberung zurückzudatiren scheint. Man entdeckte die verschiedenartigsten Marmorstücke, Reste von Statuen und sonstigen Kunstwerken und eine Bronzeplatte mit einer Inschrift, wonach der Tempel dem Augustus und dem Mercur des Puy geweiht war.

— Seitens der französischen geographischen Gesellschaft ist Henri Duveyrier nach Südtunis gesendet worden, um an den Untersuchungen der Hauptleute Roudaire und Parisot über die Depression des Schott Mel-Ghir theilzunehmen. Mag auch der Gedanke, dasselbe in einen Busen des Mittelmeeres zu verwandeln, verfehlt sein, unsere noch sehr lückenhafte Kenntniß der Regentschaft kann durch jene Arbeiten nur gewinnen.

— In Centralamerika ist die Regierung von Guatemala ernstlich bestrebt, dem Lande gute Straßen zu verschaffen, an welchen noch so großer Mangel ist. Einem Decrete zufolge ist jeder erwachsene männliche Einwohner verpflichtet, drei Tage am Straßenbau zu arbeiten oder einen Stellvertreter zu beschaffen. Die Staatsschuld betrug am 31. August 1874 nur 4,119,785 Dollars. — In dem von so vielen Revolutionen schwer heimgesuchten Honduras herrscht die äußerste Zerrüttung. In einem Berichte von Anfang des December lesen wir Folgendes: Der gegenwärtige Präsident, Don Ponciano de Leiva, ist in der allerschwierigsten Lage. Er findet das Land in unzählige Parteien zersplittert; Niemand achtet oder kümmert sich um das Gesetz. Es fehlt an Allem, an Geld, an Einnahmen, an einem Heere, an Rechtspflege. Die Beziehungen zu einigen Nachbarstaaten sind unbefriedigend. Ein Minister, Zuñiga, arbeitet daran, eine radicale Partei zu bilden, als ob dem Lande mit einer solchen geholfen wäre!

— Die Republik Uruguay hat gegen Jahresschluß wieder zwei Revolutionen gehabt; die erste mißlang, die zweite nicht. Man war des vielbelobten Präsidenten Ellauri überdrüssig und deshalb ließ sich ein Herr Pedro Varela zum Präsidenten ausrufen. Vivat sequens.

— Wir gaben in den ersten Nummern des laufenden Bandes Schilderungen aus Paraguay aus dem Jahre 1872. Es scheint, daß seitdem das Land sich wieder hebt. Die Zolleinnahmen, welche 1870 nur 105,720 Dollars betrugen, haben sich 1873 gesteigert auf 423,543 Dollars; der Handelsverkehr ist also angewachsen, und man hofft, wenn Ruhe bleibt, nach einigen Jahren Zinsen der Anleihe zahlen zu können. Im Jahre 1873 wurden eingeführt: Baumwollenwaaren für 210,842 Dollars, Kurzwaaren 209,716, Kleidungsstücke 115,315, Wein 86,403, Materialwaaren rc. 525,407, Summa 1,147,683 Dollars. Die Ausfuhr stellte sich für Yerba (Mate) 635,302 Dollars, Taback 224,544, Cigarren 46,616, Häute 134,004, gegerbte Häute 30,384, Holz 13,387, Rinde rc. 15,923 Dollars. Das ist wenig, aber für ein so schwer heimgesuchtes Land immerhin etwas.

— Die Zahl der Sklaven in Brasilien beträgt gegenwärtig nur noch 1,409,448 Köpfe. Alle „nicht matriculirten" Schwarzen sind an und für sich frei. In etwa 30 Jahren wird es im Kaiserreiche kaum noch einige tausend Sklaven geben, und da die Emancipation allmälig stattfindet, wird in Brasilien der Widersinn und der Nachtheil vermieden, unter welchem Westindien und noch viel mehr die Vereinigten Staaten, durch eigene Schuld, so viel zu leiden haben.

— Omalius d'Halloy, der Nestor unter den Ethnographen, ist am 15. Januar in Brüssel mit Tode abgegangen; er war 92 Jahre alt, am 16. Februar 1783 geboren. Auf dem Gebiete der Länder- und Völkerkunde ist er seit 1808 vielfach thätig gewesen.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXVII. № 8.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 12 Mark. Einzelne Nummern 50 Pf. 1875.

Aus Georg Schweinfurth's Reisen in Innerafrika.

VI.

Charakterzüge der Bongo. — Schweinfurth's Reise nach Süden. — Abd es Sammat und die Seriba Sjabbi. — Das Zebra-Ichneumon. — Verschiedene Volksstämme. — Seriba Kurraggera. — Das Gewaltthätigkeitssystem der Chartumer. — Drohrede an die Häuptlinge. — Die Mittu. — Körperverunstaltungen und Gebräuche.

Wir haben den Aufenthalt des Reisenden im Lande der Bongo geschildert, das er am 17. November 1869 verließ, um zunächst in das Land der Mittu und dann weiter bis zu den Niam niam vorzudringen. Es ist schon gesagt worden, daß er sich mit Vorliebe der Beobachtung der Bongo zuwandte und es ist ihm in der That gelungen, einen tiefen Einblick in das innere Leben dieser Wilden zu thun. Hier mögen noch einige Züge hervorgehoben werden.

Böse Geister wohnen im nächtlichen Dunkel des Waldes. Sie, die Teufel und die Hexen im Allgemeinen, heißen Bitaboh; auch giebt es Waldkobolde, Ronga, zu welchen die Fledermäuse, die Eulen und ein Halbaffe gehören. Dieser letztere hat große rothe Augen, weit aufgerichtete Ohren und fristet sein lichtscheues Dasein in hohlen Baumstämmen. Zur Abwehr dieser und noch anderer nächtlicher Thiere hat man zauberkräftige Wurzeln, mit welchen die Zauberer Handel treiben; diese kommen aus dem Lande der Dinka und besprechen auch Krankheiten. Gute Geister giebt es nicht. Im Verdacht des Verkehrs mit den bösen stehen ausnahmslos alte Leute beiderlei Geschlechts. Sie können bei Nacht als Teufel die Wälder durchstreifen und wenn sie die richtigen Wurzeln besitzen, so können sie scheinbar ruhig in ihrer Hütte liegen und doch im Waldesdunkel mit den bösen Geistern Rath pflegen, um anderen Leuten Tod und Verderben zu bringen. „Der echte, unverblümte Hexenglaube war und ist heute im Bongolande verbreiteter, als er es irgendwo anders in der Welt gewesen; nirgends waren Hexenprocesse in der Welt mehr an der Tagesordnung als hier." Uebrigens gehören bejahrte Leute zu den größten Seltenheiten.

Die Sprache ist wohlklingend und durchweg vocalisirt, reich an a und o, einfach im grammatikalischen Bau, hat aber eine große Mannichfaltigkeit an Ausdrücken für alle concreten Begriffe. Aber die gewöhnlichsten unserer abstracten Begriffe, z. B. Seele, Geist, Hoffnung 2c., scheinen absolut zu fehlen, und wir wissen, daß das auch in anderen Negersprachen der Fall ist. Sonderbar sind die Umschreibungen für abstracte Begriffe; das Wort Fir z. B. kann, je nachdem man es mit anderen in Verbindung bringt, für folgende Begriffe Anwendung finden: Wille, Liebe, Lust, Geschmack, Rede. Der Wille und zugleich der Ausdruck desselben durch die Zunge sind die beiden Grundbegriffe des Fir. „Ich habe Lust," heißt aber Fir na häma, d. h. Wille ist in meinem Bauche. Als Aequivalente eines und desselben Wortes hat man z. B. Mähi, d. h. Fleisch oder Lanze im Allgemeinen, insbesondere aber dient es als Collectivbegriff für alle Antilopen; — Dill ist Schatten und Wolke; — gimah Knabe und Sohn; — Hotorro Regen und Himmel; — Onomatopöisch sind z. B. Golongolo, Glocke Kullukul, Kugel; die Katze heißt Mbriau.

Die Bongo, als Ackerbauer, bezeichnen mit mondj zunächst das Sorghum vulgare, ihr Hauptgetreide, dann aber auch nicht nur jede Speise, sondern auch Essen im Allgemeinen. Das Jägervolk der Niam niam bedient sich in ähnlicher Weise des Wortes Fleisch, puschjö. —

Goggo, ein Mittu-Madi. Kaffelukku-Ngama, Mittu-Häuptling.

Die Ausbeute der Ghattas'schen Compagnie an Elfenbein hatte 1869 400 Trägerlasten betragen, etwa 220 Centner, welche in Chartum ungefähr 20,000 Theresienthaler werth waren. Dazu hatten mindestens 300 Elephanten ihr Leben lassen müssen. Schweinfurth benutzte die günstige Gelegenheit, um mit der Trägerkarawane seine wohlverpackten Sammlungen, nicht weniger als 40 Colli, nach Chartum und Europa abzufertigen.

Am 17. November wurde die eigentliche Reise nach Süden angetreten und auf einer Fähre der Tondj überschritten, dessen eigentliches Stromwasser jetzt eine Breite von nahezu 200 Fuß hatte; Schweinfurth schwamm hinüber und als er auf der andern Seite von der heftigen Strömung erfaßt wurde, packten ihn viele andere Schwimmer an Händen und Füßen und zogen ihn wie einen Ertrinkenden ans Ufer. Nach siebentägiger Wanderung durch fast unbewohnte Gegenden wurde am 23. November das Hauptquartier des Abd es Sammat erreicht, welcher dem Reisenden wahrhaft orientalische Gastfreundschaft angedeihen ließ. Er hatte für denselben im Voraus drei schöne neue Hütten mit eigener Umzäunung errichten und sogar Stühle und Tische anfertigen lassen. Von einer andern acht Tagereisen entfernten Seriba waren Kühe herbeigeholt worden, damit es ihm nicht an Milch fehle; auch seine Diener, welche mit ihren Sklavinnen zusammen 13 Personen zählten, wurden freigebig bewirthet. Die Eingeborenen, welche sahen, wie sowohl ihr eigener Herr als auch die durchreisenden Verwalter anderer Seriben den weißen Mann mit großer Aufmerksamkeit behandelten, sprachen zu einander: „Er ist Herr über alle Türken," denn so lassen sich überall im Lande die Nubier nennen. Von großer Wichtigkeit war es, daß auch die in dieser Seriba Ssabbi anwesenden Individuen aus dem Volke der Niam niam und Monbuttu einen gleichen Eindruck erhielten.

Von Ssabbi aus, das noch im Lande der Bongo liegt, beherrschte Abd es Sammat auch sein Gebiet, das er sich unter den Mittu angeeignet. Um diese Jahreszeit hatte man die Speicher gefüllt; die Sorghumkolben waren bis zu sechs Pfund schwer, aber von einem ausgedehnten Ackerbau waren die Leute schon deshalb abgehalten, weil fast jeder kräftige Mann im Laufe des Jahres oft Monate lang vom Hause fern gehalten wurde, da er als Träger Dienste leisten mußte, welche gewöhnlich fünf bis sechs Monate in Anspruch nahmen. „Zwar bereicherten sie sich an Kupfer, Perlen und anderm Tand, aber in der Cultur machten sie entschieden Rückschritte, und wie daheim im fernen Nubien selbst, so theilten auch die Bongo die Bestimmung ihres ehemals glücklichern Landes, eine Schule der Verwilderung zu werden für alle."

In dieser Gegend hatte Schweinfurth Gelegenheit, ein interessantes Thier zu beobachten, das Zebra-Ichneumon. Dasselbe bürgert sich auffallend leicht im Hause ein und wo das einmal geschehen, wird man es nicht wieder los. Der seltsam freche Gesell zeigt dem Menschen gegenüber weder Furcht noch Unterwürfigkeit. Aehnliches ist dem Reisenden nur noch bei der Steppenkatze vorgekommen, die eben so leicht sich domesticiren läßt. Das Zebra-Ichneumon wird besonders durch seine Neugier lästig; es schlüpft in alle Kisten und Kasten, wirft Töpfe um, zerbricht Flaschen, anscheinend nur zu dem Zwecke, sich vom Inhalte zu überzeugen. Dabei dient die lange, spitze, beständig schnuppernde Schnauze als Hebel, und im Stehlen von Eiern sucht es seinesgleichen. Das falsche Geschöpf weiß sich durch Zwitschern und Wedeln mit seinem langen Schwanze den Anschein zu geben als schmeichele es den Menschen, aber sobald man es angreift, beißt es heftig in den Finger. Wenn von Hunden überholt und angegriffen, wirft es sich auf den Rücken, zappelt mit den Beinen und fletscht, immer noch zwitschernd, die Zähne; wer sich vor seinen Bissen sichern will, muß es beim Schwanze packen und in hängender Lage zappeln lassen.

Während der Monate December und Januar besuchte der Reisende eine Anzahl neugegründeter Seriben im Lande der Mittu; vermöge derselben hatte Abd es Sammat die Grenzen seines Gebietes weit nach Osten hin vorgeschoben. Für die Bewirthung wurde auf das Beste gesorgt, namentlich auch in der Seribe Ngama oder Mittu Mor; in der Umgegend der letztern wohnt der Mittustamm der Gehri und das Land weit gen Osten bis jenseits des Rohl und nach Süden zu führt einen Collectivnamen und wird Moro genannt. Der Rohl ist viel wasserreicher als der Tondj; bei den Dinka heißt er Nam Rohl, d. h. Fluß des (Dinka) Stammes der Rohl; bei den Mittu, den Madi und anderen anwohnenden Stämmen wird er Jalo genannt, bei den Bongo Djollebe, „ein neues Beispiel der sich im ganzen Afrika so vielfach wiederholenden Fluß-, Städte- und Häuptlingsnamen, wo Wau, Ronga und Mundo fast so häufig sind wie Columbus, Franklin und Jackson in Nordamerika."

In der Seriba A-uri am Rohl bereitete man dem weißen Mann in der That einen großartigen Empfang; vor dem Eingange waren 50 Mann aufgestellt, welche zur Begrüßung eine feierlich Salve gaben. Die Eingeborenen der Umgegend nennen sich Ssofi und bilden mit den weiter östlich wohnenden Rohl ein Volk; ihre Sprache zeigt vereinzelte Anklänge an die der Bongo und der Mittu, weicht aber von beiden gleich bedeutend ab; im Aeußern und in ihren Einrichtungen scheinen sie eine größere Verwandtschaft mit den Mittu zu besitzen. Alle die verschiedenen Stämme am Rohl im Süden der Dinkaterritorien werden von den Nubiern in jenen Seriben durchweg Djur genannt, obgleich sie selbst von dieser Bezeichnung nichts wissen wollen und weder in Bezug auf Sprachen noch auf Race und am allerwenigsten in ihren Sitten etwas mit den früher geschilderten Djur des Westens gemein haben. Die Nubier nehmen die Benennung an nach dem Sprachgebrauch der Dinka, welche damit alle Volksstämme bezeichnen, die keine Rindviehzucht treiben.

Etwas südöstlich von A-uri, unter 6° N., wohnt am Rohl der eigenartige kleine Stamm der Lehssi; seine Sprache ist von jener der Ssofi wie der Mittu verschieden. Oestlich hinter ihnen sind die Bofi seßhaft, im Norden von diesen sitzen die Behl, welche viel Rindvieh haben, und hinter diesen, in der Richtung zum Bachr el Gebel (dem Weißen Nil), liegt das Gebiet der Atuot, eines sehr kriegslustigen Volkes.

Einen Rastpunkt bildete die Seribe Mvolo, welche von dem Franzosen Poncet gegründet worden ist; die Leute in dieser Gegend nennen sich Lehssi, und bei ihnen fand Schweinfurth wiederholt die sonderbaren aus Holz geschnitzten Figuren, welche zur Erinnerung an die verstorbene Frau wie Penaten im Innern der Hütte aufgestellt werden. Von Mvolo, das als ein Pfahldorf im vollen Sinne des Wortes geschildert wird, machte der Reisende den etwa halbstündigen Weg zu den Stromschnellen des Rohl, welcher sich dort in drei Arme gliedert. Der Hauptstrom bildet einen jähen Fall von etwa 50 Fuß, aber der gesammte Fall innerhalb der Stromschnellen ist auf mindestens 100 Fuß zu veranschlagen.

Das Jahr 1870 war herangekommen und Schweinfurth in Kurraggera, einer Hauptseribe des Abd es Sammat, der eben von einem Zuge zurückgekehrt war. Zu Ehren des Europäers waren seine Völker in Gruppen von je 500 Mann abgesondert, um Kriegstänze zum Besten zu geben. Er selbst trat als Ceremonienmeister auf, putzte sich wie ein Wilder

an, nahm Schild und Bogen zur Hand und war als Vortänzer der einzelnen Gruppen unermüdet, bald als Bongo, bald als Mittu. Auch theatralische Vorstellungen wurden zum Besten gegeben und das Knallen der Flinten wollte gar kein Ende nehmen.

Was sich am folgenden Tage begab, kennzeichnet sehr deutlich das System, welches die Chartumer den Negerhäuptlingen gegenüber befolgen. Die neu unterworfenen Mittu-Madi-Vorsteher mußten erscheinen, um zu vernehmen, welche Pflichten sie von nun an zu erfüllen hätten. Der Dolmetscher Schweinfurth's übersetzte diesem wörtlich, was Mohammed Abd es Sammat sagte. Zunächst stieß er eine Menge von Flüchen und Drohungen aus, und malte grell die Strafen aus, welche einem Ungehorsam folgen würden. Weiber und Kinder sollen die Häuptlinge behalten, ebenso ihr Getreide, aber sie müssen ohne Verzug Träger herbeischaffen. „Du, Kurraggera, gehst jetzt in Deine Dörfer und rufst zusammen Männer und Jünglinge und Weiber, auch die Knaben, welche etwas tragen können, und die Mädchen, welche Wasser holen vom Bache. In der Frühe müssen sie hier sein und das Korn nach Dorago schaffen. Wenn einer der Träger unterwegs davon läuft, dann reiße ich Dir die Augen aus! Und wenn eine Trägerlast abhanden kommt oder gestohlen wird, so hacke ich Dir den Kopf ab mit diesem Schwerte." Dann wandte er sich zu einem andern. „Du, Kaffelukku, ich weiß, die Leute Poncet's sind neulich gekommen und haben sich zwei Elephanten geholt. Woher wußten sie davon, wer hat es ihnen verrathen? Du

Mittu und Mittu Madis.

hast ihnen Boten geschickt um des Lohnes willen, den sie Dir versprochen, und Du, Goggo, weshalb erlaubtest Du das auf Deinem Gebiete? Wenn die Leute Poncet's wieder kommen, so schlagt sie todt. Und wenn sich das noch einmal wiederholt, so müßt Ihr das mit dem Leben büßen. Wenn einer von Euch Elfenbein hinträgt zu den Nachbaren in die fremden Seriben, so lasse ich ihn lebendig verbrennen. Ihr wißt nun, wie Ihr daran seid. Und laßt Euch ja nicht einfallen, einem meiner Leute Leides anzuthun. Da zieht ein Türke allein des Weges einher und die Neger schleichen nebenher im Grase und schießen mit Pfeilen und der Türke stirbt. Seht, die Ratten vergraben sich in die Erde und die Frösche und Krabben haben ihre Löcher; — aber man gräbt sie aus, und die Schlangen verkriechen sich im Stroh, — aber man zündet es an. Und wollt Ihr uns die Steppe über den Köpfen in Brand stecken, — dann, Ihr sollt es wissen, mache ich ein Gegenfeuer und Eure Vorräthe werden zu Schanden. Wollt Ihr aber in die Höhlen von Dorago fliehen, dann schieße ich mit Cayennepfeffer (Schiteta) in Eure Schlupfwinkel, und Ihr müßt hustend und betäubt hervorkriechen und mich um Gnade anflehen. Oder aber, das Wasser im Bache hier fließt spärlich; da kommen die Neger und legen böse Wurzeln hinein und die Türken trinken und die Türken sterben. Glaubt Ihr denn, Ihr wäret wie die Vögel, könntet davonfliegen und meiner Rache entrinnen?"

In solchem sudanesischen Redestile ließ sich Abd es Sammat noch des Weitern aus; die Häuptlinge, welche er in dieser Art bedrohete, sind nach Schweinfurth's Zeichnung auf unserer Illustration veranschaulicht. (S. 114.)

In Kurraggera suchten die Chartumer den Madiältesten begreiflich zu machen, wie viele Träger sie zu stellen hatten. Sie können, wie die meisten Völker in Afrika, eigentlich nur bis Zehn zählen; alle Combinationen darüber hinaus müssen ihnen handgreiflich klar gemacht werden. Zu diesem Zwecke waren Rohrhalme bündelweise zu zehn und zehn zusammengebunden. Wenn der Neger diese einmal in Händen hatte, begriff er ganz gut die Zahl, konnte sie aber nicht aussprechen. Man fragte den, welcher 1530 Leute stellen sollte, ob er nun begriffen habe; er machte ein bejahendes Zeichen und erhob sich, um, das gewaltige Bündel unter dem Arme, gelassen nach seinem Dorfe zu gehen.

Der Name Mittu kommt eigentlich nur dem nördlichsten Theile der Völkergruppe zu, welche sich selbst so oder auch Mattu nennen; außerdem betrachten sich noch vier gleichartige Stämme als eben so viele von einander abhängige Völker. Es sind die Madi (die aber mit den Madi am obern Bachr el Gebel nichts zu schaffen haben), die Madi Kaja Abaka und Luba. Ihr Gesammtgebiet liegt zwischen den Flüssen Roah und Rohl, zum größten Theil zwischen 5 und 6° N. Alle Mittuvölker können sich unter einander verständigen und haben nur dialektische Verschiedenheiten. In Bezug auf Race stehen sie hinter den Bongo entschieden zurück, sind nicht so körperkräftig und können viel weniger Anstrengungen ertragen. Als Hausthiere haben sie nur Ziegen, Hühner und Hunde. Die letzten bilden die Lieblingsspeise. Alle Stämme der in Rede stehenden Gruppe verrathen dadurch, daß sie Hundesleisch essen, eine Hinneigung zum Cannibalismus.

Schweinfurth hat bald nach seiner Heimkehr eine Skizze der Mittu für den „Globus“ entworfen (Band XXII, S. 255 ff.), auf welche wir verweisen. Wir fügen hier einige Bemerkungen bei, welche das Bild vervollständigen. Bemerkenswerth ist der „Schmuck“ der Frauen, nämlich die aufgetriebenen und durchlöcherten Lippen. Sie durchbohren nicht allein die Unterlippe, sondern der Symmetrie wegen auch die Oberlippe. „Wenn wir die Eigenthümlichkeiten der Tracht bei den verschiedenen Völkern Afrikas, von einem allgemeinen Gesichtspunkte betrachtet, zusammenfassen, so wird bei allen die Absicht klar, durch Nachahmung thierischer Merkmale ihrer Mode denjenigen Charakter zu ertheilen, welcher eine gewisse Vorliebe oder eine Art Verehrung für diese oder jene Thierart zur Schau trug. Häufig erklärt sich der solchergestalt in der Tracht zum Ausdruck gelangende Thiercultus aus den Gewohnheiten des alltäglichen Lebens. Schwer erscheint es aber, bei den Mittufrauen Aehnliches nachzuweisen und unerklärlich bleiben diejenigen Ideale, welche ihnen bei Erweiterung ihrer Lippen zu einem breiten Schnabel vorgeschwebt haben mögen. Höchstens könnte sie eine Vorliebe für Löffelenten und Löffelgänse verrathen. Wenn sie in Zorn gerathen, sind sie vermöge ihrer von einer Platte erweiterten Lippen befähigt, mit verdoppeltem Eifer zu plappern und sie können eben so gut knacken wie die Eule oder wie Störche und Baläniceps rex.“

Lory, ein Mittuweib.

Die Mittufrauen müssen, wenn sie trinken wollen, die Oberlippe mit den Fingern hochheben und das Getränk in den Schlund gießen. Uebrigens stoßen die Mittuvölker auch kegelförmig geschliffene Quarzstücke durch die Lippen. Als Tracht haben die Frauen einen Schurz von Laub und Gräsern, die Männer ziehen ein Fell durch die Lendenschnur; nur die Madi haben einen ganz schmalen Schurz. Die Weiber der meisten Stämme tättowiren gewöhnlich auf der Stirn zwei schmale Punktreihen. Sehr mannichfaltig sind die kleineren aus Kupfer und Eisen hergestellten Zierrathen, welche überall angebracht werden; Glöckchen und Schellen, kleine Anker und Beile, Ringelchen und Plättchen von sehr verschiedener Gestalt; der Rand der Ohrmuschel wird mit einer Menge von kleinen Ringen geziert. Als Zeichen besondern Reichthums tragen Männer sowohl wie Frauen plump gearbeitete Eisenringe eng um den Hals geschmiedet; dieselben werden dem lebendigen Körper als unveräußerliches Glied hinzugefügt und nie wieder abgelegt.

Mandoline der Mittu.

An musikalischen Leistungen übertreffen die Mittu alle ihre Nachbarvölker; sie haben verschiedene Instrumente, darunter auch eins, das gleichsam aus einer Mischung von Mandoline und Leier entstanden ist; die fünf Saiten sind über einen Steg, der Schale einer Anodontamuschel, gespannt; der Resonanzboden ist vierkantig und wird von einem mit Haut überspannten Gestelle gebildet; an den Ecken derselben sind runde Schalllöcher angebracht. Auf der Flöte sind die Madi Meister. Die Musik wird von ihnen methodisch behandelt; sie hat nicht den Negercharakter, welcher sich gewöhnlich recitativisch und alliterirend gestaltet. Sie singen im Chor, indem sie ein genau inne gehaltenes Motiv in allmäligem Tonfalle zu variiren bestrebt sind; Männer und Weiber, alt und jung, unterstützen tactmäßig den hundertstimmigen Chor.

Ur und Bison.

Wir wollen im Nachstehenden zusammen zu fassen suchen, was bisher und namentlich in den letzten Jahren über diese beiden wilden europäischen Rinder geforscht worden ist, von denen das eine, der Ur, wild erloschen ist und nur theilweise in unseren zahmen Rindviehracen seine Nachkommen hat, während der Bison noch auf wenige europäische Localitäten wild beschränkt erscheint. Daß eine Verwechselung zwischen beiden stattfinden konnte und beide als „Auerochsen" gelten, ist Schuld der Neueren, die den alten eigentlichen Ur nicht mehr kannten, während man vor dreihundert Jahren noch sehr wohl zwischen beiden Thieren unterschied wie dieses aus dem Bericht Herberstain's hervorgeht, der 1517 und 1526 Rußland als Gesandter des deutschen Kaisers besuchte und beide Thiere auch abbildete. Wir lassen hier seine wichtige Mittheilung in der Uebersetzung des lateinischen Originals folgen *):

„Lithauen beherbergt wilde Thiere, außer denen, welche man in Deutschland findet, noch Bisonten, Ure, Elenthiere, welche von einigen Waldesel genannt werden, und wilde Pferde (equi sylvestres). Der Bison heißt in der lithauischen Landessprache Suber, die Germanen nennen ihn unrichtig Auerochs oder auch Urochs. Dieser Name aber kommt dem Ur zu, welcher ganz die Form der Rinder hat, während die Bisonten von dieser Art sehr verschieden sind. Die Bisonten nämlich haben eine Mähne, Zotteln auf Rücken und Schultern, und einen vom Kinn herabhängenden Bart. Die Haare riechen nach Moschus; der Kopf ist klein, die Augen dagegen sind groß und wild, gleichsam brennend, die Stirn ist breit. Die Hörner sind meist so weit von einander entfernt und ausgestreckt, daß der Raum zwischen beiden gut drei hineingestellte starkbeleibte Menschen fassen kann.

„Auf dem Rücken selbst erhebt sich gleichsam ein Höcker, welcher nach vorn und hinten abfällt. Diejenigen, welche die Bisonten jagen, müssen große Kraft, Gewandtheit und Erfahrung besitzen. Man wählt geeignetes Jagdterrain aus, in welchem die Bäume in gleichweiten Abständen von einander stehen, mit nicht allzu dicken Stämmen, damit man leicht um dieselben herumgehen kann, aber auch nicht mit zu dünnen, damit sie zur Deckung eines Menschen hinreichen. An diese Bäume werden nun die einzelnen Jäger vertheilt und wenn der von den verfolgenden Hunden aufgereizte Bison dorthin hervorstürmt, so richtet er seinen furchtbaren Angriff gegen denjenigen, welcher sich zuerst von den Jägern ihm entgegenstellt. Jener aber schützt sich, indem er sich hinter den Baum stellt, und durchbohrt womöglich mit seinem Jagdspieß das wilde Thier. Wenn dieses nicht einmal bei häufigerm Zustoßen fällt, sondern seine Wuth mehr und mehr entflammt wird, so bewegt es nicht allein zitternd die Hörner, sondern auch die Zunge. Wenn er nun so unwillig und zornig wird, so daß er beim Angriff den Jäger aber nur beim Kleide erwischt und an sich zieht, läßt er ihn nicht eher los als bis er ihn getödtet hat. Wenn aber Jemand vielleicht durch das Herumlaufen und Zustoßen ermüdet sich erholen will, so streckt er dem Thier einen rothen Filzhut entgegen, an welchem dieses mit Füßen und Hörnern seine Wuth ausläßt. Wenn aber ein Anderer, falls das Thier noch nicht völlig getödtet ist, sich in den Streit einmischen will, wie es auch nothwendig ist, wenn sie unversehrt von jenem Orte wegkommen wollen, so lockt er es leicht auf sich, indem er ihm einmal in rauhem Tone Lululu zuruft.

„Die Ure giebt es nur in dem an Lithauen grenzenden Masovien; man nennt sie daselbst mit ihrem ursprünglichen Namen Thur, wir Deutschen nennen sie richtig Urochs. Es sind nämlich wirklich wilde Rinder, in nichts verschieden von den zahmen Rindern, außer daß sämmtliche schwarz sind und einen weißen über den Rücken laufenden Streifen haben. Ihre Anzahl ist nicht groß und es giebt bestimmte Gaue, welchen die Obhut und die Bewachung derselben obliegt und man erhält sie nur in Thierbehältnissen. Sie vermischen sich mit den zahmen Kühen aber nicht ohne Kennzeichen. Denn sie werden später zu der Herde, gleich als ob sie berüchtigt wären, von den übrigen Uren nicht zugelassen, und die Kälber, welche aus dieser Mischung hervorgehen, leben nicht lange. Der König Sigismund August, bei welchem ich als Redner angestellt war, zeigte mir einen ausgeweideten, welcher halbtodt aus der Herde getrieben von den Jägern völlig getödtet wurde, denn die Haut, welche die Stirn bedeckte, war zerrissen. Daß dies nicht durch Zufall geschehen sei, das glaube ich, obgleich ich durch irgend eine Unbedachtsamkeit nicht erfahren konnte warum dies zu geschehen pflege. Es steht fest, daß die Gürtel, welche aus der Lederhaut des Ur gemacht sind, hochgeschätzt werden, und das Volk ist überzeugt, daß durch das Anziehen dieser die Geburtswehen befördert werden. Dieses erzählend gab mir die Königin Bona, die Mutter Sigismund August's, zwei Gürtel dieser Art zum Geschenke; den einen von diesen nahm meine hochwürdige Herrin, die römische Königin, als Geschenk von mir gnädig an."

Da sind also zwei wilde Rinder vorhanden, von denen eines auf den ersten Blick sich als unser heutiger Auerochs erkennen läßt. Es ist Bos Bison seu Bonasus, welcher unzweifelhaft schon den Alten bekannt war und der als Bonasus bei Aristoteles und Plinius vorkommt. Im Nibelungenlied erscheint er als Wisent; erst in späterer Zeit wurde er mit dem Namen des Auerochsen oder lithauischen Auerochsen bezeichnet; bei den slavischen Völkern heißt er Zubr. Ueber seine ehemalige und gegenwärtige Verbreitung läßt sich der berühmte Zoologe J. F. Brandt in Petermann's Geographischen Mittheilungen 1867, S. 205 vernehmen. Unter Zuziehung der fossilen Reste (sogenannte Bos priscus) können wir dies Rind verfolgen über Italien, die Schweiz, Frankreich, Großbritannien, Deutschland, Dänemark, Schweden, Polen, das europäische Rußland; dann in Asien vom Uralfluß, dem Altai, Ostsibirien, Daurien bis zum Ob, Jenissei und Anadyr. In drei Erdtheilen — denn der amerikanische Büffel läßt sich von ihm nicht trennen — erscheint er uns als eine der Thierformen, deren Verbreitung eine circumpolare genannt werden kann, obgleich dieselbe sich wohl von jeher meist mehr auf die gemäßigten Breiten der nördlichen Erdhälfte beschränkte und den Polen wie dem Aequator fern blieb.

Abgesehen von der amerikanischen Varietät (dem „Büffel")

---

*) Rerum Moscoviticarum Commentarii Sigismundi Liberi Baronis in Herberstain, Neyperg et Guettenhag etc. Basileae, per Joannem Oporinum 1556, p. 109—110. De Feris.

Bison.

VRVS SVM, POLONIS TVR, GERMANIS AVROX:
IGNARI BISONTIS NOMEN DEDERANT.

BISONS SVM, POLONIS SVBER, GERMANIS BI-
SONT: IGNARI, VRI NOMEN DEDERANT.

lebt der europäische Bison wild nur noch an zwei Stellen Europas: im Bialowescher Walde und im Kaukasus. Jarocki schätzte die Zahl von Auerwild in Bialowesch (Bialowitz) im Jahre 1830 auf 711 Stück; nach Dr. Franz Müller (siehe seinen Bericht „Globus“ V, 380) ergab eine Zählung im Jahre 1846 dagegen 1018 Stück alte und 77 junge. Vor der Hand ist ein Aussterben der Art noch nicht zu befürchten; sie ist in die meisten zoologischen Gärten Europas überführt worden, wo sie sich — wenn auch schwach — vermehrt. Wenig bekannt dürfte folgende Thatsache sein: Im Jahre 1865 bezog Fürst Heinrich von Pleß aus Bialowesch einen dreijährigen Auerstier und drei Altthiere, die er nach seinen sumpfreichen, dicht mit Unterholz bestandenen Forsten in Emanuelssegen (bei Kattowitz in Oberschlesien) schaffen ließ. Die Thiere sind dort prächtig gediehen, so daß die Herde jetzt auf 15 Stück angewachsen ist. Zwei Stiere wurden vom deutschen Kaiser und dem Kronprinzen abgeschossen.

Was das Vorkommen im Kaukasus betrifft, so wies darauf schon früher Nordmann hin und Eichwald erzählt in seiner „Zoologia rossica“, daß Tscherkessenfürsten, welche in Petersburg in der kaiserlichen Garde dienten, dort sofort ausgestopfte Bialowescher Auerochsen als kaukasische „Landsleute“ erkannten. Radde bestätigt gleichfalls das Vorkommen des Auerochsen am Elbrus *).

Nach Brandt's Ansicht ist der Bison im nordöstlichen Asien gleich dem Mammuth und haarigen Rhinoceros in Folge klimatischer Einwirkungen zu Grunde gegangen; in den übrigen bezeichneten Localitäten aber durch den Menschen ausgerottet worden, wie heute der Büffel auf den Prärien Nordamerikas. Letzterer ist nach dem Urtheil aller Zoologen als Art nicht vom europäischen Bison zu trennen. Einige geschichtliche Nachrichten über den Bison, die zugleich dessen allmäliges Eingehen in Europa kennzeichnen, mögen nach Blasius (Säugethiere Deutschlands, S. 494) hier stehen: Die leges Alamanorum aus dem 6. und 7. Jahrhundert erwähnen den Auer und noch einen andern wilden Ochsen. Albertus Magnus führt die Auerochsen unter dem Namen Bisontes an. Der preußische Chronist Lucas David erwähnt bei der Abreise des Herzogs Otto von Braunschweig aus Preußen im Jahre 1240 großer Jagden, auf denen Auerochsen und Bisonten erlegt wurden. Erasmus Stella führt im Anfange des 15. Jahrhunderts noch Uri und Bisontes in Preußen an. Nach einem Briefe des Comthurs von Ragnit befand sich der König von Polen im Jahre 1453 von Kauen aus mit 600 Pferden auf der Auerjagd.

Bos Bison.

Bos priscus.

Auch in den preußischen Jagdordnungen des 16. Jahrhunderts ist noch von Auerochsen die Rede und Lucas David (Preußische Chronik I, 66) giebt an, daß sie zur Zeit des Herzogs Albrecht in Schalauen lebten. Herberstain's Zeugniß haben wir ausführlich beigebracht. Im Anfange des 17. Jahrhunderts sind die Auer in Ostpreußen auf den Wald zwischen Tilsit und Labiau beschränkt. In dem Verzeichniß des von Johann Sigismund von 1612 bis 1619 erlegten Wildes kommen 42 Auer vor, darunter ein Stück von 16 Centner Gewicht. Auf einer von August III. am 27. September 1752 veranstalteten Jagd wurden 42 Auer erlegt, darunter einer von $14^1/_2$ Centner Gewicht. Der letzte preußische Auer erlag, nach Bujak, im Jahre 1755 der Kugel eines Wilddiebes.

Die Paläontologen führen einen fossilen Bos priscus Boj. auf; allein eine Vergleichung der fossilen Schädel mit denen des heute noch in Bialowesch lebenden Bison ergiebt die vollständige Uebereinstimmung beider, so daß Bos priscus vom heutigen Auerochsen artlich nicht getrennt werden darf.

* * *

Betrachten wir nun den zweiten wilden Ochsen, von dem in allen früher angeführten Berichten neben dem Bison die Rede ist, den Herberstain so genau abbildet und beschreibt. Nur Pusch hat sich gegen dessen Anerkennung gesträubt, aber er vermochte gegenüber allen Zoologen nicht durchzudringen. Wenn in einer oft citirten Stelle des Nibelungenlieds Siegfried auf der Jagd im Wasgauwalde einen „Wisent“ und „starker Ure viere“ schlägt, so sind hier ebenso genau zwei verschiedene wilde Rinder nebeneinander bezeichnet wie in der pommerschen Kirchenhistorie von Cramer, der anführt, daß Fürst Wratislaw um 1364 in Hinterpommern einen „Wysant“ erlegte, der größer als ein „Uhrochs“ geachtet wurde. Geßner erhielt von Anton von Schneeberger aus Krakau und von einem polnischen Baron Bonarus Nachrichten über den Tur und Bison, die beide von ihm als durchaus verschiedene Thiere bezeichnet werden. Aber der Ur verschwand zuerst im wilden Zustande und sein Name ging auf den ihn überlebenden Bison als „Auerochs“ über, was, wie wir gesehen haben, bereits Herberstain als unrichtig tadelte. Was Cäsar (Gallischer Krieg VI, 28) über die Ure sagt, „die kleiner als Elephanten, an Aussehen, Farbe und Gestalt den Stieren ähnlich,“ vermögen wir nicht mit Bestimmtheit auf den wilden Bos taurus zu deuten;

*) Berichte über die biologisch-geographischen Untersuchungen in den Kaukasusländern, S. 165 u. 203. Tiflis 1866.

unserer Ansicht nach paßt die Beschreibung gerade so gut auf den Auerochsen (Bison). Nach Brandt gedenkt auch der Abt von St. Gallen, der die Thaten Karl's des Großen verzeichnete, des Urs. Im 7. Jahrh. soll er im Harze (nach Isidor) noch vorgekommen sein, nach Marignola im 14. Jahrh. in Böhmen, nach Ekkehard im 11. Jahrh. noch in der Schweiz. Daß die Ure in Schweden noch im 11. Jahrh. sich aufhielten, wie Adam von Bremen angiebt, können die nur 10 Fuß tief im Torfe Schonens aufgefundenen Skeletreste bestätigen (vergl. über diese geschichtlichen Data Brandt a. a. O.).

Der Ur (Bos taurus) ist der Stammvater eines Theils unserer europäischen Rinderracen und ein Blick auf Herberstain's Abbildung läßt sofort erkennen, daß wir ein und dieselbe Form wie unser heutiges Rindvieh vor uns haben. Die fossilen Formen hat man Bos primigenius, trochoceros u. s. w. benannt, doch läßt sich ein Artenunterschied derselben vom lebenden Bos taurus, dem Hausrinde, nicht nachweisen. Der Bau der Schädel stimmt bei der fossilen wie bei der lebenden Art völlig überein, wie die Abbildungen beweisen.

Der Umstand, daß der Ur noch in historischen Zeiten in Europa, namentlich in Deutschland mit Einschluß Preußens und Böhmens, ferner in der Schweiz, England, Frankreich und Polen, vermuthlich auch in Rußland, Skandinavien und Griechenland lebte, in Polen selbst noch im 16. Jahrh. sich fand, läßt ohne Frage den sichern Schluß ziehen, der Ur gehöre nicht wie die Mammuthe und haarigen Nashörner zu den Thieren, welche bereits in vorgeschichtlichen Zeiten verschwanden, sondern sei erst in geschichtlicher Zeit zu Grunde gegangen.

Das Vorkommen des Urs in England bedarf einer besondern Besprechung. K. E. von Baer, Blasius, Brandt, fast alle Forscher auf dem in Rede stehenden Gebiete, nehmen an, daß die jetzt noch in wenigen schottischen Parks (Chillingham) gehaltenen „wilden" Ochsen directe Nachkommen des Urs in seinem wilden Zustande seien. „Bis ins 16. Jahrh.," sagt v. Baer, „scheint der wilde Stier in Großbritannien noch häufig gewesen zu sein, denn 1466 werden noch sechs solcher Thiere zu einem Feste erlegt. Er blieb auch im wilden Zustande bis ins 17. Jahrh. erhalten und Sibbald („Scotia illustrata" 1687) sagt ausdrücklich, daß er in einigen Berggegenden noch wild lebe und dem zahmen Rindvieh sehr ähnlich sehe. Pennant sah ihn im 17. Jahrh. nur noch im halbwilden Zustande in einigen Parks, in welchen er noch jetzt vorkommt." Blasius (Säugethiere Deutschlands,

Bos taurus.

Bos primigenius.

S. 500) meint: „Die Abbildungen lassen keinen Zweifel darüber zu, daß man in dem jetzigen schottischen Wildcattle ein mit dem Hausrinde übereinstimmendes Thier und wahrscheinlich einen verkümmerten Nachkommen des einst so mächtigen Geschlechts vor sich habe." Auch Brandt sieht diesen gehegten schottischen halbwilden Ochsen für den directen Nachkommen des Ur an.

Am gründlichsten hat diesen „wilden" Ochsen von Chillingham Hermann von Nathusius behandelt *). Er fragt ob er direct vom Ur abstamme und „ursprünglicher" als unsere Hausrinder sei und kommt dabei zu einem Ergebnisse, welches dem schottischen „Wildochsen" seinen Glanz raubt, ihn zu einem halbwilden Hausrinde herabsetzt.

Nach Boëthius, führt von Nathusius aus, lebten diese Rinder gegen Ende des 15. und zu Anfang des 16. Jahrh. in einem kleinen Theile des caledonischen Waldes; früher sollen sie weiter verbreitet gewesen sein. Es ist dies letzte ein ganz allgemeiner Ausspruch ohne historischen Nachweis. Im 11. Jahrh. wird dagegen in dem Gesetz des Königs Knut ein bestimmter Gegensatz zwischen wilden Thieren und Waldrindern gemacht, welche dem Schutz der Beamten in den künstlich gehegten Jagdrevieren unterworfen waren. Schon ein Jahrhundert früher werden weiße Rinder, deren Beschreibung auf die jetzt lebenden paßt, als Hausthiere erwähnt. Die Rinder des caledonischen Waldes im 15. Jahrh. waren weiß (candidissimi). Die weiße Farbe *) und besonders die unregelmäßigen Flecken an den Füßen sind Kennzeichen, welche mit großer Wahrscheinlichkeit darauf schließen lassen, daß jene Rinder nicht ursprünglich wilde, sondern durch den Hausstand bereits veränderte waren. Noch wahrscheinlicher wird dieses dadurch, daß diese weiße Farbe nicht constant ist, indem oft buntgescheckte Kälber geboren werden. In der Lebensart und dem Betragen weichen die heute vorhandenen Reste jener alten Herden so wenig von dem gewöhnlichen Hausrind ab, daß eine wesentliche Differenz beider durchaus nicht nachgewiesen wird. Die heute in einigen Parks gehaltenen Reste jener weißen Race sind in keiner Art zu unterscheiden von der weißen Race, welche bis vor Kurzem in mehreren Grafschaften Englands als Hausrind häufig gehalten wurde und noch jetzt nicht selten vorkommt. Die kleinen in Parks gehaltenen Herden in Schottland und England sind zwar nicht wesentlich von einander verschieden, zeigen aber untereinander ganz dieselben

*) Archiv für Anthropologie I, S. 240 f. und L. Rütimeyer, Versuch einer natürlichen Geschichte des Rindes. Neue Denkschriften der schweizerischen naturforschenden Gesellschaft. Band 22. 1867.

*) Herberstain sagt, der wilde Ur sei schwarz gewesen.

Variationen der Form und Farben, welche überall im Hausstand bei isolirten Zuchten auftreten.

„Nach alle dem haben wir in dem sogenannten wilden Rind der englischen Parks keine Form vor uns, welche den Uebergang einer Urform in die jetzigen Racen vermittelt. Es steht dasselbe in keiner Beziehung einem bekannten unzweifelhaft wilden Rind näher, als jede unserer gewöhnlichen Hausracen."

Allerlei Sitten und Gebräuche bei den sibirischen Russen.

Von **Albin Kohn.**

Ueber den Einfluß der Städte auf die allgemeine Bildung eines Volkes darf ich hier wohl kein Wort verlieren; sie waren zu allen Zeiten der Herd, von dem die Gesittung ausging, und der Focus, in dem sich was geistig höher stand sammelte. Deshalb sehen wir auch, daß gerade solche Länder die höchste Stufe der Civilisation erklommen haben, in denen die meisten Städte sind. Wenn nun schon das europäische Rußland auf seinen 95,710 Quadratmeilen nur 773 Städte, also eine Stadt auf nahezu 124 Quadratmeilen zählt, so ist das Verhältniß in Sibirien ein noch weit beklagenswertheres; 175,819 Quadratmeilen dieses Landes liegen in der gemäßigten Zone und auf dieser ungeheuern Fläche, die sich von der Grenze des Gouvernements Perm bis an den Stillen Ocean erstreckt, finden wir etwa 27 Städte verzeichnet, welche obenein fast alle auf der Schale der Bildung nicht mehr wiegen, als Nischendynsk. Hiernach kommt etwa eine Stadt auf einen Flächenraum, der ungefähr dem des heutigen Königreichs Preußen gleicht, denn er beträgt circa 6512 Quadratmeilen! Und was für Städte sind das?

Schon das, daß keine einzige Stadt Sibiriens eine historische Vergangenheit hat, durch Alterthum Anspruch auf Achtung machen kann, schwächt den Einfluß sämmtlicher Städte. Alterthümliche Monumente besitzt keine einzige von allen. Das älteste Monument in Irkutsk, wahrscheinlich eine einstweilige Befestigung, welches sich auf dem jetzigen Heumarkte befindet und als Spiritusniederlage benutzt wird, trägt die Jahreszahl 1661. Die Gewohnheit hölzerne Gebäude aufzuführen trägt die Schuld, daß selbst aus der gar nicht fernen Zeit, in welcher die Städte Sibiriens entstanden sind, kein einziges erhalten ist.

Ich habe früher gezeigt, daß an die Schließung einer Ehe aus Zuneigung und Liebe, wenigstens in den unteren Volksschichten, nicht zu denken ist, wie auch, daß das, was der Europäer Sittenreinheit, Jungfräulichkeit nennt, bei der Wahl der Gattin in Sibirien (und ebenso auch vielfach im europäischen Rußland) nicht den Ausschlag giebt. Nur das wirthschaftliche Bedürfniß entscheidet bei dieser Wahl. Ich habe dort die Feier der Trauung und die Hochzeitsfestlichkeiten nicht berührt, und will dieses hier in Kürze thun.

Wenn der Heirathscandidat ein Mädchen gefunden, mit dem er sich ehelich verbinden will, so sendet er oder seine Eltern eine Frau an die Eltern der Auserkorenen. Sie beginnt das Gespräch mit den gleichgültigsten Gegenständen, kommt dann auf die Familie des Candidaten zu sprechen, deren Vorzüge sie herausstreicht, deren Einfluß in der Gemeinde sie über alle Maßen hervorhebt, selbst wenn dieser Einfluß weniger als Null wäre, und schildert nun erst den Charakter des jungen Mannes, der natürlich nahezu ein Heiliger oder ein verkleideter Prinz ist. Trotzdem Jedermann den Heirathscandidaten genau kennt und weiß, daß alle ihm angedichteten Eigenschaften pure Lügen sind, nimmt man die Erzählung für baare Münze, freut sich über die Ehre, welche der So und So der Familie erweisen will, erachtet sich ihrer sogar für unwürdig, weist auf ein anderes — gewöhnlich häßliches — Mädchen hin, das ihm ebenbürtiger sei, und bittet sich endlich Bedenkzeit aus. Die Festung will also capituliren.

Die abgesandte Brautwerberin wird nun zudringlich, will von Bedenkzeit nichts wissen, da der Jüngling, welcher sie gesendet hat, vor Sehnsucht nach der Verbindung mit seiner Auserwählten vergeht, und man kommt überein, sich sogleich zu seinen Eltern zu verfügen. Diese oder ihre Stellvertreter, die nächsten Verwandten, nehmen nun die Gäste, wie es eben die Verhältnisse erlauben, auf, wobei die Theemaschine und die Flasche eine bedeutende Rolle spielen; den Eltern der gesuchten Braut werden die ganzen Herrlichkeiten des Hauses gewiesen, die sie übrigens seit lange genau kennen, und nun zieht die ganze Gesellschaft, trotzdem die Eltern des Mädchens noch lange nicht zugesagt haben, in das Haus der letzteren, wo nun erst der Bräutigam feierlichst um die Hand seiner Angebeteten anhält.

Ich war einige Male Augenzeuge solcher Scenen, welche mich zum Lachen zwangen, da ich wußte, daß die jungen Leutchen die Sachen längst mit einander abgemacht hatten und das Mädchen froh war, unter den „wjenjetz" (unter die Krone) *) zu kommen. Trotzdem weigerten sie sich immer, ihr Jawort zu geben, behaupteten, sich nimmer von den Eltern trennen zu wollen, wollten noch ganze Wochen Bedenkzeit, da sie den Burschen (paren) kaum kennen, und dieser muß endlich hoch und heilig versprechen, seine Herzensdame so lange bei ihren Eltern zu lassen und sie so oft zu besuchen erlauben, wie es ihr eben belieben wird.

Nun erst ist der Handel geschlossen und man geht vergnügt an die Flasche, der die ganze Gesellschaft freudig zuspricht. Nach einigen Tagen wird der Kalym für die Braut entrichtet, der Hochzeitsstaat geschafft und man fährt in die Kirche, selbst wenn sie zwanzig Schritte vom Hause entfernt wäre.

Die Hochzeitsfreuden dauern gegen acht Tage, während welcher wechselweise Besuche in allen Häusern der Hochzeitsgäste abgestattet werden.

Das Beilager findet mit großen Ceremonien statt und am darauf folgenden Morgen paradirt das junge Paar, vor Freude strahlend, auf einem Wagen durch das Dorf. Am Spannbügel („duga") sind über dem Pferde drei Glöcklein verschiedener Größe befestigt und ein großes rothes Tuch,

*) So nennt man eine Art Infel, welche den Brautleuten während der Trauung über dem Kopfe gehalten und einige Male ihnen vom Popen auf die Köpfe gesetzt wird.

das der Welt den Beweis liefert, daß der junge Mann aus der Urne des Schicksals eine unbefleckte Jungfrau gezogen habe. Wenn seine Hoffnungen getäuscht worden sind, so schreibt die Regel vor, daß er „die Unreine“ den Eltern zurückgebe mit Schimpf und Schande, und ein Wagenrad auf das Dach ihres Hauses lege.

Ich glaubte überhaupt nicht daran, daß irgend eine der vor Freude strahlenden jungen Frauen ihrem Manne wenigstens die Jungfräulichkeit als Mitgift bringe, konnte mir aber lange nicht erklären, wie sie ihn dupirt, um von ihm am Tage nach dem „Jungfrauen-Abend“ (djewitschy wjetschor) im Triumphe herumgefahren zu werden. Endlich gelang es mir darüber Aufschluß zu erhalten und mich zu überzeugen, daß der Beweis für die Unbeflecktheit in Sibirien ebensowenig stricte geführt zu werden braucht, wie er in Rom geführt wurde. Vom jungen Manne hängt, wie mir dieses ein Bauernsohn, der sich eben in den Stand der heiligen Ehe begeben wollte, erklärte, Alles ab. Seine Auserwählte war eine im ganzen Dorfe wohl bekannte Schöne, welche während der Spinnabende, zu denen sich die Jugend des Dorfes wechselweise in verschiedenen Häusern versammelt um zu spinnen, zu singen, Branntwein zu trinken und Unfug zu treiben, die zügelloseste unter ihren Genossinnen war.

Als ich mit dem jungen Manne diesen Gegenstand besprach, sagte er kleinlaut: „Du hast Recht, Herr; aber sage mir, was zu thun übrig bleibt? Wenn Du im ganzen Dorfe, ja in allen Nachbardörfern Umschau hieltest, so würdest Du doch keine bessere Magd, keine reinere Jungfrau finden. Alle Welt weiß dieses, und dennoch werde ich nach dem djewitschy wjetschor stolz mit dem rothen Tuche an der Duga einherfahren. Sage mir auch, was es mir nützen würde, wenn ich meine Frau vor aller Welt blamirte? Eine andere heirathen kann ich doch nicht, ich bin ja durch den Geistlichen für immer an die eine gebunden. Es ist also das Beste, daß ich sie der Welt als rein vorführe.“

Oft ereignet es sich aber, daß eine Rivalin der Neuvermählten, oder ein Rival des jungen Ehemannes Gelegenheit findet, das berüchtigte Rad aufs Dach zu practiciren und hierdurch der Welt zu zeigen, daß die junge Frau eine „perejechana“ (eine Ueberfahrene) sei. Gewöhnlich suchen nahe Verwandte, Brüder oder Freunde diesen Schimpf vom Hause abzuwenden, indem sie während der ersten Woche Nachtwache halten, da später die ganze Sache keine Bedeutung haben würde und deshalb diese Chicane nicht mehr verübt wird.

Nicht zu vergessen einer Sitte, welche unsern Polterabend vertritt, aber den Eltern der Neuvermählten einige Kosten bereitet. Statt, wie bei uns die Sitte war, am Vorabende vor der Hochzeit vor dem Hause alte Töpfe zu zerschlagen, ergreift in Sibirien gewöhnlich ein halb betrunkenes Weib einen auf dem Tische stehenden, während des Schmauses geleerten Teller und wirft ihn auf den Boden. Diesem Beispiele folgen die anwesenden Weiber und bald ist kein ganzer Teller mehr im Hause. Sogar die Scherben werden zertreten, und die Familie muß, während die Gäste zu den Nachbarn gehen, neue Teller und Tassen kaufen, wenn sie sich für diesen Fall nicht rechtzeitig mit solcher Waare versorgt hat. Wenn reiche Hochzeitsgäste da sind, wird der Schaden durch eine Sammlung vergütigt, welche ungefähr die Bedeutung der Sammlung zur „Haube“ der jungen Ehefrau, wie es bei uns noch Sitte ist, hat. Da keine russische Bauernfrau eine Haube oder dem Aehnliches trägt, sammelt man für die Neuvermählten zu einem Kopftuche. Wenn arme Gäste anwesend sind, bringt die Sammlung nicht viel.

Wenn wahre Bildung unter den Russen in Sibirien verbreitet sein wird, dann auch wird die Moralität dort einziehen und man wird sich der Fahrt nach dem djewitschy wjetschor schämen.

Zur Ethnologie und Geschichte des Aberglaubens.

Von **Dr. Hermann Brunnhofer** in Aarau.

I.

„Der Aberglaube ist die Poesie des Lebens!“ Mit diesen Worten setzte einst der alte Goethe den Bestrebungen Herder's die Krone auf, als derselbe uns mit der weittragenden Einsicht beschenkte: alle Poesie, voran die Volkspoesie, wie sie sich in Mythus und Sage, in Legende und Märchen, in Glaube und Brauch, in Spruch und Lied darstellt, entspringt den Tiefen des Gemüths und den gestaltenden Kräften der Phantasie. Die Poesie ist also eine Völkergabe und als solche der unzertrennliche Gefährte nicht allein des gebildeten Europäers, sondern ebensowohl der Wilden der Südsee als der Rothhäute des Felsengebirges oder der Neger der Nilquellen. Eine Darstellung des Aberglaubens als der das Leben würzenden Himmelsgabe wird sich demnach zunächst die Aufgabe stellen, an einer Reihe von Beispielen aus dem Völkerleben aller Welttheile die Frage zu beleuchten, inwiefern Goethe berechtigt war, das zweischneidige Wort auszusprechen: „Der Aberglaube ist die Poesie des Lebens.“

Das Reich der Poesie theilt sich am bequemsten in die vier großen Gebiete des Naiven, des Komischen, des Tragikomischen und des Tragischen. So wird sich uns auch das Feld des Aberglaubens nach diesen vier Richtungen hin überblicken lassen. Zunächst also der naive Aberglaube. Beginnen wir mit Beispielen aus den Ländern des Sonnenaufgangs, um dann allmälig zu unserer abendlichen Heimath zurückzukehren.

Einfach und kindlich ist die Vorstellung, welche sich die Insulaner unter dem ewig lichten Himmel der Südsee von der Weltschöpfung machen. Da schiffen ihre Götter auf leichtem Canoe über die blaue Meeresfläche dahin, sie sitzen mit den Angeln am Wolkenrande, Inseln aus der See zu fischen und so den Menschen eine Stätte zu bereiten. Nach chinesischem Volksglauben wächst für jeden Frommen im Paradies eine Lotusblume, in deren Kelch er dereinst wieder ins Dasein treten wird. In Indien wächst ein Baum, Namens Asoka, Kummerlos. Dieser trägt im Frühling rothe Blüthen, deren Pracht alles übertreffen soll, was das Pflanzenreich aufzuweisen vermag. Wenn der geschmückte Fuß eines schönen Mädchens den Baum berührt, beginnt er sofort zu blühen. Nach uraltem Glauben der Hindus sind die Sonnenstrahlen die Seelen der Frommen und die Sterne

die Lichter, mit welchen die Frommen gen Himmel wandeln. Buddha war ein indischer Königssohn, der im Jahr 623 vor Christus geboren wurde. Die Anmaßung der Priester gegen das Volk entrüstete ihn so, daß er dem Thron entsagte, mit 29 Jahren als Bettelmönch in die Wildniß zog, Weltweisheit studirte und dann beschloß, sein Volk von der Unterdrückung durch die Priester zu erlösen. Er stiftete die nach ihm benannte Religion der Geistesfreiheit und Liebe zu allen Wesen. Von seinem als Reliquie verehrten Almosentopfe erzählte sich später das Volk von Purushapura (Peschawer): arme Leute seien im Stande, denselben mit wenigen Blumen zu füllen, während Reiche sich mit Hunderten, ja Tausenden von Körben vergeblich bemühten, derselben Gnade theilhaftig zu werden. Im Lande Udiana in Nordindien, zwischen dem heutigen Kaschmir und Kabul, hatte Buddha bei seinem Abschied einen Eindruck seines Fußes zurückgelassen. „Der Eindruck erscheint groß oder klein je nach der Größe oder Kleinheit des religiösen Gefühls des Betrachtenden.“ Wenn der weiße Elephantenbaum zu Varuscha am Indus zerstört wird, dann wird auch die Lehre Buddha's zu Grunde gehen. Die Unendlichkeit der Zeit stellen die Buddhisten durch folgende Parabel dar. An einem harten Diamantfelsen, hundert Meilen im Umfang, streift alle tausend Jahre leicht die Flügelspitze eines vorbeischwebenden Schmetterlings und wenn durch die sanfte Berührung die ganze Felsmasse schließlich in unsichtbare Stäubchen verwandelt sein wird, dann ist ein Tag einer ihrer untergeordneten Weltperioden vorübergegangen. Am südlichen Sternenhimmel prangt durch seine Größe und seinen Glanz der Fixstern Canopus oder Soheil. Die Araber in Asien und Afrika glauben, daß der einstige Glanz der arabischen Reiche in Spanien nur so lange dauerte, als der Stern Soheil im Zenith von Corduba stand. Die Pythagoräer glaubten, die Gestirne brächten im Wirbeltanze durch den Aether Töne hervor, welche in demselben Verhältnisse zu einander ständen, wie ihre gegenseitigen Abstände. Sie nannten diese himmlische Symphonie die Harmonie der Sphären. Die Anwohner der Berge Kithäron und Helikon in Griechenland hörten den Hirtengott Pan ein Lied singen, welches der Dichter Pindar auf ihn componirt hatte. Römischer Glaube war, wenn die Schlechtigkeit der Welt ihren Gipfelpunkt erreicht habe, so werde alsdann der Knabe Pollio kommen und das goldene Zeitalter wieder heraufführen. Der alte Kampf um Troja werde noch einmal entbrennen, ein neuer Achilles nach Asien ziehen und das Unrecht besiegen. Alsdann werden die Eichbäume wieder wie vor Alters von Honig triefen und die Lämmer mit den Löwen weiden.

Bei den germanischen Völkern fließt der Quell der Poesie des Aberglaubens fast unversieglich. Welche Feinheit der Empfindung spricht z. B. nicht aus folgendem Aberglaubenssatze! Wenn nach einem freundlichen Austausch der Gedanken menschliche Herzen sich befriedigt fühlen und schweigen, so sagt man in Deutschland: es fliegt ein Engel durch das Zimmer. Oder wenn man die Poesie des großen Stils ins Auge fassen will, so braucht nur an die Sage vom Kaiser Barbarossa erinnert zu werden, der im Kiffhäuser geschlafen hat, jetzt aber zu nie geahntem Glanze wieder erwacht ist. Wie groß ist da die Tragweite der Sage, wenn wir an die den Kiffhäuser umkreisenden Raben denken! Wie anmuthig erheiternd dagegen sind wiederum folgende Aberglaubenssätze! Wer eine Sternschnuppe fallen sieht, hat ein Glück zu erwarten. Wer im Frühling, wenn er den Kuckuck zum ersten Male rufen hört, sofort den Inhalt seines Geldbeutels umwendet, hat das ganze Jahr hindurch Geld in der Tasche. In Tirol und Kärnthen hegt man von der Wunderkraft der heiligen Christnacht noch kräftigere Erwartungen. In dieser Nacht wird nämlich alles Wasser in Flüssen und Brunnen in Wein verwandelt. Und wenn ein Mädchen wissen will, ob ihr Liebster gerade oder krumm sein werde, so kann sie ihre Neugierde befriedigen, wenn sie in der Christnacht aus einem geschichteten Klafter Holz ein Stück herauszieht: wie das Scheit ist, wird auch der zukünftige Mann sein.

Mit dem letztern Aberglaubensfatze sind wir aus dem Bereiche des Ernstes in das Gebiet des Humors hinübergetreten. Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist bekanntlich nur ein Schritt. Aber eben nicht der Ernst allein hat seine Berechtigung in der Poesie, auch der Humor fordert seinen Antheil an der Weltbetrachtung. Und wenn auch die folgenden Aberglaubenssätze in Sinn und Geist der Gläubigen nichts weniger als komisch, sondern purer Ernst sind, so wollen wir doch uns das Recht nicht verkümmern lassen, an der Drolligkeit solchen Glaubens unsere herzliche Freude zu haben.

Aus der Hauptstadt Siams erzählt Bastian, welcher in den sechziger Jahren Hinterindien bereiste, Folgendes. Man sieht die Siamesen ungescheut in allen Theilen Bangkoks baden und sie scheinen die Krokodile nicht zu fürchten, da es ihnen verboten sei, innerhalb der Stadtbezirke zu beißen. Aus Mandalay, der Hauptstadt des Königreichs Barma, erzählt derselbe Reisende folgendes köstliche Erlebniß. Ein Dandy vom prinzlichen Hofe hatte bei einem Besuche sehr gezierte Bewegungen gemacht und unserm Reisenden immer seinen auswärtsgekehrten Arm, mit einem rothen Affen darauf, vors Gesicht gedreht. Als alle fort waren, zeigte er Bastian den Arm noch einmal und sagte, daß er jetzt sicher wäre, stets Glück bei Damen zu machen. Im alten Griechenland galt der Glaube, wenn ein Kind Enteneier esse, so fasse es für sein ganzes übriges Leben einen unüberwindlichen Haß gegen den Weingenuß und fürchte sich zeitlebens vor Betrunkenen. Die Römer glaubten, es bringe Glück und Geld, wenn man sich die Nägel still und vom Zeigefinger an auf dem römischen Markte abschneide. In Böhmen heißt es, man erkenne den Teufel, möge er auch noch so gut verkleidet sein, am besten dadurch, daß er beim Anblick eines Kreuzes in ein fürchterliches Niesen ausbreche. Im Saalfeldischen glaubte man noch im vorigen Jahrhundert: wer am Weihnachtsabend keine Bohnen esse, werde zum Esel. Am Rhein glaubt man, man dürfe ein halbausgetrunkenes Glas nicht wieder einschenken, es bekomme sonst der daraus Trinkende die Gicht. — Obstbäume werden nach dem Glauben der Mecklenburger fruchtbar gemacht, wenn man ihnen am Neujahrstage gratulirt oder sie in der Neujahrsnacht mit einem Silberstücke beschenkt, welches man unter die Rinde steckt. Man geht aber ebenso sicher, wenn man die Bäume in der Weihnachts- oder Sylvesternacht einfach durchprügelt.

Die Poesie bedarf jedoch zur Vervollständigung ihrer Erscheinung nicht nur der äußersten Culminationspunkte, sie legt ihr Wesen nicht allein in schroffen Gegensätzen dar: wie die Natur selbst bewegt sie sich gern in der Unendlichkeit der Schattirungen, hat sie ihre Freude daran, zwischen die grellsten Farben die mannichfaltigsten Nüancen, Uebergänge, Vermittelungsformen zu stellen. Und so treffen wir denn auch im Reiche des Aberglaubens die sonderbarsten Gestaltungen an, die der Empfindung des Betrachtenden ebensowohl eine heiter-anmuthige als eine düster-ernste Seite darbieten und somit im Zwielicht des Tragikomischen schillern.

Bastian erzählt von einem Chinesen, der mit Erfolg sein Götzenbild verklagte, weil es, obwohl reichlich von ihm beschenkt, gleichwohl seinen kranken Sohn nicht geheilt habe. Ebenso erzählt derselbe: wenn ein buddhistischer Geistlicher in Siam ordinirt wird, so fragt man ihn zuerst, ob er frei

sei von körperlichen Gebrechen, sodann aber auch, ob er ein wirklicher Mensch und kein Drache sei. Dadurch wird vorgebeugt, daß der Teufel kein Professor der Theologie wird, ein Fall, der nach buddhistischen Legenden schon vorgekommen sein soll. Die Pretas, eine Classe böser Geister, haben nach den orthodoxen Büchern der Buddhisten einen dicken Wanst, aber die Maulöffnung ist nicht größer als ein Nadelöhr, so daß sie die Tantalusqualen des Nimmersatten leiden.

Das Nägelschneiden ist bei den Rabbinen eine Sache von der allergrößten Wichtigkeit. Es giebt im Talmud eine Menge von Vorschriften darüber, wie und wann und wo man sich die Nägel abschneiden müsse und endlich, wenn sie abgeschnitten sind, was man mit den Nägeln anzufangen habe. Nach dem kabbalistischen Buche Sohar, das etwa aus dem zwölften Jahrhundert n. Chr. stammt, hat Gott sechzig Myriaden Engeln den Auftrag gegeben, darüber zu wachen und von Zeit zu Zeit genauen Rapport zu erstatten. Denn die Uebertretung eines der Nägelabschneidungsgebote kann den Untergang der Welt zur Folge haben.

In Böhmen heißt es: Wenn ein Mädchen pfeift, so weint die Mutter Gottes und es lacht der Teufel. Nicht minder erheiternd und doch auch schon verstimmend sind folgende Aberglaubenssätze aus unserer deutschen Gegenwart. Des Nachts darf man sich nicht im Spiegel besehen, sagt man auch in Tirol, sonst sieht einem der Teufel daraus entgegen. Dort heißt es auch: Brosamen darf man nicht liegen lassen, denn der Teufel sammelt sie und wirft sie einem glühend ins Gesicht oder giebt sie einem in der Hölle glühend zu essen. — Im Oldenburgischen gilt die Meinung: die Versammlungen der Störche seien Zusammenkünfte der Freimaurer, wobei dann mitunter auch einer todtgebissen werde. Im Aargau hört man etwa sagen, die Freimaurer seien nur darum so reich, weil sie mit dem Teufel im Bunde ständen und nur die Zwetschenbäume zu schütteln brauchten, um Goldstücke scheffelweise zusammenraffen zu können. Noch jetzt gilt bei den Bauern vielfach die Meinung, den Blitzableiter hätten die gotteslengnerischen Franzosen erfunden, um damit unserm Herrgott die Augen auszustechen.

Aus allen Erdtheilen.

Ein persischer Fakir.

Der russische Generallieutenant Johann v. Blaramberg, ein geborener Frankfurter, hat „Erinnerungen" aus seinem Leben, nach offenbar sehr sorgfältig geführten Tagebüchern, herausgegeben. Sie umfassen den langen Zeitraum von 1811 bis 1871. Vor uns liegt der zweite Band (Berlin, Verlag von E. H. Schröder 1874), der ungemein reichhaltig ist und auf den wir ausführlich zurückkommen werden. Hier möge vorläufig bemerkt sein, daß derselbe eine Reise nach der Ostküste des Kaspischen Meeres beschreibt und sehr ausführlich und in hohem Grade interessant Blaramberg's Aufenthalt in Persien von 1837 bis 1840 schildert. Selbst nach der ganz vortrefflichen Arbeit des Dr. Eduard Polak über dieses Land wird man das was dieser wissenschaftlich gebildete Soldat und Diplomat zu erzählen weiß, mit gespanntem Interesse lesen; insbesondere werden uns auch köstliche Charakterfiguren zur Anschauung gebracht, und wir geben heute eine Probe.

Teheran ist im Sommer unerträglich heiß. Die russische Gesandtschaft, welcher Blaramberg beigegeben war, hatte ihr Sommerlager in dem Park von Kesri Kadschar aufgeschlagen, wo sie Kühle und Schatten fand und sich unter Zelten ganz behaglich einrichtete. Nun wird erzählt: Ich hörte oft schrille Töne eines mir unbekannten Instrumentes, die mir insbesondere Nachts die Ohren zerrissen. Ich erfuhr, daß dieselben von einem Fakir herrührten, der am Ende des Parks seine lustige Wohnung aufgeschlagen hatte. Er war erst vor einigen Wochen, Allah weiß woher, hier angekommen und verlangte vom Grafen Simonitsch (dem russischen Gesandten) mit echt fakirscher Unverschämtheit 30 Tomans (halbe Imperialen) und ein Pferd, um eine Pilgerfahrt nach Mekka machen zu können. Einstweilen hatte er sich unter freiem Himmel am Eingange des Parks niedergelassen, wo er seine Tage in süßem Nichtsthun mit der Wasserpfeife und dem Blasen auf einer großen Muschel zubrachte. Von Zeit zu Zeit stieß er mit lauter Stimme die Worte aus: Ja Hakk! O Gott, auch Wahrheit!

Bald sah ich dieses Scheusal in Menschengestalt. Splitternackt, nur die Hüften mit einem schmutzigen Tuch umwunden, die langen Haare, struppig und ungekämmt, wild um den Kopf herumhängend, mager wie ein Geripp, von dunkler, schmutziger Hautfarbe, denn er wusch sich niemals, — so hatte er sich im Schatten einer Platane niedergekauert und verbrachte seine Tage wie er sagte mit Gebet und stillen Betrachtungen. Mäßig war er, denn er aß nur Brot, Weintrauben und andere Früchte, welche die Dienerschaft oder die wachthabenden Soldaten (Sarbasen) ihm reichten. Sein einziger Luxus war das Eissaugen, ohne welches dort selbst kein persischer Bauer während der Sommerhitze leben kann. Die Eisstückchen erhielt er aus der Küche des Grafen, sowie auch etwas Taback, damit er seine Wasserpfeife (Kalian) rauchen konnte. Diese nebst einer kupfernen Wasserschale und einer Muschel war Alles, was er besaß.

So lebte dieses Geschöpf am Eingange des Parks so lange bis wir nach Teheran zurückkehrten. Dorthin folgte er uns und ließ sich an der Eingangspforte unserer Wohnung in einer Mauernische nieder, wo er den ganzen Winter, der Kälte und Nässe ausgesetzt, zubrachte. Erst im Frühjahr verließ er seinen Posten, nachdem ihm der Graf, um ihn los zu werden, zehn Tomans hatte überreichen lassen. —

Solche Fakirs fand man damals und findet man noch jetzt in großer Anzahl in Persien. Das gemeine Volk duldet sie, aber sie sind meistens Heuchler und unmoralische Menschen, welche das Land durchziehen, dem unwissenden Volke Amulete verkaufen und von Almosen leben. — Kein Wunder, sie sind ja „fromme" Leute.

* * *

— König Kalakana auf der Neuyorker Börse. Man hat dort den „Enkel der Menschenfresser" in einer Art empfangen, die kennzeichnend genug ist. Der Potentat aus Hawaii war eingeladen worden, die Stock-Exchange mit seiner Gegenwart zu beehren und er kam. Das Betragen der Geldmänner wird in nachstehendem Berichte geschildert. „Die Börse geberdete sich halb toll über die Glorie, daß ein leibhaftiger König erscheinen werde, wenn auch ein dunkelfarbiger von Cannibalenabstammung. Schon vor seiner Ankunft war der Aufruhr groß; man kümmerte sich nicht um Stocks und Securitäten, sondern schwelgte in dem Vergnügen einander die Hüte anzutreiben. Ein Genie brachte einen Nigger zum Vorschein, der sofort von so und so viel hundert Bullen und Bären mit gellenden Jubelrufen begrüßt und als König bewillkommnet wurde; man erwies ihm Mock-Huldigungen. Ein anderes Genie führte dann einen italienischen Orgeldreher mit Weib und Kind vor, die lustig auf-

spielten; die Börsianer tanzten und sangen zur Musik bis sie nicht mehr konnten. Aber nun wurde gemeldet, daß der dunkelfarbige König im Anzuge sej. Er trat ein und anfangs benahmen sich die Börsianer mit leidlichem Anstande, aber nur so lange der Börsenvorsteher seine Anrede hielt. Dann fing das Brüllen der Begrüßungen an, ein infernalisches Lärmen. König Kalakaua hielt keine Antwortsrede, da er heiser sei und benahm sich mit Anstand. Die Börsianer als echte Yankees wollten aber eine Rede hören und zwar von einem Könige, denn eine solche war noch nicht da gewesen. Als Seine Majestät schwieg, war die Geduld der Geldmachergesellschaft zu Ende. Sie heulte, schrie, grölte, brüllte, pfiff, die Hüte wurden in die Höhe geworfen und die Neuyorker Börse war in der That ein Bullen- und Bärenstall." Der „Enkel der Menschenfresser" mag über diese Aeußerungen der Civilisation sich wohl seine eigenen Gedanken gemacht haben.

— Ueber die wachsende Ausfuhr indischer Landeserzeugnisse hat die Handelskammer in Manchester folgende amtliche Zahlen veröffentlicht. Es gelangten zum Export aus Britisch-Indien:

	1863.	1872.
Kaffee	33,189,134 Pfd.	56,817,183 Pfd.
Thee	7,811,429 „	17,460,133 „
Baumwolle	614,059,429 „	809,246,087 „
Reis	12,257,224 Ctr.	16,990,890 Ctr.
Weizen	299,385 „	637,099 „
Jute	2,057,442 „	6,132,813 „
Gewürze (1866)	14,970,973 Pfd.	32,279,296 Pfd.
Indigo	86,162 Ctr.	115,414 Ctr.
Häute	9,487,464 Stück	20,043,959 Stück.

Demgemäß ist die Ausfuhr von Kaffee binnen 10 Jahren gestiegen um 71 Procent, Thee 123, Baumwolle 31, Reis 38, Weizen 112, Jute 198, Häute und Felle 110 Procent.

— Eine mit Edelmetallen gepflasterte Stadt. Als solche kann man in der That Virginia City in Nevada bezeichnen. Die dort erscheinende Zeitung „Enterprise" sagt: Unsere Straßen sind macadamisirt worden mit dem Erzabfall, der in früherer Zeit aus den Gruben gefördert wurde, und mit dem, was seit Jahren von den mit Erz befrachteten Karren und Wagen hinabgefallen ist. Nun ist das Ganze mehr oder weniger silberhaltig. Es ist buchstäblich wahr: man macht in den Straßen keinen Schritt, ohne auf Silber zu treten; sie sind mit demselben förmlich gepflastert. Vor einigen Tagen wettete ein Mann mit einem andern um eine Kiste Cigarren, daß ein Klumpen Schmutz von den Rädern eines Omnibus den Werth von 5 Dollars pro Tonne haben werde. Der Klumpen wurde dem Wardein zur Prüfung übergeben, ohne daß man sagte, woher er genommen worden sei. Das Certificat bestätigt nun, daß die Tonne dieses Schlammes an Silber enthalte für 7 Dollars 54 Cents, an Gold für 2 Dollars 32 Cents, also 9 Dollars 86 Cents.

— Der Kaffeebau im mexicanischen Staate Colima hat seit einigen Jahren eine immer größere Ausdehnung gewonnen und eben jetzt werden wieder zwei neue Gesellschaften gebildet, welche große Anpflanzungen bei Tlescaltitlan und Serrano herstellen. Es sind dabei auch Capitalien deutscher Handlungshäuser im Spiele. Wir wollen hier beiläufig bemerken, daß der Großhandel in Mexico immer mehr in deutsche Hände kommt.

— Der Walfischfang ist für Californien nicht unbedeutend. Die Walfischflotte der Stadt San Francisco stellt sich gegenwärtig auf 12 Schiffe.

— Zu Wellesley im Staate Massachusetts wird demnächst etwas im Yankeelande Unerhörtes geschehen und obendrein etwas Löbliches. Das faule Putzaffenwesen so vieler jungen Ladies erregt bei ordentlichen Leuten doch allzugroßen Anstoß, und verständige junge Amerikaner heirathen lieber ausländische Mädchen als Landsmänninnen, die eigentlich zu gar nichts nütze sind und nicht wissen, was eine Hausfrau und Mutter bedeutet. In Wellesley nun ist eine höhere Lehranstalt gegründet worden, „in welcher die Mädchen nicht zu Salondamen, sondern zu wohlunterrichteten, für das eheliche und praktische Leben nützlichen Hausfrauen" ausgebildet werden sollen.

— Auf Neuseeland hat man im Jahre 1873 nicht weniger als 47 Erdbeben verzeichnet. Aus einer Zusammenstellung ergiebt sich, daß von denselben entfallen 35 auf die Provinz Wellington und 22 auf Wanganui. Dazu kommen noch 42 in verschiedenen anderen Gegenden, z. B. in Taranaki 3, Nelson 5, Christchurch 1, Beagley 1, Hokitika 1, Queenstown 1, in Summa 89. Man nimmt an, daß die Vermehrung der Erdbeben in der Provinz Wellington ihren Grund habe in der fortdauernden Unthätigkeit des Vulcans Tongariro und der Vulcane auf White Island. Geologen meinen, daß Wellington früher oder später wieder eine Katastrophe haben werde wie sie ersichtlich in früheren Zeiten stattgefunden hat. Die Küste ist fortwährend in einer Erhebung begriffen, welche, seitdem sie beobachtet wurde, schon mehrere Fuß beträgt.

— Melbourne in der australischen Colonie Victoria hat eine Universität, welche von Seiten des Staates einen Jahreszuschuß von 9000 Pf. St. bekommt. Zu den Prüfungen, welche der Immatriculirung vorhergehen, meldeten sich im November 458 Candidaten, wovon 65 dem weiblichen Geschlechte angehören.

— In den Goldgruben von Neuseeland waren zu Ende des vorigen Jahres 14,039 Europäer und 4103 Chinesen beschäftigt; dieselben vertheilen sich auf Otago, Westland, Nelson, Auckland und Marlborough.

— Die Geistlichkeit in Rußland ist sehr zahlreich. Dem für 1873 veröffentlichten Berichte des heiligen Synod zufolge gab es 59 Bisthümer der orthodoxen Kirche und ein solches in Alaska. Die Zahl der zur orthodoxen Kirche gehörenden Einwohner betrug 54,062,068, wovon 26,302,576 Männer und 27,759,492 Frauen. Es wurden 610,320 Ehebündnisse unter denselben geschlossen.

— Der Schah von Persien hat einem Herrn Falkenhagen die Concession zum Bau einer Eisenbahn von Täbris in Aserbeidschan bis zur russischen Grenze ertheilt. Von den früher so viel besprochenen Projecten des Baron Reuter ist es wieder still geworden.

— Die unruhigen Jomut-Turkomanen im Osten des Kaspischen Meeres werden fortwährend nachdrücklich unter Aufsicht gehalten werden. Der russische Generol Lamakin, der im vorigen Herbst einen Zug in ihr Gebiet am Flusse Attrek unternahm, läßt ein Fort am Abhange des Kuren-Dagh bauen. Dasselbe soll dienen, sie im Zaume zu halten und erforderlichen Falls sie gegen die Tekke-Turkomanen zu schützen, mit welchen sie bisher manchmal in Fehde lagen.

— Die wesleyanischen Methodisten in England haben im Laufe der letztverflossenen zwanzig Jahre nicht weniger als 3,236,053 Pf. St., also in runder Summe reichlich 60 Millionen Mark, auf den Bau ihrer Capellen verwandt. Sie haben solcher nicht weniger als 7485 mit 1,723,495 Sitzen.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage: Literarischer Anzeiger Nr. 3.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXVII. № 9.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 12 Mark. Einzelne Nummern 50 Pf. 1875.

Bilder aus den Niederlanden.

I.

Die Provinz Seeland und ihre Bewohner. — Stürme und Wogen. — Untergang von Reimerswaal. — Walcheren. — Saubere Landhäuser. — Kirmeß in Oost Souburg. — Trachten der Bauern. — In einer Schänke. — In der Stadt Vliessingen.

Ein Blick auf die Karte zeigt, daß die niederländische Provinz Seeland fast ganz aus Inseln besteht. Die Stürme und Wogen der Nordsee haben dort im Laufe der Jahrhunderte keine geringeren Verwüstungen angerichtet, als an der Westküste der cimbrischen Halbinsel. Alles ist vom Wasser völlig durchrissen und gegen den Andrang der Wellen hat man das Land mühsam durch Deiche geschützt. Im Jahre 600 unserer Zeitrechnung zählte man neun Inseln, welche nur durch Dünen gegen den Anprall der Wellen gesichert waren; 1663 zählte man achtzehn Eilande, weil theils Stücke von den größeren abgerissen waren, theils sich Land angesetzt hatte. Andererseits ging aber auch fester Boden zu Grunde, so z. B. die Ortschaft Reimerswaal; die Leute dort waren so wohlhabend, daß sie, wie man sich heute noch erzählt, ihre Pferde mit silbernen Hufeisen beschlugen.

Die Bewohner der seeländischen Inseln sind stramme Menschen von rein germanischem, niederdeutschem Blute; etwas schwerfällig aber muthig, seetüchtig, rechtschaffen, fleißig, ausdauernd und ungemein zäh; sie weichen nur ungern und nicht anders als im äußersten Nothfalle. Dafür liefert das eben erwähnte Reimerswaal den Beweis. Man hielt dort die Deiche gut im Stande, aber trotzdem kamen Brüche vor; bei einem derselben, im Jahre 1557, riß die Westerschelde eine ganze Straße fort, setzte die Polder unter Wasser und dieses stand in der Kirche 12 Fuß hoch. Vier Jahre später war der Polder wieder vom Wasser frei und es wuchs Gras; aber bald nachher drangen wieder Fluthen ein und am 11. und 12. Januar 1557 brach ein schweres Verhängniß über die Stadt herein. Der größte Theil der Häuser, die Thore, das Rathhaus und das Spital wurden unterwaschen und stürzten ein. Was noch stehen geblieben, wurde 1558 von einem großen Brande heimgesucht und 1561 kam wieder eine Ueberschwemmung. Sechs Ueberschwemmungen und ein großer Brand in zwölf Jahren! Aber die Bewohner bleiben trotzdem am Platze. Im Jahre 1574 sind nicht weniger als 6000 Morgen Landes mit Wasser bedeckt, und nun wenden die Leute sich dem Fischfang zu; seitdem bis 1631 hat der Ort nur noch einen Deich und ist zum Dorf herabgesunken. Nun erst räumen die Bewohner den Platz, weil die Kriegsschiffe der Spanier zu fürchten sind. Im Jahre 1634 werden die noch vorhandenen Häuser niedergerissen, das Pflaster wird aufgebrochen und man ladet die Ziegelsteine in Fahrzeuge, um sie anderwärts zu verkaufen.

Unter den Inseln Seelands liegt Walcheren am weitesten nach Westen hin und seine Südküste wird von der Westerschelde bespült. Dort liegt die Hafenstadt Vliessingen, welche den Ausgang des Stromes beherrscht. Die niederländische Regierung verwendet große Sorgfalt und

Familie auf Walcheren.

große Summen auf diesen Platz, der eine in Bezug auf Vertheidigung so wichtige und commerciell eine so vortheilhafte Lage hat, daß man meint, er werde im Fortgange der Zeit mit Antwerpen wetteifern können. Als Hauptstadt des Eilandes gilt Middelburg, über das wir in einem folgenden Aufsatze einige Bemerkungen geben werden.

Die Leute auf Walcheren leben abgeschieden von der großen Welt, wenn man die beiden Städte ausnimmt, welche in Folge von Schifffahrt und Handel mit dem Auslande in Verkehr stehen. Aber im Innern des nur etwa 4 Quadratmeilen großen Landes ist in Anschauung, Sitten und Tracht sehr Vieles urwüchsig-altniederländisch geblieben und das Leben nicht so sehr ohne muntere Farbe als Mancher wohl glauben möchte. Es fehlt auch den Landleuten keineswegs an Intelligenz und viele haben ein hübsches, ausdrucksvolles Gesicht.

Auf der Straße, die von Vliessingen nach Middelburg führt, liegt Oost Souburg; dort ist heute Kirmeß, welche bekanntlich im Leben der Niederländer eine so große Rolle spielt. Zu beiden Seiten des von Bäumen beschatteten Weges liegen Gärten mit sauberen Häusern, Felder und grüne Wiesen; hin und wieder bemerkt man auch Wohnungen, die an indische Bauart erinnern; dort hausen Leute, die früher im malayischen Archipelagus gelebt haben und nun den Rest ihrer Tage ruhig und behäbig in der lieben Heimath verleben.

Da kommen wir (Herr Coster und der Maler Dillens) an ein sauberes Landhaus. Die Fugen der rothen Backsteine sind mit grünen und weißen Streifen bepinselt und das Ganze macht einen anmuthenden, friedlichen Eindruck. Wir treten ein und werden freundlich aufgenommen; es sind vier Menschen im Zimmer. Eine friesische Kuckucksuhr mit ihrem Tiktak hängt an der Wand. Die Sonne scheint hell und wirft die Schatten der vor dem Hause stehenden Linden durch die Fenster des Gemaches, in welchem das Licht wohlthuend gedämpft erscheint. Der Großvater liest in seinem Neuen Testamente, sein Sohn, ein hübscher junger Mann, sitzt neben seiner Frau; das Kind, welches sie auf dem Schooße hat, thut sich eine Güte an einem Babbeler, d. h. einer Süßigkeit, einem Bonbon. (— Diese Bezeichnung für runde Bonbons ist auch in Bremen und überhaupt an unserer deutschen Nordseeküste allgemein gebräuchlich. —) Hier war niederländisches Stillleben bei offenbar glücklichen, zufriedenen Menschen.

Je näher bei Oost Souburg, um so stärker wurde der Lärm. Man hörte näselnden Gesang, Pauken und Trommeln, Trompeten und häufiges Hurrah. Auf der Kirmeß war Alles im besten Zuge. Nun sind wir auf dem großen Marktplatze, der mit Linden bepflanzt ist, und von diesem aus läuft eine lange Straße; die Häuser sind, wie hier überall, von Ziegelsteinen, die Fugen weiß, die Hausthüren grün, die Fensterrahmen weiß oder gelb, die Fensterladen blau oder weiß. Unter den Linden stehen zu beiden Seiten roth oder grün angestrichene Karren und Wagen, zum Theil recht hübsche und mit weißer Leinwand überspannt. Diese Geschirre dienen als zeitweilige Wohnung für die welche von auswärts zur Lustbarkeit kommen.

Die jungen Männer tragen einen Hut mit schmalem Rande, und daran sieht man, daß Walcheren ihre Heimath ist; aber die von Nieuwland, das gleichfalls auf der Insel liegt, machen eine Ausnahme; ihr Hut hat breite Krämpen und ist mit einem geblümten Sammetbande verziert. Das Halstuch ist von hellfarbiger Seide und zwei große Knöpfe von Filigran halten den Hemdkragen. Jacke und Beinkleider sind zumeist von schwarzem Sammet, manchmal auch geblümt. Die mit Aermeln versehene Weste ist bunt, mit großen gelben, blauen oder lila Blumen gemustert, je nach dem kirchlichen Bekenntnisse. Die Katholiken haben rothe Borstrokken (Westen), die Protestanten dunkelfarbige; beide aber zieren denselben mit zwanzig großen Knöpfen von Filigran oder Silber. Das Schuhwerk ist plump wie in Olim's Zeit und aus der Hosentasche guckt der Griff eines Messers hervor; ein solches tragen auch schon die ganz kleinen Jungen, die überhaupt genau so gekleidet sind wie ihre Väter. Die Mädchen setzen einen Strohhut mit blauen Bändern auf, dessen Form unsere Illustration zeigt. Der Kopfputz ist der Art, daß man nichts vom Haare sieht, welches auch von der Hoofdnaald, der Metallplatte, an den Schläfen bedeckt wird. Sehr beliebt ist ein Halsband von rothen Korallen und mit Ohrbammeln wird viel Staat gemacht. Sechs oder sieben Röcke übereinander findet man ganz in der Ordnung; je mehr Röcke um so reicher ist das Mädchen. Die Schürze ist himmelblau und hat — violette Bänder. Auf der Kirmeß tragen wohlhabende Mädchen auch ein Täschchen von grünem Sammet; in demselben befinden sich kölnisches Wasser, allerlei andere Wohlgerüche, Pastillen und — schweres Geld. Unterhalb der Schürzen hängen an einem Kettchen Scheere und Nadelbüchse von massivem Silber. Die Schnallen auf den Schuhen sind auf den verschiedenen Inseln von verschiedener Form.

Lootsen-Baas in Vliessingen.

Immer mehr Menschen waren herbeigeströmt, es ging sehr lebhaft her in dem Gewühle und das Ganze bot für den, welcher solch eine Kirmeß zum ersten Male besuchte, einen fremdartigen aber malerischen Anblick dar. Auch die un-

Ein Glas Wein.

vermeidlichen Carroussels waren da; ihre rothen Dächer glitzern von Blechplättchen, mit denen sie gleichsam übersäet sind. Neben den wohlhabenden Landleuten nehmen sich Bürgersleute in schäbig-moderner Tracht, die aus Middelburg gekommen sind, recht armselig aus. Sie tragen einen Ueberrock wie von Anno 30, der bis auf die Knöchel herabhängt, haben einen philisterhaften Gesichtsausdruck und man sieht ihnen den Kleinstädter auf hundert Schritt weit an.

In einer Schänke, wo es lustig hergeht, sitzt ein Pärchen; ein junger Mann kniet vor einem hübschen Mädchen und hält ihr das Weinglas an die Lippen. Dillens war sofort am Werke, diese Kirmeßscene zu zeichnen.

In den vieljährigen Kriegen gegen die Spanier haben die Bürger von Vliessingen, das Geburtsort des berühmten Admirals de Ruyter ist, sich durch standhafte Tapferkeit rühmlich ausgezeichnet. Die Erinnerung an diese Kämpfe blieb lebendig bis auf den heutigen Tag und noch vor wenig länger als einem Menschenalter trugen seeländische Männer

Bauerbursche in Nieuwland.

an ihren Hüten einen silbernen Halbmond, das Abzeichen der Geusen, mit dem unorthographisch geschriebenen Sinnspruch ende spit de lames (en dépit des lames), den Wellen zum Trotze.

Es geht sehr ruhig her in der Stadt; die Stille wird nur unterbrochen, wenn Abends der Zapfenstreich geschlagen wird und wenn später der Nachtwächter seine Ratter in Bewegung setzt; er ruft elf aan de Klock mit näselnder Stimme und geht langsam, mit schwerem Tritte weiter auf den Steentjes.

Ein Wandelgang ist immerhin lohnend; man sieht wie diese seeländischen Kleinstädter sich ausnehmen. Wir treten ein in das Hotel du Commerce; denn der Mißbrauch, den Gasthöfen französische Aufschriften zu geben, ist auch dort eingerissen. Die Männer sowohl wie die Frauen, welche man im Speisesaal findet, machen einen freundlichen Eindruck, sie sind recht artig und höflich, benehmen sich mit Anstand; man merkt sogleich, daß man wohlerzogene, unterrichtete Menschen vor sich hat, die sittliche Zucht haben; daran er-

kennt man die Calvinisten. Die Unterhaltung drehet sich vorzugsweise um Geschäfte; man spricht nicht allzulaut, und weniger guttural als die Leute aus der Provinz Holland.

Man macht den Fremden auf die „Alte Kirche“, oude Kerk, aufmerksam, zeigt mit dem Finger auf den Thurm und erzählt von de Ruyter Folgendes. Schieferdecker waren eben an der Arbeit, um etwas auszubessern und der zehnjährige Knabe kletterte bis in die Spitze. Ein Arbeiter zog die Leiter weg, um dem Knaben einen Possen zu spielen und wartete auf den Hülferuf. Der aber blieb aus. De Ruyter schaukelte sich oben hin und her; die unten versammelte Menge war starr vor Schreck als sie dann sah daß der Junge sich mit großer Geistesgegenwart aus der Noth half, und wie? Er trat mit den Absätzen seiner Schuhe Löcher in die Schieferplatten, um die Nägel oder Krampen freizulegen, mit welchen sie befestigt waren, und machte sich auf diese Weise eine Leiter. Die Kirche ist 1328 von Wilhelm von Hennegau, Grafen von Seeland, erbaut worden; im Schiffe ist die Höhe mancher Springfluthen angemerkt, die bis dorthin drangen; am 15. Januar 1808 stand das Wasser anderthalb Meter hoch.

Schmuck der Bäuerinnen in Seeland.

Schnallen von Filigran. — Halsband von Korallen und Granaten. — Ohrgehänge. — Breloquen. — Glas. — Der grüne Sammetbeutel (in der Mitte). — Nadeln. — Ringe. — Kupfer- und Goldplättchen. — Silberne Schnallen. — Tabacksdose.

Im Zeeman's Koffy-Huis trifft man Rheder, Capitäne, Steuerleute, Schiffsmakler und Kaufleute; das Prinsenhuis war Wohnung des schweigsamen Oraniers Wilhelm, der dasselbe aus Steinen bauen ließ, welche der bluttriefende Fanatiker Alba zur Errichtung einer Citadelle verwenden wollte, um „Die von Vliessingen“ im Zaume zu halten. Aber Die von Vliessingen fingen den spanischen Ingenieur Don Pacieco und schlugen ihm auf dem Markte den Kopf ab. Die Stelle, wo das geschah, wird heute noch gezeigt. Im Garten dieses Prinzenhauses, das ein Kaffeehaus ist, sind die ersten Kartoffeln in den Niederlanden gepflanzt worden.

Im Kaffeehause zur Börse bemerkt man, daß die verschiedenen Classen sich noch ziemlich von einander absondern. Zu ebener Erde ist die Getreidebörse, im ersten Stocke

finden sich fatsoenlijke lieden ein, also Leute die was Rechtes sind, etwas vorstellen. Einem 1785 geschlossenen Vertrage zufolge ist der Wirth verpflichtet, von halb zwölf bis zwei Uhr Mittags dort keine geringen Leute zuzulassen. Das Militär besucht die Societeyt unie, wo man „einen Bittern" zu sich nimmt. Die Offiziere haben durchgängig einen intelligenten Gesichtsausdruck und ein ansprechendes Benehmen.

Morgens früh um fünf Uhr, gleichviel ob im Sommer oder Winter, wenn alle Straßen noch öde sind, geht ein alter Mann umher, der wie ein Matrose gekleidet ist und dessen Beine in hohen bis an den Unterleib reichenden Stiefeln stecken. Er hat eine lange Stange in der Hand und mit dieser klopft er an die Fenster des ersten Stocks. Er ist der Poorters wekker oder Klopper, und hat den Beruf, die Dienerschaft in den Gasthöfen und auch in den Privathäusern zu wecken, damit sie die Zeit nicht verschlafe.

Englische Missionäre auf dem Purus.

Der Purus bildet einen der wichtigsten Zuflüsse, welche der Amazonas von Süden her aufnimmt. Seine ein Delta von vier Armen umfassende Mündung (unter etwa 61° W.) war längst bekannt, aber von dem Laufe, dem Gebiete, welches er durchströmte und den Quellen war nichts Näheres ermittelt worden. Man nahm allgemein an, daß der Madre de Dios, welcher in Peru aus den Thälern von Paucartambo kommt, seinen obern Lauf bilde, bis ermittelt wurde, daß dieser zum Beni fließe, also dem Stromsysteme des Madeira angehöre.

Erst seit 1863 sind wir über den Purus ins Klare gekommen, seitdem der brasilianische Ingenieur da Silva Coutinho mit dem kleinen Dampfer Pirajo den untern Lauf erforschte und 238 portugiesische Meilen aufwärts fuhr, ohne irgend ein Hinderniß zu finden. In Rio de Janeiro vermuthete man, daß zwischen dem obern Purus und dem Madeira eine natürliche Wasserverbindung stattfinde, eine Gabeltheilung, ähnlich jener zwischen dem Orinoco und dem Amazonas, und man schickte 1864 den Piloten Urbano de Furnacão aus, eine solche aufzusuchen. Er fand sie nicht, wohl aber wurde durch ihn ermittelt, daß der Purus auf einer Strecke von etwa 500 portugiesischen Meilen für kleine Dampfer fahrbar und ohne Stromschnellen oder Katarakten sei. In demselben Jahre fuhr dann der Engländer Chandless in einem von bolivianischen Indianern geruderten Nachen den Fluß aufwärts, vom 12. Juni bis 23. December, bis 1866 Miles von der Mündung, und fand dort erst, 1088 Fuß über dem Meere, die ersten Felsen im Strombett. Seine Untersuchung ergab, daß die beiden Quellarme keineswegs im Hochgebirge entspringen sondern in einer Waldebene. In jener Gegend traf Chandless mit Indianern zusammen, die das Eisen nicht kannten; sie hatten Steinbeile.

Auf der ganzen mehr als 400 deutsche Meilen langen Strecke des Laufes strömt der Purus durch eine colossale Waldöde, welche spärlich von wilden Indianerhorden durchzogen wird. Nach und nach sind Seringueiros, Kautschuksammler, weiter vorgedrungen, deren Wohnplätze in weiter Entfernung von einander liegen. Die Engländer haben am Amazonas Missionäre, die freilich eben so geringe Aussicht haben, die Wilden zu sittigen und in Christen umzuwandeln, wie die Sendboten der römischen Religion, welche die meisten ihrer Missionen haben aufgeben müssen, vor einigen Jahren auch jene von Sarayacu am Ucayale; wie dem aber auch sein möge, jenen Missionären verdanken wir wenigstens Berichte, welche für Länder- und Völkerkunde nicht ohne Belang sind.

Im Jahre 1874 sind zwei englische Missionäre, Dr. Lee und Resyek, den Purus hinaufgefahren, um den Versuch zu machen, ob nicht einzelne Indianerhorden zu einem seßhaften Leben vermocht werden können. Es versteht sich von selbst, daß ihre Bemühungen ohne Erfolg bleiben mußten. Aus ihren Berichten, welche das „South American Magazine" veröffentlicht, wollen wir Einiges mittheilen.

Der Dampfer Andira setzte die beiden unternehmenden Männer im August ans Land bei der Station des Kautschuksammlers Santa Cruz, bei welchem sie freundliche Aufnahme fanden. Sehr lästig waren die Moskitos und noch mehr die Piums, diese kleinen schwarzen Mücken, deren Stich oder vielmehr Biß unter der Haut äußerst schmerzhaft ist; „meine Hände sind davon so dick aufgeschwollen, als wären sie Kissen." Als Lee bei dem Seringueiro angelangt war, kam sofort ein Indianerkind vom Stamme der Hypurinas, streichelte ihm den Bart und nannte ihn Blanco. Dieser Knabe war dem Senhor Vera Cruz geschenkt worden. Die Missionäre mußten dort neun Tage warten bis der kleine Dampfer wieder erschien. Lee strickte Fischernetze und Resyek ging Nachts auf den Schildkrötenfang aus. „In Bezug auf den Purus und die an ihm wohnenden Indianer hatte ich bisher ganz irrige Vorstellungen. Nirgends habe ich Wohnungen der Eingeborenen gesehen. Wenn früher dergleichen vorhanden waren, so sind sie jetzt nicht mehr da.

Die Indianer haben sich zurückgezogen vor den grausamen, gesetzlosen Leuten, von denen sie mit Gewalt zum Kautschuksammeln gezwungen wurden. Nun haben sie eine Zuflucht gesucht in der höher gelegenen Waldwildniß zwischen diesem Flusse und dem Madeira nach Osten und nach dem Juruá im Westen hin."

Am 9. September erreichten sie nach einer ermüdenden Fahrt von zehn Tagen den Situ, d. h. die Station des Kautschuksammlers Pinheiro; sie heißt San Francisco und liegt etwa 150 Miles oberhalb des Situ Santa-Cruz. Der Dampfer war in einem ganz kläglichen Zustande. Hier fanden sie am Ufer mehr festen Boden als bisher, da nun „die dritte Terrasse" auftrat. Die Piums waren auch hier unausstehlich, sie verschwinden jedoch bei Anbruch der Dunkelheit; nachher kommen die Moskitos. Die Nahrungsmittel mußten sie sich selber beschaffen, z. B. Schildkröten, Fische, Wild, das aber selten vorkam, und Maniok. In der Umgegend des Situ halten sich etwa 20 Indianer auf, von denen man acht zu Gesicht bekam. Sie gehören zum Stamme der Hypurinas, der in einem geraden Striche von etwa 200 Miles am Purus und zwar an beiden Ufern desselben wohnt, in kleinen Gruppen von 20 bis 25 Köpfen. Größere Gemeinschaften sind nicht zu bilden, da die einzelnen Horden sehr oft Krieg mit einander führen. Die in der Nachbarschaft des Situ waren gerade friedlich. Lee meint, daß es

nicht, wie das Missionscomité wünschte, angemessen sei, sich unter so wenigen Indianern niederzulassen. Mangel an einem Kahn und an Ruderern verhindern ein weiteres Vordringen stromauf; der Dampfer war bisher nur ein einziges Mal weiter aufwärts gefahren.

Pinheiro hat auch einen Sitn, Panayim genannt, der von San Francisco ab nach einer Dampferfahrt von acht Tagen erreicht werden kann; neben demselben liegt ein aus fünf Hütten bestehendes Indianerdorf von 25 Köpfen. Dorthin kamen aber dann und wann manche aus dem Innern, wo sie zahlreich seien. Der Capitän des kleinen Dampfers Kolibri wollte die Missionäre nach Panayim bringen, wo das Ende der Schiffbarkeit ist. „Wenn wir während der Fahrt keine Indianer finden, dann kehren wir nach Manaos zurück, denn wenn jetzt in der trockenen Jahreszeit, wo sie über Land reisen können, keine am Purus sind, so kommen sie überhaupt nicht dorthin. Jetzt ist die Zeit wo sie Schildkrötenöl bereiten, wo sie Fische fangen und trocknen."

Lee erklärt, weshalb die von der brasilianischen Regierung gegründeten Stationen oder Missionen keinen Erfolg gehabt haben. Sobald eine Anzahl Indianer zusammengebracht waren, nahm sie die jungen Männer fort und steckte sie unter die Soldaten oder zwang sie zum Schiffsdienst. Die Folge war, daß die Gegend an manchen Flüssen menschenleer wurde. Was die römischen Missionen anbelangt, so haben die Patres derselben dem Handel so eifrig obgelegen, daß andere Kaufleute nicht mit ihnen concurriren konnten; der Gegenstand ist selbst in den brasilianischen Kammern zur Erörterung gekommen. Sie schicken für ihre Rechnung ganze Ladungen Kautschuk nach den Verschiffungsplätzen am Amazonas, ebenso Kakao in Menge.

Der Missionär Resyek berichtet aus Terruham, 12. September, daß er vor gerade einem Jahre Liverpool verlassen habe. Die Ufer des Purus seien im Allgemeinen niedrig und werden in den Monaten März, April und Mai überschwemmt; dann findet alle Verbindung nur mit Nachen statt und Kautschuk kann nicht gesammelt werden. Entgegen früheren Berichten betont Resyek, daß in der trockenen Zeit der Purus gefährlich zu beschiffen sei, selbst für den kleinen Dampfer Kolibri, der nur fünf Fuß Tiefgang hat.

Die Expedition der beiden Missionäre hatte übrigens einen traurigen Ausgang. Wir fanden nämlich in der „Times Mail" die Nachricht, daß Dr. Lee verunglückt sei. „Er schlief in der Cajüte des Dampfers, welcher in der Nacht in Folge der Nachlässigkeit des Feuermannes sank und ist ertrunken." — Ueber Resyek's Schicksal finden wir keine Notiz, und ebensowenig Ort und Datum des Unglücksfalles.

Zur Ethnologie und Geschichte des Aberglaubens.

Von **Dr. Hermann Brunnhofer** in Aarau.

II.

Wenn der Aberglaube zunächst nur versteinerte Poesie ist, so hat uns diese Poesie bald ein anmuthiges, bald ein lachendes, bald ein fratzenhaftes Gesicht gezeigt. Die Phantasie, welche diese Bilder schuf, hat bald kinderliebliche, bald ausgelassen lustige, bald aber auch zwischen heiterm Scherz und düsterm Ernst spielende Züge angenommen. Vergessen wir aber nicht, daß die Phantasie immer Phantasie bleibt, sie mag nun, um mit Goethe zu sprechen:

> Sie mag rosenbekränzt
> Mit dem Lilienstengel
> Blumenthäler betreten,
> Sommervögeln gebieten,
> Und leichtnährenden Thau
> Mit Bienenlippen
> Von Blüthen saugen,
> Oder sie mag
> Mit fliegendem Haar
> Und düsterm Blick
> Im Winde sausen
> Um Felsenwände.

Ja, die Phantasie und ihr Schooßkind, der Aberglaube, sie sind nicht etwa nur Nixen, die mit ihrem Schönheitszauber jedes für poetische Eindrücke empfängliche Gemüth unwiderstehlich an sich ziehen: sie sind auch Unholdinnen, welche in Währwolfsgestalt die Menschen zerreißen. Sie wandeln nicht nur als rosenbekränzte Mädchen mit dem Lilienstengel durch Blumenthäler, sondern sausen auch als blutdürstige Furien mit Schlangenhaaren und Mörderaugen durch die Jahrtausende hin.

Schon bei den oben erwähnten Beispielen des tragikomischen Aberglaubens konnte uns neben dem Gefühl humoristischen Wohlgefallens doch auch schon eine geheime Schauderempfindung beschleichen. Es klingt uns so unschuldig, ja scherzhaft genug, daß die Freimaurer mit dem Teufel im Bunde ständen. Allein versetzen wir uns einmal um einige Jahrhunderte rückwärts, so wird die Anklage auf Gemeinschaft mit dem Teufel schon ganz andere Empfindungen erwecken und von weitem flammt unserm geistigen Auge der Scheiterhaufen schon ganz lichterloh entgegen. Und leider ist dieser Fall viele Tausend, viele Millionen Mal in der Geschichte der Menschheit eingetreten. Es waren auch nicht immer etwa nur die unteren Classen der Gesellschaft, in welche hinein die Teufelsriecherei am meisten gewüthet hat. Auch die höchsten Stände sind von derselben nicht verschont geblieben. Noch zur Zeit der spätern Reformation, 8. Juli 1617, wurde Leonore, Gemahlin des Marschalls d'Ancre, enthauptet, weil sie Maria von Medicis, die Königin von Frankreich, bezaubert haben sollte. Nach Berechnungen, welche Professor Thomasius in Halle zu Anfang des vorigen Jahrhunderts zur Bekämpfung der Hexenprocesse angestellt, hat sich die Zahl der in der Christenheit von kirchlichen und weltlichen Gerichten bis 1700 verbrannten Hexen auf die fast unglaubliche Summe von neun Millionen gesteigert. So übertrieben diese Unzahl für das Territorium der christlichen Kirche erscheinen mag, so bagatellenhaft erscheint sie der Thatsache gegenüber, daß es nicht allein die „Religion der Liebe" gewesen ist, welche sich dieser millionenfachen Justizmorde schuldig gemacht hat. Die Cultur- und Naturvölker

Asiens, Afrikas und Amerikas haben unbewußt mit denjenigen Europas gewetteifert in der Virtuosität der Hexenverbrennung.

Nehmen wir zu diesen Opfern des Teufelsglaubens die nicht minder zahlreichen des Glaubens an die Unsterblichkeit der Seele, insofern derselbe die ursprüngliche Grundlage bildet der Sitte des Lebendigeinmauerns. Wenn in europäischen und außereuropäischen Ländern der Glaube herrschte und wahrscheinlich in weiten Kreisen noch herrscht, ein Gebäude verspreche nicht eher Sicherheit für alle Zeiten, als bis, wie alle Gegenstände der Außenwelt, ein eigener Schutzgeist dasselbe bewohne, so mußte natürlich und muß, sobald zugleich der Glaube gilt, nur der Mensch habe eine unsterbliche Seele, sich aus diesen Vordersätzen der weitere Glaubenssatz entwickeln, nur die Seele eines lebend in das Gebäude eingeschlossenen Menschen könne zum Schutzgeiste dieses Gebäudes werden. Und dieser furchtbare Aberglaube hat sich denn auch seit den ältesten Zeiten bei Völkern aller Welttheile zu der grauenhaften Sitte des Lebendigeinmauerns von Sklaven, Kriegsgefangenen, Verbrechern und unschuldigen Menschen gestaltet. Unser christliches Mittelalter ist von dem Vorwurf dieser Barbarei ebensowenig freizusprechen, als die Barmanen, die Inder, die Römer, die Serben und die Germanen.

Denken wir ferner an die bei allen Völkern nachweisbare Sitte des Menschenopfers zu gottesdienstlichen Zwecken. Auch den kaltblütigsten Betrachter der Geschichte der Menschheit muß da ein namenloses Entsetzen ergreifen, wenn er an die Millionen unschuldiger Opfer denkt, welche im Verlaufe von einigen Jahrtausenden auf dem Altare geblutet haben oder auf dem Scheiterhaufen in Asche gefallen sind. Die größten Culturvölker aller Zonen und Zeiten haben die Menschenopfer gekannt: die Chinesen, die Inder, die Phönicier, die Karthager, die Juden, die Aegypter, die Griechen, die Römer, die Kelten, die Germanen und Slaven; die Neger, die Indianer und Südseeinsulaner. Am furchtbarsten hauste der Greuel in Mexico. Zu Opferzwecken wurden in diesem Reiche jährlich an einem Tage nach einem Berichte fünfzigtausend, nach einem andern allerdings nur zwanzigtausend, dagegen im Jahre 1486 auf einmal volle hunderttausend (?) Menschen geopfert. Mit scharfgeschliffenem Obsidianmesser wurde den Unglücklichen rasch die Brust aufgeschnitten, das Herz mit festem Griff herausgerissen und dem daneben stehenden Götzen noch rauchend in den Rachen geworfen. Aber nicht allein die Azteken huldigten diesem grauenvollen Opferbrauche, sondern auch die zum Theil hochgebildeten Inkas in Peru, sowie alle anderen amerikanischen Urvölker. Und im Königreiche Dahomey in Afrika werden noch alljährlich Hunderte von Negersklaven zu Opferzwecken abgeschlachtet.

Ein Brauch, der noch weit furchtbarer ist, als das Menschenopfer selbst, ist der, die Geopferten im Sinne religiöser Selbstheiligung zu fressen. Es galt der Glaube unter allen Völkern, der schuldbewußte Mensch vermöge sich dadurch wieder zu entsühnen und zu heiligen, daß er Gott selbst in sich aufnehme und seinen innern Menschen mit dessen Wesen durchwirken lasse. Daraus floß dann mit naturgemäßer Folgerichtigkeit der Genuß des heiligenden Gottes. Ließ man diesen, wie es nachgewiesenermaßen die Urvölker Amerikas thaten, durch einen göttlich verehrten Menschen vertreten sein, so ergab sich mit eherner Consequenz die Opferung und Verspeisung des Repräsentanten Gottes. L'appetit vient en mangeant. Hat die Bestie einmal Blut gerochen, so ist es mit des Thierbändigers Willenskraft aus. Und so sehen wir denn unter den verschiedensten Himmelsstrichen das grause Laster der Menschenfresserei aus religiösen Anschauungen und Festbräuchen hervorgehen. Es ist erstaunlich, welche Sophistik der Aberglaube dann zu entfalten vermag, wenn es ihm darauf ankommt, seinem Wolfshunger einen zureichenden Grund zur Selbstentschuldigung unterzulegen. Oestlich von den Cordilleren hausen noch heute menschenfressende Indianerstämme. Ein Weib vom Stamme der Camacas fraß ihr eben gestorbenes Kind, um es in ihren Leib zurückkehren und nicht den Würmern zur Beute werden zu lassen. Im centralen Südaustralien herrscht der entsetzliche Aberglaube, demgemäß ein älterer Bruder in dem Wahne lebt, daß er sofort auch die Kraft seines jüngern Bruders sich aneignen könne, wenn er diesen erschlage und verzehre. Das geschieht unter Festlichkeiten und bei diesen dringen Vater und Mutter mit eiferigen Ermahnungen in den ältern Sohn, soviel Fleisch von den Leichnamen hinabzuwürgen, als irgend möglich ist. In der Südsee war und ist es zum Theil noch auf manchen Inseln Sitte, daß sich alte Leute mit ihrer eigenen Genehmigung todtschlagen und auffressen ließen. Welche unsäglichen Greuel sich aus diesen religiösen Anschauungen entwickelt haben, geht daraus hervor, daß nach Richard Andree's sehr mäßiger Berechnung die Anzahl der noch jetzt lebenden Menschenfresser sich in runder Summe auf zwei Millionen (1,943,000) beläuft.

Mit welcher logischen Consequenz die Cannibalen ihre Menschenfresserei selbständig aus religiösen Anschauungen abzuleiten verstehen, beweist der Ausspruch der neuseeländischen Häuptlinge, als die Missionäre über das Menschenfressen an der Inselbai jammerten: „Der große Fisch frißt den kleinen, der Hund den Menschen, der Mensch den Hund, Hunde fressen einander, Vögel fressen einander und ein Gott frißt den andern.“ Ein neuseeländischer Darwinist reinsten Wassers!

Auf den Glauben an die Unsterblichkeit der menschlichen Seele gründet sich auch der entsetzliche Brauch, alte, kranke Leute, besonders die eigenen Eltern, todtzuschlagen. Dieser Brauch läßt sich bei vielen alten Völkern nachweisen, so z. B. bei den Römern, Germanen, den Indianern und Fidschianern. Wie diese letzteren, üben ihn Zigeuner noch heutzutage (?). Wenn der Glaube galt, der Gestorbene, wofern er nur anders die Kennzeichen der Tapferkeit, der einzigen Tugend der Urzeit, wofern er nur Wunden aufweisen könne, gehe unmittelbar nach seinem Tode in den Himmel ein, so konnte es weder dem Sohne große Ueberwindung kosten, seine Eltern sofort, nachdem sie arbeitsunfähig geworden waren, ins bessere Jenseits zu den Göttern hinüberzuschicken, noch mochten auch die Eltern viel dagegen einzuwenden haben, von den Leiden des Alters rasch erlöst und der himmlischen Genüsse theilhaftig zu werden. Lebensmüde Greise ritzten sich bei den Normännern eigenhändig mit dem Speere, um als an Wunden verblutete Kämpfer in Walhalla bei Odin gastliche Aufnahme zu finden. Und deutsche Sagen wissen noch allerorts zu erzählen von über dem Stadtthor einst aufgehangenen Keulen, mit welchen man vor Zeiten die alten Leute todtgeschlagen habe. Die Kariben auf den Antillen pflegten alte, kranke Leute, selbst Kaziken, zu erdrosseln. Von den Fidschianern erzählt dasselbe der Missionär Williams und nach ihm Max Müller. „Als einige Fidschianer von Europäern unterbrochen wurden, während sie eben daran waren, ihre Mutter zu erdrosseln, erwiederten sie ganz einfach, sie wäre ihre Mutter und sie wären ihre Kinder und sie müßten sie dem Tode überliefern. Als man das Grab erreicht, setzte sich die Mutter nieder und nun nahmen ihre Kinder, Enkel, Verwandten und Freunde einen herzlichen Abschied von ihr. Ein aus Tapa geflochtener Strick wurde sodann von ihren Söhnen zweimal um ihren Hals geschlungen, dann faßten sie denselben und erdrosselten sie; darnach

wurde sie unter den üblichen Feierlichkeiten ins Grab gelegt. Sie kehrten zurück, zu schmausen und zu trauern, woraufhin sie gänzlich vergessen wurde, als ob sie niemals dagewesen wäre.“ Nicht anders als diese Fidschianer mit ihren Müttern, verfahren die Odschibwäs Nordamerikas mit ihren Vätern. An ihrem Hundefeste singen sie: „Der Herr des Lebens giebt Muth. Es ist wahr, alle Indianer wissen es, daß er uns liebt, und wir übergeben ihm nun unsern Vater, damit er sich verjüngt fühle in einem andern Lande, und im Stande sei zu jagen.“ Darauf giebt der ältere Sohn dem lebensmüden Vater mit dem Tomahawk den Todesstreich. Noch grauenhafter für unsere Empfindung verfahren die menschenfresserischen Kaschibos im Osten der Cordilleren. Bei diesen Cannibalen schlagen die Kinder nicht allein ihre betagten Väter mit Keulen todt, sondern fressen sie nachher auch auf. Die nicht verzehrten Ueberreste des Leichnams werden zu Asche verbrannt und dienen nachher zum Bestreuen der Speisen.

Die Sitte oder vielmehr der Greuel des Menschenopfers und der aus demselben hervorgegangenen Menschenfresserei erfordert deshalb eine etwas ausführlichere Darstellung, weil sich an diesen entsetzenerregenden Ausgeburten des menschlichen Wahnsinns die furchtbare Tragweite des praktischen Aberglaubens wohl am einleuchtendsten bemessen läßt. Aber es ging auch mit diesen Greueln wie mit allem Bösen überhaupt nach des Dichters Weisheitsspruch: „Das eben ist der Fluch der bösen That, daß sie fortzeugend Böses muß gebären.“

Und dieses Böse fällt leider wieder den christlichen Völkern zur Last. Die Menschenopfer mit obligatem Opferfleischschmausen hatten in Europa längst humaneren Bräuchen Platz gemacht und an die Stelle des wirklichen Opfermenschen war längst der in Brotform gebackene Gott getreten, als im Volke noch immer die Sagen von ehemaligen Menschenfleischschmäusen zu religiöser Verbrüderung umgingen. Die Sage vom heiligen Gral erfüllte das ganze Mittelalter. Der Gral war die Schüssel, aus welcher Christus mit den Jüngern das Abendmahl genossen hatte. Aber die dumpfe Erinnerung an die ehemaligen heidnischen Opferbräuche ließ die über die Urbedeutung der Schüssel nachgrübelnde Volksphantasie aus dem san gréal ein sang réal herausdüfteln. Damit hatte dann der Aberglaube genug, um den Tempelrittern, welche sich bei ihren Verbrüderungsfesten der Gralsschüssel bedienen sollten, den Greuel nachzureden, sie tränken bei ihren Festmahlzeiten aus dem san gréal das Blut Christi, sang réal, welches sie sich durch die Abschlachtung eines unschuldigen Christenkindes verschafften. Diese grundlose Anklage auf Menschenfresserei kostete im Jahre 1307 dem Orden der Tempelritter Hab und Gut und ihrer 113 büßten für ein ihnen niemals nachgewiesenes Verbrechen zu Paris mit dem Feuertode, damit Philipp der Schöne, damaliger König von Frankreich, sich mit den eingezogenen Millionen des Templervermögens bereichern konnte.

Auf ganz derselben perfiden Anklage beruhten und beruhen auch sämmtliche Judenverfolgungen, welche während des Mittelalters und — zur ewigen Schande der europäischen Cultur — noch bis zu dieser Stunde in Rumänien und Rußland in Scene gesetzt worden sind und werden. Wie in den finstersten Zeiten des Mittelalters heißt es noch jetzt in Rumänien allgemein: die Juden bedürften zur Feier ihres Passahfestes eines Christenkindes, welches sie dem Jehovah als Versöhnungslamm abschlachteten und äßen.

Die Opfer Afrikas.

Unter dem Titel „L'Afrique nécrologique“ hat der verdienstvolle Afrikareisende Henri Duveyrier im Bulletin der Pariser geographischen Gesellschaft (December 1874) eine höchst fleißige und kenntnißreiche Zusammenstellung derjenigen Europäer veröffentlicht, welche vom Jahre 1800 an bis jetzt ihren Forschungseifer in Afrika mit dem Leben gebüßt haben. Nicht nur die eigentlichen Reisenden sind aufgenommen, sondern auch die Geologen, Botaniker, Zoologen, Archäologen, Sprachforscher und jene Marineoffiziere, die bei den Küstenaufnahmen betheiligt waren. Die Zahl der Opfer ist erschreckend groß, Duveyrier's Liste zählt über 150 Namen. Bei weitem die meisten erlagen den klimatischen Einflüssen, dem Fieber und der Ruhr. Die Wirkungen derselben waren früher weit gefährlicher als jetzt, wo man das Fieber durch vorbeugende Gaben von Chinin besser zu bekämpfen weiß. Noch 1830 hieß es in den medicinischen Vorschriften, welche Richard Lander mitgegeben wurden, „Chinin sei als stärkendes Mittel nach dem Fieber zu nehmen“. Auch die Anzahl der Ermordeten ist ungemein groß (20) und mit Recht macht Duveyrier darauf aufmerksam, daß fast alle von Mohammedanern aus religiösem Fanatismus ermordet worden seien. 5 ertranken, 3 wurden von wilden Thieren zerrissen.

Wie Duveyrier selbst fürchtet — was übrigens leicht zu entschuldigen — ist seine dankenswerthe Zusammenstellung nicht vollständig. Es fehlen ihr sogar wichtige Namen wie Charles John Andersson und Ladislaus Magyar. Wir haben uns daher der Mühe unterzogen, seine Liste zu vervollständigen und derselben 16 neue Namen (durch * bezeichnet) hinzugefügt. So steigt die Anzahl auf 172 Opfer Afrikas.

Vertheilen wir diese nach Nationalitäten, so finden wir voranstehend die Briten (E in der Tabelle) mit 74; es folgen die Deutschen (D) mit 36; die Franzosen (F) mit 35. Daran schließen sich 7 Italiener, 6 Oesterreicher (welche wir, wie die Schweizer, zusammenfassen mußten, da sie nach der Nationalität nicht gut zu trennen waren), 4 Skandinavier, 3 Holländer, 2 Schweizer, 2 Neger, 1 Pole und 1 Magyar. Die Portugiesen, früher hervorragend in der Erforschung Afrikas, fehlen in unserm Jahrhundert; desgleichen Spanier und Russen. Die Nordamerikaner sind erst neuerdings (mit Stanley) im schwarzen Erdtheile als Forscher aufgetreten.

Duveyrier's Arbeit umfaßt im Bulletin 83 Seiten und ist von einer Karte begleitet, die wegen ihrer technischen Mangelhaftigkeit durchaus kein richtiges Bild des „nekrologischen Afrika“ giebt, da mancher Name 100 und mehr Meilen von der Todesstätte seines Trägers entfernt steht. Wir haben der Uebersichtlichkeit halber die 172 Namen in tabellarische Form gebracht und sind dabei der geographischen und chronologischen Eintheilung Duveyrier's gefolgt.

	Namen		Jahr	Ort	Todesursache	Nationalität
	I. Im Nilgebiet und Aethiopien.					
1	**Burckhardt, Joh. Ludw.,** der berühmte Reisende	15/11	1817	Kairo	Ruhr	Schweiz.
2	**Gruoc,** Begleiter des Generals v. Minutoli		1821	Kairo	Typhus	Italiener
3	**Soellner,** Naturforscher, dto.		1821	Tripolitanien	Mord?	D.
4	**Liman,** Architekt von Minutoli's Expedition		1821	Alexandria	Krankheit	F.
5	**Hemprich,** Begleiter Ehrenberg's	30/6	1825	Massaua	Fieber	D.
6	**Brocchi,** Geolog, besuchte Sennar und Kordofan		1832	Chartum	Krankheit	Italiener
7	**Baumgärtner,** ägypt. Offizier der Nilexped. Mehemed Ali's		1838	Chartum	Fieber	Schweiz.
8	**Lefèvre,** Bergingenieur		1839	Fasogl	Fieber	F.
9	**Werne, Joseph,** Arzt, Mitglied der Nilexped. Mehemed Ali's	4/5	1841	Chartum	Fieber	D.
10	**Petit, Ant.,** Arzt, Mitglied der äthiop. Expedition Lefèbre's		1841	Godscham	Ertrunken	F.
11	**Quartin-Dillon,** Botaniker derselben Expedition		1841	Abessinien	Fieber	F.
12	**Schöfner, Jul.,** Mitglied derselben Expedition	18/10	1841	Abessinien	Ruhr	F.
13	**Rouget, Jul.,** Naturforscher	15/10	1841	Abessinien	Ruhr	F.
14	**Ryllo,** kathol. Missionär, Gründer der Mission in Chartum	17/6	1848	Chartum	Fieber	Pole
15	**Vierthaler, Rich.,** Arzt, Begleiter Alf. Brehm's		1852	Chartum	Fieber	D.
16	**Reitz, Const.,** österr. Consul in Chartum, Begleiter Heuglin's	16/5	1853	Doka	Fieber	Oesterr.
17	**Vaudey, Alex.,** sardin. Consul in Chartum	19/4	1854	Gondokoro	Mord	F.
18	**Vinco, Angelo,** kathol. Missionär		1855	Chartum	Fieber	Italiener
19	**Dovyak,** Missionär, Erforscher des Weissen Flusses		1855	Gondokoro	Fieber	Oesterr.
20	**Vayssière, Fr.,** Reisender am Bahr-el-Abiad		1855	?	Krankheit	F.
21	**Mosgan,** kathol. Missionär		1856	Heiligenkreuz	Krankheit	Oesterr.
22	**Brun-Rollet, Ant.,** sardin. Cons. in Chartum, ältest. Nilreisender	27/9	1857	Chartum	Krankheit	Savoyer
23	**Neimans, Rich. v.,** Reisender	15/3	1858	Kairo	Starrkrampf	D.
24	**Oliboni, Franciso,** Reisender	26/3	1858	Heiligenkreuz	Krankheit	Italiener
25	**Jacobis, Justin de,** Missionär in Abessinien		1860	Massaua	Krankheit	Italiener
26	**Malzac, A. de,** abenteuernder Reisender		1860	Chartum	Fieber	F.
27	**Barnim, Adalbert v.,** Sohn des Prinzen Adalbert v. Preussen	12/7	1860	Roseres	Fieber	D.
28	**Lafargue,** Reisender am Weissen Fluss		1860	Berber	Fieber	F.
29	**Wilke,** Begleiter von Harnier's am Weissen Fluss	7/5	1861	Insel Tschir	Krankheit	D.
30	**Peney, Alfred,** Arzt, Reisender	26/7	1861	Gondokoro	Krankheit	F.
31	**Harnier, Wilhelm v.,** Reisender	23/11	1861	Heiligenkreuz	durch Büffel	D.
32	**Bilharz, Theodor,** Arzt, Begleiter des Herzogs von Coburg	6/5	1862	Kairo	Fieber	D.
33	**Steudner, H.,** Botaniker, Begleiter Heuglin's	10/4	1863	Wau	Fieber	D.
34	**Tinne,** Madame		1863	Seriba Biselli	Fieber	Holländ.
35	**Schubert,** Jäger, Begleiter Heuglin's		1863	Kosangagebirge	Fieber	D.
36	**Klaincznik,** Elephantenjäger		1863	Kosangagebirge	Fieber	Oesterr.
37	**Pruyssenaere, Eug. de,** bereiste Sennar	15/12	1864	Sennar	Krankheit	Holländ.
38	***Muche, Florian,** Elephantenjäger, Begleiter Baker's	13/3	1865	Am Setit	durch Löwe	D.
39	**le Saint, François,** Reisender am Weissen Flusse	27/1	1868	Abu-Kuka	Krankheit	F.
40	**Dufton, Henri,** Theilnehmer an der engl. Exped. nach Abessinien		1868	Senafe	Mord	E.
41	***Zander, Ed.,** Maler, lange in Abessinien	26/8	1868	bei Sulla	Krankheit	D.
42	***Poncet, Ambr.,** bekannt durch seine Reisen am Weissen Nil	19/11	1868	Alexandria	Krankheit	F.
43	**Ori,** Arzt, Reisender am Bläuen Nil	14/11	1869	Abu Haras	Krankheit	Italiener
44	**Thibaut,** französ. Viceconsul in Chartum	9/11	1869	Chartum	Krankheit	F.
45	**Miani, Joh.,** Reisender		1872	Monbuttu	Entkräftung	Italiener
46	***Higginbotham, Edwin,** Ingenieur Baker's		1873	Gondokoro	Krankheit	E.
	II. In Tripolis, Algerien, Marokko.					
47	**Roentgen,** Arzt, Reisender der African Association		1809	bei Mogador	Mord	D.
48	**Schousboe,** dänischer Consul in Tanger		1832	Tanger	Krankheit	Däne
49	**Couturier,** Reisender in Algerien		1855	Beresina	Krankheit	F.
50	**Geslin,** Reisender in Algerien		1856	Laghuat	Ruhr	F.
51	**Le Tourneaux,** Naturforscher in Algerien		1861	Bougie	Fieber	F.
52	**Vialla,** Geodät in Algerien		1865	Tlemsen	Sonnenstich	F.
53	***Aucapitaine, H.,** bekannter Forscher		1867	Algier	Krankheit	F.
54	**Bondivenne,** Geodät in Algerien		1868	am Seybus	Fieber	F.
55	**Lehant,** beschäftigt beim Graben artesischer Brunnen		186?	Ughlana	Krankheit	F.
56	**Laval,** Arzt, bereiste die Cyrenaica	27/6	1874	Merdsch	Pest	F.

	Namen	Jahr		Ort	Todes-ursache	Natio-nalität
	III. In der Sahara.					
57	**Ritchie,** Reisender	$^{20}/_{11}$	1819	Mursuk	Fieber	E.
58	**Laing, Alex. Gordon,** der kühne Reisende (Timbuktu)	$^{24}/_{9}$	1826	bei Timbuktu	Mord	E.
59	**Davidson, John,** Arzt, Erforscher der marokk. Sahara	$^{18}/_{12}$	1836	Suekeja	Mord	E.
60	**Macguire,** Corporal, Begleiter Eduard Vogel's		1857	Belgascheferry	Mord	E.
61	**Tinne, Alexine,** die bekannte Reisende		1869	bei Mursuk	Mord	Holl.n.
62	**Dournaux Dupéré, Norb.,** Reisender		1873	bei Ghadames	Mord	F.
	IV. Im Sudan.					
63	**Oudney,** Begleiter Denham's und Clapperton's	$^{12}/_{1}$	1824	Katagum	Krankheit	E.
64	**Toole,** Begleiter Denham's	$^{26}/_{2}$	1824	Tsadsee	Fieber	E.
65	**Tyrwhit,** englischer Consul in Kuka	$^{22}/_{10}$	1824	Kuka	Fieber	E.
66	**Richardson, James,** der bekannte Reisende	$^{4}/_{3}$	1851	Ngurutua	Krankheit	E.
67	**Overweg, Adolph,** Begleiter Barth's	$^{27}/_{8}$	1852	Maduari	Fieber	D.
68	**Vogel, Eduard**	$^{8}/_{2}$	1856	Wara	Mord	D.
69	**Cuny, Charles,** Reisender (Kordofan, Darfur)	$^{25}/_{6}$	1858	Tendelti	Fieber	F.
70	**Beurmann, Moritz v.**		1863	Mao	Mord	D.
	V. Am Niger und der Guineaküste.					
71	**Hornemann, Fr.,** Reisender der African Association		1801	in Nupe (?)	? Krankheit	D.
72	**Nichols,** dto.		1805	Altcalabar	Fieber	E.
73	**Scott, Alex.,** Begleiter Park's		1805	Kumi-Kumi	Fieber	E.
74	**Anderson, Alex.,** Schwager und Begleiter Park's	$^{28}/_{10}$	1805	Sansandig	Fieber	E.
75	**Mungo Park,** der Erforscher des Niger		1806	Bussa	Fieber	E.
76	**Martin,** Begleiter Park's		1806	Bussa	? Mord	E.
77	**Belzoni, G.,** suchte die Nigermündung	$^{3}/_{12}$	1806	Bussa	? Mord	E.
78	**Macarthy, Ch.,** Gouverneur von Sierra Leone		1823	Benin	Ruhr	Italien.
79	**Pearce,** Begleiter Clapperton's (zweite Reise)	$^{27}/_{12}$	1824	am Prah	im Krieg	E.
80	**Morrison,** Arzt, dto.	$^{27}/_{12}$	1825	Engwa	Fieber	E.
81	**Dickson,** Arzt, dto.		1825	Djanna	Fieber	E.
82	**Houtson,** dto.		1825	am Niger	? Krankheit	E.
83	**Clapperton, H.,** der berühmte Reisende	$^{13}/_{4}$	1826	Akra	Krankheit	E.
84	**Harries, G. L.,** Marinecapitän (Aufnahme des Niger)	$^{18}/_{10}$	1827	Sokoto	Fieber	E.
85	**Curling, G.,** Begleiter Richard Lander's	$^{18}/_{10}$	1832	C. Coast Castle	Fieber	E.
86	**Millar,** dto.	$^{20}/_{1}$	1832	C. Coast Castle	Fieber	E.
87	**Miller, Rob.** dto.	$^{5}/_{12}$	1832	am Niger	Fieber	E.
88	**Briggs, Thomas** dto.	$^{28}/_{2}$	1832	Lukodscha	Fieber	E.
89	**Mitchell** dto.	$^{10}/_{3}$	1833	Lukodscha	Fieber	E.
90	**Hill, Joseph** dto.		1833	Nunmündung	Fieber	E.
91	**Drakeford, Joseph** dto.		1833	Nunmündung	Fieber	E.
92	**Dunleary, H.** dto.		1833	am Niger	Fieber	E.
93	**Lander, Richard,** der bekannte Reisende	$^{27}/_{1}$	1833	am Niger	Fieber	E.
94	**Allen, Bird,** Mitglied der Nigerexpedition	$^{25}/_{10}$	1833	Fernando Po	Verwundung	E.
95	**Nightingale, F. D.,** dto.	$^{17}/_{8}$	1841	Fernando Po	Fieber	E.
96	**Marshall, G. B.,** dto.	$^{21}/_{8}$	1841	Lukodscha	Fieber	E.
97	**Collmann, H. C.,** dto.	$^{6}/_{10}$	1841	am Nun	Fieber	E.
98	**Stenhouse, D. H.,** dto.	$^{28}/_{10}$	1841	Fernando Po	Fieber	E.
99	**Woodhouse, J.,** dto.	$^{30}/_{10}$	1841	Fernando Po	Fieber	E.
100	**Vogel, J. R. Th.,** Botaniker der Nigerexpedition	$^{17}/_{2}$	1841	Fernando Po	Fieber	D.
101	**Carr,** Director der Station in Lukodscha		1842	Bassa	Mord	Neger
102	**Beecroft,** Consul in Fernando Po, Nigerreisender	$^{10}/_{6}$	1854	Fernando Po	Krankheit	E.
103	**Schönlein, Philipp,** Botaniker		1855	Cap Palmas	Fieber	D.
104	**Barter, Ch.,** Botaniker, Begleiter Baikie's		1859	?	Krankheit	E.
105	**Doblin,** Marinelieutenant von der Nigerexpedition	$^{1}/_{9}$	1863	Lagos	Ertrunken	E.
106	**Atkinson,** dto.	$^{1}/_{9}$	1863	Lagos	Ertrunken	E.
107	**Gérard, Jules,** der Löwentödter, bereiste Sierra Leone	,	1864	Fluss Janga	Ertrunken	F.
108	**Baikie, W. Balfour,** Erforscher des Binue	$^{30}/_{11}$	1864	Sierra Leone	Ruhr	E.
109	**Lühder, Wilh.,** Zoolog, Mitglied der Reichenow'schen Exped.	$^{25}/_{3}$	1873	Camerun	Fieber	D.

	Namen	Jahr		Ort	Todes-ursache	Natio-nalität
	VI. Am Senegal, Gambia u. s. w.					
110	**Cowdrey**, Astronom, Begleiter Peddie's		1815	St. Louis	Fieber	E.
111	**Peddie**, Reisender in Senegambien	1/1	1817	Rio Nuñez	Fieber	E.
112	**M'Rae**, Begleiter Peddie's	21/1	1817	Rio Nuñez	Fieber	E.
113	**Campbell**, Begleiter Peddie's	13/6	1817	Rio Nuñez	Fieber	E.
114	**Kummer, Adolf**, Naturforscher, Begleiter Peddie's		1817	Kakandi	Fieber	D.
115	**Stokoe**, Begleiter Peddie's		1817	Sierra Leone	Fieber	E.
116	**Burton**, dto.	19/7	1818	bei Bakel	Fieber	E.
117	**Nelson**, dto.	15/8	1818	bei Bakel	Fieber	E.
118	**Rouzée, Prosper**, Sprachforscher		1820	St. Louis	Krankheit	F.
119	**Bowdich, J. E.**, der Aschantireisende		1824	am Gambia	Krankheit	E.
120	**Grout de Beaufort, E.**, Reisender in Senegambien		1825	Bakel	Fieber	F.
121	**Hendelot**, Botaniker	?	1836	Bakel	Krankheit	F.
122	**Duranton**, Reisender in Senegambien		1843	? Medina	Krankheit	F.
123	**Peyre-Ferry**, Marinearzt, bereiste Bambuk		1843	Bakel	Fieber	F.
124	**Bessinières, Huard**, Begleiter des Vorigen		1844	St. Louis	Krankheit	F.
125	**Thompson**, Missionär, bereiste Futa Dhiallon	?	1845	Timbo	Krankheit	E.
126	**Pascal**, Reisender in Senegambien		1860	Cajor	Fieber	F.
127	**Aliun Sal**, Schwarzer, versuchte nach Timbuktu zu gehen		1860	Cajor	Krankheit	Neger
128	**Petit-Laprade**, forschte in Senegambien	18/7	1869	St. Louis	Cholera	F.
	VII. Ostafrika.					
129	**Maizan**, versuchte von Bagamoyo ins Innere vorzudringen		1845	Usaramo	Mord	F.
130	**Stroyan**, Begleiter Burton's im Somallande	19/4	1855	Berbera	Mord	E.
131	**Roscher, Albert**, reiste zum Niassa-See	19/3	1860	Hisunguni	Mord	D.
132	**Thornton, Rich.**, Geolog, Begleiter v. d. Decken's	21/4	1863	Tschibisa	Fieber	E.
133	**Koralli**, Diener v. d. Decken's	5/6	1863	Réunion	Fieber	Oesterr.
134	**Hitzmann**, Maschinist v. d. Decken's	29/7	1865	Djubfluss	Ertrunken	D.
135	**Kanter, Nik.**, Maschinist v. d. Decken's	30/9	1865	Bardera	Mord	Oesterr.
136	**Trenn, Ed.**, Maler v. d. Decken's	30/9	1865	Bardera	Mord	D.
137	**Von der Decken, K. Cl.**	2/10	1865	Bardera	Mord	D.
138	**Linck, Alb. Herm.**, Arzt v. d. Decken's	4/10	1865	Bardera	Mord	D.
139	**Kinzelbach, Gottlob Theodor**, Begleiter Heuglin's etc.		1868	Geledi	Krankheit	D.
140	**Livingstone, David**, der grosse Reisende	4/5	1873	Ilala	Fieber	E.
141	**Moffat**, Neffe Livingstone's, Begleiter Cameron's	21/5	1873	Rehenneko	Krankheit	E.
142	***Dillon**, Arzt, Begleiter Cameron's		1873	Unjanjembe	Selbstmord	E.
143	***Brenner, Richard**, einst v. d. Decken's Begleiter	22/3	1874	Sansibar	Krankheit	D.
	VIII. Westafrika.					
144	**Tuckey, James Kingston**, Führer der Congoexpedition	4/10	1814	am Congo	Krankheit	E.
145	**Tudor**, Arzt der Tuckey'schen Expedition	29/7	1814	am Congo	Fieber	E.
146	**Cranch**, Naturforscher derselben Expedition	4/9	1814	am Congo	Fieber	E.
147	**Galwey, Ed.**, Botaniker derselben Expedition	9/9	1814	am Congo	Krankheit	E.
148	**Smith, Chr.**, dto.	22/9	1814	am Congo	Fieber	Norweg.
149	**Eyre**, Mitglied derselben Expedition	29/9	1814	am Congo	Fieber	E.
150	**Tams, G.**, Arzt, Führer einer Expedition nach Angola		1842	S. Paulo de L.	Fieber	D.
151	**Grossbender**, Entomolog, Begleiter von Tams		1842	S. Paulo de L.	Fieber	D.
152	**Wrede**, Botaniker, Begleiter von Tams		1842	S. Paulo de L.	Fieber	D.
153	***Ackermann, E. W.**, Botaniker	14/9	1862	Loando	Gelb. Fieber	D.
154	***Magyar, Ladislaus**, der bekannte ungarische Reisende	19/11	1864	Benguela	Krankheit	Ungar
	IX. Südafrika.					
155	**Cowan**, Arzt, Reisender		1808	am Limpopo	Fieber	E.
156	**Donovau**, Begleiter des Vorigen		1808	am Limpopo	Fieber	E.
157	**Kirkpatrik**, Begleiter Cap. Owen's auf dem Sambesi		1826	Schupanga	Fieber	E.
158	**Rider, Alfr.**, Maler, Reisender		1850	Ngami-See	Fieber	E.
159	**Mahar**, Begleiter Macabe's		1852	Barolong	Mord	E.

	Namen		Jahr	Ort	Todesursache	Nationalität
160	**Wahlberg,** Naturforscher		1856	?	durch Eleph.	Schwede
161	**Plant, R. G.,** Botaniker		1858	Natal	Krankheit	E.
162	**Zeyher, Chr.,** Botaniker		1858	Cap d. gut. Hoffn.	Krankheit	E.
163	**Frau Livingstone,** treue Begleiterin ihres Mannes	27/4	1862	Mazaro	Fieber	E.
164	**Mackenzie,** Bischof, Vorstand der Mission am Schiré		1862	am Schiré	Fieber	E.
165	**Burrup,** Mitglied vorstehender Mission		1862	Magomero	Ruhr	E.
166	***Moffat, Rob.,** Schwiegervater Livingstone's, Missionär	8/8	1862	Kuruman	Krankheit	E.
167	***Geddes Bain, Andrew,** Geolog	20/10	1864	Capstadt	Krankheit	E.
168	***Andersson, Ch. John,** der bekannte Reisende	5/7	1867	am Kunené	Ruhr	Schwede
169	***Ecklon, Chr. Fr.,** Botaniker		1868	Capstadt	Krankheit	D.
170	***Casement,** Mitgl. d. Faulkner'schen Exped. z. Aufs. Livingst.		1869	am Schiré	Krankheit	E.
171	***Boy Jebe,** Reisebegleiter Mauch's		1870	am Limpopo	Fieber	D.
172	***Chapman, James,** bekannter südafrikan. Reisender	6/2	1872	Du Toits Pan	Krankheit	E.

Aus allen Erdtheilen.

Noch mehr Opfer Afrikas.

Als wir die Druckrevision des Vorstehenden besorgten lasen wir in der „Times Mail" vom 18. Februar Nachrichten über die Mitglieder von Gordon's Expedition. Dieselben sind datirt: „Unter dem alten Baume bei Aryah im tropischen Afrika, 4. Januar 1875." Zur Expedition gehörten der deutsche Naturforscher De Witt; — Linant de Brabant, Franzose, der mehrerer afrikanischen Sprachen mächtig war und als Dolmetscher fungiren sollte; — und Major Campbell, Nordamerikaner. Auch zwei junge Engländer: Russell und Anson hatten sich angeschlossen. Als sie nebst Gordon unter dem alten Baume, dessen Lage wir nicht näher angegeben finden, Rast hielten, schnitten sie alle sechs ihre Namen in die Rinde, — „und nun, wie viele von ihnen sind heute noch am Leben? Leider nur noch zwei: Gordon und Russell; alle anderen sind dem mörderischen Klima am Weißen Nil zum Opfer gefallen. Der arme Anson hat Gondokoro gar nicht erreicht, sondern erlag vorher dem Fieber. Linant und De Witt sind in Gondokoro neben dem Grabe Higginbotham's zur Erde bestattet worden; Major Campbell ist in Chartum begraben worden."

Somit sind im Nilgebiete wieder vier Opfer zu verzeichnen und die Zahl derselben ist auf 50 angewachsen, die Gesammtzahl der Opfer Afrikas aber auf 176!

Auswanderung nach Amerika und Rückwanderung nach Europa.

Die deutsche Auswanderung über Bremen hat in den Jahren von 1832 bis 1874 nicht weniger als

1,421,102 Personen

betragen. Im erstgenannten Jahre betrug sie nur 10,344 Köpfe, 1835 nur 6185; bis 1844 ist sie nie auf 20,000 angewachsen, dann jedoch rasch gestiegen, erreichte aber in keinem Jahre 40,000, bis sie 1852 anwuchs auf 58,551 und 1854 auf 76,875. Das folgende Jahr brachte einen Rückgang auf nur 31,550, und von da an hielt die Ziffer sich zwischen etwa 31,000 und 49,000; im Jahre 1861 sank sie auf 16,540, 1863 auf 18,175. Von da ab finden wir dann eine fortwährende Zunahme, z. B. 1867 schon 73,971. Die höchste Ziffer entfällt auf das Jahr 1872 — 80,347! Dann folgt wieder eine Abnahme: 1863 noch 63,243 und 1874 nur noch 30,633. Von diesen letzteren sind nicht weniger als 29,920 in 133 Dampfern und nur 713 in 152 Segelschiffen befördert worden, so daß also diese letzteren bei der Verschiffung von Auswanderern kaum noch in Betracht kommen. Neuyork bleibt der Hauptlandungshafen, 21,372 Personen in 92 Schiffen; auf Baltimore kamen 8089 Einwanderer in 42, auf Neuorleans 1011 in 9 Schiffen. Philadelphia ist ausgefallen; nach Galveston gingen 50, nach Westindien 70.

Die vorstehenden Zahlen entnehmen wir einem Berichte des Herrn C. J. Klingenberg, Schiffsmaklers in Bremen. In der „Mail" vom 8. Februar finden wir Notizen über die Rückwanderung aus Nordamerika. Im Hafen von Liverpool sind im Laufe des Jahres 1874 von dort angekommen 78,146 Rückwanderer (im Julimonat allein 11,867); — im Jahre 1873 nur etwa 38,000, also nur halb so viele. Von den aus Canada Angekommenen hatten 95 Procent ihre Fahrscheine gleich zur Rückfahrt dorthin gelöst, so daß beinahe die Gesammtzahl auf solche entfällt, die ihre alte Heimath in Europa wieder aufsuchen.

Das deutsche „Newyorker Journal" (vom 19. Januar) stellt ausführliche Betrachtungen über Ein- und Rückwanderung an. Sie erklärt den großen Ausfall der Einwanderung — es sind 1874 in Neuyork überhaupt nur 140,337 Köpfe gelandet — aus der Stockung aller Geschäfte, welche in Europa kein Geheimniß bleiben konnte und das um so weniger, da das Sinken der amerikanischen Papiere, insbesondere der Eisenbahnactien, Europa in so starke Mitleidenschaft zog.

Seit 1847 sind im Hafen von Neuyork 5,542,130 Einwanderer gelandet (davon 1852 300,992, die höchste Ziffer; 1858 nur 25,075, die niedrigste). Davon entfallen auf die Deutschen 2,294,478, die Irländer 1,975,094, auf alle anderen Nationalitäten 1,073,371.

Genaue Listen über die Einwanderung in den verschiedenen Häfen sind erst seit 1856 geführt worden. Bis Ende 1873 landeten in diesen 28 Jahren in:

Boston	292,890
Philadelphia	51,636
Baltimore	139,361
Neuyork	3,301,822.

Wir finden in dem genannten Blatte keine Zahlen über die Einwanderung in anderen Häfen, z. B. Neuorleans, Galveston, Charleston, Savannah, San Francisco, sondern nur die Gesammtziffer für alle Häfen angegeben auf 4,593,668 Köpfe.

Aus Ceylon.

Kaffeebau und Perlenfischerei. — Seit der Mitte des Jahres 1873 sind auf Ceylon gegen einhundert neue Kaffeeplantagen entstanden und zur Zeit der Ernte werden auf den überhaupt vorhandenen mehr als 200,000 Arbeiter lohnend beschäftigt, Frauen und Kinder mit eingerechnet. Den Geldwerth der gesammten Plantagen, Inventar rc. mit eingerechnet, schätzt man auf 10,000,000 Pf. St. Dazu kommen noch die Maschinen und die Factoreien der Kaufleute in den Häfen, wo der Kaffee zur Verschiffung hergerichtet wird, mit 700,000 Pf. St. Diese beschäftigen etwa 20,000 Menschen, zumeist Singhalesen, während die Plantagenarbeiter vorzugsweise Tamulen sind. Auf der Insel sind von den vorhandenen 12 Millionen Acres etwa 2 Millionen unter Anbau. Die Colonialregierung ist verständig zu Werke gegangen, denn sie hat Grund und Boden nur nach und nach in mäßigen Parcellen verkauft, damit nicht durch Waldverwüstung der Regenfall verhindert werde. In einer Höhe von 5000 Fuß über dem Meere hat sie noch gar kein Land an Pflanzer abgegeben, während die Wälder bis 8000 Fuß hinaufreichen. Man meint, daß bis zu 6500 Fuß hoch die Theestaude gut fortkommen werde und man stellt jetzt darüber Versuche an.

Im Allgemeinen ist der Kaffeebau lohnend. Eine gut gehaltene Plantage von etwa 200 Acres giebt fünf Jahre nach ihrer Anlage einen Nutzen von 2000 bis 3000 Pf. St. Mit Thee sind nur erst gegen 400 Acres bebaut; die Anpflanzung von Cinchona, jetzt etwa 2 Millionen Bäume, ist geglückt.

In früheren Zeiten war die Insel ihrer Edelsteine wegen berühmt, aber dieser Ruf ist längst dahin. Allerdings werden auch heute noch Diamanten, Rubine, Topase und Granaten gefunden, aber nur selten. Auch die Perlenfischerei ist nicht mehr so ergiebig als ehemals, wo der Geldwerth des Fanges einmal in einem Jahre etwa 3 Millionen Mark betrug; gegenwärtig würde schon der zehnte Theil dieser Summe glänzend genannt werden. An der Nordwestküste versammeln sich im ersten Frühjahr 200 bis 300 Boote und auf jedem derselben befinden sich 10 Taucher. Jeder derselben bindet an sich einen Stein, der ihm als Ballast dient; er hat ein großes, sackartiges Netz, das an einem dünnen Stricke um den Hals hängt und dessen einer Theil am Boote befestigt ist. Die Hände sind mit einem Lederhandschuh bedeckt. Sobald der Taucher auf dem Meeresgrund ist, kratzt er mit einem Rechen so schnell als möglich die Austern los, thut sie in das Netz und giebt mit dem Seil ein Zeichen, daß man ihn heraufziehen solle. Länger als 60 Secunden bleibt er selten unter Wasser, aber je nachdem es glückt, bringt er 50 bis zu 200 Austern mit.

Die Boote werden unter sorgfältiger Aufsicht ausgeladen, die Muscheln in Haufen vertheilt und dann öffentlich versteigert; die Taucher erhalten den vierten Theil der zu Tage geförderten Austern. Der Kauf ist wie eine Lotterie. Die Taucher haben den Aberglauben, daß die Auster auf die Oberfläche komme, um Regentropfen aufzufangen und daß dann aus diesen Perlen würden.

Es ist eine ausgemachte Sache, daß die Austern wandern. Sie verlassen z. B. ihre gewöhnlichen Betten in der Kondatschybai, und kommen nach Belieben wieder. Von 1839 bis 1854 wurde die Perlenfischerei so schlecht, daß die Regierung nicht nur keinen Gewinn sondern Schaden hatte. Sorgfältige Untersuchungen haben nichts Sicheres über diese unregelmäßigen Wanderungen ermitteln können, auch weiß man nicht wie viele Jahre sie nöthig haben um völlig auszuwachsen; einige behaupten, das sei nach drei, andere sagen nach sieben Jahren der Fall. Die Perlenauster ist übrigens keine echte Auster, sondern eine Art Miesmuschel. Manchmal verpachtet die Regierung den Fang, manchmal läßt sie ihn für ihre Rechnung betreiben; ein Taucher verdient im Durchschnitt täglich 9 Schilling.

Um Mitternacht giebt ein Kanonenschuß den Booten das Signal zum Ausfahren; gewöhnlich sind 23 Mann an Bord, wovon wie gesagt 10 Taucher; um halb 6 Uhr früh sind bei günstigem Winde alle an Ort und Stelle und eine Signalflagge deutet an, daß nun die Arbeit beginnen könne. Der Haifischbezauberer ist eine unentbehrliche Person; er wird von der Regierung besoldet; ohne ihn würde kein Taucher ans Werk gehen.

Der Talmud weiß Folgendes. Als der alte Jude Abraham nach Aegypten kam, verschloß er sein Sarchen in eine Kiste. Als er Zoll an der Grenze bezahlen sollte, sagte er, gern wolle er für die Kiste zahlen. — Hast du vielleicht Kleider darin? — Ich will zahlen für die Kleider. — Hast du etwa Gold? Ich will zahlen Zoll für das Gold. — Nun, es ist wohl gar Seide darin? — Will ich zahlen Zoll für die feine Seide. — Da sprachen die Beamten: Gewiß hast du Perlen darin! — Will ich zahlen Zoll für die Perlen. Aber nun mußte er die Kiste aufmachen und hervor kam Sarah, die wunderschöner war als alle Perlen in der Welt; der Glanz ihrer Schönheit strahlte über ganz Aegypten aus. — Das kann freilich nur ein „Wunder" gewesen sein, denn Sarchen war damals schon eine hochbetagte Madame.

Aus Indien.

— In Indien sind mehr als 1000 deutsche Meilen Schienenwege in Betrieb; man hat große Waldstrecken gelichtet um Thee, Kaffee, Fieberrinde und allerlei andere nützliche Pflanzen anzubauen. Aber diese Culturarbeiten haben in einer Beziehung sehr nachtheilige Folgen gehabt. Die Tiger und Leoparden wurden dadurch aus ihren alten Schlupfwinkeln vertrieben; sie fanden dort kein Wild mehr. Ihnen blieb nichts anderes übrig als ins offene Land zu gehen, in die Büsche und auf die Felder bei den Dörfern, wo sie nun, vom Hunger getrieben, Männer, Frauen und Kinder niederrissen. Wenn sie einmal Menschen verzehrt haben, sind sie auf das Fleisch derselben im höchsten Grade erpicht, es mundet ihnen. In dem neuesten indischen Blaubuche, welches die Fortschritte zusammenstellt, die im Lande gemacht worden sind, ist der amtliche Nachweis zu finden, daß eine einzige Tigerin Ursache der Entvölkerung von 13 Dörfern und der Verödung eines Flächenraumes von 256 Quadratmiles ist; diese ganze Gegend liegt der wilden Thiere wegen unbebaut. Im Jahre 1869 hat eine andere Tigerin nicht weniger als 127 Menschen gefressen, und viele Wochen lang wagte sich Niemand auf die Straße, welche durch das von ihr beherrschte Gebiet geht. Ein menschenfressender Tiger hat mehr als 100 Personen getödtet. In Unterbengalen sind im Laufe der letztverflossenen sechs Jahre 13,401 Menschen von wilden Thieren gefressen worden. Auch die Schlangen haben gute Zeit. Früher hielten sie sich vorzüglich in den mit hohem Gras und mit Dschengeln bewachsenen Strecken auf; seitdem diese urbar gemacht wurden, zogen sie sich in die Nähe der menschlichen Wohnungen und in diese selbst. Nach Dr. Fayrer's Berechnungen und Angaben sind in Indien im Laufe nur eines Jahres mehr als 20,000 Todesfälle in Folge des Schlangenbisses vorgekommen.

— Dr. Leitner, der sich jetzt in London aufhält und auf dem Congresse der Orientalisten eine hervorragende Stelle einnahm, hatte einen Siahposch Kafir, Namens Dschemschid, mit nach Europa gebracht, den ersten seines Volkes, der das Abendland gesehen hat. Diesen Mann hat nun die Anti Slavery Society nach Indien zurückgeschickt und von dort wird er in seine Heimath gehen. Er hat Briefe an die Siahposch-Häuptlinge, in welchen an diese das Ersuchen gestellt wird, künftige Reisende mit Wohlwollen zu behandeln. Dschemschid hat in London viel gesehen und wird seinen Landsleuten Wunderdinge erzählen können.

— Die Quellen des Brahmaputra. Wir lesen darüber die nachstehende vorläufige Notiz aus dem Berichte des Superintendenten der indischen Bahnen: „Die Entdeckungsreise wurde von einem Halb-Tibetaner, der einen sorgfältigen Unterricht vorher genossen hatte, im Jahre 1872 gemacht. Nachdem er Schigatze, eine Stadt in Tibet, erreicht hatte, überschritt er den Brahmaputra, ging einen seiner nördlichen Nebenflüsse stromaufwärts bis zur Quelle und vergewisserte sich so über die genaue Lage des Netzes, das sich in einer Höhe von 17,000 Fuß über dem Meeresspiegel befindet. Er gelangte zum großen See Tengri-nor, dessen Lage noch kein europäischer Forscher festgestellt hatte. Bis dahin hatte man nur auf Grund chinesischer Autorität dem See auf den Karten einen Platz eingeräumt."

Vorzüge der Leichenverbrennung.

Lessing hat ganz richtig gesagt: „Die einfachsten Wahrheiten werden insgemein am schwersten begriffen." Wir sehen das auch jetzt wieder an den Leuten, welche das Begraben der menschlichen Leichen vertheidigen. Dieser jüdische Brauch ist den arischen, insbesondere den germanischen Völkern durch die römische Priesterschaft gewaltsam aufgezwungen worden, und die Verpestung des Erdbodens, des Wassers, der Luft, der widerwärtige Proceß des Verfaulens wird nun für eine „christliche Einrichtung" ausgegeben. Als ob damit etwas gegen dessen Gemeinschädlichkeit bewiesen wäre! Aber die Zwangsverfaulung ist bis dato in Deutschland noch geboten; gleichviel ob man wolle oder nicht. Das ist die Freiheit.

Vor uns liegt der Bericht eines englischen Arztes in Indien („The Oriental" Nr. 19, S. 104), aus dem wir das Nachfolgende mittheilen. „Die Cholera ist in einer Ortschaft ausgebrochen. Man begräbt die Leichen, an welchen allen die thätigen Agentien des Choleragiftes haften. Man vergiftet solchergestalt die Luft und das Wasser der Nachbarschaft und es bleibt nicht aus, daß die Seuche über kurz oder lang wieder ausbricht, wenn durch irgend einen Zufall oder sonstwie dort der Erdboden gelockert wird. Dafür liegen Beweise in Menge vor und es handelt sich nicht etwa um eine willkürliche Behauptung. Hier will ich nur einen Fall hervorheben, der sich vor ein paar Jahren ereignete. In der Nähe von Dschabbalpur waren Kulis beim Straßenbau beschäftigt; plötzlich brach unter ihnen die Cholera mit großer Heftigkeit aus und doch war sonst weit und breit keine Spur der Krankheit vorhanden. Die Aerzte konnten anfangs über diese Erscheinung nicht ins Klare kommen, bis man ermittelte, daß die Straße über eine Stelle hinweggeführt worden sei, wo man vor einer Reihe von Jahren Choleraleichen verscharrt hatte. Sie eröffneten, ohne davon Kunde zu haben, einige Gräber und sofort brach die Seuche aus.

Man hat sich diesen Vorfall nebst anderen gleichartigen zur Warnung dienen lassen und seitdem dürfen Stellen, wo solche Leichen begraben worden sind, weder vom Pflug noch Spaten berührt werden. Ich weiß aus eigener Erfahrung noch Folgendes: Die Militärstation Thayetmyo in Britisch-Birma am Irawaddy hat an und für sich eine herrliche Lage, man hat sie jedoch aufgeben müssen, weil vor vier Jahren dort Excremente ꝛc. von Cholerakranken verscharrt worden sind. Nun hat man diese ganze Stelle mit einem Bretterverschlag umzogen und sie darf nicht angerührt werden.

Wenn in einem Cantonnement die Cholera ausbricht, so rücken die Soldaten unverweilt aus und lagern im Freien unter Zelten. Derartige Lagerstätten sind bei allen Cantonnements im Voraus bezeichnet. Wer dort stirbt, wird in der Nähe beigescharrt, und nur selten wird die Stelle mit einem dauernden Warnungszeichen versehen. Ich kenne ein Regiment hier in der Präsidentschaft Madras, das der Cholera wegen in Cantonnements verlegt wurde, um nicht angesteckt zu werden. Es schlug aber seine Zelte an einer Stelle auf, wo sich die Gräber der vor einigen Jahren an der Seuche gestorbenen Leute befanden!

Alle solche Gefahren werden dadurch vermieden, wenn man Bettzeug, Kleider ꝛc. und vor allen Dingen auch die Leichen verbrennt, und ein britischer Soldat, der im fernen Orient sein Leben läßt, ist nicht minder der Ehre der Flamme würdig wie die Krieger in Rom und Griechenland und die Seekönige Skandinaviens. Als Bruce in Abyssinien reiste, verbrannte man dort die an den Blattern gestorbenen Menschen."

* * *

— Für die russische Armee werden in jedem Jahre 144,000 Recruten ausgehoben. (Die Gesammtmenge der Bewohner des Reiches wird in der amtlichen Zählung von 1871 auf 85,851,000 Köpfe angegeben.) Von diesen sind im Jahre 1874 nicht weniger als 53,639 schon verheirathet gewesen und die Mehrzahl derselben hatten bereits Kinder! Der Recrut wird eingestellt, wenn er das zwanzigste Jahr vollendet hat. Die russischen Bauerburschen nehmen sehr früh ein Weib und nun werden solche Familienväter Soldaten, — ein Drittel der Recrutenzahl. — Der Census giebt folgende Zahl über die Bekenner der verschiedenen Secten: Orthodox-Griechisch 59,749,452; Secten außerhalb der orthodoxen Kirche 1,256,115 (was offenbar um Millionen zu gering ist); Armenier 652,674; Römisch-Katholische, mit Einschluß der Unirten, 8,732,958; Protestanten 4,212,558; Juden 2,746,791; Mohammedaner 7,216,583; „Götzendiener" 1,284,156. Von den Mohammedanern entfallen auf das Gouvernement Astrachan etwa 600,000, Kasan 457,000, Orenburg 252,000, Ufa 760,000, Ural 415,000; sie sind aber auch in größerer oder geringerer Anzahl in einem großen Theile des Reiches zerstreut, die baltischen und polnischen Gegenden ausgenommen.

— Die Japaner sind eifrig darüber aus, europäische Gewerbszweige bei sich einzubürgern, und da sie so überaus anstellige Leute sind, wird ihnen das auch gelingen. Die Regierung interessirt sich lebhaft dafür, dem Volke ein gesundes deutsches Lagerbier zu verschaffen, an welchem die auf deutschen Universitäten studirenden Japaner Geschmack gefunden haben. Herr Sano Isunatani, Gesandter in Wien, hat von Karlsbad aus die Actienbrauerei in Pilsen besucht und von dort eine Sendung Bier nach Tokei (Yeddo) an den kaiserlichen Hof abgeschickt. Auch traf er ein Uebereinkommen, demgemäß einige junge Japaner in jener Anstalt zu tüchtigen Braumeistern ausgebildet werden sollen.

— In Europa sagt man: „Wer sein Kind lieb hat, züchtigt es," und bei unartigen Sprößlingen sind rechtzeitig angebrachte Schläge ein probates Mittel. Aber mit der Praxis der Mütter im indischen Madras möchten wir uns doch nicht einverstanden erklären. Sie haben das Sprüchwort: „Wer den Pfeffer spart, verdirbt sein Kind." Und demgemäß reiben sie einem unartigen Kinde Pfeffer in die Augen; nachher wird es sicherlich folgsam. Nebenher sind sie auch der eigenthümlichen Ansicht, daß solches Einreiben die Sehkraft schärfe und überhaupt ganz ersprießlich sei.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXVII. № 10.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 12 Mark. Einzelne Nummern 50 Pf. | 1875.

Bilder aus den Niederlanden.

II.

Auf Walcheren.

Die Landleute in Seeland machen auf den Fremden einen ganz angenehmen Eindruck, und manche haben in ihrer äußern Erscheinung etwas Vornehmes; die Haltung ist ruhig und gemessen. Die meisten Leute sind mager, wohlbeleibte bilden nur die Ausnahme. Bei den Männern walten braune Augen vor, bei den Frauen graue oder blaue; die Mädchen haben eine Gesichtsfarbe wie von Milch und Blut. Der ganze Typus ist niederdeutsch, altsächsisch. Die Bäuerin ist keineswegs phlegmatisch, sondern munter und aufgeweckt, zum Lachen aufgelegt; sie hält sich im Gange schlank und gerade, Alles an ihr ist lecker und sauber, die Sprache weich. Selbst bei den armen Leuten trifft man, insbesondere wenn sie Calvinisten sind, eine gewisse Wohlanständigkeit. Intelligent ist das Volk wie in den Städten so auch auf dem Lande. Man sieht, daß man es mit Leuten altsächsischer Abstammung zu thun hat; nur an einzelnen Stellen, z. B. zwischen Hulst und Axel, ist etwas Mischung gallischen und ligurischen Blutes hinzu gekommen.

Die Sitte hat große Macht bei diesem Volke, und es trennt sich nicht leicht von dem ihm liebgewordenen Herkommen. Alles hat seine gute Ordnung und Regel, von welcher nicht abgewichen wird. Das eine und andere nimmt sich freilich komisch genug aus, z. B. ein Herkommen, demgemäß Knaben und Mädchen sobald sie laufen können gekleidet werden wie Vater und Mutter. Die Tracht solch einer kleinen Tochter ist auf das Allergenaueste jener der Mutter nachgeahmt; mit stijve langetten (steifen Tressen), kleiner Mütze, Schnürleib, Schürze, Röcken, Strümpfen, Sammetschuhen mit silbernen oder versilberten Schnallen, der Hoofdnaald an den Schläfen, den Ohrbammeln und dem Korallenhalsband.

Der Bauer läßt das Haar vom Hinterkopf bis über die Ohren, auch wohl bis auf den Nacken herab hängen und dann rund schneiden. Das letztere geschieht auch mit den Haaren vor der Stirn. Man hält viel auf langes Haar, das als ein Zeichen der Freiheit gilt. Der Recrut ist sehr traurig, wenn man ihm beim Einstellen ins Heer das Haar verkürzt.

Bisher hat die Mode gegenüber der Volkstracht noch nicht viel ausrichten können. Die katholischen Priester eifern freilich, sehr überflüssiger Weise, gegen das Wamms von geblümten Stoffen, und die protestantischen Pastoren, eben so thöricht, gegen die zwanzig Filigranknöpfe; aber was haben diese Knöpfe und was hat das bunte Wamms mit Religion oder Kirche zu schaffen? Uebrigens liegt die Zeit doch weit zurück, in welcher die calvinistischen Pastoren Scheere und Rasirmesser mit auf die Kanzel nahmen und droheten, daß sie Männern den Schnauzbart, Frauen das allzulange Haar abschneiden würden!!

Bei den Seeländern wird es mit alter Tracht und alten Bräuchen wohl noch ein halbes Jahrhundert lang so bleiben wie es eben ist. Ein junger Bauer, der sich verheirathen will, bekommt von seinen Eltern ein mit schwarzem Tuche oder Bombassin umwickeltes Päckchen, in welchem er ein Wamms findet, eine Weste und einen schwarzen Oberrock, der bis auf die Fußknöchel herabreicht und genau nach dem Muster dessen gearbeitet ist, welchen sein Großvater getragen hat. Diese Kleidungsstücke bewahrt er sein ganzes Leben lang, er holt sie aus dem Schranke nur bei großen Feierlichkeiten hervor, zum Beispiel bei Taufen, wenn er zum Abendmahl geht oder eine Leiche zu Grabe begleitet.

Das Stadthaus in Middelburg.

Falls ihm seine Frau schon nach einigen wenigen Jahren stirbt, wird er diese Kleider nie mehr anlegen.

Die Brautwerbung ist eigenthümlich. Der junge Bauer möchte heirathen und hält im Stillen Rundschau unter den Jungfern. Er sieht eine, die auf der Wiese die Kuh melkt; sie, die Jungfer, gefällt ihm. Nun legt er sich an den Schranken, mit welchen die Wiese umzäunt ist, damit das Vieh sich nicht verlaufe, platt auf den Bauch und wartet ruhig ab bis der Milcheimer gefüllt ist; dann erst steht er auf, geht auf das Mädchen zu und fragt, ob er denselben nach Hause tragen solle? Sagt sie Ja, so hat er Hoffnung auf ein Jawort; ist Nein die Antwort, so weiß er, daß für ihn nichts zu machen sei.

In der Kirche nimmt der Bursch sich die Mädchen aufs

Korn, die ihm gefallen, und wartet nun bis Markttag ist. Dann läßt er ihnen Liqueur oder Punsch reichen, das Glas geht von Mund zu Mund, man scherzt und lacht und beim Aufbrechen begleitet er das Mädchen, welches er „aangetrokken" hat. Auf der Kirmeß spielen Liebeshändel eine große Rolle; dort werden Einleitungen zu weiterm Vorgehen getroffen. Der junge Mann sucht nachher soviel als möglich aus sich zu machen. Sonntags geht er in die Kirche, um zu sehen ob Vater und Mutter des Mädchens dort sind oder nicht. In ersterm Falle eilt er schnurstracks fort, geht nach der Wohnung seines Schatzes und klopft nicht an die Hausthür, denn diese ist während Gottesdienst gehalten wird stets verschlossen, sondern an die Gartenpforte. Sobald das Mädchen öffnet, fragt er etwas schüchtern: „Meisje, mag ik mijn pijpje aansteken?" (Mädchen, darf ich mein Pfeifchen anzünden?) Das Meisje

Renaissancehaus in Middelburg.

weiß, was damit gesagt sein soll und spricht Ja oder Nein. Sie weiß sehr gut, daß der Bursch Feuerstein, Stahl und Zunder in der Tasche hat; er will aber anfragen, ob er mit ihr „Kirmeß machen" dürfe. Er redet nun von Vieh und Wetter, und erzählt, ob die Kuh in seinem Hause gekalbt, das Mutterschwein seinen Wurf Ferkel gethan habe. Damit ist das große Wort heraus; die Erlaubniß, das Pijpje anzustecken, hat er schon gehabt. Die beiderseitigen Eltern stellen sich als wüßten sie von nichts; die jungen Leute kommen nun überein, Sonntags nicht zur Mittagspredigt zu gehen. Er besucht das Meisje, welches ihm Thee und Stücke braunen Zuckers (Zuikerblokjes, spekjes oder Babelaars) reicht. Bevor die Eltern aus der Kirche kommen, geht er fort. Aber die Leute im Dorfe bemerken, daß er die Predigt schwänzt und machen ihre Glossen; sie meinen, bei „der nächsten Kirmeß werde es wohl was werden"; und richtig: Jan und Leisje fahren in demselben Wagen dorthin und trinken mit einander. Ein Bruch ist dann un-

möglich; nach einem solchen könnte der Bursch platterdings nicht mehr im Dorfe bleiben und schwerlich überhaupt noch auf der Insel.

In einigen Dörfern auf Walcheren wird die Sache auf eine andere Art eingefädelt. In Goës z. B. fragt die Tochter bei den Eltern an, ob sie sich lieb haben lassen dürfe, nennt aber den Namen dessen nicht, welcher sich um sie bewirbt. Dagegen wird insgemein nichts eingewandt und nun geht der Bursch Abends in die Salzstube oder in die Backstube. Er bringt ein Stück Gewürzbrot mit und fragt an, ob er davon mit dem Mädchen essen dürfe. Es ist ein gutes Zeichen, wenn sie ja sagt; erfolgt ein Nein, so darf er nach dem vierten Sonnabend sich nicht wieder sehen lassen. Dann heißt es, er sei mit dem Kuchen auf dem Kopfe nach Hause gekommen, met de koek op het hoofd te huis komen. Wenn im Flachlande von Nordholland ein Mädchen dem Burschen einen Stuhl anbietet und selber stehen bleibt, so ist das ein gutes Zeichen, wenn sie aber die Feuerzange in die

Leichenbitter.

Hand nimmt, ist er abgewiesen. Daher das Sprüchwort, daß dem Freier vor der Zange bange ist. Voor de tang, zyn de vrijers bang.

An der Straße die von Vliessingen nach Middelburg führt, liegen, wie schon bemerkt wurde, viele saubere Landhäuser und jedes derselben hat seine Benennung, z. B. Buitenzorg, Vredelust, Leliendaal, Duinzigt, Landzigt &c. Die Niederländer lieben es überhaupt allerlei Auf- und Inschriften anzubringen, selbst am Wagen. Auf der Rückseite eines solchen lasen die Wanderer: „Ik rij met vlijt, — en ben bereed, — tot dienst van alle menschen; — maar 't dod mij leed — dat ik niet weet — doen naar ieders wenschen; „ich fahre gut und stehe den Leuten zum Dienste bereit, bedauere aber, daß ich es nicht Jedem nach Wunsch machen kann."

Man erblickt Middelburg schon aus weiter Ferne, denn der Lange Jan, dieser Thurm der Choor kerk, ragt hoch empor; er ist fast auf der ganzen Insel sichtbar. Die

Wanderer gehen durch das Vliessinger Thor und sind nun in einer Vorstadt; hier haben die Häuser eine so geringe Höhe, daß man mit der Hand ans Dach reichen kann und wenn man einem Mann auf die Schulter steigt, berührt man ganz bequem die Fenster im ersten Stockwerke. Die Stadt selbst ist weitläufig, rings herum stehen Bäume und auch ein großer öffentlicher Garten fehlt nicht. Statt der etwa 15,000 Einwohner hätten 50,000 bis 60,000 Menschen Platz genug. In den Straßen ist es sehr still und wenn angetrunkene Matrosen ihre rauhen Gesänge zum Besten geben, guckt Alles aus den Fenstern. In manchen Stadttheilen erfordert die gute Sitte, daß man überhaupt nicht laut spricht. Nur an Markttagen und auf der Kirmeß herrscht reges Leben.

Das Rathhaus in Middelburg, welches durch unsere Illustration (S. 146) veranschaulicht wird, nimmt sich stattlich aus. Der Bau wurde im Jahre 1468 begonnen. Ueber den Fenstern des Erdgeschosses sieht man die Standbilder der Grafen von Holland und Seeland; von dem Ausbau an der Straßenecke wurden früher die öffentlichen Bekanntmachungen und die Erlasse des Rathes verlesen. Auf der Spitze des hohen Glockenthurmes ist eine Meerminne angebracht, eine Sirene; wie denn überhaupt ein jedes Stadthaus in Seeland eine solche Meerminne als Wetterfahne hat. Unter dem Zeiger befinden sich zwei gewappnete Reiter, die beim Schlag einer vollen Stunde sich bekämpfen. Der eine stößt den andern mit der Lanze nieder, aber dieser steht allemal wieder auf. Oberhalb des Zeigers sehen zwei gleichfalls

Trauerleute.

vergoldete Herolde dem Zweikampf eines Paares Fußsoldaten zu, richten aber ihre grimmigen Augen auch nach unten auf den Marktplatz hin. In Bezug auf Bauart ist auch die Abtei (Abdije) bemerkenswerth, und manche im Stil der Renaissance erbaueten Häuser sind des Betrachtens werth, z. B. das aus dem Jahre 1590, von welchem wir eine Illustration (S. 147) geben. Auf der Spitze des Langen Jan steht keine Meerminne sondern ein Hahn, als Sinnbild der christlichen Wachsamkeit; das Kreuz steht auf einer Kaiserkrone aus der Zeit Karl's des Fünften. Die 1656 gebauete Domkirche ist im Innern ganz schmucklos, hat aber sehr schöne farbige Fenster; die Wetterfahne besteht aus drei Stücken: einem vergoldeten Löwen, einer Kaiserkrone und dem Adler von Middelburg mit ausgebreiteten Schwingen.

Als die beiden Wanderer eben aus dem Dome treten, geht ein schwarz gekleideter Mann vorüber, der einen Hut trägt wie Basilio im Figaro. Er bleibt an mehreren Thüren stehen und zieht an der Klingel. Angenehme Kunde hat dieser Mann nicht zu melden, denn er ist Aanbidder, Leichenbitter, und hat als solcher Sterbefälle anzusagen. Am Begräbnißtage fehlt er im Zuge der Lijkdinaars nicht. Diese sammt dem übrigen Gefolge machen sehr betrübte Mienen; hinterher beruhigen sie sich, wie die Physiognomien zeigen, welche Dillens gezeichnet hat.

Von Middelburg aus geht der Weg durch weite Wiesen, die oftmals von Gräben durchzogen sind; über diese führt ein Steg, dessen Ueberschreiten der Besitzer der Wiese nicht so ohne Weiteres geschehen läßt, wenn es sich um ein hübsches Mädchen handelt. Das Meisje muß die Erlaubniß bezahlen, indem es einen Kuß giebt oder sich geben läßt;

Ringstechen.

Ein Brückenzoll.

ohne das wird ihm der Weg versperrt. Dillens hat eine solche echt niederländische Scene mit seinem Bleistift zu Papier gebracht. Solch ein Brückenzoll wird Heule genannt.

Da liegt Nieuwland, ein ungemein hübsches Dorf, zu welchem ein stattlicher Baumgang führt. Wir sehen eine Gruppe berittener Bauern vor dem Hause des Amtmanns (Ambachtsheer); sie werden dort mit allerlei Quincaillerien und Bändern beschenkt; die letzteren sind für Mädchen und Frauen bestimmt. Zum Danke für die Gabe stimmen sie ein Lied an, über dessen Ursprung man eben so wenig im Klaren ist, als über das was es bedeuten soll:

Daar is de man; — wat heeft hij aan? — Grauw, blauw? — Wat zullen wy roepen? Da ist der Mann; was beginnt er? Grau, blau? Was sollen wir rufen?

Vom Ambachtsheeren reiten diese Bauern zum Rentmeister, dann zum Arzt und geben denselben Singsang zum Besten. Bald nachher schließen sich ihnen mehrere andere an, denn nun kommt die Hauptsache: das Ringstechen.

Dieses Rennen nach einem aufgehängten Ringe heißt hier Ring rij. Ein Reiter muß vermittelst einer Lanze mit abgestumpfter Spitze den Ring herunterstechen, während sein Pferd in vollem Galop rennt. Die Bahn ist etwa einhundert Fuß lang und zwanzig Fuß breit und manchmal ganz mit Sägespänen bedeckt. Am einen Ende stehen die, welche gerannt haben, am andern jene, welche ihr Glück erst versuchen wollen. Die Pferde sind stattlich, in diesen Gäulen steckt Feuer; sobald sie anspringen wird gerufen: Awortje, awortje! und in raschem Tempo wird von den Zuschauern gesungen. Der Reiter selbst schreit wie besessen um sein Thier möglichst anzumuntern, und die Menge schreit immer lauter. Die Wanderer waren Zeuge, daß mehr als zwanzig Burschen rasch nach einander den Ring herabzuholen suchten. Einige kamen zurück und hatten sich der Länge nach platt auf ihr Roß gelegt, andere saßen stolz und kerzengerade; einer, der zu Boden gefallen war, stand gemächlich auf, betrachtete sich und sprach mit einem köstlichen Phlegma: „Na, todt bin ich gerade nicht, aber hübsch war es nicht.“ Er hatte sich die Wange geschunden, die stark blutete.

Das ganze Schauspiel fordert die rege Theilnahme der Anwesenden heraus. Die Reitergruppen sind in hohem Grade malerisch, die Mähnen der Pferde mit bunten Bändern geziert und die strammen Burschen nehmen sich ungemein keck und unternehmend aus; sie sind mit Leib und Seele bei der Sache. Die Pferde sind vortrefflich abgerichtet und folgen unbedingt. Dillens sah nur eins das störrisch und eigensinnig war, eine prächtige Isabellenstute; sie hatte es sich in den Kopf gesetzt, den Deckel eines Korbes zu zertreten, in welchem sich Futter befand. Als sie daran verhindert wurde, zerfraß sie ingrimmig den Korb, blieb aber dabei ruhig stehen.

Den älteren Leuten macht das Rennen nach dem Ringe großes Vergnügen; sie stehen in Gruppen bei einander und lassen es sich nicht nehmen, ihr Urtheil abzugeben, das natürlich von großem Gewicht ist. Sind die Alten ja doch weiland selber rüstige Rossetummler gewesen. Am gewandtesten zeigte sich ein junger Bursch, der allemal den Ring herunterholte; sein Gesicht hatte einen freudig stolzen Ausdruck, er war sich seines Sieges wohl bewußt. Ihm wurde der große Preis zuerkannt und als man ihm die schönen Siebensachen aufs Pferd hinaufgereicht hatte, sprang er ab, rollte sich am Boden umher und schrie hellauf vor Freude. Dann raffte er sich auf, lief eine Strecke weit, drehete sich, schlug denen welche ihn festhalten wollten ein Bein und sprang dann, immerfort jauchzend, wieder auf seinen Gaul, um auf und ab zu rennen. Einen grellen Gegensatz zu diesem Glücklichen bildete ein anderer Bursch, der das Mißgeschick gehabt hatte, auch nicht einen einzigen Ring herunterzuholen. Der Preis, mit welchem er seinerseits bedacht wurde, bestand in einem — Holzlöffel, den man ihm ins Wamms steckte oder um den Hals hängte. Der Arme ließ sich das ruhig gefallen und ergab sich in sein Schicksal. Bei dem Allem dauerte Gesang in den verschiedenen Gruppen fort, das Lachen wollte kein Ende nehmen und als der mit dem Holzlöffel von den Mädchen gehänselt wurde, lachte er mit und rief: Das nächste Mal wird's besser, nahm ein Meisje und ausgelassener Tanz begann.

Zur Ethnologie und Geschichte des Aberglaubens.

Von **Dr. Hermann Brunnhofer** in Aarau.

III.

Die furchtbare Macht des Aberglaubens ergiebt sich jedoch am deutlichsten aus den Ketzerverfolgungen des Mittelalters, welche alle aus dem Aberglauben hervorgingen, man thue Gott ein wohlgefälliges Werk, wenn man einen Andersgläubigen zu Tode martere. Die aus diesem Aberglauben entsprungenen Religionskriege sind zwar so alt als das Priesterthum, welches sich überall zum Stellvertreter eines „alleinwahren“ Gottes auf Erden machte, und schon im alten Aegypten tobte der Bruderkrieg zwischen Katzen- und Hundeverehrern jahrhundertelang. Aber ein raffinirteres, arroganteres und in der Wahl seiner Agitationsmittel gewissenloseres System hat sich der Aberglaube niemals und nirgends geschaffen, als wie es die „Religion der Liebe“ in Rom centralisirt hat. Welcher furchtbare Fanatismus selbst die ersten Würdenträger der christlichen Kirche beseelte, beweisen schon folgende Thatsachen. Der Papst Nikolaus I., der im Jahre 858 den römischen Stuhl bestieg, beglückwünschte die byzantinische Kaiserin Theodora, daß sie hunderttausend „unverbesserliche“ Paulicianer gekreuzigt, enthauptet, ersäuft hatte. Gregor VII. († 1085) rief: „Verflucht sei, wer das Schwert des Herrn aufhält, daß es nicht Blut vergieße. Das Schwert, das Ketzer tödtet, ist Gottes Schwert, einen Mörder zu strafen, nur weltliches Recht.“ Innocenz III. († 1216) schrieb einen Kreuzzug gegen die Albigenser aus, in welchem deren bei einer Million elend zu Grunde gingen.

Doch wozu uns die Millionen vorerzählen, welche im Laufe der Jahrhunderte in Europa, Asien, Afrika und Amerika dem Heißhunger der Ketzergerichte zum Opfer gefallen sind. Bedarf es doch nur der Hinweisung auf die Millionen, welche der mohammedanische Fanatismus wegge-

räumt hat und das ebenfalls in dem Aberglauben, durch die Vernichtung der „Ungläubigen“ ein Allah wohlgefälliges Werk zu verrichten. Ein Wort schon genügt für alle anderen Drachensaaten des Aberglaubens, die Inquisition — aber der Rest ist nicht Schweigen, sondern das Todesröcheln von Hunderttausenden!

Es wäre jedoch ein eitles Unterfangen, vom hohen Olymp unserer modernen Cultur herab Blitze zu schleudern auf die anerkannt verworfensten Zeitalter der europäischen „Sittengeschichte“, auf die düsteren Greuelscenen des ausgehenden Mittelalters und der beginnenden Neuzeit. Unsere Begeisterung für die Wahrheitsliebe edler Freiheitskämpfer läßt uns zwar jetzt noch und in alle Folgezeit mit Galilei hinknien vor das Inquisitionstribunal und den Ingrimm nachempfinden, mit welchem er seine Ueberzeugung von der Wahrheit des Copernikanischen Weltsystems abschwören sollte. Und die Menschheit wird in alle Ewigkeit nicht vergessen, wie der große Kepler hungernd und durstend herum reisen mußte, um nur seine arme, kranke Mutter von dem Scheiterhaufen zu befreien, den sie, der Hexerei angeklagt, hätte besteigen müssen, wenn nicht hohe Gönner Kepler's ihren ganzen Einfluß aufgeboten hätten. Wohl hat nun heutzutage der Henker sein Schwert verrosten lassen, die Hexe schwimmt nicht mehr auf dem Teiche, die Flamme, welche Arnold von Brescia, Savonarola, Giordano Bruno, Huß und Serveto versengte, ist längst erloschen und kein römischer Bannstrahl wird sie jemals wieder entzünden.

Aber das Unheil, welches der Aberglaube auch unter den gebildeten Schichten der abendländischen Gesellschaft immer noch anrichtet, ist deshalb nicht minder beklagenswerth. Ueberhaupt drängt sich uns bei der Betrachtung moderner Culturzustände eine Erscheinung auf, welche anfänglich ebenso stark befremdet, als sie sich nachher als nothwendig erweist. Der allerälteste Aberglaube kehrt in der allerneuesten Zeit wieder und zwar mit einer so wunderbaren Uebereinstimmung im Einzelnen, daß man sich häufig versucht fühlt, auf bewußte Nachahmung zu schließen. Die Annahme einer solchen ergiebt sich jedoch bald wieder als überflüssig und ungerechtfertigt. Die Menschennatur bleibt sich am Ende durch alle Zeitenwechsel und Himmelsstriche hindurch gleich. Und wie Goethe singt: „Spät erklingt, was früh erklang,“ so kennt gerade der Aberglaube mehr als jedes andere Feld menschlichen Dichtens und Trachtens nichts Neues unter der Sonne. Die Poesie ist eine Völkergabe, doch auch der Wahnsinn und der Selbstbetrug. Und wenn der Dichter sagt: „Es winken sich die Weisen aller Zeiten,“ so gilt das nicht minder von den Narren und Gaunern.

Unsere Frommen stehen bekanntlich im Geruche der Heiligkeit. Aber schon Buddha's Körper gab nach seiner Zurückkunft aus dem Himmel der drei und dreißig Götter einen göttlichen, dem menschlichen ganz unähnlichen Geruch von sich. Umgekehrt natürlich muß unser Teufel sein Verschwinden mit Zurücklassung des Gegentheils bezeichnen und völlig übereinstimmend heißt es schon in den ältesten Denkmälern der indischen Theologie: Als der Himmelsgott Indra den Wolkendieb Vritra erschlagen hatte, ergoß sich derselbe stinkend nach allen Seiten zu den Gewässern hin.

Die Beschreibung, welche uns der jüdische Geschichtsschreiber Josephus von der Art und Weise giebt, auf welche man die Springwurzel gewinnt, könnte auch von einem thüringischen Schäfer herrühren. Die Springwurzel ist eine gelbe Wurzel in Zwiebelform, mit welcher man alle Schätze der Erde herbeizaubert. Man verschafft sich dieselbe nur dadurch gefahrlos, daß man sie von einem Hunde, welchem man sie vorher an den Schwanz gebunden, ausreißen läßt. Da stößt dann die Wurzel ein furchtbares Geschrei aus und der Hund stirbt sofort. Swedenborg's fromme Betrügereien, Meßmer's magnetische Schwindelcuren, des Grafen Cagliostro lascive Charlatanerien und der allgemeine Glaube an den Vampyrismus, wie das vorige Jahrhundert diese Erscheinungen zeitigte, dann der somnambulistische Unfug von der Seherin von Prevorst bis auf unsere allermodernsten Geistercitirungsbureaus in Amerika, Alles das ist schon einmal dagewesen und reichlich bekannt aus den Schriften der römischen Kaiserzeit.

Welche schamlosen, die Sittlichkeit ganzer Völker im innersten Kerne corrumpirenden Religionsbräuche hat nicht die Verehrung der Zeugungskraft der Natur und die Geheimlehre von der Möglichkeit einer Wesensgemeinschaft mit Gott hervorgebracht! Keine Sprache würde im Stande sein, denjenigen Grad von Abscheu auszudrücken, wie er dem unter allen Völkern aller Zeiten wiederkehrenden Mißbrauch der Religion zur Befriedigung priesterlicher Gelüste gebührt. Die Bacchanalien des alten Rom finden ihresgleichen an unseren Klosterorgien und die im Namen des Gottes Krischna gefeierten Verbrüderungsfeste der Vallabhâtschâria-Secte im westlichen Indien könnten das Vorbild sein für die in Christo abgehaltenen Revivals und Carnal-Love-Meetings unserer Mucker.

Der Mondaberglaube erscheint uns gegenwärtig so kindisch, daß wir denselben ohne Weiteres den Haarschneidern und alten Weibern zuschieben. Aber der auf demselben fußenden Tagewählerei sind seit den ältesten Zeiten ganze Völker zum Opfer gefallen. Am 8. und 10. September des Jahres 413 v. Chr. erlitt der athenische Feldherr Nikias, der Nachfolger des Perikles, am Flusse Assinaros mit 40,000 Mann durch die Syrakusaner und ihre Verbündeten, die Spartaner unter Gylippos, eine so vernichtende Niederlage, daß fortan Spartas Oberherrschaft über Athen und Griechenland für immer entschieden war. Damals trug die Rohheit und radicale Gemeinheit über die Bildung und den Hochsinn einen für die Menschheit verhängnißvollen Sieg davon. Und doch war der für die Sache der Bildung kämpfende Feldherr, ein Mann aus den vornehmsten und gebildetsten Familien der gebildetsten Stadt der Welt, gleichwohl ein Sklave des beschränktesten Aberglaubens. Denn die ganze Schuld seiner welthistorischen Niederlage trug des Nikias' Furcht, wegen einer gerade eingetretenen Mondfinsterniß mit seiner Flotte noch vorher abzusegeln, bevor die spartanischen Schiffe vor Syrakus hätten landen können.

Eine nicht minder mörderische und für die Geschicke Deutschlands hochwichtige Niederlage erlitt im Jahre 58 v. Chr. der Germanenfürst Ariovistus in der Nähe von Colmar durch Julius Cäsar, und zwar ebenfalls nur in Folge seiner abergläubischen Weigerung, an einem Neumondstage eine Schlacht zu liefern. Hätte damals Ariovist, was in seiner Macht lag, gesiegt, so hätte die Festigung seines eben erst gegründeten Germanenreiches in Gallien der Völkerwanderung und den sich an dieselbe knüpfenden Entwickelungen deutschen Lebens eine von der historisch bekannten bedeutend verschiedene Wendung gegeben und die Schlacht von Wörth wäre zwei Jahrtausende früher geschlagen gewesen.

Diese Beispiele von der völkerverderblichen Macht des Aberglaubens könnten auch aus der neuern Geschichte reichlich vermehrt werden. Aber haben wir nicht noch in der Verehrung des zweiten Decembers, wie sie jene Familie zur Schau trug, welche Frankreichs innern Verfall mit den schlauesten Künsten systematischer Ausbeutung und Verdummung besiegeln sollte, eine Tragikomödie hirnlosesten Aberglaubens erlebt?

Doch damit das Maß der aus dem grauesten Alterthum mitten in unserer Neuzeit wieder auftauchenden Aberglaubens-

sätze und ihrer Erfolge erfüllt werde, darf auch das Wiedererwachen der Menschenopfer nicht verschwiegen werden. Die Selbstverstümmelungen, wie sie die Priester der phrygischen Göttin Cybele zu Ehren dieser Göttermutter an sich vornahmen, finden ihresgleichen an den Frevelthaten, welche die russische Secte der Skopzen, der Selbstverstümmler, „zur Ehre Gottes" an sich vollbringen. Die Selbstverbrennungen der indischen Brahmanan kehren wieder in der Feuertaufe der russischen Secte der Soschigateti, der Selbstverbrenner. Es kommt häufig vor, daß sich ganze Familien dieser Secte in einem mit Reisig umgebenen Bauernhaus einschließen und verbrennen. Das Dorf hat sich um dasselbe versammelt, Alle sehen staunend zu und Niemand stört die „Heiligen", welche, wie sie sagen, eine religiöse Pflicht üben: sie geben sich ja die „Feuertaufe"! Ja, der russische Bauer Kurtin von der Secte der „rettenden Uebereinkunft", Spassow Sogolassie, schlachtete im Jahre 1867 zu Wladimir „zur Ehre Gottes" seinen eigenen Sohn ab, um denselben von der Gefahr zu erlösen, „im Glauben umzuschlagen und dann in alle Ewigkeit der Hölle zu verfallen." Nachdem Kurtin früh vor Tagesanbruch zum Erlöser gebetet, er möge ihm doch ein Zeichen geben, ob ihm das Opfer angenehm sei, erhielt er das gewünschte Zeichen durch einen von der rechten Seite her kommenden Gedanken. Darüber war denn Kurtin „hocherfreut im Herzen". Er schickt, um in seinem Vorhaben ja nicht gestört zu werden, seine Frau in ein benachbartes Dorf, Schaffelle zu holen. Dann weckt er seinen Knaben aus dem Morgenschlummer, zieht ihm ein weißes Hemd an und sagt zu ihm: „Nun will ich mich an dir ergötzen." Dann legt er den Knaben auf die Bank, schiebt ihm einen Pelz unter den Kopf und versetzt ihm mehrere Stiche in den Leib, welchen er hinterher von oben bis unten aufschlitzt. „Hocherfreut im Herzen" fällt er dann vor einem Heiligenbild auf die Knie nieder, bittet Gott, das Opfer gnädig aufzunehmen und stimmt schließlich unter wiederholtem Gebet einen Gesang zu Ehren der Mutter Gottes an. Im Gefängniß tödtete er sich durch Hunger, er war fest überzeugt, ein Gott wohlgefälliges Werk gethan zu haben. Dieser Vorfall ist seiner Zeit ausführlich im „Globus" geschildert worden.

Ein Culturbild des alten Island.

I.

Der ferne Inselstaat ist bei Gelegenheit seines tausendjährigen Bestehens Gegenstand einer eingehenden Untersuchung geworden. Vor uns liegt das auch äußerlich gut ausgestattete Werk: Konrad Maurer, Island von seiner ersten Entdeckung bis zum Untergange des Freistaates (München 1874, Christian Kaiser). Dasselbe ist eine ganz ausgezeichnete, gründliche Arbeit, welche den Gegenstand eingehend erörtert und vom fleißigsten Quellenstudium zeugt. Eine kurze Darlegung der wirthschaftlichen und staatlichen Verhältnisse des alten Freistaates wird auch für Nichtkenner des modernen Island von Interesse sein.

In das vollkommen unbewohnte Land — jede Spur einer Bronze- oder gar Steinzeit fehlt — wandern um 825 Kelten aus Schottland ein; ihnen folgen zwischen 860 bis 870 norwegische Fürsten mit ihrem Anhange, später in den Zeiten Harald's norwegische Bauern. Innere Kämpfe haben sie aus der Heimath vertrieben, ihnen ist nichts geblieben von der alten Volksgemeinde als der halb entschwundene Glaube an die alten Gottheiten und Unholde, die in der Ferne auftauchende Götterdämmerung, der Trotz auf die eigene Kraft, die unbändige Kampfeslust und Unfügsamkeit. So ausgerüstet landen die norwegischen Haufen, vermischt mit Schweden und Kelten, aber nicht mit Dänen, am fernen isländischen Gestade.

Bald verkünden ringsum angezündete Feuer — die älteste Form der Besitzergreifung —, daß eine solche Schaar den geeigneten Platz zur Niederlassung gefunden habe. In der Mitte desselben erbaut der Häuptling, der Gode, seinen Tempel, um denselben errichten die freien Bauern ihre Höfe. Wohn- und Wirthschaftsgebäude bestehen aus über einander gelegten Rasenstreifen und Rollsteinen und sind bedeckt mit auf Sparrwerk ruhenden Rasenscheiben. In einer Reihe sind sie neben einander oder in zwei Zeilen sich gegenübergestellt; eine gepflasterte Erhöhung, die wohl in späterer Zeit angelegt wurde, zieht sich vor den Gebäuden hin. Da hat jedes derselben seinen bestimmten Zweck. Stattlich erhebt sich der Saal (skali) oder das Feuerhaus (eldahús). Auf dem mittlern Theile des Bodens werden zur Behaglichkeit Feuer unterhalten. Dort pflegt der Normann in den langen Wintern seine Gastereien abzuhalten; die an den Langseiten hinlaufenden Bänke, die in der Mitte beider Bankreihen angebrachten Hochsitze weisen dem Höhern und Niedern seinen Platz. Sind Frauen gegenwärtig bei dem Gelage, dann nehmen sie wohl die Sitze ein, welche an der Schmalseite des Saales angebracht sind. Doch ihr Wirkungskreis ist ein anderer. In der Küche (bur) oder in der Stube (stofa), dem Frauengemache, sind sie mit Weben, Nähen, vielleicht auch mit Holzschnitzereien beschäftigt.

In einem größern Hofe schließen sich an diese Hauptgelasse andere Baulichkeiten an: ein kleineres Frauengemach, ein eigenes Schlafgemach (oft waren an den Langseiten des Saales die Betten angebracht); ferner ein Gastzimmer, ein mit Hülfe warmer Quellen eingerichtetes Badehaus. Und wer Grund hatte sich vor Feinden zu hüten, versteckte sich wohl auch in unterirdischem Gemache.

Um den Hof dehnt sich der Grasgarten, bei demselben liegen Stallungen, Heuboden, Schmiede, Trockenhalle für Fische. Hin und wieder findet sich auch ein Gemüsegarten. Weit entfernt vom Hofe liegen die Wiesen und Weiden, der Ackergrund 2c.

Die für Ackerbau wenig geeignete und an Waldbestand nicht reiche Insel bot desto kräftigere Weiden. Vor Allem wendete der Bauer die größte Sorgfalt auf seine Pferde und Schafe. Die Ausdehnung des Landes und seine Unwegsamkeit zwangen nicht allein zu Pferde zu reisen, sondern auch jeden Transport auf Pferderücken bewerkstelligen zu lassen. So wurde der Pirat zum Reiter. Und wie einst seinem leichten Kahne vertraute er jetzt seinem Pferde. Kundig der Witterung sagt ihm dieses den Sturm voraus; ihm folgt er, wenn er den Platz zur Niederlassung sich suchen will, sein Pferd weiht er den Göttern, besonders Freyr. Wettreiten und Pferdehetzen bilden das Hauptvergnügen des alten Is-

länders. Darum pflegt er auch schnellfüßige, zuverlässige Thiere mit großer Liebe und füttert sie selbst im Winter mit dem besten Heu oder gar mit Körnerfutter.

Gleiche Sorge wendete der Isländer auch auf seine Schafe, und das Sprüchwort: Hunger leidet der Hof, der keine Schafe hat, beweist zur Genüge die Unentbehrlichkeit dieses Thieres. Hornvieh und die einst beliebten Ziegen und Schweine vollendeten den Viehbestand *).

Sorgfältig war, wie nicht anders denkbar unter solchen Verhältnissen, die Viehwirthschaft geordnet. Das bessere Heu des Grasgartens wurde vorgezogen dem auf entfernten Wiesen gemähten. Nur die Kühe und Milchschafe behielt man auf diesen besseren Weiden, während das andere Vieh, das solche Nutzung nicht abwarf, auf die Hochweiden getrieben und dort unbedenklich sich selbst überlassen wurde. Nur die Schweine durften nicht die Weiden betreten.

Gemeinsam geschah das Auf- und Abtreiben, letzteres wahrscheinlich in ähnlicher Weise wie heute noch. Unter Leitung eines erwählten „Bergkönigs“ jagte eine Anzahl aufgebotener Männer und Hunde die Thiere thalabwärts bis in kleine Pferche, wo die an den „Marken“ kenntlichen Thiere gesondert und den einzelnen Besitzern zuertheilt wurden. Da hauptsächlich auf diesen Weidegang die ganze Viehwirthschaft gestellt war, konnte ein lang andauernder Winter oder ein ungünstiger Sommer wirklich gefährlich werden. Wo das Vieh gestürzt war, fehlte die Milch (sowie Butter und der einst beliebte Käse), das Fleisch, das frisch oder geräuchert genossen wurde, ferner die Wolle und die Häute, die zu Pergament, Schuhwerk, Zeltbedeckungen u. s. w. verarbeitet wurden.

Ohne Bedeutung sind im Verhältniß zu dieser ausgedehnten Viehwirthschaft die anderen Erwerbszweige. Jagdbare Thiere fehlten mit Ausnahme von Fuchs und wilder Katze. Anschwimmende Eisbären werden wohl eine Seltenheit geblieben sein, trotzdem daß einmal eines solchen Ungethümes als Hausthieres gedacht wird. Ergiebiger war die Jagd auf Schwäne, wilde Gänse, Schneehühner und Falken, und auf Dunen zu schlafen, dünkte selbst dem nordischen Recken als ein besonderer Genuß.

Großen Reichthum an Fischen boten Süßwasser und Meeresbuchten. Künstliches Einsetzen von Fischen in fischleere Gewässer war im alten Island ebenso gebräuchlich wie künstliche Vorbereitung zum Behufe bessern Betriebes. In dem Küstenwasser aber fanden sie Häring und Dorsch, in weiterm Abstande den Hai- und Walfisch. Und nichts beweist besser die Ergiebigkeit des Walfischfanges und den hohen Werth, den man auf das Thier legte, als die feine Ausbildung des Walfischrechtes. Der ganze Wal gehörte nur dann seinem Occupanten, wenn dieser ihn mit Hülfe eigener Dienstleute an sein eigenes Land gebracht hatte. Fand sich aber in dem Wal eine Harpune mit fremder Marke oder wurde der Fisch an ein Stück Land gebracht, das einem Dritten gehörte, oder waren des Fischers Gehülfen beim Fange nicht seine Dienstboten, sondern gemiethete Arbeiter u. s. w., so erfolgte die Theilung nach gesetzlich bestimmtem Maße. Aehnlich wie mit dem Walfang stand es auch mit Walroß, Seehund, Treibholz.

*) Renthiere sind erst seit Ende des achtzehnten Jahrhunderts eingeführt.

Auch der Handel in jenen Zeiten blieb in beschränkten Grenzen. Der Binnenhandel mußte ohnehin ohne Bedeutung sein. Die Naturproducte waren einfach und gingen unmittelbar aus einer Hand in die andere. Kunstproducte kamen selten vor, denn wie die Frauen jedes Hofes durch Spinnen, Weben, Nähen für die Kleidung sorgten, so war jeder Mann sein eigener Zimmermann, Schreiner oder Schmied. Half auch dann und wann der Geschicktere seinem Nachbar aus, so geschah es ohne Entgeld; auf Vorrath wurde nirgends gearbeitet. Die Schwierigkeit des Transportes innerhalb des Landes wurde durch angelegte Wege, geschlagene Brücken oder aufgestellte Fähren doch nur wenig vermindert.

Bedeutender wurde der äußere Handel, doch auch dieser blieb in den Händen der Fremden, der Norweger, Schweden, Dänen und Engländer. (Seltener mögen Deutsche an Island angelegt haben.) Zeitweilig gingen die jungen Leute zu Schiffe in die Fremde, aber nur zu dem Zwecke, sich ein Vermögen zu ersparen und dann in die Heimath zurückzukehren. Ebenso betrieben ja andere Isländer Heerfahrten oder Dienst bei ausländischen Fürsten. Oder ein ander Mal fuhr wohl ein einzelner Mann über See, um Waaren auszutauschen, doch an eine Gewinnspeculation wurde dabei nicht gedacht.

Die Schiffe, auf denen sie fuhren, waren nur von geringer Größe und im Auslande gebaut, denn nur ein Mal wird eines aus isländischem Holze gearbeiteten Schiffes Erwähnung gethan. Bei der Landung wurde das Schiff auf den Strand gezogen und mit Steinen und Rasenstücken, im Winter noch mit einer Bedachung geschützt. Die Landung erfolgte meistens an bestimmten Stellen, wo die Vorbereitungen zum Heraufziehen der Schiffe schon getroffen waren, wo das Aufschlagen der Marktbuden und das Grasen der Pferde von dem Eigenthümer des Platzes gegen einen Zoll erlaubt worden war. Hier tauschte der fremde Kaufmann isländische Wolle und Wollenzeuge, Lammfelle, Fleisch, Häute, Pelzwerk, Käse, Butter, Thran, Fische, wohl auch Falken und Schwefel gegen Bauholz, Mehl, Tuch, Leinwand, Eisen, Kupfer, Waffen, Wachs und Wein. Und nach vollbrachtem Geschäfte kehrte er ein bei seinem Gastfreunde, der ihn nicht allein freundlich aufnahm, sondern mit ihm bisweilen die Reise zurückmachte.

Aus vorstehenden Bemerkungen über die wirthschaftlichen Verhältnisse ergiebt sich, daß die Zustände des alten Freistaates wenig abweichen von denen der heutigen dänischen Provinz. Die Nothwendigkeit aber, in der die Bewohner sich einst befanden, alle Bedürfnisse durch eigene Kraft befriedigen zu müssen, hat bis in unsere Zeit die geistige Beschaffenheit des Isländers bestimmt. Anstellig, erfinderisch, nachdenklich ist der Isländer noch heute, denn seine vielseitige Beschäftigung als Bauer, Handwerker, Erzieher seiner Kinder in geistiger und körperlicher Beziehung machte ihn dazu. Doch gerade die Vielseitigkeit der Beschäftigung hinderte ihn auch an der Erlangung voller Fertigkeit in ein und demselben Fache. Und daher ist es gekommen, daß Island stationär geblieben ist und weder in Literatur noch Kunst, weder in Landwirthschaft noch im Handwerk gegenwärtig mit dem Auslande wetteifern kann. Es hat eben an der sachgemäßen Ueberlieferung und Bildung gefehlt.

Berbera im Somalilande ägyptische Besitzung.

Der Chedive von Aegypten geht in seiner Vergrößerungspolitik mit Methode und Folgerichtigkeit zu Werke. Während er im Binnenlande gegen den Sudan operirte, am Weißen Nil immer weiter vordrang und jüngst Dar Fur einverleibt hat, befestigte er seine Herrschaft auch an der ganzen Westküste des Rothen Meeres und erwarb dort von den Türken den Hafenplatz Massawa, den Schlüssel zu Abyssinien. In der jüngsten Zeit hat er nun auch, südöstlich von der Bab el Mandeb, den Hafen Berbĕra in Besitz genommen und somit an der Nordküste des ostafrikanischen Goldenen Horns festen Fuß gewonnen. Er läßt dort eine feste Burg aufführen, eine Wasserleitung und einen Hafendamm anlegen; selbstverständlich hält er auch eine Besatzung.

In einem Aufsatze der „Allgemeinen Zeitung" (19. Februar) über die Wichtigkeit des Suezcanals wird Berbera unrichtig wiederholt Berberieh genannt. Es wird erst gesagt, „Berberieh besitzt einen guten Hafen" und wenige Zeilen später heißt es: „Da nun Berberieh eine schlechte offene Rhede hat." Der Punkt liegt im Lande der Somal, welche dann fälschlich als „Somali-Araber" bezeichnet werden.

Wir wollen einige Berichtigungen geben. Richard Burton, welcher mit den Somal während seiner gefahrvollen Reise nach Härrär 1854 und 1855 in steter Berührung war, hat eine vortreffliche ethnographische Schilderung derselben entworfen. Wir unsererseits wollen bemerken, daß das Land der Somal im östlichen Afrika das weit vorspringende „Horn" umfaßt, welches sich im Süden des Meerbusens von Aden von der Bab el Mandeb bis an den Aequator erstreckt. In seinem obern Theile wird es vom Lande der Danakil und der Ibn-Galla begrenzt, in der südlichen Region von den Suaheli, die Ostgrenze bildet das Meer, im Westen wohnen Gallastämme. Weite Strecken sind Wüste, andere sehr fruchtbar und diese liefern werthvolle Handelswaare.

Burton bezeichnet die Somal, gemäß ihren eigenen Ueberlieferungen, ihren scharf hervortretenden physischen Eigenthümlichkeiten, ihren Sitten und ihrer geographischen Lage als „ein Mischlingsvolk", als einen Zweig der großen Gallarace, welcher viel vom sogenannten kaukasischen Typus in sich aufgenommen hat, weil fortwährend reines asiatisches Blut in seine Adern kam. Bis zum Mund herab ist das Gesicht mit Ausnahme der vorstehenden Backenknochen recht hübsch und erscheint durch die Umrisse der Stirn veredelt; die Augen sind groß und wohlgestaltet, aber der Kiefer ist prognath, steht vor, ist also wesentlich afrikanisch, auch die breiten nach außen aufgeworfenen Lippen zeugen von Negerblut; das Kinn steht vor zum Nachtheile des Gesichtswinkels. Der Bart wird von zwei Büscheln gebildet und ist selten so entwickelt wie bei den Arabern, bei denen er doch insgemein sehr schwach ist; der dicklippige Mund erscheint plump, die Zähne stehen selten so weit vor wie beim Neger. Bei den Stämmen im Unterland ist die Haut sanft, schwarz und glänzend; höher aufwärts wird sie etwas lichter, in der Gegend von Härrär sieht sie aus wie Milchkaffee. — Die Somal sind argwöhnisch, hegen Abneigung gegen die Europäer, hassen die Türken, und blicken mit Verachtung auf alle Asiaten, welche sie unter der Benennung Hindi zusammenfassen und die ihnen für Feiglinge gelten.

Ganz richtig ist die Bemerkung, daß England die Besetzung Berberas, welches in Bezug auf Handelsverkehr eine große Bedeutung hat, sehr ungern sieht. Es beging einen großen Fehler, daß es nicht diesen Punkt sondern Aden an der gegenüberliegenden arabischen Küste vorzog. „Denn Berbera, ein Stapelplatz für Ostafrika, hat ein gesundes Klima und ist im Winter vergleichweise kühl. In der trockenen Jahreszeit ist die Ebene allerdings sehr heiß, aber sie liegt nach Norden hin offen und hat starken, regelmäßigen Seewind. Während des Monsuns ist der Himmel bewölkt und dann regnet es oft. Berbera hat auch süßes Wasser vollauf; dasselbe steht mit Unrecht in übelm Rufe, weil die Eingeborenen so thöricht sind, drei oder vier Fuß tiefe Löcher in der Nähe der höchsten Wassermarke zu graben, während man in jedem der trockenen Flußläufe viel besseres haben kann. Der Monsun ist mild, die Gegend offen, der Hafen vortrefflich, der Boden fruchtbar. Als Handelsplatz läßt Berbera nichts zu wünschen übrig und es wäre eine blühende Stadt, wenn England diesen Punkt in Besitz genommen und nur halb so viel darauf verwendet hätte wie auf Aden. Denn dieses sogenannte „Auge von Yemen ist ein Berg des Elendes, der lediglich auf Wüstenei und Sand, Salzwasser und Elend herabsieht." Das Lager steht „in des Teufels Punschnapfe, wo neun Monat im Jahr eine abscheuliche Hitze brennt, wo Sandsturm und Simum mit einander abwechseln, wo weder Samen, noch Wasser, noch Baum zu sehen ist. So äußerte sich schon vor länger als fünfhundert Jahren Ibn Batuta über Aden, wo nicht einmal Sperlinge oder Krähen leben können. Auch ist der Platz entschieden ungesund, obwohl man das Gegentheil behaupten hört; das Wasser ist brakig, Pflanzenkost fehlt und das ganze Leben und Treiben ist eintönig."

In dem Berichte der „Allgemeinen Zeitung" lesen wir, daß die Besitznahme „Berberiehs" doch zu einer Differenz zwischen der Regierung von Kairo und dem Gouverneur von Aden Anlaß gegeben habe. Um Berbera zum commerciellen Mittelpunkte der Küste zu machen (— was es übrigens längst ist —) habe die ägyptische Regierung den Hafen von Bulhar blockirt und gestatte keinem einheimischen Fahrzeuge denselben zu verlassen. Nun bezieht aber Aden seinen Bedarf an Schlachtvieh aus Bulhar, und die dortigen Somal wollen ihren Handel nicht nach Berbera verlegen.

Als Burton nach Bulhar kam, fand er die Stätte verlassen; er sah dort nur viele gebleichte Knochen. Dasselbe ist zu verschiedenen Zeiten seines Ankerplatzes wegen von einiger Bedeutung gewesen, namentlich dann, wenn in Berbera in Folge von Krieg und Stammesfehden der Handel gestört war. Ein eigentlicher Hafen ist an der offenen Küste nicht vorhanden und der Schamal (Südwind) ist manchmal sehr heftig. „Wenn aber die Ebene allzu unsicher wird, siedeln sich auf der Stätte von Bulhar allemal wieder Menschen an und die Kaufleute verschiffen von dort aus Güter."

Cruttenden entwirft folgende Schilderung: Der Jahrmarkt zu Berbera (October bis März) gehört zu den interessantesten Erscheinungen an der afrikanischen Küste; er ist auch schon dadurch bemerkenswerth, daß Leute aus sehr entfernt liegenden Gegenden und aus sehr verschiedenen Stämmen auf kurze Zeit sich zusammenfinden und dann wieder zerstreuen. Bevor dort vier feste Thürme zum Schutze der Handelsleute erbaut waren, lag die Stätte vom April bis zu Anfang des October so durchaus verödet, daß nicht einmal ein Fischer sich dort aufhielt. Sobald aber die Jahreszeit wechselte und der Herbst herankam, zogen die Stämme

aus dem Innern nach der Küste, um dort Hütten aufzuschlagen, in welchen ihre Kunden Unterkommen fanden. Dann kamen auch kleine Fahrzeuge aus den gegenüberliegenden Häfen von Yemen, um sich die Vorhand beim Einkaufe zu sichern. Ein paar Wochen später trafen größere Schiffe ein, namentlich aus Suhr und Maskat an der Ostküste Arabiens, sodann Bagalas (arabische Fahrzeuge) von der Bahreïn-Insel und aus Basra mit werthvollen Ladungen. Zuletzt kamen Chotias, d. h. Fahrzeuge von der nordwestlichen Küste Indiens, aus Poribender, Mandawi und Bombay. — Wir führen das hier an, um zu zeigen, daß dieses nun ägyptische Berbera den Mittelpunkt für einen sehr ausgedehnten Handelsverkehr bildet.

Ob der Chedive dort dem Sklavenhandel steuern kann, bleibt abzuwarten. Der Markt ist ein wahres Babel, wo man eine Menge verschiedener Sprachen hört. Tag und Nacht kommen lange Reihen von Kameelen herangezogen, andere gehen beladen wieder fort. Dann und wann sieht man eine Gruppe dunkelfarbiger, von langer Reise abgematteter Kinder; sie gehören zu den Sklavenkafilahs (Karawanen) die aus Härrär und Ifat kommen. In Berbera trifft der Sklavenhändler aus Guragne oder Härrär mit seinen Kundleuten aus Basra, Bagdad und Bender Abbas zusammen. Der wilde Gudabersi-Somal, der ein scharlachroth gefärbtes Lammfell statt der Perrücke auf dem Kopfe trägt, verhandelt Straußfedern und Gummi an den wohlbeleibten Banianen aus Poribender. Gegen Ende des März sind die Geschäfte beendigt und schwerbeladene Fahrzeuge segeln heim. Die aus Suhr pflegen die letzten zu sein; in der ersten Aprilwoche sind auch sie fort; und dann ist Berbera wieder eine Einöde und von einer Ortschaft wo sich vor ein paar Wochen noch zwanzigtausend Menschen umhertrieben, sieht man weiter nichts mehr als die Knochen der geschlachteten Kameele und Schafe und allerlei Fachwerk der Hütten, welches sorgfältig für das nächste Jahr aufbewahrt wird. Löwen sind in der heißen Jahreszeit keineswegs selten; gleich nach Beendigung des Marktes gehen Strauße ruhig am Meeresstrande hin und her.

Seit 1848 verlor der Markt von Berbera bedeutend in Folge von Fehden mehrerer Häuptlinge. Einer Ueberlieferung zufolge ist der Platz nach einander im Besitze der alten Perser, der Araber, der Türken und der Gallas gewesen; dann haben die Somal ihn an sich gebracht. „Auch in Zukunft wird gewiß dieser Hafenplatz noch wechselvolle Schicksale erleben.“ So schrieb Burton vor zwanzig Jahren. Nun ist er in der Gewalt Aegyptens, das gewiß nichts versäumen wird, den Verkehr wieder in die Höhe zu bringen.

Volksmärchen aus Agenais*).

Im Jahre 1867 begann ein junger französischer Gelehrter, Jean François Blade, mit der Veröffentlichung einer Anzahl Märchen und Volkserzählungen, die er im gascognischen Dialekt seines Heimathsortes Armagnac niedergeschrieben hatte. Die Kritik hatte an diesen übrigens gut aufgenommenen Märchen zweierlei auszusetzen: sie waren nur im Dialekt niedergeschrieben und keinerlei Vergleiche waren angestellt, keine verwandten Märchen herbeigezogen. Um nun Varianten aufzusuchen, welche für die vergleichende Mythologie vom höchsten Werth sind, durchforschte Herr Blade seitdem die Landes, Béarn, Bigorre, Bas-Comminges und namentlich Agenais; das Ergebniß seiner Thätigkeit war befriedigend und so konnte denn jetzt eine völlig neue, bereicherte Ausgabe stattfinden, die ihren besondern wissenschaftlichen Werth durch die vergleichenden Nachweise unseres gelehrten Landsmanns Reinhold Köhler in Weimar erhält. Er, der schon die sicilianischen Märchen von Laura Gonzenbach commentirte, verknüpft nun auch jene von Agenais mit denen anderer Völker. Der ersten Ausgabe war ein ungenügendes Glossar beigegeben; diesmal fällt es ganz fort und die Erzählungen werden uns zugleich in reinem Französisch und in der Mundart wiedergegeben. Agenais, die Landschaft, in welcher die Sammlung veranstaltet wurde, erstreckt sich zu beiden Seiten der mittlern Garonne und seine Grenzen fielen mit dem alten Bisthum Agen zusammen. Als jedoch 1317 das Bisthum Condom gestiftet wurde, beschränkte man Agenais auf das rechte Garonneufer; auf diesem letztern Raume nun sind die Märchen wesentlich gesammelt. So beschränkt nun auch die Localität ist, herrschen auf ihr doch mehrere Dialekte, wie ja überhaupt das Südfranzösische (Langued'oc) außerordentlich zersplittert ist. Blade schrieb seine Märchen in der Mundart der Stadt Agen nieder; um diese, die einen unverkennbaren spanischen Beigeschmack — und einen sehr starken — hat, zu kennzeichnen, geben wir hier eine Probe zugleich mit der reinfranzösischen Version.

Lou rei de Françs partisquèt per son gran bouitage, e oèit annados francos se passéron sans que tournèsse. Sa fenno attendèt enquèro un mes; après partisquèt au recerc de soun marit. Al cat de tres jours, troubèt uno pèl d'ase sur soun cami e la metèt sur soun col.

Le roi de France partit pour son grand voyage, et huit années franches se passèrent sans qu'il revint. Sa femme attendit encore un mois; puis elle partit à la recherche de son mari. Au bout de trois jours, elle trouva une peau d'âne sur son chemin e la mit sur son cou.

Obgleich im Ganzen nur zwanzig Erzählungen gesammelt wurden, so konnte Blade sie doch in drei wohl unterschiedene Abtheilungen sondern. Zuerst kommen die Contes proprement dits, welche unseren deutschen Märchen entsprechen; dann die récits, Schwänke, bei denen weniger die Phantasie als bei jenen im Spiele ist. Endlich „Aberglauben“, namentlich religiöse Legenden.

Die Märchen gehören einem Glauben an, der schon lange erloschen ist, sie beanspruchen heute nicht mehr als wahr zu gelten und haben nur für den vergleichenden Mythologen Werth. Sie sind mit acht Stück vertreten, darunter eines „Eselshaut“ betitelt, welches indessen mit dem bekannten von Perrault mitgetheilten französischen gleichnamigen Märchen nur wenig gemeinsam hat. Unter den übrigen erwähnen wir die sympathischen Zwillinge; die gute und die böse Schwester; eine Fabel, die geradeso bei Aesop oder Bidpay stehen könnte; ein Märchen, welches in sonderbarer Weise

*) Contes populaires, recueillis en Agenais. Par Jean François Blade. Traduction française et texte Agenais, suivis de notes comparatives. Par Reinhold Köhler. Paris, Joseph Baer. 1874.

König Lear und Aschenbrödel vermengt und in dem die jüngste Schwester die Rolle der Cordelia spielt; ein Ammenmärchen und ein paar Geistergeschichten. Für alle diese Märchen weiß Köhler in verschiedenen Ländern Aequivalente nachzuweisen. Wir wollen, um den Charakter dieser südfranzösischen Volksproducte zu zeigen, auf drei Märchen etwas näher eingehen.

La leit de Madamo (Le lait de madame).

Madame verlangt Milch. Ich gehe zur Kuh und die Kuh sagt: „Ich will dir Milch geben, gieb mir Futter.“ Ich gehe zur Wiese und die Wiese sagt: „Ich will dir Futter geben, gieb mir 'ne Sichel.“ Ich gehe zum Schmied und der Schmied sagt: „Ich will dir 'ne Sichel geben, gieb mir Speck.“ Ich gehe zum Schwein und das Schwein sagt: „Ich will dir Speck geben, gieb mir Eicheln.“ Ich gehe zur Eiche und die Eiche sagt: „Gieb mir Wind.“ Ich gehe zum Meere um Wind zu holen. Das Meer be-windet mich, ich be-winde die Eiche; die Eiche be-eichelt mich, ich be-eichle das Schwein; das Schwein be-speckt mich, ich be-specke den Schmied; der Schmied be-sichelt mich; ich be-sichle (mähe) die Wiese; die Wiese be-futtert mich; ich be-futtre die Kuh; die Kuh giebt Milch und ich bringe die Milch der Madame.

Wir haben in diesem Falle, dem Originale folgend, die Umschreibung vermieden und mit der willigen Partikel „be“ eine Anzahl barbarischer Verba construirt, welche das gascognische Idiom nachahmen sollen. In diesem lautet der letzte Absatz:

La mer m'esbento, esbenti lou casse; lou casse m'englando, englandi lou porc; lou porc m'enlardo, enlardi lou faure; lou faure m'endaillo, endailli lou prat; lou prat m'enfeno, enfeni la baco; la baco m'enlèito, enlèiti Madamo.

Von den beiden Geistergeschichten, zu denen sich Parallelen auch bei uns finden, ist die ausführlichste die mit La cambo d'or (das goldene Bein) überschriebene. Eine hübsche Frau ging mit dem Lichte in der Hand die Treppe hinab, fiel und brach ein Bein. Der bestürzte Ehemann rief einen Arzt, welcher Amputation für nothwendig erklärte. Nachdem diese glücklich vorüber, ging der Mann zu einem Goldschmied und bestellte seiner Frau ein Bein von Gold, welches so vollkommen gearbeitet war, daß sie keine Krücke gebrauchte. Nach einigen Jahren starb die Frau und wurde auf Befehl ihres Mannes mit dem kostbaren Gliede begraben. Doch in der Nacht nach dem Begräbniß ging einer ihrer Diener auf den Kirchhof, grub den Leichnam aus, nahm ihm das goldene Bein ab und brachte es heim, wo er es in der Kammer verbarg. Am nächsten Morgen kam der Todtengräber zu dem Wittwer und erzählte ihm, daß die Verstorbene fortwährend nach ihrem goldenen Bein schrie. Der Mann ging nach dem Kirchhofe und hörte das Verlangen; doch war er mehr ärgerlich als besorgt und rief seiner verstorbenen Frau zu: sie solle doch nicht unvernünftig sein (Mis, sès pas rasounablo); übrigens versprach er eine Messe für sie lesen zu lassen. Aber das Versprechen erzielte nicht den gewünschten Erfolg, der Todtengräber kam wiederum klagend und nun wurde die Magd hingeschickt, die auch das Wimmern hörte und gleichfalls eine Messe versprach. Das half gleichfalls nicht; wieder erschien der Todtengräber mit dem Unglücksbericht, und diesmal sandte der Wittwer den Diener — den Schuldigen — auf den Friedhof. Der Mann war entsetzt. „Monsu gansi pas“ (Monsieur, je n'ose pas) sagte er, aber er mußte gehorchen. Als er auf dem Kirchhof war fragte er: „Que boulès, Madamo?“ (Que voulez-vous, madame?) worauf die Frau antwortete: Dich will ich haben, aus dem Grab aufstand, ihn hinabzog und verschlang. — In der Variante zu dieser Geschichte führt die Gefräßigkeit eines Mädchens, welches das Bein eines kürzlich Begrabenen verschlingt, zu einem ähnlichen Ergebnisse.

Jedes Märchen endigt mit den nachstehend mitgetheilten Knittelversen, die an unsere Abzählreime erinnern.

E cric cric	E cric crac
Moun counte es finit;	Mon conte est fini;
E çric crac	E cric crac,
Moun counte es acabat;	Mon conte est achevé;
Passi per moun peat,	Je passe par mon pré,
Ambe uno cuillero de fabos qui m'on dounat.	Avec une cuillerée de fèves Qu'on m'a donnée.

Wir übergehen die Schwänke (récits) und erwähnen nur, daß die auch anderwärts vorkommende Geschichte von dem Bauer, der dem König die große Rübe schenkt und dafür belohnt wird, während sein Rival, der dem Könige eine kostbare Gabe darbringt, dafür die Rübe erhält, auch in Blade's Sammlung sich befindet. Der König aber ist Henri IV., welcher in der Gascogne noch fortlebt.

Unter den mit Aberglauben überschriebenen Geschichten ist eine L'ome a las dens roujos (L'homme aux dents rouges) zu der, in ihrer Totalität, selbst R. Köhler kein Aequivalent anderweitig zu finden vermag, wenn auch einzelne Züge in anderen Geschichten sich wiederfinden.

Ein heirathsfähiges Mädchen war gegen alle ihre Bewerber stumm und erklärte, daß sie nur einen Mann nehmen würde, der rothe Zähne habe. Nachdem sie sieben Jahre vergeblich gewartet, präsentirte sich endlich der Rechte und sofort wurde die Hochzeit gehalten. Aber am nächsten Morgen früh ging der junge Ehemann in den Stall, sattelte sein Pferd und ritt fort. Erst spät am Abend kam er zurück, verweigerte aber seiner Gattin zu sagen, wo er gewesen sei. Am folgenden Tage wiederholte sich dasselbe, als er aber zum dritten Mal fortritt, wurde die Frau eifersüchtig und erzählte ihrer Familie, was sich ereignet hatte. Da versprach ihr der ältere Bruder mit dem Manne fortzureiten und zu sehen, was er treibe. Als der Mann wieder abreiten wollte, sagte ihm sein Schwager, er wolle mit. „Gut,“ sagte der mit den rothen Zähnen, „sitze hinten auf!“ So geschah es. Unterwegs aber wurde dem Bruder ein Trank aus der schlafbringenden Quelle gereicht, so verschlief er den Tag und kam Abends zu seiner Schwester zurück ohne ihr die erwünschte Auskunft zu bringen. Am nächsten Tage, als der Mann wiederum fortritt, saß der Bruder wieder hinten auf und nahm sich vor, diesmal nicht aus der Quelle zu trinken; doch sein Schwager gab ihm ein Stück gesalzenes Schweinefleisch zu essen, er ward durstig, trank doch aus der Quelle und schlief ein. So war also auch der zweite Versuch mißglückt. Da entschloß sich der jüngere Bruder, durch die Thränen seiner Schwester bewogen, zu einem dritten Versuch und wie stets im Märchen gelingt der dritte Versuch, zumal wenn er von einem jüngern Bruder unternommen wird. Auch er saß bei dem Manne mit den rothen Zähnen hinten auf und kam glücklich an der schlafbringenden Quelle vorüber. Sie gelangten nun auf ein Feld, wo einige Männer gruben. Da sagte der mit den rothen Zähnen: „Halt mein Pferd hier, ich muß mit jenen sprechen.“ Der Jüngling sagte zu, band aber das Pferd an einen Baum und schlich heimlich hinter jenem drein. Nachdem er eine Stunde gegangen, kam er auf eine Weide, die aber so dürr war, daß man Salz auf ihr hätte sammeln können (que i anion pondut amassa de sal), aber das Vieh darauf war feist. Wenige Schritte weiter kam er auf eine andere Wiese, wo das Gras so üppig stand, daß es ihm über dem Kopfe zusammenschlug; doch die Kühe, die hier weideten, waren spindeldürr. Dann gelangte er zu gewöhnlichen Wiesen,

auf denen Ziegen von gewöhnlicher Leibesbeschaffenheit weideten. Als die Wiesen hinter ihnen lagen, sah er den Mann mit den rothen Zähnen in einer kleinen Kirche verschwinden, deren Thür er hinter sich verschloß. Der Bursch folgte ihm leise und schaute durch das Schlüsselloch gerade auf den Altar, auf dem Kerzen brannten, eine kürzer als die andere. Dem Priester, welcher die Messe las, assistirte der Mann mit den rothen Zähnen. Während der Ceremonie flogen zahlreiche kleine Vögel gegen die geschlossenen Fenster der Kirche und versuchten vergeblich einzudringen. Als nun die Messe vorüber, schloß der Assistent das Buch und löschte die Kerzen aus, worauf der Jüngling so schnell wie möglich zu seinem angebundenen Pferde eilte. Am Abend kamen die beiden Reisenden zurück und der Jüngling, welcher beim Abendessen über Alles, was er gesehen, berichtete, fragte den Mann mit den rothen Zähnen, warum er sich nicht bei den grabenden Männern aufgehalten und mit ihnen gesprochen hätte, erhielt aber keine Antwort. Was die anderen gesehenen Dinge jedoch anbetraf, so antwortete er: das fette Vieh auf der dürren Weide sind die Seelen der Seligen im Paradiese; das magere Vieh auf üppiger Wiese sind die Verdammten in der Hölle und die Ziegen sind die Seelen der im Fegefeuer Befindlichen. Der Priester, der im Kirchlein die Messe las, war Gott selber', und die kleinen Vögel, welche gegen die Fenster flogen, waren die Seelen ungetaufter Kinder, die nie ins Paradies gelangen. Auf die letzte Frage: warum die eine Kerze kürzer als die übrigen gewesen sei, lautete die Antwort: ein Mann, der so viel gesehen, wie der Fragende, könne auf dieser Welt nichts mehr lernen; die kurze Kerze sei sein eigenes Leben und sie würde bald abgebrannt sein, damit er ins Paradies eintreten könne.

Manches bleibt unerklärt in dieser Geschichte. Die Männer, welche graben, repräsentiren das Grab, welches keinen Platz in einer Erzählung aus der andern Welt hat. Warum aber der Mann rothe Zähne hat und sich herabläßt eine gewöhnliche Erdentochter zu heirathen bleibt unaufgeklärt. Vielleicht ist hier eine theologische Allegorie auf eine Erzählung ganz verschiedener Art aufgepfropft worden.

Aus allen Erdtheilen.

Ernst Marno wieder im ägyptischen Sudan.

Wir ersehen aus den „Mittheilungen der Wiener geographischen Gesellschaft", daß derselbe am 25. November 1874 in Chartum eingetroffen war, um von dort unverweilt die Reise nach Gondokoro fortzusetzen und dort mit Oberst Gordon zusammenzutreffen. In einem Briefe aus Berber vom 17. November meldete er, daß dort von Seiten des ägyptischen Mudir Alles geschah, um ihn rasch weiter zu befördern. In Berber erfuhr er die Niederlage des Sultans von Darfur, dessen Land seitdem in aller Form dem ägyptischen Reiche einverleibt worden ist. Die Reise von Wien über Suez und Suakin nach Berber hatte er in 33 Tagen zurückgelegt. Die Route zwischen diesen beiden Plätzen ist vortrefflich von Schweinfurth beschrieben worden; die Karte des letztern fand Marno ganz zutreffend; dieselbe sei so ausgeführt, daß fast gar nichts Neues beizufügen sei. In Berber arbeiteten täglich Morgens und Abends sechs Soldaten unter dem Befehl eines Unteroffiziers an der Ausgrabung des Tikki Tikki (Akka), welchen Schweinfurth dort begraben hatte. Dieser hatte ihn ersucht, den Leichnam auszuscharren und hatte ihm zu diesem Zwecke eine Zeichnung mit genauer Platzangabe geschickt. „Trotzdem haben wir bis jetzt an der bezeichneten Stelle nichts gefunden; ich werde indeß die Nachgrabungen mit einer größern Anzahl von Leuten unternehmen, da die Sache der Mühe werth ist." Ueber weitere Ergebnisse haben wir bisher nichts erfahren. — „E. Marno's Reisen im Gebiete des Blauen und Weißen Nils im ägyptischen Sudan und den angrenzenden Negerländern in den Jahren 1869 bis 1873, mit 36 Tafeln, Holzschnitten und 3 Karten," sind 1874 in Wien bei C. Gerold's Sohn erschienen.

Dr. Oscar Lenz in Westafrika.

Derselbe hatte von Hamburg aus seine Reise angetreten und war im Juni 1874 bei den Elobi-Inseln in der Bai von Corisco angelangt. Dort wohnt Herr Wölber, Chef der Factoreien des Herrn Wörmann. Lenz, Mitglied der geologischen Reichsanstalt in Wien, hat auf den Elobi-Inseln ammonitenreiche Schichten der Juraformation nachgewiesen. Vom 19. bis 26. Juni befuhr er den untern Lauf des in die Coriscobai mündenden Flusses Muni und dessen Zuflüsse N'Tombuni Munde und Moa. Dabei drang er 70 Miles ins Innere vor bis an die Grenzen der M'pangwes (Mpongue), die Anthropophagen sind. Am 27. Juni trat er von den Elobi-Inseln aus die Fahrt nach den Factoreien am Gabun an, um von dem französischen Commandanten die Erlaubniß zum Befahren des Gabun und Ogowe (und des Okanda, d. i. des östlich fließenden obern Ogowe) zu erhalten und dort den Wörmann'schen Dampfer abzuwarten. Mit diesem machte er eine Fahrt auf dem Gabun und unternahm Ausflüge im Gebiete des N'Tomburi und des Comoflusses. Aus einem Briefe, datirt Adolinolonga am Ogowe, 28. August, geht hervor, daß er diesen seinen nächsten Bestimmungsort, die letzte Factorei am Ogowe, erreicht hatte. Bei einem längern Aufenthalt in der Nazarethbai hatte er sich ein heftiges Gallenerbrechen zugezogen, fühlte sich aber bald rüstig genug, um einen Ausflug nach dem großen Eliva-See zu unternehmen, von welchem aus er durch das gorillareiche Gebirge im Süden und Osten des Sees in das Gebiet des Nguni-Flusses vordringen und von da zurück abwärts an den Vereinigungspunkt desselben mit dem Ogowe gelangen wollte. Aber aus einem spätern Briefe, vom 10. September, gleichfalls aus Adolinolonga, war er dann durch einen neuen Anfall von Gallenfieber gezwungen worden, zurückzukehren. Er hat während des Ausfluges, der ihn bis Mbusu am Südende des Sees brachte, eine Anzahl von Gorillaschädeln gesammelt; auch hat er den vollständigen Schädel und Skelettheile eines Manga, eines großen Halianassa ähnlichen Wassersäugethieres, erhalten. Er sah seiner Genesung entgegen.

Aus Turkestan.

Während die Engländer sich vergeblich abmühen, dem Sklavenhandel in Ostafrika zu steuern, ist es den Russen vollständig gelungen, den Handel mit Menschenfleisch in Centralasien, so weit irgend ihre Macht und ihr Einfluß reicht, lahm zu legen. Die turkomanischen Raubnomaden finden keinen Markt mehr, seitdem der Chan von Chiwa gezwungen war, den Sklavenhandel aufzugeben.

Ein russischer Schriftsteller, Kostenkoff, welcher die gegenwärtigen Zustände in jenem Chanate geschildert hat, giebt Notizen, die wir mittheilen wollen. Die Chiwenzen fingen seit langer Zeit Russen ab, um sie als Sklaven zu verkaufen. Die

Zahl solcher Unglücklichen betrug vor dem Kriegszuge des Generals Perowsky 1839, ungefähr 2000. Der Chan verstand sich nachher dazu, fast alle derselben zurückzugeben und verpflichtete sich 1843 in einem mit General Danilewsky geschlossenen Vertrage, gar keine gefangenen Russen zu behalten. Er hielt aber eben so wenig Wort als nach dem Jahre 1858, in welchem er mit dem Obersten Ignatief einen Vertrag schloß, der dieselbe Bestimmung enthielt.

Chiwa war von jeher ein Hauptsklavenmarkt in Turkestan. Die dort angebrachte Waare unterlag von Seiten des Käufers einer genauen Untersuchung und hinterher wurde um den Preis gefeilscht. Ein Russe wurde viel theurer bezahlt als ein Perser; weibliche Personen, auch wenn sie hübsch waren und runde Formen hatten, kosteten nur so viel wie kräftige Männer. Vor der Eroberung Chiwas wurde ein Russe auf dem Markte mit 100 bis 200 Tils, ein Perser mit 70, ein hübsches Mädchen mit 70 Tils bezahlt.

Als Münzeinheit gilt die Silbertenga, gleich 20 Kopeken; 9 Tengas machen 1 Tela oder Tila, eine Goldmünze im Werthe von 1 Rubel 80 Kopeken Silber. Man hat auch Doppeltilas.

Die Russen galten, weil bessere Arbeiter, mehr als die Perser und wurden zumeist Sklaven des Chans und angesehener Leute; manche haben es zu hohen Würden gebracht, namentlich im Heere. Aber Persien lieferte die meiste Menschenwaare. Die Turkomanen machten Raubzüge in das Gebiet des Schah, dessen Unterthanen zumeist schiitische Mohammedaner sind, also den sunnitischen Turkomanen für Ketzer gelten, welche keine Schonung verdienen. Sie wurden vom Atrek aus in förmlichen Karawanen nach Chiwa gebracht und unterwegs abscheulich mißhandelt; es gehörte zum Systeme, sie hungern zu lassen, weil sie dann nicht entrinnen konnten; Nachts wurden sie dann alle zusammengekoppelt.

Solche Waare, welche in Chiwa keinen Absatz fand, wurde auf den Markt von Buchara geschafft. Die Turkomanen, als gewissenlose Räuber, fingen aber auch orthodoxe Afghanen ein, obwohl der Koran das ausdrücklich verbietet. Um den Vorschriften des wahren Glaubens zu genügen, wurden die Gefangenen so lange abscheulich behandelt bis sie erklärten, sie seien Schiiten, und dann war ja Alles in bester Ordnung. Um Juden bekümmerte man sich nicht, das galt für nicht der Mühe werth.

Auch die Kirgisen fingen Russen ein, und namentlich an den Grenzen von Orenburg und von Sibirien; ihnen wurde jedoch das Handwerk gelegt, als die Russen eine ganze Linie von Festungswerken angelegt hatten.

Am 12. Juni 1873 wurde verkündigt, daß kein Perser mehr zum Sklaven gemacht werden dürfe. Als die Russen das Gebiet von Chiwa betraten, kamen Hunderte persischer Sklaven zu ihnen und baten um Befreiung. Als der Chan besiegt war, erhoben sich die Sklaven gegen ihre Herren und raubten diesen Alles. Nun führten die Chiwenzen bei den Russen Klage über die Zügellosigkeit der Perser, welche nun Böses mit Bösem vergalten. Die Russen schafften auch Ruhe; zwei Perser wurden gehängt und zwar von chiwenzischen Henkern auf dem Bazar; die Missethäter blieben einige Tage am Galgen hängen. Von da an unterließen die Perser das Plündern, aber die Chiwenzen ihrerseits fingen nun an, Perser zu massacriren, welche ja, weil keine Sklaven mehr, für sie werthlos geworden waren. Sie schnitten vielen die Wadenmuskeln auf und rieben klein gehackte Pferdehaare in die Wunden. General Kaufmann, darüber empört, zwang den Chan, am 12. Juni 1873 das erwähnte Manifest zu erlassen; alle Sklaven wurden für frei erklärt und die Sklaverei überhaupt abgeschafft. Die Russen fanden sich bereit, die Perser in Abtheilungen von 50 bis 60 Mann fortzuschaffen und zwar nach Kinderly und Krasnowodsk am Kaspischen Meere, wo der Schah sie dann übernimmt. Auch die Afghanen sind freigelassen und nach Tschardschui, Andchoy und Meimeneh transportirt worden.

Die Zahl der in Chiwa befreieten Sklaven belief sich auf etwa 40,000.

* * *

— Dr. Emil Tietze aus Wien macht eine wissenschaftliche Forschungsreise in Persien.

Ein anderer Deutscher aus Oesterreich, Dr. Richard von Drasche, wird im Sommer 1875 eine Reise nach Ostasien antreten; sein specielles Reiseziel bilden Kamtschatka und Japan. Zuvor will er die vulcanischen Inseln Mauritius und Réunion im Indischen Ocean geologisch erforschen und späterhin namentlich den Vulcanreihen auf Kamtschatka seine besondere Aufmerksamkeit zuwenden.

— Der australische Eucalyptus globulus ist binnen zehn Jahren förmlich kosmopolitisch geworden und gewinnt für alle wärmeren Gegenden eine immer größere Bedeutung. Der Baum hat drei ganz vortreffliche Eigenschaften: er wächst ungemein rasch, er ist ein bewährtes Mittel gegen das Fieber und vertreibt die Malaria. Ein französischer Geistlicher, Abbé Felix Charmetan, der in Algerien seit langer Zeit wohnt, berichtet Folgendes: Die Umgegend der Maison carrée war vor noch sechs Jahren mit Gestrüpp und Zwergpalmen bewachsen und wegen der vielen stehenden Gewässer sehr ungesund. Seit 1869 hat man angefangen, das Gestrüpp zu beseitigen und Eucalyptus in Menge anzupflanzen. Dadurch hat die Gegend einen ganz andern freundlichen Anblick gewonnen, und das Fieber, welches früher namentlich Kinder und Feldarbeiter heimgesucht, ist nach und nach völlig verschwunden. Diese Gegend ist heute eine der gesundesten in der Umgegend von Algier. Früher nahm man als Gegenmittel das Chinin; seit einigen Jahren verwendet man, sobald ein intermittirendes Fieber auftritt, einen Aufguß von Blättern junger Eucalyptuspflanzen mit dem besten Erfolge; auch wird durch dieses Mittel der Magen nicht angegriffen. — Wir wollen hier beiläufig bemerken, daß der Eucalyptus in den heißen Ebenen Ostindiens nicht gedeiht; die Versuche, welche man mit dem Anpflanzen desselben gemacht hat, sind fehlgeschlagen.

— Die „Deutsche Zeitung" in Porto Alegre bringt aus der brasilianischen Provinz Amazonas folgende Notiz: Bei einer jüngst stattgehabten Exploration ist eine große, früher verschüttete „Aldêa" (Dorf) entdeckt und mit großer Anstrengung durch Abgrabungen bloßgelegt worden. Es ist ein großes Dorf, in dessen Ruinen zahllose Gegenstände vorgefunden wurden, die beweisen, daß die es bewohnenden Weiber das Kriegerhandwerk trieben. Durch diesen ethnographischen Fund wird also bewiesen, daß Orellana, der Entdecker des Amazonenstromes, die Wahrheit gesagt hat, als er versicherte, er habe an dem gewaltigen Strome Stämme gefunden, deren Weiber Krieger waren, woher der Name „Amazonenstrom" kommt. Die Entdeckung ist auch in anderen Beziehungen interessant, da viele künstlich geschmückte Gefäße ꝛc. vorgefunden wurden, die auf eine höhere Culturstufe schließen lassen, als man im Allgemeinen voraussetzte.

Berichtigung. In Nr. 8 S. 119 steht unter der Illustration durch Versehen das Wort „Bison". Die Unterschrift sollte lauten: Schottischer wilder Ochse von der Chillinghamer Herde.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXVII. № 11.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 12 Mark. Einzelne Nummern 50 Pf. 1875.

Bilder aus den Niederlanden.

III.

West-Kapelle und dessen ausgesetzte Lage. — Alte Bräuche. — Die Deiche. — Die Banden der Deicharbeiter und ihre Obliegenheiten. — Vertheilung des Arbeitslohnes. — Ueber das Seebad Domburg nach Veere. — Auf der Kirmeß in Vrouwe Polder. — Die Fischer von Arnemuiden.

Die Insel Walcheren hat ungemein fruchtbaren Boden und Aecker wie Wiesen werden im besten Stand erhalten; es ist ein wahres Vergnügen auf den Landstraßen zu wandern, an denen zu beiden Seiten schattige Bäume stehen. Da begegnet uns nicht selten ein mit gelber oder weißer Leinwand überspannter Wagen, in welchem junge, stattlich aufgeputzte Mädchen sitzen neben Burschen, die Cigarren aus einem Zilver mond-stükje, d. h. einer silbernen Spitze, einem „Mundstückchen", rauchen; die älteren Männer sind der Tabackspfeife treu geblieben.

Auf dem „platten Lande", d. h. den Dörfern welche nicht unmittelbar an der Landstraße liegen, ist der Calvinismus so streng, daß man in denselben keine Schänke findet; als Sammelplatz haben die jungen Leute den Hügel, auf welchem die Windmühle steht, oder den Rasenplatz neben und unter einem Baume; Nachmittags machen sie dann einen Wandelgang mit den Mädchen, trinken Kaffee und essen dazu ein Butterbrot.

Das große Dorf West-Kapelle liegt am äußersten Westrande von Walcheren, wo die Wellen der Nordsee mächtig anprallen. Der Landvorsprung, das westliche Cap, ist gegen dieselben durch hohe Dünen einigermaßen geschützt, aber mehr als einmal sind dieselben von den wilden Wogen bei Nord- und Nordweststürmen hinweggerissen worden. Die Dünen allein reichten nicht mehr aus; man mußte den Ort durch Wasserbauten sichern, auf welche dann auch viel Zeit, Geld und Arbeit verwandt worden ist. Schon 1223 wird das Dorf genannt und lange Zeit waren dort eigenthümliche Bräuche in voller Geltung. Wer eine Person ungerechter Weise als Dieb oder als schlechtes Mädchen bezeichnete, wurde auf sechs Monate aus dem Dorfe verbannt, er mußte fort, sonst wurde ihm die Hand abgehauen. Eine Frau, welche eine andere verleumdete, mußte eine Geldstrafe zahlen und that sie das nicht, so band man ihr zwei Steine oder einen Baumzweig um den Hals und führte sie so im ganzen Dorfe umher. Im sechszehnten Jahrhundert, vor dem Ausbruche des Religionskrieges, schickte West-Kapelle sechsunddreißig Fahrzeuge auf den Häringsfang aus und hatte auch schwunghaften Handel, als aber die Spanier kamen, plünderten und manche Häuser einäscherten, zogen viele Einwohner fort und der Verfall begann. So ist es in vielen Ortschaften gewesen, welche Herzog Alba, des papistischen Fanatismus rauher Henkersknecht, zu Grunde richten ließ.

Die Deiche an jener Küste gereichen den „Leuten von West-Kapelle" (denn so wollen sie heißen und nicht Bauern genannt werden) zum Ruhme. Sie sind kräftig gebauete, breitschulterige Menschen von aufgewecktem Temperament, dabei gutmüthig und wohlwollend, so lange man sie nicht

Stadthaus in Veere.

reizt; und vor allen Dingen fühlen sie sich unabhängig, außer vom Meere, das sie als ihren Herrn bezeichnen. Aber sie sagen auch: „Daar is onze kracht, daar is onze macht“, denn sie könnten, wenn sie die Deiche durchstächen, an einem einzigen Tage die ganze Insel unter Wasser setzen.

Die Deiche sind den Leuten das Allerwichtigste und nur ein Mann, der in West-Kapelle das Licht der Welt erblickt hat, darf Deicharbeiter sein. Ein Auswärtiger kann Landbauer, Handwerker, Kaufmann rc. werden und sein, aber am Deiche hat er nichts zu thun und zu schaffen. Wenn die See hoch geht, die Westwinde den Wogenschwall mit Gewalt herantreiben und ein Deichbruch besorgt wird, dann läutet man die Lärmglocke, der Ausrufer geht durch die Straßen, schlägt auf ein großes Kupferbecken und ruft:

Nood, nood! Groote nood! — Klein en groot, — Arm en rijk — All naar den Dyk.

Nun rennen alle nach dem Deiche. Die Arbeiter theilen sich in Rotten von je etwa 30 Mann, in „Banden“. Gegenwärtig giebt es sieben Banden Zimmerleute, fünf Flakkenarbeiter (— Flakke ist das gute deutsche Wort für das wälsche Faschine —), „Nyswerkers“, und eine Bande Reserve, welche mit- und aushilft wo die Noth es erfordert. Die Zimmerleute sind Nachkommen der alten Dorfbewohner, die Nyswerker stammen von Ansiedlern, welche sich späterhin im Orte niederließen, jene der elften Bande von Leuten die im vorigen Jahrhundert seßhaft wurden. Die Söhne eines Deicharbeiters haben ein Recht gleichfalls Deicharbeiter zu sein.

Jede Bande hat als Obmann ihren Baas und einen Buchhalter, welche beide sie selber wählt. Sobald ein Knabe zwölf Jahr alt ist, wird er in eine Bande eingewiesen und wenn er nach einigen Jahren Vollarbeiter wird, führt man ihn zunächst an jungen Männern vorüber, die eine Doppelreihe bilden; beim Hindurchgehen wirft man ihn nicht gerade sanft hin und her. Dann hat er sich dem Baas vorzustellen, der ihm alle seine Obliegenheiten einschärft; hinterher ziehen Alle in die Schänke, wo sie sich auf seine Kosten den Wachholderbranntwein gut schmecken lassen.

Die Scheidung zwischen Timmerlieden und Nyswerkers wird noch streng aufrecht erhalten. Jede Abtheilung hat ihre besondere Schänke und in dieser jede ihren eigenen Tisch. Die ersteren haben das Chateau de Batavia, die zweiten den Orangebaum inne und in dem letztern befindet sich ein Hinterzimmer für die elfte Bande. Die Auszahlung der Arbeiter ist ein Fest, ein Drift. Jede Bande zieht in ihre Schänke, wo der Baas alles Geld zumal auf den Tisch legt; die Vertheilung wird vom Buchhalter besorgt und Einsprache kommt nicht vor, weil Alles regelrecht und rechtschaffen verzeichnet worden ist. Der Neuling zählt für einen Drittelmann, zwei Jahre später für einen halben Mann, nachher für einen Fünfsechstelmann und zuletzt für einen vollen Mann. Der Buchhalter sagt, wie viel ein Jeder zu bekommen habe und die Einhändigung des Geldes geschieht durch den Baas. Die Schänkrechnung wird aus der Gesammtsumme bestritten; man stellt Zinnkannen, die mit reinem Genever gefüllt sind, auf den Tisch und daneben ein Glas (Mokje), welches die Runde macht und nicht klein ist.

In West-Kapelle kann man die Polizei nicht leiden. Ein Polizeimann tritt in die Schänke und verlangt einen Genever. Er darf sich nicht setzen, sondern muß stehend trinken aus einem Glase das keinen Fuß hat; ein solches Dienders glaasje, Dienerglas, hält jeder Kasteleijn, Schänkwirth, für Polizeidiener bereit.

West-Kapelle hatte im Jahre 1848 nur noch 1900 Einwohner, 1872 war die Zahl auf 2499 angewachsen. Es wird viel Genever genossen und doch findet man kaum einen Säufer. Man spielt gern Karten, aber nicht um Geld sondern um diesen vielbeliebten Wachholderbranntwein.

De Coster und Adolf Dillens gingen von West-Kapelle in nordwestlicher Richtung der Küste entlang nach dem ungemein hübschen und saubern Dorfe Domburg, das gern von Badegästen besucht wird; diese finden gutes Unterkommen und Wellenschlag so viel sie nur wünschen. Von dort schlugen sie die Richtung zur Ostküste ein nach Veere, das an einem heitern Junitage aus der Ferne sich wie eine orientalische Stadt ausnahm; der hohe Thurm des Stadthauses hob sich prächtig von dem blauen Himmel ab. Die Ortschaft ist bereits seit 1358 Stadt, und hat mehrere hübsche Gebäude, aber der Thurm der Großen Kirche, der im besten gothischen Stil begonnen wurde, blieb leider unvollendet. Der Bau des Stadthauses wurde 1470 begonnen, der Thurm („Belfried“ wie die Flamingen sagen, Beffroi ist französisch) 1599 vollendet. Unsere Illustration zeigt, daß der Baustil ein Uebergang aus dem Gothischen zur Renaissance ist. Die Standbilder sind jene der alten Grafen von Veere.

Im Stadthause kann man allerlei merkwürdige Gegenstände sehen. Ueber einem alten Kamine hängt ein Gemälde; es stellt die Flotte dar, mit welcher am 29. October 1688 der Oranier Wilhelm der Dritte nach England unter Segel ging, wo er König wurde. Da sieht man ferner drei eiserne Hände; eine derselben hält eine Axt. Im Jahre 1546 widersetzten sich drei Männer der Vollziehung eines gerichtlichen Urtheils; für diesen Ungehorsam sollte der Henker Jedem eine Hand abhauen. Sie wurden indeß begnadigt, mußten aber als Andenken jene drei eisernen Hände stiften.

Im Dorfe Brouwe Polder war Kirmeß; sie glich völlig denen, welche wir bereits geschildert haben, in der Schänke jedoch, wo es hoch herging, war Ueberfluß an echt niederländischen Scenen. Es wurde gesungen, gejubelt, getanzt und das was sich für Musik ausgab war zum Ohrzerreißen. Als die beiden Wanderer in das Halbdunkel der großen Stube eintreten, machen alle Bauern große Augen um sich die Männer, welche städtisch gekleidet sind und einen Vollbart tragen, näher zu besehen. Einige gehen, andere kommen; draußen stellt man Betrachtungen über die Fremdlinge an und zerbricht sich den Kopf, weshalb die wohl nach Brouwe Polder gekommen seien. Während Bänkelsänger ihren ohnehin rauhen Kehlen Gewalt anthun, erschallt mächtiger Jubel; ein Bursch den man soeben zum Sieger im Ringstechen erklärt hat, wird von seinen Freunden auf den Schultern hereingetragen; sie werfen ihn in die Höhe und lassen ihn fallen, während er mit Händen und Füßen gesticulirt, nach links und nach rechts Faustschläge und Fußtritte austheilt, dann einen tüchtigen Schluck nimmt und während er hellauf kreischt, wie ein Triumphator fortgetragen wird. Plötzlich bricht eine Bank; allgemeines Gelächter; dann singen die Mädchen ein Lied, in welchem eine Schwalbe die Hauptrolle spielt.

Seeland ist ohne Kirmessen nicht denkbar. Bei der in Domburg halten auch die Mädchen Wettrennen, bei welchem sie plumpe, dicke Holzschuhe tragen. Auch auf dem Eise werden Ringstechen und Wettläufe zum Besten gegeben.

Arnemuiden ist ein Fischerdorf, das auf Wurthen steht, künstlich aufgeworfenen Hügeln, wohin das Vieh geht, wenn die Wiesen unter Wasser stehen. Dergleichen Vliebergen kommen auf den Inseln Seelands sehr häufig vor. Der Ort lag früher oftmals in Fehde mit den Middelburgern, mußte aber zuletzt der Uebermacht sich fügen. Das Meer, oder vielmehr der Scheldearm, an welchem er liegt, hat ihm oftmals Schaden zugefügt, und im sechszehnten

In der Schänke zu Brouwe Polder.

Jahrhundert ließ er eine Denkmünze prägen mit den Worten: Salve nos domine, nam perimus.

Die Fischer von Arnemuiden fahren auf den Fang bis auf die Höhe des Texel und manchmal noch weiter bis Vlieland. Sobald sie mit ihrer Ausbeute zurückkommen, werden sie von Booten aus Antwerpen und Amsterdam angesprochen, die ihnen auflauern und für bares Geld den Fang abkaufen. Nach Middelburg bringen sie nichts; wer dort Fische essen will, mag sie sich selber holen oder von Middelburger Fischern kaufen. Gewöhnlich kommen sie am Freitage von der Fahrt wieder heim und dieser ist der Tag des Kuchenbackens, Koekebakken; der Mann, welcher eine Woche lang dem Wetter und den Wellen ausgesetzt war, hat dies süße Gebäck wohl verdient und läßt es sich gut schmecken.

In früheren Zeiten, wenn der Fang recht gut ausgefallen war, galt folgender Brauch. Die Fischer setzten sich an einen langen Tisch und legten das unterwegs eingenommene Geld auf denselben. Es wurde dann in verschiedene Haufen getheilt. Die größeren bestanden aus Kronenthalern oder aus Reichsthalern; dann folgten die mit Gulden, halben Gulden, Viertelgulden und zuletzt die mit Kleingeld, Dubbeltjes. Zuerst gelangten die mit den größeren Geldsorten zur Vertheilung; das Kleingeld wurde in Theetassen, Kommetjes (Kümpchen), gethan. Von den größeren Geldsorten erhielt zunächst Jeder seinen Antheil; nachher wurden die Kommetjes gestrichen, so daß sie oben glatt waren, wie ein gestrichener Scheffel Getreide. Nachdem dann auch sie vertheilt waren, blieben immer noch genug Dubbeltjes und Kwartjes zur Bezahlung der Zeche.

Wissekerke.

Nach der Vertheilung ging es hoch her; Kuchen, süßer Kuchen mit Korinthen, war vollauf da, und dazu schmeckte der Klaare, d. h. der reine Genever, ganz prächtig. Man rauchte guten Taback aus Pfeifen oder auch schlechte Cigarren, die Frauen fanden sich ein und es wurde geschmaust und gelacht, bis die Zeit kam wo die Fischer wieder in See stachen, um neuen Fang zu machen und die Kommetjes abermals zu füllen. Im Jahre 1844 verdiente ein Arnemuider Fischer im Durchschnitt wöchentlich 25 Gulden, aber so viel wirft gegenwärtig sein Geschäft nicht mehr ab. Früher war er frei von der Conscription; wenn er einen Schatz hatte und die Reihe zum Loosen kam an ihn, so sprach er: „Leuntje, ik moet looten!“ Helenchen, ich muß loosen. Dann heirathete Lenchen ihren Jan und Jan brauchte nicht Krieger zu werden. Dieses Privilegium hat aufgehört. Uebrigens sind die Arnemuider auch Frachtfahrer zur See; sie bringen fette Schweine nach Alkmaar oder Haarlem und sind insgemein wohlhabende Leute.

Bevor wir Walcheren verlassen, können wir an Wissekerke, das gegenüber auf der Insel Nord-Beveland liegt, zeigen, wie sich die Dörfer am Wasser ausnehmen. Der Ort spiegelt sich in einem Teiche mit seinen Heuschobern, Strohdächern und dem hohen Thurme, ist recht hübsch, hat aber auch viel Eintöniges. Die Kirche stammt aus dem vierzehnten Jahrhundert, in welchem Seeland seine glänzenden Tage gehabt hat.

Franz Keller-Leuzinger bei den Moxos-Indianern in Bolivia.

Wir haben unsere Leser mehrfach auf das ausgezeichnete Werk Franz Keller's: „Vom Amazonas und Madeira“ (Stuttgart bei Kröner 1874) aufmerksam gemacht und Auszüge nebst Illustrationen mitgetheilt, welche wir der Freundlichkeit des Reisenden verdankten. Er ist es gewesen, welcher als ausgezeichneter Ingenieur den Tract vermaß, den die Madeira-Mamore-Bahn zu nehmen hat. Dieses wichtige und großartige Unternehmen, durch welches die Verkehrsverhältnisse des innern Südamerika eine völlige Umgestaltung erfahren werden, kommt nach mancherlei nun endlich beseitigten Hindernissen zur Ausführung, und Herr Keller hat die Genugthuung, daß dieser Schienenweg genau nach den von ihm entworfenen Angaben und Plänen hergestellt werden soll.

Der Beruf brachte es mit sich, daß er in der Region oberhalb der Wasserfälle des Madeira, welche durch die Bahn umgangen werden, in vielfache Berührung mit einem der interessantesten Indianervölker gerieth, mit den Moxos (sprich Mochos). Sie wohnen in den Campos oder östlichen Prairien Bolivias, zwischen den Flüssen Beni, Mamoré, Itonama und Guaporé in 15 regelmäßig angelegten Ortschaften. Diese sind einst als Missionen von den Jesuiten gegründet worden, seit 1687, wo der heute noch wichtigste Platz im Lande, Trinidad, entstand; Exaltacion, das gleichfalls in neuerer Zeit wiederholt genannt worden ist, datirt aus dem Jahre 1704. Die Zahl der Moxos wird von Keller auf etwa 30,000 geschätzt; sie sind echte, unvermischte Indianer, meist herrlich gebauete, kräftige Gestalten, aber sie werden in einem Zustande von Verlassenheit und Gedrücktheit erhalten, der in hohem Grade zugleich peinigend und entmuthigend erscheint.

Unter allen Missionären sind fast allein jene aus der Gesellschaft Jesu diejenigen gewesen, welche ethnologisches Verständniß zeigten. Sie vorzugsweise verstanden es, die Indianer richtig zu nehmen und wurden, wenn auch in sehr eigenthümlicher Art, zu Wohlthätern derselben. Wie lang und entsetzlich auch die Reihe von Missethaten der Jesuiten ist, und wie entschieden man sie als systematische Gegner jeder freien Geistesrichtung, jeder wahren Cultur betrachten muß, wie sehr sie heute geschworene Feinde der Unabhängigkeit der Staatsgewalt und unerträglich geworden sind — mit ihren theokratischen Anmaßungen — um die Indianer haben sie sich Verdienste erworben, haben dieselben verstanden und sie, gleichviel aus welchen Gründen, und gewiß auch aus wohlgemeinten, menschlichen Rücksichten, gegen Mißhandlungen in Schutz genommen.

Franz Keller verbreitet sich sehr ausführlich über die Missionen der Jesuiten bei den Moxos. Diese fanden in einem streng patriarchalischen Regimente gerade diejenige Regierungsform, welche einerseits ihren, gleichviel ob auch egoistischen Zwecken, andererseits dem Kindergeiste der Indianer am besten entsprach. Sie machten ihre überlegene geistige Kraft geltend, unterwarfen die stolzen Häuptlinge, gewährten aber auch denselben und ihren Stämmen Schutz gegen die brasilianischen Räuber aus St. Paulo, die, als Paulistas weit und breit berüchtigt, als Sklavenfänger ins Land eindrangen. Sie hielten die Jagdnomaden zum Ackerbau an und gaben ihnen Hausthiere. Sie hatten glänzenden Erfolg, und das Geheimniß desselben liegt, wie Keller gewiß richtig meint, in der strammen Organisation des Ordens, in dem Eifer und der Hingebung seiner Mitglieder, in dem Tacte, welchen die Oberen bei Behandlung der Indianer an den Tag legten. Dann aber auch in der Sanftmuth und stillen Unterwürfigkeit, die auch heute noch als Hauptcharakterzug und besondere Raceneigenthümlichkeit bei diesen Stämmen sich zeigt. Einige Versuche, auch andere, z. B. die kriegerischen Coroados zwischen dem Paraná und obern Uruguay, zu zähmen, sind dagegen vollständig mißlungen.

Sobald die Patres mit den Häuptlingen in gutes Einvernehmen gekommen waren, legten sie unter Jubel, Tänzen und Schmäusen den Grund zur Mission, steckten Straßen aus, baueten eine Capelle und statt der Hütten feste Häuser aus gestampfter Erde; ringsum wurde dann Maniok, Mais und Baumwolle gebaut. Man trieb Herden aus schon vorhandenen Missionen herbei; der Indianer hatte nun statt des Mangels Ueberfluß und wurde dem Fischer- und Jägerleben entfremdet. Alles das Gute hatten ihm die weißen Männer gebracht; er sah, daß sie es gut mit ihm meinten, und obendrein gaben sie ihm Arzenei, welche gegen das böse Fieber wirksam war. Auch für die Frauen wurden die Jesuiten zu Wohlthätern; bisher lag alle Last und Arbeit auf den Weibern, jetzt mußte der Mann bei den Arbeiten auf dem Felde mithelfen.

Nun war die weitere Organisation leicht. Die Patres ernannten Aufseher und Gehülfen aus den Reihen der Eingeborenen; der Correjidor und die Alcalden erhielten als Würdezeichen ein Rohr mit silbernem Knopfe; an jedem Morgen mußten sie sich Weisungen für den Tag einholen. Als Wirthschafter und Aufseher der Vorrathskammern fungirte ein Majordomo, ein Hausmeister, welcher die Lebensmittel für jede Woche austheilte; für jedes einzelne Handwerk: Zimmerleute, Schmiede, Ziegelstreicher 2c., war ein Capitano bestellt. Wichtige Personen waren die Drechsler, welche die Rosenkränze verfertigten, denn Jeder mußte einen Rosenkranz tragen. Auch hatte jede Mission ihren Capellmeister und Aufseher über die Silberkammer und die Wachsvorräthe. Krankenpfleger fehlten nicht. Alles war genau geordnet; bei kirchlichem Pomp und Processionen spielten die Indianer eine Hauptrolle, die Kirchen wurden überreich ausgeschmückt und namentlich am Frohnleichnamsfeste entfaltete man so viel Pracht als irgend möglich.

„Unter mit Palmzweigen geschmückten Pforten, an welchen herrliche Früchte und prächtige Blumen prangten, hatte man buntgefiederte Papageien und Tukane, schneeweiße Reiher und ernstblickende Falken angekettet, ja sogar Pumas und Onzen waren in Käfichen ausgestellt, während der Fischreichthum der nächsten Gewässer in großen Schalen lebendig zu sehen war. Die Procession selbst bot mit den Musikern, den phantastisch gekleideten, eine Aureole von Araráfedern tragenden Schwerttänzern und den mit Goldstickereien reich geschmückten Traghimmeln einen malerischen Anblick dar. Dieser wurde noch erhöht durch die Kirchenfahnen mit silbernen Kreuzen; den Schluß des Zuges bildete die waffenfähige Mannschaft, welche theils Bogen, theils Musketen trug. In jeder Woche fanden kriegerische Uebungen und Scheinkämpfe statt, an welchen die ganze waffenfähige Mannschaft sich betheiligen mußte; Reiterei und Fußvolk zogen unter Leitung der in reicher Uniform prangenden Führer umher. Die spanische Regierung hatte den Jesuiten erlaubt, den Indianern auch Feuerwaffen zu verabfolgen, damit sie sich der räuberischen Paulistas mit Nachdruck erwehren könnten.“

Das ganze Leben der Indianer war streng nach Vor-

schrift und eine solche gab es man kann sagen für jede Stunde. Mit Tagesanbruch wurde zum Gebete geläutet; unter Musik mußte die ganze Einwohnerschaft der Mission sich auf dem großen Platze versammeln. Von da zog sie in Abtheilungen, jede unter einem bestimmten Aufseher, auf das Feld; allemal wurde ein Heiligenbild voran getragen; auch die Handwerker zogen nach ihren Werkstätten; einem Jeden war seine Tagesarbeit angewiesen. Auch Strafen wurden im Nothfalle verhängt und als Sühne hingestellt. Um den Moxos zu zeigen, daß dabei unparteiisch verfahren werde, mußte einer der jüngeren Missionäre sich, für ein eingebildetes Vergehen, einer strengen Disciplinarstrafe unterwerfen.

Die Jesuiten ertheilten guten Schulunterricht, schlossen aber dabei die spanische Sprache vorsätzlich aus, und dadurch schon war ihnen allein die Leitung und Bestimmung aller Dinge gesichert. Franz Keller's Meinung zufolge unterschied sich wohl das Verhältniß, in welchem die Indianer zur Blüthezeit der Missionen bis Mitte des vorigen Jahrhunderts zu ihren Herren, den Jesuiten, standen, von einer eigentlichen Sklaverei nur dadurch, daß sie nicht verkauft wurden. Alle waren unter sich nahezu gleichgestellt, d. h. gleich machtlos; die Felder wurden gemeinschaftlich bebaut; außer geringem Hausrathe gab es kein Privateigenthum in der Gemeinde; auch der geringste Handel mit etwa in Mußestunden angefertigten Artikeln war nach außen hin streng untersagt, jede Anhäufung von Privatvermögen factisch unmöglich. Es bestand wirkliche Gütergemeinschaft, aber nur zu Gunsten der Herren, welchen die Arbeit Aller schließlich zu gute kam. Sie verfügten über Alles nach Gutdünken und Belieben. —

Ein solches System, bei welchem die ehemaligen Jagdnomaden sich ungleich besser befanden als früher, war freilich nur aufrecht zu erhalten, wenn die Missionen so wenig als möglich mit der Außenwelt in Berührung kamen und den Jesuiten gestattet blieb, ganz nach Belieben zu schalten. Die Indianer wurden allerdings von den Patres ausgebeutet, aber diese sorgten doch für sie; für ein unmündiges Volk, und das sind und bleiben auch diese Waldindianer vermöge ihrer Racenanlagen, glaubten sie das richtige Verfahren

Moxos-Indianer aus Trinidad.

Mariano, Moxos-Indianer aus Trinidad.

ermittelt zu haben. Unmündig blieben jene Eingeborenen unter der Herrschaft der Jesuiten, und sie sind es nach deren Beseitigung auch heute. „Damals stand wenigstens ihre Existenz außer Frage; heute — als „freie Republikaner“ — werden sie von Hunderten gewissenloser Abenteurer nicht nur ohne alle Rücksicht ausgebeutet, sondern auch physisch wie moralisch zu Grunde gerichtet.“ So spricht der Augenzeuge, welcher die Lage der Dinge genau beobachtete. Derselbe fügt hinzu: „Wie die Verhältnisse nun liegen, sind sie einer Rotte von Abenteurern preisgegeben, vom eiteln, ewig conspirirenden Bolivianer bis zum flüchtig gewordenen Wechselfälscher aus Rio de Janeiro, dem des Schreibens unkundigen polnischen Hausirer und dem schmutzigen, neapolitanischen Kesselflicker. Von diesen allen, unter dem Vorwande Handel zu treiben, werden die naiven Rothhäute in der schändlichsten Weise übervortheilt und mißhandelt. Dabei ist es, als ob sich alle diese Leute das Wort gegeben hätten, die Sitten jener Naturkinder in der gründlichsten Weise zu verderben; besonders aber sind es die Vigarios, die Pfarrer der Pueblos, welche das Mögliche leisten, um das Werk ihrer Vorgänger zu vernichten. Ihnen sind weder die silbernen Gefäße des Kirchenschatzes, noch die Töchter und Frauen ihrer Pflegebefohlenen heilig, und bei dem geringen sittlichen Gehalte der Eingeborenen läßt sich leicht ermessen, von welch traurigem Einfluß ein solches Beispiel auf die öffentliche Moral sein muß.“

Keller weist ausführlich nach, wie unbarmherzig die sieben Stämme der Moxos von den Bolivianern, vorab von der Regierung, mißhandelt und ausgebeutet werden und wie grauenhaft verwahrlost die Zustände sind. Man hat die verwilderten Rindviehherden, bis auf einige wenige, ausgerottet, nur um die Häute zu gewinnen; man denkt nicht daran, die vegetabilischen Schätze nutzbar zu machen: Kakao, Taback, Zucker, Baumwolle; man vernachlässigt die Hebung der Gewerbsamkeit, obwohl die Moxos ein außerordentliches Geschick für Herstellung von Flechtwerk und Geweben jeder Art besitzen, und man betrügt sie in gottloser Weise. Sie sind elend geworden, aber der religiöse Fanatismus ist geblieben. „Noch heute sieht man bei religiösen Schaustellungen

Selbstpeiniger. Da hat sich Einer mit ausgestreckten Armen und einem Beine fest auf ein schweres hölzernes Kreuz binden lassen und begleitet so, mühselig sich fortschiebend, stundenlang die Procession durch die Straßen des Pueblo. Dort rutschen andere, auch Frauen, auf den nackten Knien mit, bis sie endlich mit von dem scharfen Sande zerschundenen, blutenden Gliedern halb ohnmächtig ans Ziel gelangen." Den Schluß der religiösen Festlichkeiten macht ein Trinkgelage.

Im bolivianischen Departement des Beni liegen wie schon gesagt 15 ehemalige Missionen. Die verschiedenen Moxosstämme sind in denselben derart vertheilt, daß drei derselben, die Maropas, Baurés, Itonamas und Moxos, in je zwei, drei und vier Missionen beisammen wohnen, während die Kanitschanas, Kayuabas und Mobimas je eine inne haben. Im Amazonasthale werden alle aus den bolivianischen Missionen stammenden Indianer mit dem Namen Moxos bezeichnet; die in Exaltacion am Mamoré wohnenden Kayuabas gelten für die kühnsten und gewandtesten Bootsführer, sie sind auch im Rudern ungemein ausdauernd. Die Kanitschanas, welche noch vor etwa zwanzig Jahren Anthropophagen gewesen sind, haben ein verschlossenes, unfreundliches Wesen.

Unsere Illustrationen (S. 167) veranschaulichen zwei Köpfe von Moxosindianern aus Trinidad am Mamoré. Die durchaus edelen Züge des einen (welcher der Bootsmannschaft Keller's angehörte) erinnerten an Seume's Canadier; er war einer der verschlossensten unter den verschlossenen Rothhäuten. Der andere, Marianno genannt, war äußerst klug und verständig, namentlich wo es sich um Küchenangelegenheiten handelte. Seine vorstehenden Backenknochen, geschlitzten Augen, schwacher Bart und nicht geringe Anlage zur Beleibtheit gaben ihm das Ansehen „eines stark nachgedunkelten chinesischen Mandarinen". (— Aber die Nase und der Mund erinnern doch nicht an chinesischen Typus. —)

Die Schlußvignette veranschaulicht „die bei den Indianern angewendeten Erziehungsmittel der Gesellschaft Jesu".

Die bei den Indianern angewandten Erziehungsmittel der Jesuiten.

Ein Culturbild des alten Island.

II.

Sehr eingehend beschäftigt sich Maurer mit der staatlichen Entwickelung und den Rechtsverhältnissen der Insel. Es ist hier nicht der Platz, ihm bis in die Einzelheiten zu folgen; wir heben nur die Grundzüge hervor.

Die Grundlage des alten Freistaates bildet die Tempelgemeinde, d. h. die um einen Tempel seßhaften und unter dem Schutze eines Häuptlings wohnenden freien Bauern. Uebrigens stand der Bau eines Tempels Jedem frei, wie es Jedem erlaubt war, sich seinen Häuptling zu wählen.

Diese einzelnen losen Tempelgemeinden wurden fester geknüpft durch das sogenannte Ulfljótstög, d. h. durch die Rechtsordnung, die um 930 von einem gewissen Ulfljót aus Norwegen geholt wurde. Nach dieser wurde eine Landesgemeinde unter Vorsitz eines Gesetzessprechers eingesetzt.

Noch später führte man eine neue Rechtsordnung ein: Island wurde in vier geographisch abgegrenzte Bezirke getheilt, jeder Bezirk hatte seine Versammlungen. Der Bezirk zerfiel wieder in je drei Dingverbände mit Dingversammlungen, der Dingverband in je drei Herrschaftsverbindungen. Nur den nördlichen Bezirk schied man in vier Dingverbände.

Zuletzt wurde die weltliche Verfassung Islands mit einem sogenannten fünften Gerichte beendet, das um 1004 eingesetzt wurde. Seine Aufgabe war, dem Holmgang (Zweikampf) zwischen mächtigen Häuptlingen und ihrem Anhange entgegenzuarbeiten.

Mittelpunkt des staatlichen Lebens wurden die Dingversammlungen, deren Termin in Einklang gebracht werden mußte mit den bäuerlichen Beschäftigungen. Nach der Frühlingsarbeit folgten die Frühlingsdinge, die nicht vor dem 7. Mai begannen und vier Tage dauerten. Daran reihte sich die Markirung der Thiere und das Auftreiben auf die Hochweide. Daran schloß sich, zwischen 18. bis 20. Juni beginnend, das Allding, welches zwei Wochen währte. Das Ende desselben fiel bereits in die Zeit der Heuernte. Eintreiben des Viehes, Vertheilung desselben unter die einzelnen Besitzer und noch ein Herbstding von zwei Tagen Dauer, Ende Juli oder Anfang August, bildeten den Schluß der anstrengenden Sommerarbeit eines Isländers.

Das Ding, besonders das Allding, zu besuchen, war Ehre und Freude. Da erschienen sie Alle, Männer, Frauen, selbst Kinder. Die einschichtigen Männer, welche im fremden Hause als Einzelne wohnten, trafen dort zusammen mit

den Häuslern, die nichts als eigenes Domicil besaßen, vielleicht nur eine Bude am Strande des Meeres. Dort mischte sich der Gode und große Bauer, der sein Þingfarakaup, sein Dinggeld, behalten wollte und lieber selbst gekommen war, mit dem Freigelassenen, der vom Häuptling am Ding schon eingeführt worden war und demnach als vollberechtigter Freier galt *). Zur Dingstätte ritten die Goden im Gefolge ihrer Bauern. Auf der Reise — so bestimmte es das Gesetz — waren sie bewirthet worden von den Bauern. Auf der Dingstätte selbst sorgte die Nachbarschaft nur für Pferde und Brennmaterial; für die Wohnungen mußten die Dingleute einstehen. Auf dem weiten Platze standen die Wohnungen der Zugereisten. Je mächtiger der Gode, desto größer die Behausung; je reicher der Besitzer, desto kostbarer die innere Ausstattung des länglich viereckigen Gebäudes und seine wollene oder leinene Bedachung. Auch diese brachten die Leute von Hause mit. Leicht unterschieden sich von diesen Gebäuden die kleineren Buden der Schuster und Schwertfeger, der Spielleute und der eigentlich gesetzlich nicht geduldeten Bettler. Dicht umdrängt von Hoch und Niedrig und so schnell erkenntlich war die Kneipe des Biersieders. Wie durfte auch das Buffet bei einer germanischen Landesbotenversammlung fehlen!

Körperliches und geistiges Treiben der Nation pulsirte kräftiger bei diesen Versammlungen. Hier entfalten junge Leute im Ringkampfe ihre Kunstfertigkeit, dort im Ballspiel ihre Gewandtheit. Hier fließt dem Normann rascher das Blut, wenn er sein Lieblingsthier zur Hetze sich vorgeführt sieht, dort stockt ihm der Athem, wenn der Sänger die gewaltigen Recken aus dem alten Heimathslande emporsteigen läßt, wenn das Zerspringen der Schilde und die wuchtigen Schwerthiebe zum zweiten Male geistig gehört werden, wenn scharfspitziger Witz abwechselt mit hochwallender Lobrede. Musik, dem Germanen doch nicht fremd, wurde hier nicht gehört; dem Isländer aller Zeiten fehlte diese Begabung.

Doch alle dieses diente ja nur zum Zeitvertreib vor oder nach der ernsten Dingversammlung. Diese selbst nahm ihren Anfang mit der Hegung der Dingstätte. Das Tragen von Waffen war nun verboten, das jetzt begangene Verbrechen sühnten härtere Strafen.

Auf dem Gesetzesfelsen, dem Mittelpunkte der Versammlung, hat der Vorsitzende, der Gesetzessprecher, seinen Platz genommen. Vor ihm erscheinen die Dinghalter, die am Ding Theilnehmenden, die Angeklagten und Rechtsuchenden. Vom Gesetzesfelsen aus richtete man, nach eingeholter Erlaubniß des Sprechers, das Wort an die Gemeinde, von hier aus wurden geschäftliche Abmachungen vorgenommen und Ehebündnisse abgeschlossen. Der Vorsitzende ertheilte dabei Aufschluß bei strittigen Rechtsfragen. Von dem Felsen aus verkündete der Sprecher die verwilligten Privilegien und Gnaden, den Kalender für das nächste Jahr, und wenigstens einmal während seiner dreijährigen Amtsdauer alle einzelnen Abschnitte des Landrechtes. Für die mehr glänzende als politisch bedeutende Rolle waren ihm gewisse Einkünfte neben schweren Strafen für Amtsversäumnisse zugesagt.

Der Gesetzessprecher verkörperte demnach in seiner Person die Landeseinheit. Darum hielten ihn auch die auf ihre Stellung eifersüchtigen Häuptlinge fern von jeder Executivgewalt. Sie, die Häuptlinge, nahmen die maßgebende Stellung am Ding ein. Von Haus aus Bauern — durchaus kein Adel — genossen sie als Tempelpfleger und Leiter des Opferdienstes eines höhern Ansehens als die, welche sich um ihren Tempel niedergelassen hatten. Ihre Pflicht war, Schützer der Rechtsordnung, Vertreter der Interessen ihrer Dingleute und vor Allem Wahrer des Dingfriedens zu sein. Aber gerade diesen Dingfrieden, einen Hauptgrund zur gedeihlichen Entwickelung des Landes, störten gar oft mit Waffengetöse die stolzen, unbeugsamen Führer.

Oft genug suchten sie, trotz Gesetzessprechers und Rechtsordnung, ihr Recht mit der Faust zu gewinnen. Mit gewappneter Hand strebte der Stärkere den Schwachen von der Dingstätte zurückzuhalten, und der letztere scheute nicht die mühseligen Pfade durch die innere Insel, nur um früher zur Gerichtsstätte zu gelangen oder dem Gegner den Zuzug zu verdecken. Oder waren beide Parteien glücklich zum Ding gekommen, dann stürmte wohl der Mächtigere mit vorgehaltenem Speere die Reihen seines Feindes. Weder Verlegung des Gerichtes noch Gerichtsschützer hinderten diese nordischen Recken, ein günstiges Erkenntniß sich zu erzwingen. Erhitzten nun gar religiöse oder politische Streitfragen die Leidenschaften der Parteien, dann würde selbst eine Brunhilde mit den Kämpfen ihrer Isländer zufrieden gewesen sein. Heißt doch der Sommer des Jahres 1163 geradezu Felswerfungssommer, weil die Mannen im Eifer des Kampfes sich mit Steinen warfen, die nachher keiner mehr zu heben vermochte. Nur selten wird das düstere Bild dieser Parteikämpfe erhellt durch einige Lichtstreifen. Selten mag ein mächtiger Häuptling durch Androhung bewaffneten Einschreitens dem Landfrieden Geltung verschafft haben; noch seltener mag um des lieben Friedens willen der Gekränkte auf die Rache verzichtet haben.

Die ungewöhnliche Selbstwilligkeit dieser nordischen Naturen zeigte sich besonders bei der Einführung des Christenthumes. Im Jahre 981 kam Bischof Friedrich aus Sachsen in Begleitung eines bekehrten Isländers nach der Insel. Der Erfolg dieser Mission war ein geringer. Nachdem einige Wunder nur auf die nahen Verwandten gewirkt hatten kehrten Beide 986 aus dem Lande der hartköpfigen Heiden nach Altsachsen zurück. Besser ging es schon mit einer zweiten Bekehrung, die der rücksichtslose norwegische König Olaf ins Werk setzte; derselbe, der auch in seinem Lande und auf den Orkneys und Faröern das Christenthum eingeführt hatte. Seine ersten Sendboten arbeiteten nach Art der Heergesellen und die Tempel fielen unter den Axthieben der Frommen. Zeigte sich auch schon die Zersetzung des Heidenthumes in Ahnungen und beängstigenden Träumen, so behagte doch nicht dieser Modus der Bekehrung, und man verjagte auch jene Boten. Da ein Märtyrer also durchaus nicht aufstehen wollte, schickte Olaf einen Deutschen Namens Dankbrand nach Island. Dessen Vergangenheit hatte ihn zum Sendboten gemacht. Er plünderte einst auf eigene Faust das um die königlichen Pfründen liegende heidnische Land und ging, zur Sühne, nach Island, um dort die Lehre von der Ergebung in den Willen eines Höchsten auszubreiten. Ein alter Gode nahm Dankbrand und den Raufbold, welchen dieser als seinen Begleiter mitbrachte, freundlich auf und bekehrte sich, nachdem er vorsichtiger Weise vorher die Handlung der Taufe an einer ältern Frau hatte vornehmen lassen. Dankbrand mußte doch nicht sein altes Handwerk vergessen haben. Einige Todtschläge brachten ihm die Acht ein und nahmen ihm die weitere Gelegenheit, sein Werk zu vollenden. Wie groß mußte aber sein Schmerz sein, als vor seinem Weggange eine alte Heidin ihn zu ihrem Glauben bekehren wollte! Trostlos kehrte er zurück — und doch hatte diese Mission gewirkt. Die isländischen Christen traten jetzt am Ding in geschlossenen Reihen auf.

König Olaf ließ sich die Gelegenheit nicht entgehen,

*) In Island erfolgte die Freilassung, sobald der Unfreie vom Goden am Ding eingeführt worden war; in Norwegen geschah dieselbe rechtliche Handlung durch das Freilassungsbier.

seine Glaubensgenossen zu unterstützen. Als einst zwei isländische Heiden in Drontheim landen, werden Beide festgenommen. Sie schickte er als letzte Sendboten nach der Insel, behielt aber wohlweislich die übrigen in Norwegen lebenden Isländer als Bürgen zurück. Die beiden Abgesandten wurden in die Dingversammlung eingeführt. Die trotzigen Christenmänner standen gewaffnet den hartköpfigen Heiden gegenüber. Der Landfriede war gebrochen, als noch zu rechter Zeit die gütlichen Reden einiger Christen den heidnischen Gesetzessprecher zu einem Vertrage bewegten. Nach diesem nimmt die Bevölkerung das Christenthum an, und die Tempel werden zerstört. Heimliche Opfer sind noch erlaubt, Aussetzung von Kindern und Genuß von Pferdefleisch ist noch straflos. Und wenn ja einer der Nordländer das kalte Taufwasser fürchtet, darf er auch in die warmen Quellen von Reykir steigen. Beide Parteien bequemten sich zur Annahme der Bedingungen und König Olaf hatte sein Werk vollendet.

Daß dieser formellen Bekehrung die materielle nur ganz langsam folgte, ist nicht allein auf Island zu finden. Derbheit und Rauheit blieben noch lange genug. Die heidnischen „Wiehte“ mußten noch im Anfang des 12. Jahrhunderts verboten werden. Die Wallfahrten fanden Anklang, weil sie dem abenteuerlichen Sinne der alten Vikinger entsprachen. Doch auch später, nach Ausrottung der heidnischen Lehren, entwickelte sich die christliche Kirche nicht zu ihrem Vortheile.

Die Bischöfe blieben abhängig von der Landesgemeinde, weil sie keinen Schutz in dem zu entfernten Erzbischof finden konnten. Die Priester wiederum standen unter den Kirchenbesitzern, die, wie einst die Goden die Tempel, so jetzt alle kirchlichen Angelegenheiten verwalteten. Was Wunder, daß die Geistlichen mehr und mehr verweltlichten und daß trotz ihrer Theilnahme an den geistigen Bestrebungen des Volkes, z. B. an der Literatur, ihre Unwissenheit und Rohheit nicht abnahmen.

Diese eigenartigen staatlichen und kirchlichen Verhältnisse haben auch die Selbständigkeit des Freistaates vernichtet. Während aber in anderen germanischen Ländern innere staatliche Wirren und kirchliche Einflüsse zu einem Königthum mit kirchlicher Färbung führten, leiteten sie in Island zur Unterwerfung unter die norwegischen Könige über.

Der isländische Clerus, der nach Errichtung eines Bischofsitzes zu Drontheim straffer gezügelt worden war und ein Uebergewicht über die lockeren staatlichen Verhältnisse bekommen hatte, wendete seinen ganzen Einfluß auf den König Norwegens an, diesen zu einer Einmischung in die Angelegenheiten Islands zu bestimmen. Dem widersetzten sich auf das Heftigste die Häuptlinge, besonders diejenigen, welche durch Ankauf mehrerer Höfe höhere Macht gewonnen hatten und sich bereits mit Dienstmannen nach Art der Jarle umgaben. Blutige Kämpfe waren die nothwendige Folge, reizten aber auch den König zu immer neuen Versuchen. Diese wurden ihm erleichtert durch die Isländer, die im Dienste des Königs gestanden hatten und nach ihrer Rückkehr nach Island mit ihm verbunden blieben. Eine königliche Partei bildete sich allmälig auf der Insel, und nach erneuten Kämpfen setzte 1262 Gizurr, ein solcher Abgesandter des Königs, die Anerkennung der Oberhoheit Norwegens durch.

Der untere Lauf des Jaxartes.

Von **Hermann Vambery.**

Mit den Forschungen, welche in der neuesten Zeit am untern Laufe des Oxus russischerseits gemacht worden sind, nicht minder aber auch mit der geplanten Zurückleitung dieses Stromes in sein altes, durch die Steppe nach der Balkansbucht führendes Bett, hängt auch die Frage des untern Laufes des Jaxartes eng zusammen. Dies um so mehr, da viel Wahrscheinlichkeit dafür vorhanden ist, den Sir-Derja mit dem Jeni-Derja, dieses am linken Ufer bedeutendsten Armes, vereinigen zu können. Im Angesichte solcher Möglichkeiten gewinnt das Mündungsgebiet der beiden centralasiatischen Flüsse immer mehr und mehr an Interesse, und es wird nicht überflüssig sein, auf Grund russischer Forschungen hier über den untern Lauf des Jaxartes Einiges zu sagen.

Das Gebiet dieses Flusses zerfällt in zwei verschiedene Theile. Der obere Lauf geht zumeist durch gebirgige Gegenden, die Strömung ist eine ungewöhnlich rapide und zu Culturzwecken kann das Wasser nur wenig verwendet werden. Ganz anders verhält es sich dort, wo der Jaxartes in die Ebene bricht, namentlich wo er den Aris aufnimmt, welcher Fluß denn auch als der letzte Zufluß aus den Ausläufern des Karataugebirges, als eigentliche Grenze des Steppengebietes angesehen werden kann. Vom Aris an weiter bis zur Stadt Turkestan ist der Einfluß des Sir-Derja so zu sagen in stetem Zanke mit dem Einflusse des Karataugebirges, indem erstgenannter den hier befindlichen Aeckern noch immer als Bewässerer dient, obwohl das Naß, welches er spendet, von nicht besonders reichlichem Maße ist. Der Karatau, hier nicht besonders hoch, arm an Schnee und Waldungen, hat außerdem noch eine gewisse Anzahl von Wasserquellen, die zur Irrigation während des ganzen Jahres hinreichen würden. Im Ganzen genommen sendet er in diese Gegend nur vier kleine Bäche aus, nämlich den Bugun, Tschajan, Bur-daschar und Ikan, von welchen nur der Bujün und Ikan einigermaßen und ersterer auch nur zu Anfang des Frühlings wasserreich sind. Die übrigen haben ein trübes Wasser und sind schon im April ganz ausgetrocknet.

Ueber Turkestan weiter hinaus ergießen sich noch drei Bäche: der Kara-Itschik, der Sauran und der Kara-Jaltak, die um Mitte März eine tiefe und schnelle Strömung haben, und bis zum Monat April behält nur noch der Kara-Itschik einiges Wasser, während die anderen zwei vollkommen austrocknen, vielleicht mit Ausnahme der ganz unmittelbaren Nähe der Berge, wo sich einige Eingeborene angesiedelt haben.

Gehen wir nun weiter nordwestlich gegen Sauran, so werden wir auch nicht einem einzigen Bergbache begegnen, der seine Wasser dem Jaxartes zuführt. Das culturfähige Land besteht hier aus höchstens 10 bis 15 Werst breiten zwei Strichen, die sich bis nach Dschulek hin ausdehnen, dem gegenüber die Karataukette, mit dem Vorgebirge Kara-Murun, gänzlich endet, und mit ihr auch die Culturfähigkeit des Sir-Derjaer Bassins. Ueber Dschulek hinaus sind nur die unmittelbaren Ufergegenden des Sir culturfähig, der von hier angefangen aber keinen Zufluß mehr aufnimmt und durch ein Steppengebiet hinzieht. Die ganze Strecke zwischen

Sauran und Dschulek ist von keiner besondern Bedeutung, da das Wasser nur aus Brunnen von einer Tiefe von zwei Saschen zu erhalten ist. Einige Theile der Steppe bewahren das Schneewasser etwas länger, welches, mit einer dünnen Salzkruste bedeckt, über die breiten Ebenen sich hingießt, während andere Theile ihre Bewässerung aus dem Sir-Derja erhalten, natürlich nur im Frühlinge und nicht auf lange Zeit.

Diese Wasserstreifen wurden mit dem Namen Derjalik bezeichnet. Sie haben den Anschein einer mit einer dünnen Flußschlammkruste bedeckten Ebene, an welchen Stellen denn auch später nach Abzug des Wassers unter dem belebenden Einflusse der Sonne vorzügliche Weideplätze sich erheben, wohin der Ikindschi (der Ackerbau treibende Kirgise) sein Vieh treibt. Hier athmet er von den schweren und harten Entbehrungen des Winters auf, und sammelt frische Kräfte für die Sommerarbeit. Uebrigens war das Uferland auf diesem Theil des Jaxartes nicht immer ohne Irrigation. Von der Station Tümsu-Arik sind noch jetzt zwei Hauptarterien bemerkbar, denen sich bald eine dritte anschließt, und die insgesammt drei Werst unterhalb erwähnter Station ausmünden, ein ganzes Canalsystem aufzeigen, welches erst bei den Ruinen Sunak-ata endete. Einige dieser Canäle sind noch vollständig gut erhalten, jedoch wasserlos, weil erstens der Sir selbst ungefähr fünfzig Saschen von der frühern Ausmündung sich entfernt hat, und weil zweitens das Wasser mit ungefähr $1\frac{1}{2}$ Arschien vom Niveau sich gesenkt hat. Die Kirgisen haben es zwar mehrere Mal versucht, durch Vertiefung der Canäle Wasser zu erhalten, doch da dies ohne alle Berücksichtigung des Nivellirungssystems geschah, so blieb ihre Arbeit erfolglos. Daß die russische Regierung mit verhältnißmäßig geringen Kosten dieses Ziel erreichen und ein großes Stück nun wüst liegenden Landes urbar machen könnte, braucht wohl kaum gesagt zu werden.

Was das Ufer des Jaxartes anbelangt, so besteht dieses von Tschinas bis zu den Ruinen der ehemaligen Festung Jengi-Kurgan zumeist aus gemischtem Lehmboden; von da weiter wechseln Salzgründe mit Sandhügeln, durch welche letztere nur hier und da die Einförmigkeit der Uferlandschaft unterbrochen wird, die aber auch andererseits eine Art Damm gegen die Ueberschwemmung bei hohem Wasserstande bilden. Wo diese fehlen, läßt der Jaxartes zwischen Dschulek und Kasalinsk auch jährlich große Wasserstellen zurück, nach deren Abfluß oder Verdunstung der Boden mit einem gutbefruchtenden Schlamme bedeckt bleibt. Da bekanntermaßen zur Zeit der Ueberschwemmung des Jaxartes nicht alle Wasser sich ins Bett zurückziehen, so begegnet man oft 25 bis 30 Werst weit vom Ufer zahlreichen kleinen Seen, und wie viel des kostbaren Nasses auf diesem Wege zu Grunde geht, ist am besten aus der Ausdehnung des Kara-Uziak, Kuwan-Derja und Jengi-Derja ersichtlich. Diese ausgetretenen Wasser bilden beinahe ein ganzes Seensystem und sind fast durchgängig mit hohem Schilfe bedeckt, in welchem Tiger und Panther hausen.

Außer den erwähnten Seen existiren noch auf dem rechten Ufer der Kalali, der Sariköl, der Saitschaganak und die unter dem Namen Berkazan bekannten Seen. Auf dem linken Ufer befinden sich die Seen: Dscherau-tai, Chan-köl und eine Unzahl anderer, von ihrem sattelartigen Aussehen Ijerkül benannt. Die Seen sind den Kirgisen insofern nützlich, als sie ihnen als Wasserreservoire dienen, ihrem Vieh hinwieder als Weide, während sie das Schilf, welches auf denselben wächst, als Brennmaterial gebrauchen, ja in denselben sogar einen bedeutenden Fischvorrath halten können, z. B. Hechte, Welse, Barsche, Sandbarsche, Karauschen und sonstige, die zur Zeit der Ueberschwemmung von dem Fluß in die Seen fallen.

Wie schon erwähnt, besteht der Kara-Uziak aus einem ganzen Systeme von Seen, welche sich aus dem Sir-Derja speisen, in einer Ausdehnung von zwölf Werst von Perowski bis zur Station Kubas. Es ergießen sich vom Hauptstrome aus 5 bis 7 Bäche, von welchen der wasserreichste und der von Perowski zunächst liegende den Namen Tentek-Uziak führt. Die Bäche speisen die äußersten Seen, welche zu zwei Drittel die Perowskischen Weideplätze bewässern, während die übrigen durch den Canal Sar-karali weiterströmen. Diese Seen wären mittelst des Baches Bisch-arna mit den Wassern von Berkazan wohl leicht zu vereinigen, und Perowski würde sich sodann so zu sagen auf einer Insel befinden. Wenn die zwischen der erwähnten Stadt und Kubas befindlichen Canäle verstopft werden würden, so müßten die äußersten Seen in einigen Jahren austrocknen, und mit diesen zugleich der Canal von Bisch-arna. Andererseits darf nicht übersehen werden, daß die Verhinderung der allzugroßen Ausbreitung des Seensystems dem Hauptstrome selbst sehr zu statten käme, da hierdurch die Schifffahrt auf dem Jaxartes bedeutend erleichtert würde. Wie bekannt, ist in russischen Regierungskreisen, um letzterwähntes Ziel zu erreichen, die Idee schon mehrere Mal aufgetaucht, man möge den Fluß Dschui, der ohnehin beim See Schamal-köl im Sande sich verliert, durch einen Canal mit dem Jaxartes vereinigen; doch hat Herr Zagrjaschski, dessen Aufsatz in der „Turkestanskija Vjedomostie" ich diese Daten verdanke, so ziemlich Recht, wenn er die Behauptung aufstellt, daß es viel leichter und minder kostspielig wäre, ein solches Ziel mittelst Durchgrabung des Kara-Uziak zu erlangen. Hinter Bisch-arna nehmen die Seen allmälig ab und es beginnt das wasserlose Steppengebiet des Kara-kum und Aris-kum.

Wenden wir uns nun dem linken Ufer des Jaxartes zu, so werden wir den zwei Hauptarmen von Jengi und Kuwan-Derja begegnen, welch letzterer Arm von seinem Ausflusse von Dschaman-Derja bis zu den Ruinen der ehemaligen Festung Altin-Kurgan den Namen Tschir-kül führt. Diese beiden Bäche, richtiger gesagt: Nebenflüsse des Jaxartes, hatten sich früher in den Aralsee ergossen, und zwar ist es von dem Jeni-Derja bekannt, daß er seinen Weg durch den See Aktsche-Tengis, damals noch Süßwasser, und durch den Döwkara dahin nahm. Zur Zeit, als die Russen des Sir-Derja-Gebietes sich bemächtigten, wurden in der Absicht, den Chiwaer Nomaden eine Lebensader abzuschneiden, diese beiden Nebenflüsse untergegraben; das Wasser ergoß sich nicht in den See, sondern breitete sich rechts und links in großen Wasserflächen aus. Es entstand eine Unzahl von Seen, deren Zwischenräume, mit Schilf bewachsen, den Eingeborenen als Winterquartier und Weiden dienten. Hierdurch kamen natürlich zwei Bezirke von Perowski und ein Theil von Kasalinsk zu Schaden, indem diese Theile ohne Wasser blieben. Es steht ihnen auch heute nur Brunnenwasser zur Verfügung, und die armen Leute brauchen oft einen ganzen Tag, um ihr Vieh zu tränken. In Erachtung des großen Verlustes, welchen der Wassermangel erzeugte, haben die Kirgisen sich auch mehrmals an die russische Behörde mit der Bitte gewendet: man möge diese natürlichen Canäle, namentlich den Kuwan, wieder öffnen, eine Bitte, die bis jetzt unerfüllt blieb, weil man befürchtete, der Schifffahrt auf dem Dschaman-Derja zu schaden. Diese Befürchtung war natürlich ganz grundlos, weil die beiden Arme, ungefähr achtzig Werst von ihrem Ausgange verstopft, ihre Wassermassen auch jetzt ganz nutzlos verlieren, und anstatt ein ganzes Stück Land zu beleben, momentan nur einige Sümpfe und Moräste bilden.

Nicht weit von der Station Berkazan zieht ein anderer

Bach aus dem Jaxartes nach der Vertiefung von Tais-kül, eigentlich auch noch Berkazan genannt, hin. Das Wasser läuft dann in einer nördlichen Krümmung weiter, und endet nicht weit von Bisch-arna. Hier vereinigen sich die Gewässer infolge der Unachtsamkeit der Behörden und der Sorglosigkeit der Kirgisen mit dem Kara-Uziak vermittelst des Baches Bisch-arna. Zur Zeit der chokandischen Herrschaft gab es hier viel bessere und reichere Weiden, während heute selbst Schilf kaum anzutreffen ist. Die Verschlimmerung trat infolge der schnellen und tiefen Strömung des Berkazan ein. Man hätte zur Communication mit dem Dschulek eine Brücke erbauen sollen, anstatt dessen aber untergrub man den Bach und verwandelte dadurch dieses fruchtbare Stück Landes in eine Wüste.

Die zwischen dem Dschaman-Derja und Kara-Uziak befindliche Insel zieht sich in einer Länge von achtzig Werst von Südost nach Nordwest hin und hat auf der breitesten Stelle vierzig Werst Breite. Die dem Kara-Uziak zufallende Seite ist mit Schilf bewachsen, während die andere rein und mit kleinen Canälen durchschnitten ist. Von den letzteren sind die bedeutendsten der Ketken-Su, der Kara-Arik und der Arik-Ketken-Su, die natürlich zur Vergrößerung des Dschaman-Derja wohl wenig beigetragen haben. Der nordwestliche Theil dieser Insel war ehedem mit Saxaul bedeckt, das nun heute von der Garnison des Forts Nr. 2 als Brennmaterial gänzlich verbraucht wurde. Nur noch einige Stämme dieser so nützlichen Pflanze sind noch sichtbar, die aber auch bald verschwinden werden, was sowohl für die Colonie als für die Dampfschifffahrt von großem Schaden sein wird. In Kasalinsk muß man schon jetzt das Brennmaterial aus einer Entfernung von hundert Werst beziehen, und auch in Perowsk ist man in dieser Hinsicht auf den Kuwan-Derja hingewiesen.

George Smith's assyrische Entdeckungen.

George Smith, der glückliche Entzifferer des Keilschriftenberichts über die Sünd- (Sint-) Fluth, hat soeben ein Werk über seine neuen Entdeckungen im alten Zwischenstromland veröffentlicht, welches den Titel führt: Assyrian Discoveries: an account of Explorations and Discoveries on the Site of Nineveh, during 1873 and 1874. By George Smith of the Departement of Oriental Antiquities. British Museum. With Illustrations, London, Sampson Low & Co. 1875. Ihm handelte es sich nicht darum, die Sammlungen von assyrischen Monumenten und Kunstwerken, die bereits ziemlich reichlich in den verschiedenen europäischen Museen vertreten sind, zu vermehren, es war ihm vor Allem darum zu thun, frische Materialien für das Studium der Sprache, der Literatur und der Geschichte des Landes zu beschaffen. Namentlich waren große Hoffnungen durch die Entdeckung einer Reihe von Inschriftencylindern und Tafeln erweckt worden, welche die älteste babylonische Legende von der Sündfluth, die Chroniken Esarhaddon's, Assurbanipal's, Sargon's und anderer Monarchen enthielten, und reichen Stoff zur Beurtheilung von Kunst und Wissenschaft lieferten. Smith giebt uns nun hierüber einen klaren, höchst anziehenden Bericht, den er mit einer historischen Einleitung versieht, welcher dann die Schilderung seiner neuesten im Auftrage des „Daily Telegraph" und des Britischen Museums unternommenen Expedition folgt.

Den Grund zu der wenig über dreißig Jahre alten assyrischen Archäologie legte 1842 Botta durch seine ersten Ausgrabungen in Kujundschik und Chorsabad; Grotefend's Entdeckung hatte vorher den Schlüssel zur Entzifferung der persischen Keilschriften gegeben. Layard, Rawlinson, Oppert, Schrader und Andere baueten weiter aus. Smith selbst trat in die Reihe der Assyriologen mit einer Arbeit über den von Jehu an Hasael gezahlten Tribut, deren Krieg in das achtzehnte Jahr der Regierung König Salmanassar's II. fällt, unter dem auch der berühmte, jetzt im Britischen Museum aufbewahrte schwarze Obelisk gemeißelt wurde, auf dem die Tributzahlung dargestellt ist.

Smith's nächstes Werk war die Geschichte Assurbanipal's; er hielt Vorlesungen über die Annalen Tiglath Pileser's, worin Berichte über Asariah, den König von Juda, und Pekah und Hosea, Könige von Israel, enthalten sind. Die erste Zeitbestimmung, die ihm 1868 gelang, war die der Eroberung Babylons durch die Elamiten, welche 1635 Jahre vor die Unterjochung Elams durch Assurbanipal, oder 2280 v. Chr. fällt. Es folgte dann die Entdeckung eines merkwürdigen assyrischen Kalenders, in welchem jeder Monat in vier Wochen getheilt und der siebente Tag, der Sabbath, als ein Ruhetag angezeichnet ist. Doch wagt es Smith nicht die Zeit zu bestimmen, in welcher dieser Kalender geschrieben worden ist.

So hatte Smith, obgleich noch jung an Jahren, bereits die Arbeit eines Veteranen vollbracht, als er im Januar 1873 England verließ, um auf dem classischen Boden Mesopotamiens neuen Schätzen nachzuspüren. Eine beschleunigte sechswöchentliche Reise brachte ihn über Marseille und Alexandretta, dann zu Pferde über Aleppo und die beschneiete Kette des Karadscha Dagh zu den mysteriösen Schutthügeln, nach denen er sich so lange gesehnt hatte. Ausgrabungen zu beginnen war indeß nicht so leicht wie er gedacht, denn sein Ferman war nicht genügend ausgestellt und der Localpascha verbot ihm sogar die Hügel nur anzusehen! Da die Intervention des französischen Consuls in Mosul nichts half und ein britischer in dieser Stadt nicht vorhanden war, so entschloß Smith sich auf einem Schlauchflosse nach Bagdad hinabzufahren. So konnte er unterwegs noch die Ruinen von Kalah Schergat besuchen, die Stätte der alten Stadt Assur's, Assyriens Hauptstadt im 19. Jahrhundert v. Chr., deren Glanz allmälig vom 14. Jahrhundert an verblaßte und die dem aufstrebenden Ninive Platz machen mußte.

Von Bagdad aus unternahm Smith einen Ausflug nach Babylons Ruinen, der leider nur kurz war, ihm aber die Ueberzeugung verschaffte, daß hier ein weit reicheres Feld für Ausgrabungen als in Assyrien vorliege. Babylon, das alte, verschwindet aber allmälig durch die Barbarei unserer Tage gänzlich, denn die Eingeborenen betrachten es als eine Ziegelgrube und betreiben einen regelmäßigen Handel mit den alten Backsteinen. In der Izdubar-Inschrift ist die erste Nachricht der berühmten Stadt uns erhalten worden; damals wurde die babylonische Monarchie durch Vereinigung einer Anzahl kleiner Staaten gegründet. Das Datum der großen Gebäudereihe, welche die Tempel von

Merodach und Zirat=banit verknüpft, sammt dem Ziggurat oder Thurm (dem „Hause der Gründung des Himmels und der Erde"), verliert sich in Dunkelheit. Sie wurden schon sehr frühzeitig vom Könige Agu oder Agukakrimi restaurirt, später von Hammurabi, der Babylon im 16. Jahrhundert v. Chr. zur Hauptstadt des ganzen Reichs machte. Die kürzlich entdeckten Annalen Babylons berichten von einer Reihe Einnahmen der Stadt durch assyrische Monarchen und darauf folgende Aufstände. Unter Nebukadnezar erreichte die Stadt den Gipfelpunkt ihres Glanzes; unter Cyrus 539 v. Chr. kam sie in die Hände der Meder und Perser und von der Zeit Alexander's des Großen an sank sie allmälig zu ihrem gegenwärtigen Ruinenstandpunkt herab.

Nachdem Smith endlich den nöthigen Ferman erhalten hatte, eilte er nach Ninive zurück, warf einen flüchtigen Blick auf Ervil, das alte Arbela, wo Alexander den Darius schlug und wo Ausgrabungen manches Wichtige zu Tage förderten. Beim Tempel Nabos begann Smith seine Ausgrabungen. Diese Stelle war früher als Granarium (Getreidespeicher) benutzt worden; man hatte einen tiefen Stollen in den Schutthügel gegraben, welcher mit verfaultem, vom Alter schwarz gewordenen Getreide gefüllt war. Der östliche und südliche Theil des Hügels waren ganz zerwühlt, da man hier Begräbnißstätten angelegt hatte. Man fand Särge von allen möglichen Formen, deren Inhalt aus Perlen, Ringen und anderm Schmuckwerk, zum Theil bis in die Zeiten Alexander's zurückreichend, bestand. Am 15. Mai ward ein glücklicher Fund gethan: zwischen allerlei Gerümpel kam im Palaste Sennacherib's das willkommene Fragment zum Vorschein, welches die 15 Zeilen enthielt, die nach Smith's Conjectur im chaldäischen Bericht über die Sündfluth noch fehlten. Außerdem fand er zugleich mit diesem Schrifttafeln von großem, geschichtlichem Werthe, das Bruchstück eines merkwürdigen Syllabars in vier Columnen und einen herrlichen Krystallthron, diesen leider ganz zerbrochen. Zur großen Enttäuschung des Forschers folgte aber auf diese schönen Entdeckungen seine Abberufung nach Hause. Im Juni 1873 war er wieder in England. Nicht ohne große Schwierigkeiten mit den türkischen Behörden konnte er die ausgegrabenen Schätze frei machen und in das Britische Museum überführen.

Aber schon am 1. Januar 1874 befand sich Smith wieder in Mosul; diesmal vom Britischen Museum abgesandt, welches 1000 Pf. St. für seine weiteren Forschungen ausgeworfen hatte. Allerhand Nergeleien der türkischen Behörden zwangen ihn, seine Arbeiten auf den Schutthügel von Kujundschik zu beschränken. Namentlich in und um die Bibliothekskammer Sennacherib's herum — die noch nicht zur Hälfte von Layard ausgeräumt war — machte er werthvolle Entdeckungen. Hier fand er über 8000 Bruchstücke von Schrifttafeln auf, die nach ihrer Lage und Beschaffenheit von einem Gemache im ersten Stockwerke des Palastes herabgestürzt waren. Höchst interessant ist die Entdeckung einer zweizinkigen Gabel aus Bronze, da Gabeln sonst aus so alter Zeit überhaupt nicht bekannt sind *). Sie galten noch als ein großer Luxusartikel, als gegen Ende des 11. Jahrhunderts sie von einer griechischen Prinzessin von Byzanz nach Venedig gebracht wurden. Eine andere Reliquie von hohem Werthe ist das Bruchstück eines Astrolabiums, welches, in Verbindung mit den kürzlich aufgefundenen astronomischen Tafeln, die von Sayce aufgestellte babylonische Himmelseintheilung und die Namen der Fixsterne erläutern hilft.

Der Himmel wurde in vier Regionen eingetheilt, der Gang der Sonne durch dieselben ergab die vier Jahreszeiten. Von dem hauptsächlichen Bruchstücke giebt Smith eine Uebersetzung. Was bisher als „Monat" und „Tag" gelesen wurde, soll nach Smith andere Bedeutung haben, nämlich für „Tag" ein Grad des Himmels und für „Monat" ein Zeichen des Thierkreises. Das assyrische Jahr bestand gleich dem jüdischen aus zwölf Mondmonaten, die durch gelegentliche Einschiebung eines Monats mit dem Sonnenjahre in Uebereinstimmung gebracht wurden. Es ist Smith gelungen, annähernd, in einigen Fällen aber sicher, etwa dreißig der wichtigsten Sterne zu identificiren. Vier derselben finden sich auf dem Bruchstücke des Astrolabiums, die Sterne Urbat und Addil im Scorpion und die Sterne Nibat=anu und Udkagaba im Schützen. Der Stern Nibat=anu wurde bisher fälschlich für einen Planeten angesehen. Die Himmel und das Jahr wurden durch die Kreisform des Astrolabiums dargestellt, dessen Umfang in zwölf Theile getheilt war, in deren jedem die Anzahl der Grade bezeichnet war. Innerhalb derselben waren zwölf andere Abtheilungen näher dem Pol, die einen zweiten innern Kreis bilden, und in jeder der 24 Abtheilungen stand der Leitstern. Die Thatsache, daß auf der Tafel die vier Himmelsviertel nicht mit dem neuen Jahr beginnen, führte Smith zu der Untersuchung: ob das Vorrücken der Aequinoctien seit der Feststellung der babylonischen Astronomie gewechselt hat. Daß regelmäßige Berichte von den in den meisten großen Städten errichteten Observatorien eingesandt wurden, geht aus einer im Palaste Sennacherib's aufgefundenen Tafel hervor, welcher die von Abil=istar in der Stadt Akkad bei einer Mondfinsterniß gemachten Beobachtungen enthält.

Die Legenden von der Sündfluth, welche durch neue Texte erweitert und corrigirt wurden, erhalten ein weit charakteristischeres Ansehen als in den ersten nach fragmentarischem Material herausgegebenen Berichten. Der Name Izdubar's, den Smith bei seiner ersten Entdeckung in Verbindung mit den Sagen brachte, ist nur eine Muthmaßung. Er ist nun geneigt, diesen Heros mit dem Nimrod der Bibel zu identificiren. Die Legenden selbst setzt er in die Zeit des frühesten babylonischen Reichs, mehr als 2000 Jahre v. Chr. Der Heros, ein mächtiger Jägersmann oder Riese, riß die Herrschaft über das Land um Babylon an sich, vertrieb einen Tyrannen, welcher über Erech regierte und fügte dieses Land seinem Königthume hinzu. Er vernichtete ein Ungeheuer, welches das Land verwüstete, und empfing an seinem Hofe den großen Seher oder Astrologen Heabani, mit dessen Hülfe er die Häuptlinge Humbaba und Belesu unterwarf; er tödtete den göttlichen Stier und regierte über das ganze Land am Euphrat und Tigris, vom Persischen Golf bis zu den Bergen Armeniens. Heabani wurde von einem unbekannten Thiere „Tamabukku" getödtet und Izdubar, von Krankheit, wahrscheinlich Leprose, geschlagen, begab sich an die Seeküste, wo er mit dem göttlichen Heros zusammentraf, welcher der Fluth entrann. Die neuen Fragmente von Kujundschik geben diesem Heros den Namen Hasisadra — das ist der Xisuthrus des Berosus und Herodot. Hasisadra erzählt die Geschichte von der Fluth, die in manchen Einzelheiten von jener der Bibel abweicht und auf eine ältere Version hinweist. Andere Inschriften beziehen sich auf die Fluth; eine der ältesten erwähnt die „Stadt der Arche", welche in den Izdubar=Erzählungen Surippak heißt. Auf Cylindern und Gemmen ist Izdubar in seinem Boote abgebildet.

Eine merkwürdige Eigenthümlichkeit der Legende ist, daß

*) Gabeln sind bei uns sehr jungen Datums; nach Lubbock (Vorgeschichtliche Zeit II, 157) waren sie in Nordeuropa bis zum 17. Jahrhundert unbekannt.

in ihr die Arche als ein regelrechtes Schiff erscheint, welches ins Meer gelassen und von Rudern fortbewegt wird. Dies ist sicher die Tradition eines seefahrenden Volkes, welches an der Euphratmündung mit dem Meere bekannt geworden. Die biblische Sage gehört dagegen einem Binnenvolke an, das aus der Arche eine Kiste machte, kein ordentliches Schiff. Die zwölfte Tafel der Reihe, welche uns die Himmelfahrt Heabani's erzählt, ist die wichtigste von allen, da sie uns zeigt, daß die alten Babylonier an Himmel und Hölle, sowie an eine Fortdauer der Seele nach dem Tode glaubten. Die Region der Seligen heißt „Samu"; in ihr herrscht „Anu", der oberste himmlische Gott. Die Hölle hat verschiedene Bezeichnungen, „Matnude", „Iskalli" oder „Aralli"; sie wird beherrscht von Hea, dem Gotte des Oceans und der höllischen Regionen; dies ist also der assyrische Pluto.

Aus einem Gespräche zwischen Heabani und seinem eigenen Geiste oder Badukka geht hervor, daß die Babylonier an einen Geist oder eine Seele glaubten, die verschieden vom Menschen selbst war; Heabani's Seele oder Geist wird auf Befehl des unterirdischen Gottes Hea aus der Hölle entlassen und steigt zum „Himmel" auf. Es braucht kaum erwähnt zu werden, wie dieses Vorwalten der geistigen Seite des Menschen und der Glaube an ein künftiges Leben von der mosaischen Vorstellung verschieden ist. Ethnologisch genommen ist das von hohem Interesse. Denn diese Thatsache bekräftigt wiederum die Ansicht jener — zu ihnen gehören nach Smith die meisten Assyriologen —, daß Civilisation, Literatur und Mythologie Mesopotamiens nicht das Werk einer semitischen Race waren, sondern von einem ganz verschiedenen Volke herrühren, das später von einem semitischen Stamme unterjocht wurde. Die Eroberer zwangen den Unterjochten ihre Sprache auf, aber sie nahmen von letzteren Mythologie, Gesetze und Literatur an.

Diese unterjochte Race, Urrace Mesopotamiens, ist provisorisch Akkad genannt worden, nach einer Genesis X, 10 erwähnten Stadt Nimrod's, welche Smith mit Agadi, der Stadt Sargon's, identificirt. Einige Gelehrte stellen dies erst bekannte Volk Mesopotamiens zu den „Turaniern", allein damit ist gar nichts gewonnen und nur ein Name für den andern gesetzt. Hier werden künftige Entdeckungen noch manches Licht verbreiten und es wird weise sein, sich nicht zu sehr in Speculationen zu ergehen.

Feste Stützpunkte haben wir dagegen in der Chronologie des „Grenzlandes der Fabel" gewonnen, von denen aus sich Schlüsse auf die Region des noch Unbekannten machen lassen. Ehe Smith seine Untersuchungen begann, waren nur die Namen von 28 babylonischen Königen aus der Zeit vor 747 v. Chr. aus Inschriften bekannt. Die jetzt von ihm aufgestellte Liste zeigt einen bedeutenden Fortschritt in der Chronologie und Geschichte der frühesten Könige. Die Inschriften aus der Zeit vor der Fluth ergeben nicht wenige Berührungspunkte mit dem Kanon von Berosus und bestimmte Daten für die elamitischen Könige gehen zurück bis 2280 v. Chr. Unter ihnen ragt hervor Kedor Laomor (Genesis XIV, 4. 5). Die geschichtlichen Könige Assyriens datiren von Ismi-dagan 1850 v. Chr. Ein Vertrag, den Kariindas, König von Babylonien, mit Assyrien abschloß, trägt in Smith's Liste die Jahreszahl 1450 v. Chr. Die Reihenfolge der assyrischen Könige ist weit vollständiger und klarer als jene der babylonischen, wenn sie auch nicht so weit zurückgeht.

Die kleineren kürzlich entdeckten Texte sind auch höchst wichtigen und ansprechenden Inhalts. Sie handeln von Geographie, Naturgeschichte, Zauberei, bösen Geistern, Gesetzen, Contracten u. s. w. Eine Tafel, welche Smith photographiren ließ, enthält einen Hymnus an das Licht, theils in „turanischer", theils in assyrischer Sprache. Eine andere, leider arg verstümmelt, enthält einen babylonischen Schöpfungsbericht; eine dritte giebt die Erzählung von den sieben bösen Geistern. Ferner finden wir den Verkaufscontract des Grundstücks Bahai in der Nähe der Stadt Lahiru an der elamitischen Grenze mit den Namen der Parteien und dem Siegel des Gouverneuers Nergal-ilai, zur Zeit Esarhaddon's, 670 v. Chr; den Verkauf eines Mädchens, Anadalati mit Namen. Sie war eine Tochter Sayaradu's. Verkäuferin war eine im Palaste Sennacherib's (687 v. Chr.) beschäftigte Frau mit Namen Dalija. Einige Syllabare und zweisprachige Inschriften sind für den Sprachforscher von hohem Werthe.

Gewiß, wenn Smith's neue Sammlungen erst gehörig ausgebeutet sind, werden noch höchst wichtige Ergebnisse für die Wissenschaft zum Vorschein kommen. Aber schon das vorläufig hier Mitgetheilte genügt um zu zeigen, daß seine Entdeckungen sich dem wichtigsten bisher auf dem Gebiete der Assyriologie Bekanntgewordenen würdig anschließen *).

*) Wir lesen im „Athenäum" vom 13. Februar Folgendes: „G. Smith hat unter den assyrischen Tafeln im Britischen Museum auch die Legende von der Erbauung des babylonischen Thurmes gefunden. Diese Entdeckung ist von nicht geringerer Wichtigkeit als jene in Bezug auf die Sintfluth."

Aus allen Erdtheilen.

Sukragrastavichitrasuryoparâgah!

Der Venusdurchgang hat die Federn auch indischer Gelehrten in Bewegung gesetzt; in Madras sind zwei Abhandlungen über diese wichtige astronomische Erscheinung gedruckt worden. Die eine, in Urdusprache, führt den Titel: Quiran i Zurah, or the Transit of Venus, By Raghunata Achârya; die andere in Sanskrit vom Panditen Sundareswara, in Govindapura, hat als Titel eines der sesquipedalia verba, an welchen diese Sprache so entsetzlich reich ist: Sukragrastavichitrasûryoparâgah, — 30 Buchstaben! Beide Gelehrte sind in löblicher Weise bestrebt gewesen, ihren Landsleuten die Sache recht klar zu machen; Herr Ragunatha insbesondere hat recht gut verstanden, den Gegenstand klar zu behandeln. Die Sanskritabhandlung ist übersetzt worden auch in das Telugu, Tamil, Malayalam, Canaresische, Maharatti, Hindustani und selbst ins Englische. Die Form der beiden Abhandlungen ist verschieden; jene in Urdu-Hindustani ist eine Unterhaltung zwischen einem Schriftgelehrten (Panditen) und einem Siddhânti, d. h. einem Physiker („inductiven Philosophen"); dieser letztere erläutert dem erstern den Gegenstand und führt ihm zu Gemüthe, daß Naturbeobachtung die Grundlage der wahren Wissenschaft bilden müsse, giebt an, zu welcher Secunde die Venus in den

Mittelpunkt der Sonne eintrete rc., zeigt die Zeitbestimmung für eine Anzahl verschiedener Oertlichkeiten in Indien und ist vollständiger als die andere Abhandlung. Für die Eingeborenen wird Manches schwer verständlich sein, z. B. raletiv harezantal pyârâlaks für relative Horizontalparallaxe. Immerhin bleibt es dankenswerth, daß jene Gelehrten sich die Mühe gegeben haben, ihren Landsleuten darzuthun, von wie großer Bedeutung für die Wissenschaft der Venusdurchgang ist.

Geographische Bezeichnungen der Chinesen.

Eine Anfrage darüber giebt uns Anlaß zu folgenden Notizen. Der Lazarist Huc, dessen „Wanderungen durch das chinesische Reich" (deutsch, Leipzig 1855) vortrefflich und ansprechend geschrieben sind und über das Leben des Volkes interessante Schilderungen bringen, hatte in der Provinz Honan Unterredungen mit einem wohlunterrichteten Mandarinen. Dieser sagte ihm: „Wir nennen den glücklichen Bewohner Eures erlauchten Landes Si yan jin (das j französisch ausgesprochen). Si ist Westen, Yang Meer, jin Mensch, also seid Ihr Männer oder Menschen der Meere im Abendlande. Das ist die allgemeine Benennung. Wenn wir die verschiedenen Völker bezeichnen wollen, so thun wir das so genau wie es unsere Schriftzeichen gestatten; wir sagen also Fu lang saï jin, d. h. fa ran zösische Männer (— die Chinesen haben bekanntlich kein R —). Wir greifen bei den Abendländern eine auffallende Erscheinung auf, welche wir bei dem einen oder andern Volke bemerken; so bezeichnen wir die In ki li (Engländer) als Hung mao jin, Menschen mit rothem Haar; — die Ya me li kien (Amerikaner) als Hao ki jin, d. h. Leute mit der geblümten Flagge, weil die letztere bunt gesprenkelt ist. Du siehst, daß alle diese Dinge eine bestimmte Bedeutung haben."

Es leidet, sagt Huc, keinen Zweifel, daß die Benennungen Schina und Schinesen aus China, richtiger Schina, stammen. Die Chinesen haben stets ihr Reich nach dem Namen der jeweiligen Dynastie bezeichnet, so z. B. im hohen Alterthum als Thang, Yu, Hia rc. Unter den Kaisern aus der Handynastie heißen die Chinesen Menschen von Han und dieser Ausdruck ist in den nördlichen Provinzen noch jetzt bräuchlich. Die gegenwärtige Mandschudynastie hat den Titel Tsing, d. h. rein, angenommen, und so heißen die Chinesen jetzt Tsin jin, während sie unter der 1644 gestürzten Dynastie der Ming als Ming jin bezeichnet wurde. Es ist gerade so als hätten die Franzosen sich nach den bei ihnen regierenden Familien Carolinger, Capetinger rc. genannt.

Die Bezeichnung China ist in Ostasien sehr allgemein im Gebrauche; wir haben ihn von den Malayen übernommen, welche das Land Tschina nennen. Sie kannten das Land zum mindesten schon im dritten Jahrhundert vor Christus, als der berühmte Kaiser Tsin tschen kuang das südliche China nebst Tonkin unterwarf und erobernd bis zum heutigen Cochinchina vordrang. Mit diesen Ländern standen die seefahrenden Malayen in unmittelbarem Verkehr und kamen dort auch mit den Chinesen in Berührung, welche damals nach der herrschenden Dynastie Tsin hießen; sie nannten das Land Tschina, weil sie kein aspirirtes Ts haben. Auch die Hindu sagten so und von ihnen kam das Wort zu den Arabern, welche dasselbe als Sin, Sina, ihrem Alphabete anpaßten. Die Portugiesen nahmen die malayische und Sanskritbenennung Tschina für das südliche China an, denn das nördliche wurde von den Nachbarvölkern anders benannt.

Die Chinesen selber haben für ihr Land verschiedene Bezeichnungen. Die älteste noch allgemein gebräuchliche ist Tschung kuo, Land der Mitte. Den chinesischen Geschichtschreibern zufolge rührt sie her aus der Zeit des zweiten Kaisers der Tschëu-Dynastie, der am Ende des zwölften Jahrhunderts vor Christus regierte. Damals war China in mehrere Fürstenthümer getheilt, deren jedes sich als Reich bezeichnete. Tscheu kung, des Kaisers Oheim, nannte die Stadt Lo yang in der heutigen Provinz Ho nan, wo jener damals seine Residenz hatte, Reich der Mitte, und das war auch ganz richtig, weil sein Gebiet sich in der Mitte des damaligen China befand. Die Bezeichnung ist dann allmälig auf das ganze Reich übergegangen, und sie ist nicht im Mindesten lächerlich. Die Chinesen nehmen keineswegs an, daß ihr Reich „in der Mitte der Welt" liege. — Das Land führt auch weiter die Benennungen: Tschung hoa, Blume der Mitte; — Tien tschao, himmlisches Reich; — Tien hia, unter dem Himmel, was etwa auf das Orbis der Römer hinauskommt.

Aus Nordamerika.

Die Einwanderung nach Texas aus anderen Staaten der Union ist sehr beträchtlich. Aus den statistischen Angaben geht hervor, daß dieser Staat an Bevölkerung stärker zunimmt als irgend ein anderer in der Union, denn im Jahre 1874 sind durchschnittlich in jedem Monate 15,000 Köpfe angelangt. Wenn die Einwanderung in solcher Weise fortdauert, würde Texas nach Verlauf von etwa sechs Jahren zwei Millionen Einwohner zählen, die gegenwärtig vorhandenen Ziffern hinzugerechnet. Beträchtlich wird der Zuwachs immerhin bleiben in Folge der Ausdehnung des Bahnnetzes, welchem entlang große Bodenstrecken unter Anbau gelangen.

— Californien und Oregon produciren viel Flachs, bis jetzt aber hat man nur den Leinsamen benutzt und die Faser — weggeworfen. Nun endlich ist eine Fabrik gegründet worden, welche den Flachs verspinnen und verweben will; zunächst wird sie grobe Waaren, Stricke und Säcke liefern. Den Rohstoff hat sie billig, da sie im Livermore Valley die Tonne (2000 Pfund) mit 10 Dollars einhandelt. In den östlichen Staaten wird sie mit 75 bis 100 Dollars bezahlt. Das Klima Californiens ist für den Flachsbau ganz vortrefflich geeignet.

— Die Wollproduction Californiens hat 1874 sich gestellt auf 39,358,781 Pfund und mit den vom Vorjahre übrig gebliebenen Vorräthen und den Einfuhren aus Oregon 44,654,821 Pfund. Verkauft wurden 36,888,701 Pfund, die mit 8,182,000 Dollars Gold bezahlt wurden. Im Jahre 1873 betrug die Wollproduction nur 30,955,169 Pfund, 1872 erst 23,105,468 und 1871 nur 22,187,188 Pfund. Man ersieht daraus, wie rasch dieselbe in wenigen Jahren gestiegen ist.

— Wenn man erwägt, daß vor 1848 kaum eine Handvoll weißer Menschen in Californien wohnten, so überraschen die nachstehenden Angaben. Hier liegt in materieller Beziehung ein geradezu beispielloser Fortschritt vor. Die „California Staatszeitung" schreibt: Unser Staat producirte im vorigen Jahre 20 Millionen Centner Weizen, von denen er 11 Millionen exportirte. Die Totalausfuhr von Mehl und Weizen in 18 Jahren ist 63,650,000 Centner, die fast ganz auf die letzten 7 Jahre fallen. 253,250,000 Fuß Bretter und 275,000 Tonnen Kohlen wurden in unserm Hafen gelandet. Wir producirten 40 Millionen Pfund Wolle, 7 Millionen Gallonen Wein, 4,240,000 Pfund Taback. Der Gold- und Silberertrag der Pacificküste war 75 Millionen. In 18 Jahren producirte dieselbe 706 Millionen Dollars. Roheisen verarbeiteten wir 14,816 Tonnen. Blei lieferte ein einziges Schmelzwerk in hiesiger Stadt 10,000 Tonnen, wovon 8000 Tonnen nach den Staaten gingen. Unsere Münze prägte im letzten Jahre 27,329,000 Dollars. In den letzten 18 Jahren hat sie geprägt 377,329,000 Dollars. Unsere Einfuhr zur See betrug 31,500,000 Dollars, die Ausfuhr zur See 28,500,000 Dollars. Der Tonnengehalt der eingelaufenen Schiffe aus atlantischen und fremden Häfen beträgt 778,118 Tonnen, aus Pacifichäfen 1,548,841 Tonnen mit 4206 Schiffen. Der Tonnengehalt der einlaufenden Dampfer aus fremden Häfen war 275,268 Tonnen. An Frachten von Segelschiffen aus fremden und atlantischen Häfen wurde bezahlt 4,163,970 Dollars, an Zöllen 7,898,182 Dollars. Das Unterschatzamt der Vereinigten Staaten nahm in den letzten sechs Monaten ein 19,431,937 Dollars und gab aus 17,060,763 Dollars. Die Grundeigenthumsverkäufe betrugen 3854 Grundstücke für 23,893,903 Dollars. Die Depositen in den Sparbanken

waren 70 Millionen, in den Handelsbanken 30 Millionen. Das eingezahlte Capital und die zurückgehaltenen Reservefonds in den Handelsbanken betrugen 40 Millionen Dollars, so daß also 140 Millionen für Bankzwecke vorhanden sind, also 200 Dollars für jeden Mann, Frau und Kind im Staate. Unsere incorporirten Compagnien vertheilten 25 Millionen an Dividenden. In den Stockboards wurden für 260 Millionen Minenactien gekauft und die Einwanderung betrug 62,000 Seelen, wobei außerdem noch die natürliche Bevölkerungszunahme in unserm an Kindern reichen Staate in Betracht kommt.

* * *

— Herr J. W. Homfray in London ist mit der Herausgabe eines Vocabulariums der Sprache der Mincopis beschäftigt. Wir wissen bis jetzt sehr wenig über die Sprache dieser Bewohner der andamanischen Inseln.

— Der Walfischfang, welcher von Rhedern mancher Häfen in den neuengländischen Häfen betrieben wird, ist seit einer Reihe von Jahren nicht eben vortheilhaft ausgefallen und die Zahl der auf denselben ausgesandten Schiffe hat abgenommen. Aber in 1874 ist die Ausbeute wieder besser geworden. Die Walfischfahrer von New Bedford haben 32,203 Barrels Spermöl und 345,560 Pfund Fischbein heimgebracht. Die nordamerikanische Walfischflotte verlor wenig Schiffe und der Fang war gut, den im Ochotskischen Meere ausgenommen, welcher sehr schlecht ausfiel. Am 1. Januar 1875 bestand diese Flotte aus 193 Schiffen mit 37,733 Tonnen gegen 171 mit 41,191 Tonnen im Vorjahre.

— Am Weihnachtsabend in Südbrasilien. Weihnachten ist die wahre Julzeit für den Deutschen. Wohin ihn in der weiten Welt das Schicksal verschlagen haben mag, sobald das Ende des Jahres herannaht, wird die tiefe Sehnsucht nach dem Vaterhause wach, nach dem heiligen Abend mit dem flimmernden Tannenbaume und den heiteren Festtagen. Freilich ist der „Dannenboom mit sinen grönen Telgen" nicht überall zu haben und gerade er eignet sich doch so prächtig zum Aufstecken der Lichter und zum Anhängen der vielen schönen Siebensachen, an welchen Jung und Alt seine Freude hat.

Unsere Landsleute in Südaustralien und Victoria z. B. finden im Lande keine Tannenbäume, aber vermittelst der Dampfschifffahrt geht es an, sich dergleichen aus Californien kommen zu lassen. Die in Chile haben Nadelholz und eine hübsche Araucaria nimmt sich nicht minder stattlich aus als unsere Tannenbäume. Jene in Südbrasilien müssen sich behelfen, so gut es eben geht, aber die Palme, so stattlich sie erscheint, kann doch den Dannenboom nicht ersetzen.

Das ist einem Mecklenburger, Alfred Waeldler, in der Provinz Rio grande do Sul (in welcher mehr als 50,000 Deutsche in bestem Wohlstande leben und vaterländische Sprache und Sitten tapfer und rechtschaffen bewahren) am heiligen Abend 1874 so recht tief ins Gemüth gedrungen und in sehnsüchtigem Heimweh hat er den Kopf auf die Hand gestützt, in der Volksmundart des obotritischen Landes seiner Stimmung in einer Weise Ausdruck gegeben, die etwas Rührendes hat. Es ist wohl das erste plattdeutsche Gedicht, welches in Brasilien gedruckt wurde. Wir finden es in der „Deutschen Zeitung" von Porto Alegre Nro. 103 vom 26. December. Beiläufig möge bemerkt werden, daß Herrn Waeldler's Schreibart des Plattdeutschen ebenso irrational ist, wie jene Fritz Reuter's, dessen Sprache sehr oft auch nur „Missingisch", in buntschäckiger Weise mit hochdeutschen dem Sassischen ganz fremden Wörtern durchsprenkelt ist; man findet hochdeutsch gedachte Dinge mit plattdeutschen Wörtern ausgedrückt und vieles manchmal incorrect wiedergegeben. Wir haben an der Schreibart einiges nur geändert, um den Text verständlicher zu machen.

Wihnachtsabend in de Frömd'.

Nu brennen to Hus woll de Dannenböm
Un Allens freu't sick un lacht,
Un nahsten denn hebbens so selige Dröm,
Kind Jesus hett jo Jeden bedacht.

Min Mutting alleen wåkt noch spät in de Nacht
— De Thran ut de Ogen ehr fällt —
„Kind Jes het den Enen doch nich bedacht,
„De is jo so wit in de Welt!"

De En, min leiw' Mutting, de En det bün ick,
Mi hett dat Kind Jes nich bedacht,
För mi giw't keen Lust un ken hüslich Glück,
För mi giw't keen hillige Nacht.

Ick sitt so verlaten, so trurig, alleen
Wo de Palmenboom ragt in dat Land,
Wo de Sünnenstrahl gleuh't up dat Felsengesteen
Un stütt mi den Kopp in de Hand.

Da denk ick torüg an de glückliche Tid,
Wo ick ôk vör den Dannenbom 'stahn,
Min Hart ward so weik, min Hart ward so wid,
As füng' dat to bläuden mi an.

Da swewt mi dat Bild von den Kerkenplatz vör,
Von dat Var'ehus trulich un still,
Sneeschanzen liggen bet dicht vör de Dör
Un de Flocken de drieben ehr Spill.

Wat kümmert de Snee mi, is't Hart doch so heet
Un tüht an de Laden mi ran,
In de Laden to'r Rechten en Knastlock ick wet,
Wo nah binnen man 'rinkiken kann.

Da stahn se denn All üm den Dannenbom
Un freuen sick öwer sin Licht,
Un ick? Ick stah buten un kik, et is'n Drôm,
In Mutting ehr leiwes Gesicht.

Wo lücht' ehr de Freud' ut de Ogen so warm,
As se Jeden hett geben sin Deel,
Dunn küssen's ehr All und nehmen's in'n Arm
Un seggen: „dat wir (war) jo to veel."

Min Korlbreure *) woll an den Klavzimbel **) geit
Un spelt den schönen Choral,
Dat olle, dat leiwliche Wihnachtsled
„Von'n Häwen hoch kam ick hendal" ***)

Un as nu dat Vörspill to En'n is gahn
Von de leiwliche Melodie,
Dunn stimmen de Annern so fröhlich mit an
Un ick? — — Ick bin nich darbi.

Ick sitt so verlaten, so trurig, alleen,
Wo de Palmenboom ragt in dat Land,
Wo de Sünnenstrahl gleuh't up dat Felsengesteen
Un stütt mi den Kopp in de Hand.

Alfred Waeldler.

*) Korlbreure = Bruder Karl.
**) Klavzimbel = Clavier.
***) Vom Himmel hoch da komm ich her.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXVII. GLOBUS № 12.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 12 Mark. Einzelne Nummern 50 Pf. — 1875.

Bilder aus den Niederlanden.

IV.

Auf Zuid Beveland.

Zuid Beveland liegt östlich von der Insel Walcheren und ist von derselben durch das sogenannte Sloe getrennt; im Süden wird es vom Hout, dieser Wester-Schelde, bespült, an der Ostseite von der Oster-Schelde; der Flächeninhalt beträgt etwas mehr als 6 Geviertmeilen, auf welchen ungefähr 25,000 Einwohner leben.

Man bezeichnet Walcheren als den Garten von Seeland und Süd-Beveland mit vollem Recht als den Speicher und Gemüsegarten. Die Ländereien, welche dem Meere abgewonnen wurden, sind überaus fruchtbar und bedürfen keines Düngers; man macht sie aber nicht ohne große Mühe nutzbar. Der Schorne, Schlamm, welcher sich ablagert, wird durch künstliche Mittel zurückgehalten und namentlich auch dadurch, daß man Rohr und Schilf anpflanzt, die ungemein dicht stehen und zu einer mächtigen Höhe emporwachsen. Sobald die Ablagerung die geeignete Höhe erreicht hat, poldert man sie ein und schützt sie durch Dämme; diese verhalten sich zu den Schutzdeichen (Dyken), welche die Meereswellen abhalten, etwa wie Landwege, Vicinalstraßen, zu den Landstraßen.

Die Dörfer haben viel Anmuthendes. De Coster und Dillens, welche von der Südostseite her das Eiland zu Fuße durchwanderten, kehrten zunächst in Rilland in der Schänke ein, deren Schild das alte Abzeichen der Geusen trug, das heißt ein Frauengesicht im Profil, das aus einem halben Mond hervorschauet. Unter demselben las man: „Müder Wanderer, ruhe ein Weilchen hier im halben Mond aus." Vor dem Hause standen prächtige Linden, Bäume, welche jetzt im Junimonat erquickenden Schatten gaben.

Krabbendyke ist ein ansehnliches Dorf mit schnurgeraden Straßen; hier sind die Fensterladen nicht mehr grün und gelb sondern roth und weiß; statt der Linden hat man Birnbäume gepflanzt. Den Wanderern war es auffallend, daß an einem Bauernhause mächtige Haufen von Strohschütten aufgethürmt waren. Dadurch wurde angedeutet, daß Jemand gestorben sei. Sobald der Tod eingetreten ist, gehen die Dienstleute in die Scheune und binden Stroh, das je nach dem Alter des Gestorbenen niedriger oder höher über einander gelegt wird. Hier war ein Mann hoch in den Achtzigen gestorben und jetzt eben sollte das Begräbniß stattfinden. Einem Todten, der nicht verheirathet war, steckt man einen Strauß von Buchsbaum auf den Strohhaufen.

Bei Leichenbegängnissen geht es sehr umständlich her. Zunächst muß ein Knecht des Bauerhofes allen Verwandten in der Runde das Ableben anzeigen und wo er das thut, allemal eine Mahlzeit einnehmen, was keine leichte Arbeit ist. Zwei andere Dienstleute kleiden den Todten an; er bekommt ein weißes Hemd, wird in Leinwand gewickelt und dann im Hause auf Stroh gelegt. Alle Spiegel und Bilder werden umgekehrt, die Zeiger der Uhr angehalten und man räumt

Unter dem Zelt auf der Kirmeß.

alles Porcellan, Kupfergeschirr ꝛc. fort. Inzwischen kommen die Verwandten und Freunde und drücken der Wittwe ihre Theilnahme aus. Sie hat die Obliegenheit, unter unabläsſigem Weinen die vielen Tugenden des Verstorbenen zu rühmen; er sei so gut und sanft, so mildthätig und gar kein Trinker gewesen, — „aber nun ist er im Himmel!"

Inzwischen sind im größten Zimmer lange Tische und Bänke aufgestellt worden; auf der einen Seite nehmen die Frauen Platz, ihnen gegenüber die Männer. Neben großen mit Kaffee gefüllten Krügen stehen umfangreiche Schüsseln mit Butterbrot. Alle Teller müssen schlicht weiß sein. Die Männer stopfen in ihre irdenen Pfeifen fein geschnittenen Taback, rauchen und unterhalten sich. In früheren Zeiten mußte Alles, was beim Trauermahle genossen wurde, weiß oder schwarz sein, mit Ausschluß jeder andern Farbe; man aß geschlagene Milch mit Korinthen, und Schollen, weil diese Fische eine schwarze Haut und sehr weißes Fleisch haben.

Um Mittag setzt sich der Zug in Bewegung, nachdem der Zeiger an der friesischen Schlaguhr wieder in Bewegung gesetzt worden ist. Sie muß die Minute angeben, in welcher

Schützenkönig.

der Leichnam der Erde übergeben wird. Die Männer tragen langen Flor am Hute, die Frauen ein weißes Taschentuch, mit dem sie die Thränen abwischen. Ehemals hatten sie ein Töpfchen, um die Zähren darin aufzufangen. Aechzen, Stöhnen, Schluchzen und dann und wann ein Aufschrei gehört zur Sache. Bevor der Zug sich bewegt, verliest ein Mann die Namen derer welche mitgehen und in welcher Reihe sie folgen sollen. Er ist der Voorman, welcher mit dem „Domine", dem Dorfpastor, voran geht. Auch dieser muß tapfer und herzhaft weinen; der hinter ihm folgende Geneesheer, Arzt, hat das nicht nöthig. Der Rouwsluiter, eben der Mann welcher die Namenliste verlas, ist der letzte im Zuge, der etwa 50 Leute zählte. Die beiden Söhne des Verstorbenen folgen zunächst hinter der Bahre. Auf dem Friedhofe nimmt der Todtengräber seinen Hut vom Kopfe und sein Priemchen Taback aus dem Munde, dankt, daß man dem Seligen die letzte Ehre erwiesen und schließt damit, daß er seinerseits für alles Uebrige sorgen werde.

Das Gefolge zieht ab; vor dem Hause des Verstorbenen hält es an. Denn auch der Voorman hat Freunden, Ver-

wandten und lieben Nachbarn Dank zu sagen für die Ehre, welche man dem Seligen erwiesen. Nun aber muß man sich stärken und tritt ein. Die Leichenträger werden als Diener betrachtet und tafeln in einem besondern Zimmer; in der Herrenstube trägt man Kartoffeln, gesalzene Fische und Brot auf. Der Domine spricht ein Gebet; während desselben halten die Bauern ihre Hüte vor das Gesicht, gähnen und blicken auf die dampfenden Speisen. Nach der Mahlzeit giebt der Domine noch ein Gebet zum Besten und liest ein Capitel aus der Familienbibel vor. Damit sind seine Verrichtungen zu Ende; er geht dann und mit ihm der Geneesheer; die Bauern aber unterhalten sich nun munter über Heu, Vieh und Ernteaussichten; dabei trinken sie Thee bis gegen sechs Uhr. Dann ist die Feier vorüber, die Wittwe aber muß am achten Tag ans Grab gehen und dort weinen.

Hauptstadt von Zuïd Beveland ist Goës, ein trister Ort mit 5000 bis 6000 Einwohnern. Die prächtige gothische Kirche ist von alten Häusern und engen, winkeligen Straßen dermaßen verbauet, daß man von ihr so viel wie nichts sieht, den Thurm abgerechnet. Da die lieben Christen bekanntlich zu allen Zeiten so überaus verträglich unter einander gewesen sind, so erklärt es sich leicht, daß diese Kirche in Goës durch eine hohe Mauer in zwei Theile gesondert worden ist. Auf der einen Seite beten die Protestanten und auf der andern die Bekenner der päpstlichen Religion. Bemerkenswerth ist ein Alterthümermuseum; das Archiv enthält wichtige Urkunden und Münzen.

Die Wanderer rasteten im Slot van Oostende, einem Gasthaus, in welchem zumeist nur Bauern und Fuhrleute einkehren. Das Gebäude hat einst glänzende Tage gesehen,

Schmiede in Kruiningen.

denn dort wohnte Jakobäa von Bayern und hielt dort Hof mit den vornehmen seeländischen Edelleuten, unter denen Frans van Borselen ihr Herz gewann in der Zeit, da Philipp von Burgund, den man als den Guten bezeichnete, der aber ein grausamer und verschmitzter Mann war, sie in schwere Bedrängniß gebracht hatte. Die treffliche Fürstin lebt noch heute im Munde des Volkes und man findet ihr Bild in manchen Häusern. Vor dem Slot van Oostende steht ein alter Maulbeerbaum und die Sage erzählt, daß im Jahr 1421, als er schon zweihundert Jahr alt gewesen, Jakobäa im Schatten desselben geruht habe. Daran glauben die Leute steif und fest. Abgesehen von jenem Baum hält man in Seeland wie überhaupt im germanischen Norden große Stücke auf die Linde. Sie ist ja der Baum Freya's, der Baum der Liebe, Freiheit und Gerechtigkeit. Unter der Linde sprachen die Richter das Urtheil, und als die Christen die Länder überzogen und ihre semitischen Religionsvorstellungen mit Zwang an die Stelle des altgermanischen Glaubens setzten, wandelten sie den Baum der Freya in einen Muttergottesbaum um. Die Germanen aber pflanzten nach wie vor den aus der heidnischen Zeit her so lieben Lindenbaum vor dem Haus und vor der Kirche und auf Kreuzwegen in freiem Felde, wo sie dann allerlei Fetischbilder anbrachten.

In den Niederlanden und auch in Seeland hat die Frau eine geachtete Stellung. Sie verrichtet keine schwere Arbeit auf dem Felde und wird nie beim Torfstechen beschäftigt; wohl aber hilft sie bei der Getreideernte und wirft den Dre-

schern die Garben auf die Tenne. Sie besorgt den Haushalt und den Stall, und nimmt bei Tische zuletzt ihre Stelle ein, weil sie vorher als gute Wirthin dafür sorgt, daß Alles in bester Ordnung sei.

Von Goës gingen De Coster und Dillens wieder nach *Kruiningen*. Unterwegs begegneten ihnen mehrere *Speelwagens*, hübsche, in Federn hängende Kaleschen; in einer derselben saß ein strammer junger Bursch, der auf einer Kirmeß in der Nachbarschaft zum *Schützenkönig* erklärt worden war. Er war mit einer Menge von Medaillen, einem Vogel und mehreren anderen Siegeszeichen behängt, fühlte sich in seiner Würde und hielt an, als die beiden Wanderer ihm guten Tag sagten. In Kruiningen wurde Alles geputzt und blank gemacht, denn am andern Tage sollte die Kirmeß beginnen. Die Wanderer fanden Unterkommen in einer *Schmiede*.

Am andern Morgen sahen sie, wie einige junge Leute auf einem Blocke mit Aexten großes Gewürzbrot in kleine

Zank in der Schänke.

Stücke zerhackten; man nennt das die *Koek-Kappery*. An einer andern Stelle wurde nach einem hölzernen Papagey geschossen. Ein sehr tadelnswerthes „Vergnügen" ist *Kat in de ton*. Man steckt die Katze in ein Faß, das an einem Stricke hängt. Gegen dasselbe führen junge Bursche der Reihe nach Schläge mit einem Knüttel und wer dasselbe zerschlägt, so daß die unglückliche, schwer gepeinigte Katze hinaus kann, wird zum König ausgerufen.

Kirmeß überall, auch in *Heikenzand*, das ein katholisches Dorf ist. Die beiden flamischen Wanderer, welche selber der römischen Religion angehören, entwerfen von demselben eine ungünstige Schilderung. Die Bauern dort tragen keine lila oder blauen Wämmser, außer bei Trauer, sondern solche von scharlach oder purpurroth und geblümt; die Frauen setzen sogenannte Schäferhüte auf. Man glaubt bei diesen Bauern gar nicht mehr in Seeland zu sein; die Männer sind streit- und händelsüchtig und haben keine rechte Zucht. De Coster schreibt:

Hochzeit in Kruiningen.

„Dillens entwarf eine Skizze des sogenannten Tages der Jugend, den man auch als Unter den Zelten bezeichnen kann. Wir saßen in einem kleinen Hofe vor dem Garten, in welchem Bauern und Bäuerinnen waren. Es mochte etwa sechs Uhr Nachmittags sein und ich schrieb Notizen nieder. Da kam ein schlank gewachsener Bursch heran, warf auf Dillens einen Blick und fragte mich unverschämt und herausfordernd: Was schreibst Du da? — Ich antwortete französisch: Das geht Dich nichts an. Einige Nebenstehende redeten ihm zu, er solle Frieden halten, er höre ja, daß die Herren Fremde seien. Gleich nachher trat ein anderer Bursch, der unheimlich genug aussah, an uns heran. Seine Gefährtin, ein junges Mädchen, sah uns freundlich an und sprach mit Lächeln: Goeden Dag, lieve Heeren. Das verdroß den Burschen; er warf uns einen grimmigen Blick zu und ging mit dem Mädchen fort, das uns wieder freundlich grüßte. Als wir nach etwa einer Stunde in eine andere Schänke eintraten um auch dort Studien zu machen, fanden wir dort jenen Burschen wieder und sein Mädchen begann, offenbar um ihn eifersüchtig zu machen, wieder das frühere Mienenspiel. Er saß unbeweglich da und blickte nicht auf; es ging etwas in ihm vor und wir bemerkten, daß er sein Messer aus der Tasche zog; es war eines von der Art, welche auch zum Werfen benutzt werden. Plötzlich schlug er die Augen empor und im Nu pfiff das Messer an meinem Ohre vorüber. Es fiel hinter mir zu Boden. Ich nahm es auf, hielt es in der linken Hand, hatte in der rechten meinen schweren Stock mit einem Bleikopfe, ging auf den Frevler zu, der sich zu einem Lächeln zwang, legte das Messer vor ihm auf den Tisch und sagte: Hier hast Du es wieder. Er zitterte als er sah, daß ich ausholen wollte und rief: Wenn Du auch nur muckſest, so schlage ich Dich todt! Er verhielt sich ruhig; die anderen Leute suchten uns zu begütigen und sagten, er sei ein Taugenichts, der gar nicht ins Dorf gehöre. Dann warfen sie ihn vor die Thür und das Mädchen folgte ihm."

Draußen auf dem Platze geht es lärmend genug zu. Auf einem Gerüste vor einer mit Leinwand verhängten Bude, die mit Bildern von allerlei wirklichen und fabelhaften Thieren geschmückt ist, spielen deutsche Musikanten auf. Zwei Gaukler schreien die Bauern an, die mit offenem Munde dastehen und verkündigen welche Herrlichkeiten und Raritäten in der Bude zu sehen sind; so etwas wurde in den Niederlanden noch niemals gezeigt; wer nicht hinein kommt und nicht ein Dubbeltje daran wendet, begeht ein Verbrechen an sich selber. Der Gaukler führt dann ein bildschönes junges Mädchen vor, das wunderlich aufgeputzt ist, und gleichfalls zum Eintreten auffordert. In einem Zelte wird unter der Jugendkrone getanzt. Diese ist ein großer Kronleuchter mit mehreren Armen, eine Art Symbol für die „Gilde der Jugend", einem Verein der jungen Leute im Dorfe. Die Gilde hat ihre Satzungen, einen Bürgermeister, Schreiber und Boten. Wer aufgenommen werden will, muß ein Loos ziehen, nachher Eintrittsgeld zahlen und dabei ein Lied singen. Wenn er heirathet muß er die Gildecasse mit einer Beisteuer bedenken.

„Heute wird Einer todtgemacht!" sagte in Kruiningen die Tochter der Wirthin. — „Aber wer denn? Ist man denn hier so grausam?" Das junge Mädchen lachte und sprach: „Das nun gerade nicht. Jeder Junggeselle bringt sich um, wenn er heirathet. Wir haben eine Hochzeit im Dorfe."

Braut und Bräutigam gehen im Zuge voran; hinter ihnen Vater und Mutter; jener mit sehr ernsthaftem Gesicht, diese sehr betrübt. Dann folgen die verheiratheten Verwandten und hinter ihnen kommt ein Schwarm junger Leute, die Flinten und Pistolen abfeuern, auch Kanonenschläge werden losgelassen. In den Niederlanden gilt bekanntlich die Civilehe, gegen welche in Deutschland ein widerwärtig bornirtes Pfaffenthum so viele kindischalberne Einwendungen macht. Der Zug begiebt sich zum Bürgermeister, welcher nach Erfüllung der gesetzlichen Vorschriften zu den Verlobten spricht: „Im Namen des Gesetzes erkläre ich Euch für verehelicht." Sobald diese Worte gesprochen sind, nimmt die junge Frau ihre Hoofdnald, diese goldene Platte, von der linken Stirnseite und schiebt sie auf die rechte; dann gehen Alle zur Kirche, wo der Domine eine kirchliche Einsegnung vornimmt.

Das Hochzeitsmahl fand im großen Saale des Gasthauses der Frau Block statt. Ueber dem jungen Ehepaare schwebte eine aus buntem Papier hergestellte Krone; sie enthielt ein mit Blumen umwundenes Kreuz, um Freuden und Leiden der Ehe anzudeuten. Es ist herkömmlich, daß die jungen Mädchen im Dorfe diese Krone verfertigen. Alle Gäste sind willkommen und vertilgen bis zum Abend eine erkleckliche Menge von Korinthen und Rosinen, Kalbfleisch, Speck, Kaffee, Bier, feinen Liqueuren, Süßwein und gezuckerten Getränken. Ihre Mittel erlauben ihnen das, denn sie haben einen vortrefflichen Magen.

Nicht fehlen darf der Dorfpoet. Da steht er in seiner sammetmanchesternen Kleidung und giebt in weinerlichem Ton und mit näselnder Stimme sein Carmen zum Besten; zwei Musikanten spielen dabei Flöte und Geige. Der Vater des Bräutigams lacht und ist guter Dinge, die Mutter der Braut dagegen muß weinen, so viel die Augen nur hergeben.

Die Steinhaufen.

Eine ethnographische Musterung. Von **Richard Andree.**

I.

In der Prager Judenstadt liegt Beth-Chaim, der alte Friedhof mit seinen zahlreichen bemoosten Grabsteinen, über welche knorrige, wild durcheinander wachsende Fliederbäume im Frühjahre ihre Wohlgerüche ausströmen. Wer die alten jüdischen Malsteine näher betrachtet, wird auf vielen von ihnen, namentlich jenen berühmter Männer und Frauen, eine Menge kleiner Steinchen aufgehäuft finden, zu denen jeder Herantretende ein neues fügt. Es sind Opfergaben, Zeichen der Verehrung für den Dahingeschiedenen, und kein frommer Jude, der vorübergeht, unterläßt es, diesem alten Gebrauch nachzukommen.

Im Herzogthum Anhalt herrscht heute noch die Sitte,

daß jeder Vorübergehende auf eine bekannte Mordstätte im Walde einen Zweig legt, so daß mit der Zeit an solchen Stellen sich große Reisighaufen ansammeln [1]).

Unter den Wallfahrtsorten des Salzkammerguts steht obenan der des heiligen Wolfgang mit dem eine heilige Quelle umschließenden Kirchlein. Von zwei Seiten gelangt man auf steilen, steinigen Waldpfaden dahin. Die Wallfahrer, mitunter selbst weit her aus Bayern, tragen mit höchster Austrengung schwere Steine hinauf zum Heiligthum, weil die Sage geht: sobald genug Steine bereit, werde der Heilige eine neue große Kirche bauen; schon sieht man große Haufen zusammengeschleppter, auch mehr als centnerschwerer Steine liegen [2]).

In der Provence ist es Sitte, daß Jünglinge, ehe sie selbständig werden, die Höhe von St. Baumé besuchen, um dort am entscheidenden Wendepunkt ihres Lebens eine kleine Steinpyramide zu bauen, bei der sie Gelübde ablegen [3]).

Genau derselbe Brauch, den wir hier durch vier Beispiele aus der Mitte unseres civilisirten Erdtheils belegten, findet sich allenthalben auf der Welt wieder und läßt sich überall gleichmäßig nachweisen, so daß er als einer der universellsten überhaupt angesehen werden muß. Es ist einer der Züge, welche durch das ganze menschliche Geschlecht gehen, die, in ihren Grundbedingungen sich gleich bleibend, nur hier und da leicht modificirt sind.

Peschel, welcher schon darauf aufmerksam macht und eine Anzahl Belege beibringt [4]), benutzt diesen Gebrauch neben mehreren anderen, die allgemeine Verbreitung besitzen, um zu zeigen, „daß die abgelegensten Völker und die äußerlich am wenigsten sich nahe stehenden Menschenracen in ihren geistigen Regungen sich auf eine so überraschende Weise begegnen, daß wenigstens in Bezug auf das Denkvermögen die Einheit und Gleichheit der Menschenart nicht bezweifelt werden kann.“ Näher geht er auf eine Erläuterung dieser auf den ersten Blick sonderbar erscheinenden Sitte nicht ein; es sei daher gestattet, an der Hand zahlreicher Beispiele, welche schon an und für sich die Universalität der Sitte darthun, eine Erklärung derselben zu versuchen.

In der Errichtung der Steinhaufen (und ihrer Stellvertreter aus anderm Material) haben wir die älteste und ursprünglichste Form aller Monumente zu erblicken; sie sind zunächst Erinnerungszeichen an irgend eine auf ihrer Stätte vorgefallene That, gleichviel ob gut oder böse, ein Zeugniß für dieselbe zur Ueberlieferung an künftige Geschlechter. Aber nicht bloß Thaten sollen durch diesen Brauch verewigt werden, sondern auch Personen, und so werden denn Gräber mit diesen Steinhaufen geschmückt, wobei das allmälige, opfernde Herzutragen der Steine durch verschiedene Personen zu verschiedenen Zeiten das Charakteristische bleibt. Auch als Male der Dankbarkeit treten uns diese Steinhaufen entgegen, errichtet von Wanderern, welche, nach zurückgelegter gefahrvoller Reise, sei es in Wüsten, sei es im Hochgebirge, sie als Ausdruck des Dankes der Localgottheit widmen, zugleich aber als Zeichen für ihre Nachfolger auf mühevollem Wege, der dadurch erleichtert wird, so daß hiermit der Steinhaufen gleichsam zum Wegweiser wird. An sich ist er jedoch stets als Opfer aufzufassen und zwar als das billigste, einfachste und bequemste, welches sich darbietet, indem der Wanderer nur einen Stein vom Wege aufhebt, um ihn, frommen Sinnes, zu bereits vorhandenen hinzuzufügen. Je länger der Brauch durch Geschlechter hindurch fortgesetzt wird, desto mehr verdunkelt er sich; der ursprüngliche Sinn und Inhalt geht verloren, wenn auch die mechanische Ausübung noch fortgesetzt wird. Uebrigens wechselt das Material, wenn auch der am leichtesten zu erreichende Stein vorherrschend bleibt. Für ihn tritt ein Lappen, der vom Gewande abgerissen und geopfert wird, auf, oder ein Zweig vom nächsten Baume, Haare, dem Pferde des Reisenden aus der Mähne gerauft, Hörner, oder die am Wege liegenden Knochen gefallener Thiere, endlich ein ausgespieener Cocaballen und dergleichen.

Der Gebrauch, Steinchen aufeinander zu häufen, war schon bei den alten Juden ein ziemlich weit verbreiteter, wie verschiedene Stellen in der Bibel beweisen. Als Laban mit Jakob einen Bund machte, „nahm Jakob einen Stein und richtete ihn auf zu einem Mal, und sprach zu seinen Brüdern: Leset Steine auf. Und sie nahmen Steine und machten einen Haufen und aßen auf demselben Haufen. Und Laban hieß ihn Segar-Sahadutha; Jakob aber hieß ihn Gilead. Da sprach Laban: Der Haufe sei heute Zeuge zwischen mir und Dir, daher heißt man ihn Gilead [5]). Auch über Gesteinigten wurden große Steinhaufen errichtet, so über Achan, den Josua steinigen ließ [6]), und über dem todten Absalom [7]). Verschieden von diesem Gebrauche Steinhaufen zu errichten sind die gleichfalls wiederholt in der Bibel vorkommenden Malsteine, die manchmal geölt wurden [8]).

Noch heute geht durch die ganze semitische Welt dieser uralte Brauch und die Stabilität orientalischer Sitten und Gewohnheiten zeigt sich auch auf diesem Gebiete. Burckhardt erwähnt von den Arabern errichtete Steinhaufen von 20 Fuß Länge, 3 Fuß Breite und 2 Fuß Höhe, die durch allmäliges Aufwerfen der Vorüberziehenden errichtet wurden [9]). Die heidnischen Nosayrier im nördlichen Syrien haben heilige Orte auf Hügeln und Bergen, wo sie Steine aneinanderreihen, Opfer, Rauchwerk und Gebete darbringen [10]). Ganz so wie über dem todten Achan und Absalom Steinhaufen errichtet wurden, geschieht dies noch jetzt in Arabien. Während der eines gewöhnlichen Todes Verstorbene in der Erde bestattet wird, häuft man über Ermordeten Steinhaufen auf; von Wrede zählt an einer einzigen Stätte Hadhramauts nicht weniger als 17 solcher Steinhaufen [11]).

Als Burckhardt sich 1814 zu Damer am obern Nil befand, sah er, wie ein Scheich ein Gefäß mit weißen Steinchen brachte, über welchen Gebete abgelesen wurden. Sie waren bestimmt, auf das Grab eines Gestorbenen gestreut zu werden; dies galt als verdienstliche Handlung. Die Leute glaubten, daß die Seele des Todten, wenn sie künftig das Grab besuche, diese Steine wie Rosenkranzperlen benutzen könne [12]).

Im Wadi Mokatteb der Sinaihalbinsel liegt der

---

[1]) Die Bewohner Palavans, an der Nordostküste der Philippineninsel Luzon, warfen „nach fromm geübtem alten Brauch“ im Walde einen Steinhaufen auf, zum Andenken an einen dort Umgekommenen. Semper, die Philippinen und ihre Bewohner. Würzburg 1869. S. 55. Bei den Sandwich-Insulanern wurden von den Siegern über den Gebeinen der von ihnen Erschlagenen kleine Haufen Steine aufgeschichtet, die Trophäen des Sieges vorstellen sollten (Will. Ellis, Narrative of a tour through Hawaii, London 1826).

[2]) L. v. Ransonnet im Jahrbuch des österreichischen Alpenvereins VI, S. 175. Wien 1870.

[3]) Bastian im Archiv für Anthropologie III, S. 2.

[4]) Völkerkunde S. 25.

[5]) Genesis 31, 45—48.

[6]) Josua 7, 26.

[7]) 2. Sam. 18, 17.

[8]) Genesis 28, 18. 35, 14. — 1. Sam. 7, 12.

[9]) Travels in Syria and the holy Land. London 1822, p. 46.

[10]) A. v. Kremer im Ausland 1872, S. 556.

[11]) A. v. Wrede's Reisen in Hadhramaut. Braunschweig 1870. 239. 266.

[12]) J. L. Burckhardt, Travels in Nubia etc. London 1819. Fast überall zwischen Nil und Rothem Meere sind die Gräber mit mühsam zusammengelegten Steinchen bedeckt. Bei den Bischarin (Schweinfurth in der Zeitschrift für Erdkunde II, 24. 1867), bei den Mensa (Brehm im Globus III, 167, wo fälschlich die Bemerkung gemacht wird, diese Grabhügel seien Abessinien eigenthümlich).

Felsen Hesy el Chattatin, von dem die Araber annehmen, es sei jener, aus dem Moses den Quell geschlagen. Der Engländer Palmer fand ihn rings von Steinchen in kleinen Haufen umgeben, von denen Folgendes erzählt wird. „Als die Kinder Israel sich bei dem wunderbaren Strome niederließen, und, nachdem sie ihren Durst gestillt hatten, sich der Ruhe hingaben, machten sie sich das Vergnügen, Steinchen auf die Felsblöcke in der Nähe zu werfen. Das wurde zu einem Gebrauche, welchen die heutigen Araber zur Erklärung an das Wunder aufrecht erhalten und von dem sie glauben, daß er besonders Mose demjenigen geneigt mache, der ihn übe. Wer einen kranken Freund hat, wirft in seinem Namen und in der Zuversicht auf seine baldige Besserung ein Steinchen [13]". Hier tritt uns bereits die Idee eines Opfers entgegen, welche im Verlaufe unserer Mittheilungen sich noch weit deutlicher erweisen wird.

Die Osseten im Kaukasus haben ihre besonderen heiligen Stätten im Gebirge, wo sie Steinhaufen an gefährlichen Wegstellen errichten, bei denen sie beten und sich von alten Männern Weissagungen holen. Diese Stellen sind entweder dem Propheten Elias, ihrem Hauptpatron, oder St. Georg, St. Nicolaus, St. Michael gewidmet. Elias (Ellai) ist bei ihnen der Herr der Felsengipfel (Eldar Tschoppei). Ueber einem vom Blitze Erschlagenen richten sie einen hohen Steinhaufen auf und neben diesem stecken sie eine hohe Stange in den Boden, an welcher das Fell eines schwarzen Ziegenbockes flattert [14].

Vambery fand bei der heiligen Stadt Kum in Persien massenhaft kleine Steinhaufen, die von frommen Pilgern unter Recitirung von Hymnen aufgehäuft wurden. Hier und da war auch ein Strauch mit bunten Fetzen behängt. Jeder will ein Zeichen seiner Achtung niederlegen und der eine nimmt zu den Steinen, der andere zu den Fetzen seine Zuflucht. Früher soll es Sitte gewesen sein, daß jeder Vorübergehende in derartig verehrte Bäume einen Nagel hineinschlug, welches ein uralter Gebrauch und wahrscheinlich der Ursprung des bei uns Vielen so fabelhaften „Stock im Eisen" ist [15]. Ganz dasselbe findet bei Meschhed statt. „Beim ersten Anblicke der berühmten Stadt pflegen die frommen Schiiten unter Anhäufung kleiner Steinhügel und Behängung der Gesträuche mit verschiedenen bunten Fetzen ihrem gepreßten Herzen durch Anstimmung von Hymnen und Liedern Luft zu machen" [16].

Fehlen Steine, sei es in sandiger Wüste oder im flachen Schwemmlande, so greift der Vorüberziehende zu anderm Stoffe, vielfach zu Knochen; so dienen in der Wüste Chiwas die sorgsam gesammelten und zusammengelegten Gebeine der umgekommenen Menschen und Thiere als Wegweiser [17].

Im tibetischen Gebiete des Buddhismus finden sich Steinhaufen auf jedem Passe, auch auf manchen Berggipfeln. Sie heißen dort Labchas und ein Paß in Spiti heißt geradezu Labcha-La, der Steinhaufenpaß. In diesen Steinhaufen werden die Gebetflaggen der Buddhisten befestigt und als Opfergabe fügen die Wanderer noch Ammoniten, oder auch die Knochen und Schädel des Ovis Ammon hinzu [18].

Anderer Art waren die Steinhaufen, welche die Engländer von der Forsyth'schen Expedition (1870) in der Gegend von Leh (Ladak) fanden. Sie heißen Manes und jeder Stein auf der Oberfläche trägt die Sanskritworte: Om mani padme hum, jenes Schiboleth der Buddhisten, welches bedeutet: Heil dem Kleinod im Lotoskelche, nach Manchem aber eine obscöne Nebenbedeutung hat, worauf auch der am Ende manches Manes befindliche phallusähnliche Steinkegel hindeutet. Diese Steinhaufen erreichen mitunter die Länge einer halben englischen Meile, sind fest gebaut und da sie 6 bis 8 Fuß hoch und 10 bis 15 breit sind, so muß die Anzahl der beschriebenen Steine oft hoch in die Tausende gehen. Es ist daher wohl glaublich, daß die Lamas für manchen Mane mehr als 60,000 Thlr. nach unserm Gelde bezahlt haben. Sie befinden sich stets neben den Straßen und haben zu beiden Seiten einen Fußweg, weil die Eingeborenen beim Vorbeigehen sich stets links davon halten. Vor einer wichtigen Unternehmung pflegt der Tibeter zu einem Lama zu gehen und sich einige solche Steinplatten mit den mystischen Worten darauf zu kaufen und auf einen Mane zu legen; dadurch sichert er sich den Erfolg bei seinem Vorhaben [19]. Cooper wies genau dieselben Manes weit im Osten, bei Ta-tsien-lu, nach. Es ist dies die Grenzstadt der chinesischen Provinz Sze-tschuen gegen Osttibet. Er beschreibt sie als little mounds, composed of flad pieces of slate, on which was inscribed the Thibetan prayer of „om mani padme hum" und bildet auch eine solche Schieferplatte ab [20].

Schieferplatte mit Om mani padme hum. Nach Cooper.

Für uns ist das Wesentliche, daß die Schieferplatten einzeln als fromme Opfergaben auf den Mane gelegt werden, der so allmälig entsteht.

Daß neben dem Mane auch der einfache rohe Steinhaufen in Tibet vorkommt, ersehen wir gleichfalls aus Cooper. Er wurde in der Gegend von Atenze am obern Mekong (hier Lan tsang Kiang genannt) wider seinen Willen nach Landesbrauch mit einer jungen Tibetanerin verheirathet. Mit ihr zog er weiter ins Gebirge, wo das Mädchen vor dem ersten großen Steinhaufen — welche gewöhnlich in Tibet den höchsten Punkt der Berge bezeichnen — betete. Diese Cairns, welche zuweilen dreißig Fuß hoch sind, werden von Reisenden errichtet, die, wenn sie vorüberziehen, einige Steine

---

13) G. Ebers. Durch Gosen zum Sinai. Leipzig 1872. S. 188.

14) J. v. Klaproth, Reise in den Kaukasus und nach Georgien. II, 601. 606.

15) Vambery, Wanderungen und Erlebnisse in Persien. Pesth 1867. S. 138.

16) Vambery, Reise in Mittelasien, Leipzig 1873. S. 249.

17) Vambery, a. a. O. 149. Genau so in der peruanischen Wüste zwischen Islay und Arequipa, wo Stunden weit die Knochen gefallener Maulthiere den Weg bezeichnen. Marcoy im Tour du Monde VI, S. 89 und im Globus.

18) Schlagintweit, Reisen in Indien und Hochasien III, S. 115. 74. Samuel Turner (Gesandtschaftsreise an den Hof des Teshoo Lama, Hamburg 1801. S. 229. 256) giebt an, daß die mit Gebetfahnen besteckten Steinhaufen die Grenze zwischen Butan und Tibet bezeichnen. „Sie sollen zugleich ein Zaubermittel gegen die über das Gebirge herrschenden Deutas sein."

19) Lahore to Jarkend by G. Henderson and Allan O. Hume. London 1873.

20) Cooper, Travels of a Pioneer of Commerce. London 1871. p. 208. Turner (a. a. O. 123. 177) schildert die Denkmale mit Om mani padme hum in Butan als 12 bis 15 Fuß lange, 6 Fuß hohe und 2 Fuß dicke Mauern, die aber in der Mitte dicker als an den Seiten sind.

dem Haufen hinzufügen, welche sie beim Hinaufsteigen sammelten; dabei murmeln sie Gebete. Lamas, die des Weges kommen, errichten Stangen, an denen ein Stück Seide oder Chatah-Zeug befestigt ist, und welche Flaggen gleichen. Nie geht ein Tibetaner an einem solchen Cairn vorüber, ohne einen oder zwei Steine auf den Haufen zu werfen und ein Gebet zu sprechen. Diese Steinhaufen, welche den Reisenden an seine Pflichten gegen Buddha gemahnen, sind darum so werthvoll, weil sie den Fremden die Paßübergänge nachweisen [21].

In der ganzen Mongolei ist dasselbe der Fall; hier heißen die Steinhaufen Obo.

A. Poussielgue beschreibt den Obo bei den Chalkas-Mongolen zwischen Urga und Kiachta. Er fand ihn in einer schwierigen Felspassage; es waren zwei roh gemeißelte Felsblöcke, welche ein Buddhabild darstellen sollten. Bei denselben stand eine große Graniturne, um Weihrauch darin zu verbrennen; ringsherum eine große Anzahl Stangen bedeckt mit Fetzen, Papier, Gebetrollen, ja selbst mit Geldbörsen und Gegenständen aus edlen Metallen — alles Opfergaben. Die mongolischen Begleiter Poussielgue's begnügten sich damit, sich vor dem Obo niederzuwerfen und ein Stückchen von ihrem Pelzkleide zu opfern. Les obos ne sont autre chose que des autels en plein air consacrés par des lamas célèbres [22]).

Bei den Jakuten tritt vicariirend Pferdehaar an die Stelle der Steine. Längs den Wegen sieht man oft Bäume dicht behangen mit Pferdehaaren, zu denen jeder vorüberziehende Reiter einen neuen Beitrag aus dem Schwanze seines Gauls liefert. Die Bäume standen immer an den höchsten Punkten steiler Hügel, recht als opfere man die Pferdehaare zum Dank nach einer mühsamen Besteigung. Die Jakuten, welche Adolf Erman begleiteten, wußten keinen Grund mehr für diesen Gebrauch anzuführen als den des alten Herkommens. „Indessen ergab sich die religiöse Bedeutung dieses Gebrauchs schon aus dem Namen: eines Sühnopfers für den Ljeschei oder Waldgeist [23])."

[21]) Cooper, a. a. O. 275 und nach ihm im Globus.

[22]) Poussielgue, relation de voyage de Shanghai à Moscou. Im Tour du Monde XI, 246 (1865). Nach Erman, Reise um der Erde II, 197, opfern die Buräten am Obo guten Geistern und stellen bei ihnen Ringübungen und andere körperliche Wettkämpfe an.

[23]) Erman's Reise um die Erde II, 307. 318. — Auch die Kalmücken im Altai opfern in gleicher Weise Pferdehaare auf den Steinhaufen (Obo) oder einen Zweig bei gefährlichen Flußübergängen. Hier tritt so recht die Gleichwerthigkeit des Steines, Pferdehaares und Zweiges hervor. Radloff im Globus XI, 278.

Zur Morphologie der geographischen Grenzen.

Ein Beitrag zur vergleichenden Erdkunde. Von **G. C. Petzet** in Breslau.

I.

Begriff und Arten der geographischen Grenzen. — Natürliche Grenzen. — Nasse Grenzen. — Meere. — Thalassische Verbindungen. — Flüsse als Grenzmittel.

Von geographischen Grenzen spricht man in einem engern und in einem weitern Sinne. Strenger genommen werden mit jenem Ausdrucke diejenigen physisch hervortretenden oder auch nur gedachten Linien bezeichnet, welche auf der Erdoberfläche Länder und Meere, klimatische Regionen und geographische Verbreitungsgebiete von einander abscheiden, während im erweiterten Sinne dieselbe Bezeichnung auch auf solche Abgrenzungen der Erdoberfläche angewendet wird, die nur auf politischen, historischen und statistischen Gestaltungen und Theilungen beruhen.

In dem ersten Sinne gezogen können die Grenzen sowohl nach den verschiedenen Bestimmungsgründen als nach den verschiedenen Zeiträumen, welche für dieselben angenommen werden, auch durch und über einander hinweggehen. Ist dies theilweise schon bei so verwandten Unterscheidungsmerkmalen wie Isothermen — Isotheren und Isochimenen — der Fall, so findet es noch häufiger Anwendung bei den Verbreitungsgebieten von Arten und Geschlechtern der Thier- und der Pflanzenwelt sowie bei den geologischen Verschiedenheiten der Erdrinde. Auch die Abgrenzung geographischer Gebiete nach der Höhenlage der Erdoberfläche ist von morphologischer Bedeutung, indem sowohl die durch Erhebung als die durch Vertiefung gegen ihre Umgebung sich abscheidenden Regionen in Beziehung auf Klima, Flora u. s. w. den sonstigen Zusammenhang der größeren Flächen unterbrechen und mehr oder minder beträchtliche Enclaven bilden.

In Beziehung auf die Abgrenzung der Meere, und zwar sowohl was Untergrund und Tiefe, als was die Abscheidung der Wasserschichten nach Strömung, Schwere, Salzgehalt und sonstige Eigenschaften betrifft, stehen wir bei dem Mangel umfassenderer Beobachtungen noch in den Anfängen einer genauern Erkenntniß. Selbst bei scheinbar so wohldurchforschten Meerestheilen wie der Nordsee haben erst die letzten Jahre die wichtigsten Aufklärungen geliefert.

Wie so manche andere Frage der Wissenschaft hat auch diejenige nach Wesen, Arten und Formen der geographischen Grenzen in verschiedenen Zeiten und auf verschiedenen Entwickelungsstufen nicht überall und immer die gleiche Beantwortung gefunden. So hat man früher Flüsse, größere wie kleinere, und ebenso Gebirge, ohne Rücksicht darauf, ob sie den doch meist unschwer zu erkennenden Charakter der Markscheide tragen, unbedingt für geeignete politische, ja wohl gar für natürliche Grenzen angesehen und demzufolge bei Abgrenzungen zwischen Staaten und Bezirken oft die widernatürlichsten Mißgriffe gemacht. Die Fortschritte wissenschaftlicher Forschung einerseits, wie andererseits die mannigfachen Veränderungen, die sich auf dem Gebiete der Staaten, der Nationalitäten und der allgemeinen Cultur vollzogen haben, konnten auch auf die Betrachtung und Behandlung unserer Frage nicht ohne Einfluß bleiben; sie mußten vielmehr derselben immer neue Seiten abgewinnen lassen, durch welche frühere Anschauungen vielfach berichtigt und hellere Einsichten in die maßgebenden Verhältnisse erreicht worden sind.

Wenn wir nun den Versuch unternehmen, zur Morphologie der geographischen Grenzen einen Beitrag zu liefern, so dürfen wir uns dabei nicht auf die sogenannten natürlichen Grenzen beschränken, deren einseitige Untersuchung bisweilen zu so schiefen Resultaten geführt hat; wir müssen vielmehr, von den physischen Grundlagen ausgehend und ohne dieselben in ihrer unter allen Umständen schwerwiegenden und ein-

flußreichen Bedeutung hintanzustellen, nicht minder auch die historischen, nationalen, culturlichen und statistischen Momente berücksichtigen, welche bei den geographischen Abgrenzungen mitwirken und denselben in vielen Fällen eine von der scheinbar natürlichen abweichende Richtung gegeben haben.

Eine Betrachtung der natürlichen Grenzen vom bloßen physisch-geographischen Gesichtspunkte kann auch nur bei der Gestalt der Erdtheile und ihrer großen Ländermassen zu einem klaren und vollständigen Bilde führen. Hier, wo nach außen hin nur die Küstenconfiguration, im Innern hauptsächlich nur die größten Hochgebirge und Wüsteneien in Betracht kommen, treten uns Mittel und Formen der geographischen Grenzen in ihren erkennbaren Umrissen aufs Deutlichste entgegen. Oceane und Alpenkämme zeigen die reinsten Typen der nassen und der trockenen Grenzen. Wir erkennen hier als klare Gesetze, daß die continentale Gestaltung mit der innern Gliederung in einem gewissen Verhältnisse steht, daß bei ungegliederter Massenhaftigkeit des Erdtheils auch das Binnenland der eigentlichen Gliederung entbehrt, daß dagegen einer reichern Küstenentwickelung eine mannigfaltige Grenzbildung in den inneren Landestheilen entspricht. So entbehren die südlichen Continente: Neuholland, Afrika und Südamerika, mit ihrer plumpen Massenhaftigkeit, wie in ihrer äußern Configuration so in ihrer innern Flächenausdehnung, fast gänzlich der Einzelgliederung, während eine solche bei den nördlichen Continenten: Asien, Europa und Nordamerika, in beiden Beziehungen zur deutlichen, mehr oder minder vielgestaltigen Erscheinung gelangt. Wir bemerken ferner eine gewisse proportionale Harmonie des Umfangs der Einzelländer mit der Gesammtfläche des Continents, — ein Gesetz, nach welchem z. B. Europa, geographisch betrachtet, in ungefähr ebensoviele Länder zerfällt wie das mehrfach größere Asien, die Länder des letztern Erdtheils aber auch den entsprechenden mehrfach größern Umfang als die europäischen Länder besitzen.

Auch was die Richtung und Gestaltung der Grenzen betrifft, können wir schon aus einer solchen übersichtlichen Betrachtung die allgemeinen Regeln abnehmen, deren Anwendung im Einzelnen wir bei tieferm Eindringen in die Abgrenzungen der Länder bestätigt finden werden: so namentlich, daß die Richtung der Grenzen im Wesentlichen mit den Mitteln der Begrenzung sich deckt, sowie daß die Länder — stets natürlich im physisch-geographischen Sinne genommen und namentlich abgesehen von der politisch-formalen Grenzziehung, die bei der Vertheilung der Bodenflächen in den Erdtheilen der Neuen Welt ins Werk gesetzt worden ist — eine gewisse Neigung zur Abrundung der Grenzen zeigen, der Tendenz der Ausdehnung aber die Erreichung der natürlichen Hindernisse und die damit zusammenhängenden geologischen Wechselverhältnisse bestimmte Schranken setzen.

Die geologische Gleichartigkeit einer größern Strecke der Erdoberfläche ist allerdings selten von solcher Form und Ausdehnung, daß sie mit den Grenzen eines Landes zusammenträfe, in zahlreichen Fällen ist sie sogar bei jetzt von einander abgetrennten Ländern der Beweis einer frühern Zusammengehörigkeit, wie z. B. die vom Pas de Calais durchbrochene Formation bezeugt und gleicherweise die krystallinischen Gesteine in Galicien, der Bretagne und Schottland andeuten. Doch läßt sich immerhin bei einer weitern, die Einzelheiten zusammenfassenden Betrachtung vielfach auch eine gewisse Harmonie der geologischen Verhältnisse mit anderen physischen Momenten bei der Abgrenzung der Erdrinde nachweisen. Schweden und Norwegen zeigen auch in dieser Hinsicht ihre natürliche Verbindung mit Finnland, während Rußland sich von letzterm entschieden abhebt. Auf der Oberfläche Spaniens und Frankreichs wie Ungarns und der Balkanhalbinsel zeigt die Zusammenfügung der Erdschichten mehrfachen Einklang. Europa im Ganzen dem Erdtheil Asien gegenübergestellt, von welchem es äußerlich betrachtet nur die größte Halbinsel zu sein scheint, weist auch in geologischer Hinsicht eine so wesentliche Verschiedenheit von dem größern Nachbarcontinente auf, daß es kaum der Erinnerung an die einstige Wassergrenze vom Schwarzen und Kaspischen Meere bis zum Obischen Busen bedarf, um seine continentale Eigenart und Selbständigkeit ausdrücklich festzustellen.

Wenden wir uns von dieser allgemeinen Uebersicht zu einer eingehendern Betrachtung der geographischen Grenzen zwischen den Ländern, so ist zunächst ersichtlich, daß die nasse Grenze in bestimmterer Form auftritt, als dies bei irgend welcher Gestalt der trockenen Grenze der Fall zu sein pflegt. Während sich bei der letztern meist Uebergangsformen zeigen, welche die genaue Linie, die das eine Gebiet von dem andern scheidet, nicht ohne nähere Forschung feststellen lassen, sind die nassen Grenzen ohne Schwierigkeit erkennbar. Höchstens läßt sich bei sumpfigen Grenzzügen die Theilungslinie zuweilen vorwärts oder zurück verlegen, je nachdem man nach thatsächlichen Wechselverhältnissen dem nassen oder dem trockenen Elemente an der Oberfläche das Uebergewicht einzuräumen hat.

Auch die geographische Zugehörigkeit der in der Nähe eines Landes gelegenen Inseln wird nur in seltenen Fällen in Zweifel bleiben können. Wo in einem solchen Falle die Ansprüche zweier Länder in Frage kommen, wird gewöhnlich schon die geologische Beschaffenheit der Insel, zuweilen auch die Tiefe des Meeres zwischen Insel und Festland zur Entscheidung der Frage über die geographische Grenze verhelfen, wie dies z. B. bei der San-Juan-Frage durch den Haro-Canal geschehen ist. In andern Fällen haben nähere Untersuchungen den Beweis geliefert, daß eine Insel, deren geographische Zugehörigkeit zweifelhaft oder auf Scheingründe hin irrthümlich bestimmt worden war, zu den Resten eines Continents gehört, dessen Existenz in einer frühern Periode unseres Planeten durch das nur auf solchem Wege erklärbare Verbreitungsgebiet der dortigen Fauna und Flora, vielleicht auch der menschlichen Bewohnerschaft nachgewiesen wird. So hat bei Ceylon und Madagaskar Dr. Peschel's Ansicht von einem frühern Continente Lemuria vielfach begründete Zustimmung gefunden. Wie die Pflanzenwelt der geographischen Grenzbestimmung dienen kann, zeigt unter Anderm die Scheide zwischen Laub- und Nadelholz wie zwischen den verschiedenen Getreide- und Fruchtarten. Eine der bemerkenswerthesten Grenzlinien ziehen die Moose auf den Südsee-Inseln; an ihrer Verbreitung ist dort die Ausdehnung der australischen Flora gegenüber der pacifischen und der amerikanischen sammt den Gegenströmungen derselben in aller Deutlichkeit erkennbar.

Die Regel geographischer Begrenzung durch Meere und Meeresarme zu begründen und in Beispielen nachzuweisen, dürfte wohl überflüssig sein. Nicht bloß die mächtigen oceanischen Scheidewände zwischen den Erdtheilen, auch verhältnißmäßig kleine und schmale Meerestheile, wie der Aermel-Canal, das Adriatische, das Rothe Meer, sprechen in dieser Hinsicht deutlich genug. Dagegen erscheint es hier am Platze jener Ausnahmefälle zu gedenken, in denen die scheinbar natürliche Wassergrenze zeitweise oder auf die Dauer für Völker und Staaten nicht nur nicht maßgebend gewirkt hat, sondern sogar nationale, politische und sociale Vereinigungen sich über entgegengesetzte Uferlande erstreckt, und Meere, statt der Begrenzung und Abscheidung zu dienen, einen Länder verbindenden und Bevölkerungen zusammenführenden und zusammenhaltenden Charakter gewonnen haben.

Eines der ältesten Beispiele einer solchen thalassischen

Verbindung bietet der griechische Archipelagus. Schon ein Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung umfaßte hellenisches Volks- und Staatsthum nicht bloß das eigentliche Hellas mit einem Theile seiner nördlichen Nachbarlandschaften und den Peloponnes, sondern auch die das Aegäische Meer im gegenüberliegenden Osten begrenzenden Ufer und gewisse Strecken seiner nördlichen, thracischen Gestade wie der südlich vorliegenden Insel Kreta. Als einigende Bande dieser Zusammengehörigkeit dienten auch die zahlreichen Inseln des Archipels, um so mehr als den Hellenen schon durch die natürliche Lage und Beschaffenheit ihres Landes die Richtung auf das Meer angewiesen war. In gewissem Sinne war das kleine Eiland Delos auch ein geographischer Mittelpunkt des Hellenenthums.

In ähnlicher Weise konnten in späteren Perioden der Geschichte Punier und Römer, im Mittelalter Araber und Türken ihr Gebiet über größere Theile des Mittelmeers hinweg ausdehnen und zusammenhalten, und noch in neueren Jahrhunderten war Schweden lange Zeit auf gleiche Weise im Besitze der Ostseeküstenländer, bis es in einer der ersten geschichtlichen Bethätigungen des modernen Nationalitätsprincips auf sein natürliches Erbtheil eingeschränkt wurde.

Wenn nun auch diese Beispiele zum Beweise dienen, daß die geographische Begrenzung in den Meeren kein unbedingtes und unbesiegbares Hinderniß für den Thatendrang und die Staatsbildungskraft der Völker aufgerichtet hat, so wird durch solche immerhin nur Ausnahmen bildende Grenzgestaltungen doch keineswegs die Regel hinfällig, daß Meere als natürliche Grenzen von Ländern zu betrachten sind und in den allermeisten Fällen auch als solche wirken.

Auch die fließenden Gewässer haben wir ein Recht in die Reihe der natürlichen Grenzmittel zu zählen, wiewohl sich von Flüssen noch weniger als von Meerestheilen behaupten läßt, daß sie sich immer und überall als geographische Grenzen zur Geltung bringen müßten. Diese Bedeutung von Flüssen und Strömen tritt gewöhnlich nur bei besonders großen und wilden Strömen mit unwirthbaren Ufern und in höherem Grade bei niedrigerem als bei höher entwickeltem Culturzustande der Anwohner entscheidend hervor. Der Marañon freilich, welcher eine Breite erreicht, bei der man an vielen Stellen nicht mehr beide Ufer zugleich erkennen kann, scheidet (nach Reclus) selbst mehrfach Faunengebiete, und manche Arten von Vögeln wagen nicht seine ungeheure Wasserfläche zu überfliegen. Aber auch minder riesenhafte Ströme haben in minder vorgeschrittenen Culturperioden eine wichtige Rolle als Grenzscheiden gespielt. Aus diesem Grunde empfiehlt es sich hier eine kurze geschichtliche Betrachtung der geographischen vorauszuschicken.

Als Beispiel für unsere Darlegung wählen wir die vorderasiatischen und die südosteuropäischen Länder, deren mehrfache Besitzwechsel im Laufe der Geschichte als bekannt gelten dürfen.

In Kleinasien tritt schon in den ersten Jahrhunderten geschichtlichen Lichtes der Halys als Grenzfluß auf. Als sodann durch Alexander von Macedonien Vorderasien in weiterer Ausdehnung bekannt wurde, zog im Osten der Indus die äußerste Grenze des damals erschlossenen Landgebietes, während im Norden Oxus und Jaxartes ähnliche Grenzlinien bezeichneten. Zur Zeit des oströmischen Reiches, unter Kaiser Justinian, als eine genauere Nachweisung der Grenzen in den vorderasiatischen Gebieten möglich wurde, treten wiederum Flüsse als Grenzscheiden hervor. Die Ostgrenze des byzantinischen Kaiserstaates folgte damals von Rhizäum am Pontus Euxinus südwärts zunächst durch die Berglande ungefähr der Richtung des 59. Grades östlicher Länge, weiterhin aber in der Ebene galten besonders Flüsse, jenseits von Circesium dem südlich sich anschließenden Reiche der Lachniden namentlich der Euphrat streckenweise als Grenzmarke gegen Persarmenien, während dem darauf folgenden Reiche der Chassaniden, das über den Euphrat bis gegen Ninive hinübergriff, erst der Tigris zum Theil das Ziel setzte und das Reich der Lachmiden den weitern Lauf desselben Stromes zur Grenze nahm.

Für das europäische Gebiet des oströmischen Reiches zur Zeit Justinian's bildete der Ister abwärts von Singidunum — dem heutigen Belgrad — bis zu seinem Ausfluß in den Pontus die Nordgrenze. Vom genannten Punkte ostwärts bis zur Aluta, die sich durch alle geschichtlichen Wechsel hindurch mit bemerkenswerther Regelmäßigkeit als Grenzfluß zur Geltung brachte, schied der Ister das byzantinische Landgebiet von dem Reiche der Gepiden, die sich ihrerseits wieder westlich bis an diejenige Strecke des großen mitteleuropäischen Hauptstromes ausbreiteten, welche in der pannonischen Ebene die Richtung von Norden nach Süden einhält. Abwärts von dem an der Aluta-Mündung gelegenen lacus Murcianus schied der Ister das Gebiet Ostroms von den Sklawenen, die sich bis an den Danastrus ausbreiteten, wo sie von den bis zum Tanais reichenden Anten abgelöst wurden — eine Reihe von Flußgrenzen, die unserer Regel zur deutlichen Bestätigung dienen.

Auch das Reich Karl's des Großen liefert ein classisches Beispiel für die Bedeutung der Flüsse als Staatsgrenzen; wurden doch die äußersten Marken des fränkischen Reiches durch Ebro, Tiber, Raab und Eider bezeichnet. „Eidora romani terminus imperii" las man auf der Brücke von Rendsburg.

Zählmethoden bei verschiedenen Völkern.

Der vor Kurzem in Tübingen verstorbene Mathematiker Hankel, welcher die historische Entwickelung der mathematischen Wissenschaften mit Vorliebe betrieb, hat ein leider nicht vollendetes Werk zurückgelassen: Zur Geschichte der Mathematik im Alterthume und Mittelalter (Leipzig 1874, Teubner). Die Sorgfalt der Arbeit und die geistvolle Darstellung vergrößern den Schmerz über den frühen Hingang des Gelehrten. Einige, auch Freunde der Völkerkunde anziehende Gedanken der Einleitung des genannten Werkes mögen dies bestätigen.

In der Geschichte der Mathematik sind zu unterscheiden eine geometrische Richtung (vom 600 bis 200 v. Chr.) und eine algebraisch-arithmetische. Letztere steht in Zusammenhang mit der neuplatonischen und neupythagoräischen Schule und macht sich schüchtern geltend seit dem Ende des 1. Jahrh. n. Chr., also in einer Zeit, da im fernen Indien die Brahmanen ihre bis in unser tägliches Leben hereinreichende Zahlenweisheit zur höchsten Blüthe entfalten.

An den Ufern des Ganges entwickelt sich die reine Arithmetik, und die Vermittlung zwischen Indien und dem Westen

übernehmen die Araber, Anhänger, wie alle Semiten des Mittelalters, der algebraischen Richtung. Sie bringen am Anfang des 13. Jahrh. das indische Zahlensystem nebst ihrer eigenen Weisheit nach Italien. Bis zum Ende des 16. Jahrh. liegt auch alle selbständige Arbeit im Gebiete der Algebra, und die formell vollendeten Leistungen der alten griechischen Geometer werden nur übersetzt und commentirt. Erst der gewaltige Geist des Descartes wußte Alterthum und Mittelalter, Geometrie und Algebra in eine Einheit aufzuheben.

Nach diesen einleitenden Bemerkungen geht Hankel über zur Behandlung der Zahlen und Zahlwörter in der vorwissenschaftlichen Periode.

Wie dem Worte die Geberde, so ging dem Zahlwort wahrscheinlich das Zählen an den Fingern und Zehen voraus. Noch heute stellt das Aufheben der Finger bei Halbculturvölkern den Begriff der Zahl vollkommen dar. Als aber der menschliche Geist seinen Ausdruck in der eigentlichen Sprache gefunden hatte, müssen die Zahlwörter in erster Linie gebildet worden sein, denn sie sind jetzt noch ein Kriterium für Sprachenverwandtschaft. Ob diese Zahlwörter ursprünglich Pronominalstämme oder Bezeichnung concreter Dinge sind, bleibt dabei unentschieden.

Die gewohnte Art der Abzählung an den Fingern gab den Urvölkern auch das System der Zahlen in die Hand. Jedes Durchzählen der Finger wurde bezeichnet durch irgend welche Marke. Diese, die spätere Zehnzahl, diente bei Aufstellung eines Zahlensystems als eine zweite Grundzahl. Leicht war es nun, durch Verbindung dieser zweiten Grundzahl mit den Einern neue Zahlen zu gewinnen.

Von selbst ergab sich die

X + 1, X + 2 . . . X + 10 oder 2 X ꝛc.

In ununterbrochener Reihe konnten jene Völker bis 10 X rechnen und suchten höchstens für das schleppende 10 X ein einfacheres Wort zu finden, das vielleicht eine unbestimmte Mehrheit ausdrückte

Damit war dem Bedürfnisse dieser Zeiten genügt. So zählen ja die Indogermanen in sprachverwandten Wörtern nur bis zur Hundertzahl. Wunderbar bleibt nur, daß fast alle Völker, getrieben durch Instinct, die Zehn als eine Einheit auffassen und einem unendlich fortschreitenden Zahlensystem den Weg bereiten.

Dasselbe Feingefühl offenbarte sich in der Zählung über 10 X. Man betrachtete auch dies 10 X als Einheit, die durch Aggregation zur 10 X + 1 ꝛc. oder durch Vervielfachung zur 2 (10 . X), 3 (10 . X) wurde. Man bewahrte also das Decimalsystem und verfiel nicht in ein Undecimalsystem durch: (10 + 1) X ꝛc. Die höheren Stufen sind erst später geschaffen worden, je nach Bedürfniß. Zur Charakteristik der Völker können auch diese Stufenzahlen, d. h. diese Vervielfachung der X dienen. Von alten Völkern haben allein die Inder in ihrer Neigung für das Ungeheuerliche die Stufenzahlen ausgebildet, besonders die Budhisten, denen eine vierzigstellige Zahl als höchste Stufe gilt. Dieser Trieb nach Ungeheuerlichem ist auch nach Tibet und China übergegangen. Der maßvolle Grieche dagegen suchte das Geheimniß der Zahl nicht in ihrer Größe, sondern in ihrer Form. Auch die Semiten verwiesen nur auf die Sterne des Himmels oder den Staub der Erde.

Das uns ganz geläufige „Million", das ursprünglich 10 Tonnen Goldes bezeichnet, findet sich zuerst 1494, Billion und Trillion im Anfange des 17. Jahrhunderts, Milliarde, in Frankreich seit einem halben Jahrhundert eingebürgert, ist bei uns Deutschen ein Kind von vier Jahren *).

Die meisten Völker haben das decimale System, wie sich aus der Annahme der X als Einheit ergiebt. Bei einzelnen uncivilisirten Völkern findet sich auch das quinäre System, welches von den fünf Fingern ausgeht. Sie zählen weiter 5 + 1, aber keines sagt 5 + 5 oder 2 . 5, sondern jedes hat seine bestimmte Zehnzahl, kehrt also zum Decimalsystem zurück. Ausgebildeter und häufiger ist das vigesimale System, das vom Gebrauch der Finger und Zehen zum Zählen ausgeht. So die Azteken Mexicos und die Maya von Yucatan, bei denen für 20 ein eigenes Zahlwort sich findet und die demnach zählen:

20 + 10 (30), 20 + 11 (31); 2 . 20 (40) ꝛc.

Merkwürdiger Weise sind auch einzelne Zweige des indogermanischen Sprachstammes von dem vigesimalen System ergriffen worden: der kaukasische und keltische. Und wenn die Franzosen zählen: soixante-onze, quatre-vingt, quatre-vingt dix, so ist dies eine Folge ihres Umganges mit keltischen Bretoniern. Ja selbst das Germanische ist nicht ganz verschont geblieben von diesem Systeme, wenn der Däne statt 50 drittehalbmalzwanzig sagt.

Ein zweiter Abschnitt in Hankel's Buch behandelt die Ziffern.

Der Ursprung dieser lautlosen, von den Buchstaben vollkommen abweichenden Zeichen bleibt dunkel. Haben sie sich bewahrt als Reste einer ursprünglichen Bilderschrift? Sind sie die Anfangsbuchstaben der Zahlwörter? Muß man sie auffassen als eine besondere Wortschrift in Vertretung der Zahlwörter? Oder sind sie vielleicht Zeichen für Ideen und Begriffe? Niemand löst dies Räthsel, auch der nicht, welcher sie als aus verticalen Strichen und deren Verschlingung entstanden wissen will, eine Art, Ziffern zu schreiben, wie sie bei manchen Völkern des Alterthumes und noch heute bei den Indianern des nördlichen Amerika und bei unserm Kerbholze vorkommt.

Bei Schöpfung von Ziffersystemen schlossen sich die Völker möglichst an ihre Zahlensysteme. Da die meisten Völker ihre Zahlensysteme auf die Zehnzahl gebaut haben, bezeichnen sie auch mit besonderen Zeichen die Einer 1 . . . 9, die X, C und M. Ferner geht überall die höhere Stufe der niedern voran. Dies Gesetz muß im Sinne der Schrift aufgefaßt werden. So schreiben die Chinesen von oben nach unten, also steht die größte Zahl oben; so schreiben die Phönicier von rechts nach links, folglich steht die größte Zahl rechts ꝛc.

Die verschiedensten Ziffernsysteme beweisen das Streben der Völker, ihrem Bedürfnisse gerecht zu werden. Die eine Gruppe von Völkern bezeichnet die Zehner, Hunderte — auf diese kommt es an bei Ziffernsystemen — mit willkürlichen Zeichen. Dahin gehören diejenigen, welche sich ihres Alphabets als Ziffern bedienen, Griechen seit 500 v. Chr., Syrer um 700 n. Chr., die Kopten, Armenier, Georgier, Aethiopier (d. h. Abyssinier). Ganz falsch ist es, die Phönicier als Haupt dieser Völker anzugeben.

Eine zweite Gruppe von Völkern bildet specifische Zeichen für die Stufenzahlen X, C, M und wiederholt deren Zeichen, um die Multipla auszudrücken (XX, XXX ꝛc.). Es ist das einfachste, additive System und erinnert an das Zählen mit Marken. Die Azteken, Baktrer, Assyrer, Altägypter, die Phönicier, Römer und auch die Griechen in den ältesten Zeiten wendeten dies System an.

Eine dritte Gruppe hat sich für das multiplicative

*) Wie viel übrigens die Durchsichtigkeit einer großen Zahl durch ihre Aussprache gewinnt, ersehe man aus folgendem Beispiele. Wir lesen: 86, 789, 325, 178; Adam Riese: 86 tausend tausend mal tausend, 7 hundert tausend mal tausend, 89 tausend mal tausend, 300 tausend, 25 tausend, 100, 78; der Inder: 8 kharva 6 padma, 7 vyarbuda ꝛc.

System entschlossen. Um die Zehner, Hunderte zu bezeichnen, fügt man den X C M die entsprechende Einerzahl hinzu (z. B. 1 M 8 C 7 X 5 = 1875). Consequent durchgeführt wird dies nur von den Chinesen, vermischt mit anderen Systemen kommt es bei Assyrern, Aegyptern, Phöniciern ꝛc. vor.

Noch andere Völker wenden das elevatorische Princip an, indem sie, um die Multipla der Stufenzahlen zu unterscheiden, folgendermaßen schreiben: $\overset{C}{3}$ (= 300), $\overset{M}{4}$ (= 4000). Das wenig in Anwendung gekommene System wurde von Syrern am meisten gebraucht. Ebenso steht es mit dem System, die Zahlen in Columnen zu schreiben, denen als Ueberschriften die Stufenzahlen X, C ꝛc. gegeben sind.

Die höchst mögliche Kürze wird endlich erreicht durch die Position, insofern die Stellung der Zahl innerhalb einer Reihe ihre Stufe anzeigt, die fehlende Stufe aber durch eine Null ersetzt wird. Dies System ist das historisch letzte und erreicht das Ideal einer Zifferschrift. Schöpfer desselben sind die Inder, nicht wie wir es fälschlich mit dem Ausdruck: arabische Ziffern, kundthun, die Araber. Diese sind nur Vermittler zwischen Ost und West gewesen. Urkundlich ist dieses System seit 700 n. Chr. nachzuweisen. Dieser Frucht indischer Speculation bedienen sich heute die meisten Völker, unsere Kinder lernen die Weisheit indischer Brahmanen; die Völker Mitteleuropas, welche heute das Decimalsystem überall einführen, setzen fort das an den Ufern des Ganges begonnene Werk.

Mit zwei weiteren Abschnitten: praktisches Rechnen und praktische Geometrie in der vorwissenschaftlichen Periode leitet Hankel über zur eigentlichen Geschichte der Mathematik. Wir glauben, mit den wenigen Worten den Freund der Culturgeschichte genügend auf das Buch hingewiesen zu haben.

Aus allen Erdtheilen.

Dr. Gustav Hirschfeld's Reisen in Kleinasien.

Dieser ausgezeichnete Archäolog ist zu Anfang Februars nach Europa zurückgekehrt. Ein Berichterstatter der „Allgemeinen Zeitung" aus Smyrna schreibt: „Die Reisen dieses strebsamen, unermüdlichen, in den kleinasiatischen Landessprachen heimischen Gelehrten erstreckten sich über die seither wenig oder nur flüchtig erforschten südwestlichen Gebietstheile Kleinasiens. Pamphylien, Pisidien und Cilicien, Gegenden, in denen das Reisen mit unnennbaren Mühseligkeiten verbunden ist, hat Herr Dr. Gustav Hirschfeld jetzt geschichtlich-topographisch fachwissenschaftlichen Kreisen in einer Weise zugänglich gemacht, daß dessen gründliche und umfassende Erforschungsthätigkeit wohl einen epochemachenden Markstein in der hellenischen Alterthumswissenschaft bilden dürfte. Unsere Landsleute daheim haben keine Ahnung von den Schwierigkeiten, welche dem redlichen Forscher hierlands auf Schritt und Tritt entgegentreten. Mit innigem vaterländischem Gefühl freuen wir uns hier um so mehr der bedeutenden Erfolge, zumal es bis jetzt schien, als sollten uns in archäologischen Dingen Franzosen und Engländer über den Kopf wachsen. Wir wissen nicht ob wir den liebenswürdigen, allgemein beliebten, für seine Wissenschaft eifrig erglühten jungen Gelehrten bald in unserer Mitte wiedersehen werden. Eines steht jedoch fest: soll die im verheißungsvollen Anlauf begonnene Erforschung der wichtigsten Punkte Kleinasiens zu einem der Würde und dem Ansehen deutscher Wissenschaft entsprechenden Abschluß gebracht werden, so wird man wohl einer Kraft nicht entrathen können, welche sich in so rühmlicher Weise erprobt hat. Daß die zweite Stadt des osmanischen Reiches ein archäologisches Museum besitzt, das durch Schenkungen von Bewohnern im Innern Anatoliens zusehends an Bedeutung gewinnt, ist wesentlich, wenn nicht ausschließlich, dem Ansporn und beharrlichen Bemühen des Dr. G. Hirschfeld zu verdanken. Unter den 320 inedirten Inschriften, welche er in den letzten Monaten gesammelt, befinden sich solche, welche neues Licht auf bisher zweifelhafte geschichtlich-topographische Fragen werfen."

Aus dem Nigerdelta.

Die Engländer sind geradezu unausstehlich mit ihrer Namengebung Victoria; nun hat man auch im Nigerdelta ein Dutzend Negerhütten mit diesem Gasthofsnamen heimgesucht. Wir ersehen das aus einem Briefe, welchen der schwarze Bischof Crowther an den Missionär J. F. Schön aus „Victoria, Nun River, 20. November 1874" datirt hat. Wir haben oftmals dieses schwarzen Mannes im „Globus" mit Anerkennung erwähnt; er verdient dieselbe in der That. Alljährlich macht er eine Inspectionsreise im Nigerdelta und besucht die verschiedenen Missionen. In seinem Berichte für 1874 betont er, daß die Mohammedaner am Niger den Christen keine ernstlichen Hindernisse in den Weg legen. Sie haben, sagt er, nur dürftige Korankenntnisse; „wir können ihnen aus und über dieselben mehr sagen als sie selber wissen, und darüber sind sie dann sehr verwundert." Crowther schenkte dem (Fulbe-)Emir von Nupe (bei dessen Vorgänger Gerhard Rohlfs einen Besuch machte) eine Bibel in arabischer Sprache; er nahm dieselbe in Gegenwart seines Hofstaates mit kindlicher Freude entgegen. Durch des Emir Vermittelung wurde ein Exemplar auch an Alihu, König von Ilorin, befördert; auch dieser versteht sehr gut Arabisch. — Auch in Lokodscha fand Crowther einen alten Priester, der im Arabischen tüchtig beschlagen war und eine Schule hielt. Auch er bekam eine arabische Bibel, nachdem er versprochen hatte, sie nicht zu zerschneiden und nicht einzelne Stücke als Talismane zu verkaufen. — In Lokodscha fand Crowther auch Haussakaufleute, die aus Hamaruwa und Adamawa gekommen waren, um Elfenbein zu verkaufen; sie konnten in der arabischen Bibel geläufig lesen. In den religiösen Unterhaltungen „disputirten sie niemals obstinat, leugneten auch keineswegs in bigoter Weise das, was wir ihnen sagten oder vorlasen." Vaticanische Flüche sind diesen schwarzen Haussa-Mohammedanern fremd und der Emir von Nupe war gern bereit, dem schwarzen Missionär Crowther einen durchaus geeigneten Platz zur Anlage einer Missionsstation auf dem Kippoberge, Egga gegenüber, zu schenken. — Wir erfahren, um das beiläufig zu bemerken, aus Crowther's Berichte, daß unser Landsmann Schön, der bereits eine Grammatik der Haussasprache veröffentlicht hat, nun auch ein Vocabularium derselben dem Druck übergeben wird. Die Haussa schreiben ihre Sprache mit arabischen Charakteren.

Vom östlichen Ufer des Kaspischen Meeres.

Während der Chan von Chiwa noch immer in blutiger Fehde mit den Jomud- und auch mit den Tekke-Turkomanen blutige Kämpfe zu bestehen hat, scheint die Straße zwischen Chiwa und dem Kaspischen Meere sicher zu sein. Im Fort Alexandrowsk war im November eine aus 12 Kameelen bestehende Ka-

rawane angekommen; als Waaren brachte sie Schlafröcke und andere chiwaische Gewebe. Sodann ist eine russische, 100 Kameele starke Karawane von Alexandrowsk nach Chiwa abgegangen. — Ueber die Steppenbewohner bringt die „Moskauer Zeitung“ Folgendes: Kürzlich langte in Daghestan der Major Generosow mit dem restirenden Theil der Abgaben der mangyschlackschen kirgisischen Adajawer und Turkmenen aus Mangyschlack an. Die Summe betrug 6000 Rubel. Gelegentlich ist es nicht unpassend, daran zu erinnern, daß die hiesigen Kirgisen per Kibitka mit 3 Rubel Staatssteuern und 50 Kopeken landschaftlicher Abgaben belastet sind. Die Turkmenen zahlen nur 1250 Rubel Staatssteuern, denn sie wohnen am nahe dem Meere belegenen, unfruchtbaren Rande der Steppe, haben schlechte Weiden und ernähren sich mehr durch Fischfang, als durch Viehzucht. Für 1874 sind im ganzen Bezirke alle Abgaben bis auf den letzten Kopeken eingegangen. Das geschieht nicht aller Orten im großen Rußland. Es ist überhaupt Zeit, es aufzugeben, von oben herab auf unsere asiatischen Vaterlandsgenossen zu blicken. Es thut nichts zur Sache, daß ihre Nasen hakenförmig oder warzenartig, ihre Augen schief sind, daß sie wie Mißgeburten der Steppe aussehen. Für die Steppe sind sie schön genug und nützlicher als irgend Andere. Wir haben gegen 2,000,000 dieser Steppenbewohner, welche auf einem Lande leben und ihre Existenz führen, das zu nichts Anderm taugt, am wenigsten für die schweren Arbeiten und den kärglichen Erwerb des russischen gemeinen Mannes. Und die Insassen dieser Steppe produciren durch ihre Viehzucht dem Russen nicht nur einen gegenseitig vortheilhaften Handelsartikel, sondern sind auch immerdar pünktliche Steuerzahler des Staates. Die Kirgisen sind unzweifelhaft fähig, kräftige Arbeiter, pünktliche Fuhrleute, unermüdliche und gewandte Reiter, und, was sehr bemerkenswerth ist, ausgezeichnete Seefahrer und Fischer zu stellen. Dasselbe gilt von den Turkmenen und Kalmücken. Hätten sie nicht auf dem gebahnten Wege von Asien nach Europa die Russen gefunden, so wären die Kalmücken schwerlich vor dem Don, die Kirgisen vor der Wolga, die Turkmenen vor dem Kaspischen Meere stehen geblieben. Ihre Aexte hätten sicher an die stolzen Teutonenhäupter geklopft *).

Die Turkmenen oder Truchmenen, welche am Anfang dieses Jahrhunderts von Mangyschlack ins astrachansche Gouvernement übergesiedelt waren, haben in Folge der Regierungsanordnung — sich entweder in festen Ansiedelungen anschreiben zu lassen oder in ihre ursprüngliche Heimath zurückzuziehen — angefangen, zu Wasser nach Mangyschlack auszuwandern, wo schon 500 Kibitken eingetroffen sind. Die Einwanderer haben sich zeitweilig in kleine Auls getheilt und halten sich theils in der Nähe des Forts Alexandrowsk, theils südlich zur Meeresküste hinauf, wo sich Süßwasserbrunnen finden. Diese Turkmenen haben Mehl und sonstige Lebensmittel mitgebracht; ihr Vieh haben sie aber im Astrachanschen verkauft und leiden dadurch Mangel an ihrem Heizmaterial (getrocknetem Kuhmist). Sie haben sich daher mit der Bitte an die Obrigkeit gewandt, ihnen eine Unterstützung an Heizmaterial zukommen zu lassen. Etwa 80 Mann haben wieder Pässe auf lange Fristen genommen, um im Astrachanschen Gewerbe zu treiben. Ihre Familien lassen sie in Mangyschlack unter der Fürsorge von Verwandten zurück.

Durch den Andrang astrachanscher Turkmenen, welche schon einigermaßen an feste Wohnsitze gewöhnt sind, ist die beste Gelegenheit geboten, welche außer Acht zu lassen ein unverzeihlicher Fehler wäre, die Neuankommenden an gewissen Stellen der Küste in kleinen Ansiedelungen zu fixiren. Das würde das Entstehen von Gewerbeanstalten befördern, es würden Zufluchtsstätten und Haltepunkte für Schiffer und Fischer entstehen, welche gegenwärtig bei Sturm oder Schiffbruch nichts vor sich sehen, als eine endlose, wüste Küste, die unbewohnt ist und keine Hülfe bieten kann. Als solche Ansiedelungspunkte würden sich empfehlen die Buchten von Koktschetasch, Ssyratasch, Alikssender-Bai, Kinderli und einige andere Punkte, wo sich Süßwasserquellen finden. Selbstverständlich müßte diesen Uferplätzen auch ein russisches Element beigefügt werden, etwa aus den Wolga-Kosacken, welche an Sandboden gewöhnt, mit den Turkmenen bekannt und geschickte Fischer sind, auch fähig sind, für sich einzustehen.

*) Und von Seiten der „stolzen Teutonen“ wäre ihnen ohne Zweifel dasselbe widerfahren, was den Mongolen in der Schlacht bei Liegnitz begegnete. A.

Aus Centralasien.

Der Chan von Chokand als Finanzkünstler. Dieser turkestanische Potentat treibt das, was er zu seinem Handwerke und zu seiner Lebensaufgabe gemacht hat, in raffinirter Weise. Seine Unterthanen machen allerdings dann und wann und da und dort eine kleine Rebellion, weil die Ausbeutung doch gar zu arg ist, aber der Chan läßt solchen Rebellen die Köpfe abschlagen und mit dem Systeme bleibt es beim Alten. Einem Schreiben aus Taschkend vom 14. Januar zufolge, welches im „Journal de St. Petersbourg“ mitgetheilt wird, kennzeichnet sich dasselbe in folgender Weise. Der Chan betrachtet jeden Unterthan als seinen Leibeigenen oder Hörigen, der jede ihm auferlegte Arbeit unentgeltlich verrichten muß. Er läßt in den Ortschaften je nach seinem Belieben eine Anzahl Leute ausheben, welche am Straßenbau und den Bewässerungscanälen, dann aber auch auf den Privatbesitzungen des Herrschers arbeiten müssen. Sie erhalten nicht nur keinen Lohn, sondern müssen obendrein ihre Nahrungsmittel mitbringen. Gewöhnlich wird im Dorfe die eine Hälfte der arbeitsfähigen Männer zu solchen Arbeiten zusammengetrieben; die andere Hälfte aber wird mit Geld gebrandschatzt. Jeder Mann hat für den Tag 2 Tengas (1 Mark) „Befreiungsgeld“ an den Chan zu entrichten. Wer nicht zahlt, bekommt Prügel auf die Fußsohlen; diese Bastonnade wird manchmal so unbarmherzig verabreicht, daß Leute in Folge derselben sterben. Früher durften die Bauern sich unentgeltlich Gras, Rohr und Holz holen; jetzt müssen sie die Hälfte von dem, was sie gesammelt haben, an den Einnehmer abliefern, und wenn sie das, was ihnen blieb, zum Verkauf nach einer Stadt bringen, ist eine Abgabe von 1 Mark zu entrichten. — Die Teiche und Seen sind reich an Blutigeln, welche einen nicht unbelangreichen Ausfuhrartikel bilden; der Chan hat nun alle Blutigel im Lande für ein Regal erklärt, und wer jetzt einen Blutigel fängt, muß Stück für Stück mit 4 Tschakis, etwa 10 Pfennigen, bezahlen. — Seit undenklichen Zeiten kennt man in Centralasien eine Abgabe, welche beim Verkaufe von Vieh zu entrichten ist, die Yiakut. Der Chan hat nun einen Zuschlag für seine Privatcasse hinzugefügt; dieselbe beträgt für jedes Stück Rindvieh 1 Tenga (50 Pfennige), eine halbe Tenga für jedes Schaf, 2 Tengas für jedes Kameel und eine Tenga für jedes Pferd oder jeden Esel. — Den Zolltarif darf dieser Steuergründer nicht erhöhen, weil der von Seiten Rußlands ihm auferlegte Vertrag das nicht erlaubt. Er kann nur $2\frac{1}{2}$ Procent vom Werth der eingeführten Waaren erheben; hinterher beim Verkaufe derselben auf den Binnenmärkten erhebt er dann freilich noch eine Abgabe, die 5 Procent vom Verkaufswerthe beträgt. Die Ausfuhrsteuer hat er für jede Kameelsladung Seiden- oder Baumwollenwaaren auf 10 Tengas, also 5 Mark, festgestellt. — Seine Soldaten bezahlt nicht er, denn die Methode, welche er beliebt, ist folgende. Seine Surbayes, regelmäßigen Krieger, sind angewiesen, in den Bazaren der Städte als Nachtwächter zu fungiren. Jeder Budeninhaber muß für solchen Schutz monatlich von einer halben bis zu zwei Mark Abgaben zahlen und diese werden zur Bezahlung der Löhnung verwandt. Die Erlaubniß, eine Festlichkeit zu veranstalten, wird nur nach Entrichtung einer Abgabe ertheilt. Während man in Europa die französische Erfindung des Paßwesens beseitigt, hat der biedere Chan dasselbe als Finanzquelle eingeführt. Der Reisende muß in jeder größern Ortschaft sich ein Visum auswirken und dasselbe mit einer halben oder ganzen Mark bezahlen. Alle diese Erpressungen zusammengenommen bringen eine ganz

erkleckliche Summe ein. Die Abgaben von Gras, Holz, Blutigeln und Viehweiden werden vom Sadik Knitschi erhoben, welcher dafür dem Chan einen jährlichen Pacht von 20,000 Tillahs (etwa 100,000 Pf. St.) zahlt. Der Chiradsch, Abgabe von Grund und Boden, wirft jährlich 300,000 Tschirks, jede zu 150 Pfund Gewicht, an Naturalien ab; dazu kommen die Steuern auf Gärten, Baumwollenfelder, Maulbeerbäume, Melonenfelder ꝛc., die zusammen ungefähr 60,000 Tillahs, gleich 300,000 Pf. St., eintragen. Dazu kommen noch mancherlei andere Steuern, Octroigefälle und Abgaben von Fähren, die auch noch 120,000 Tillahs abwerfen.

Aus Indien.

— Bekanntlich ist es vermittelst einer Regierungsacte den Hinduwittwen erlaubt worden, sich wieder zu verheirathen, und der aufgeklärte Theil der Hindu begrüßte dieselbe als einen wesentlichen Fortschritt. Sie haben sich hinterher aber lau bezeigt, manche sind in die alten Vorurtheile zurückgefallen und nun meldet der „Indian Mirror", daß in der großen Präsidentschaft Bengalen nur etwa 200 Wittwen sich wieder verheirathet haben.

— Professor Bühler hat in einer Bibliothek zu Ahmedabad mehrere 600 Jahre alte Manuscripte entdeckt; die Breite beträgt 2 Fuß 9 Zoll, die Länge 3 Fuß 11 Zoll. Sie sind geschrieben oder wenn man will gepinselt auf dünnes, biegsames, papyrusartiges Material, während die Manuscripte in Madras mit einem Stylus in dickere Blätter eingegraben sind und die Schrift dann mit einer schwarzen Masse eingerieben worden ist. Bühler hat nun alle 45 heiligen Bücher der Dschainas und die dazu gehörenden Commentare gesammelt; er besitzt auch zwei Wörterbücher der alten Prakritsprache, die etwa 11,000 bisher nicht verzeichnete Wörter enthalten sollen.

— Die Priesterplage ist groß in Maissur (Mysore). Dort hat eine Zählung 13,393 Priester für die Hindus ergeben; 412 für die mohammedanischen Sunniten, 15 für die Schiiten, 16 für die Sikhs, 60 für die Dschainas (Buddhisten). Und viel Geld kosten diese heiligen Männer, denn die Regierung zahlt für jene der Hindus 230,069 Rupien (zu 2 Mark); für die Mohammedaner 14,258; die Sikhs sind wohlfeiler: 21 Rupien; die Buddhisten bekommen 4301 Rupien.

Eine gaelische Gesellschaft in Schottland.

Inverneß in Schottland hat eine Gaelic Society, welche jüngst den zweiten Band ihrer Verhandlungen herausgegeben hat. Wir ersehen aus dem „Athenäum", daß sie als „Amtsträger" einen „Chief" und zwei „Chieftains" hat und daß auch ein Barde nicht fehlt. Die Mitglieder des Vereins sollen sich im fertigen Gebrauche der gaelischen Sprache üben, dann auch der Poesie und der Musik der schottischen Hochländer Theilnahme schenken; die keltischen Dichtungen, Ueberlieferungen, Sagen, gedruckten Bücher und Handschriften vor Vergessenheit bewahren. In Inverneß wird eine Bibliothek Bücher und Manuscripte sammeln, welche auf den Genius, die Literatur, Geschichte, die Alterthümer und überhaupt auch auf die materiellen Interessen der Hochlande und der Hochländer Bezug haben. Die Rechte der letzteren sollen daheim wie im Auslande vertreten und wahrgenommen werden. Der Verein ist demnach nicht bloß eine gelehrte Gesellschaft. Er wird sich ein Verdienst erwerben, wenn er die noch jetzt im Munde des Volkes lebendigen Sagen sammelt und vor dem Untergange bewahrt, aber der Plan, das Gaelic wieder zu beleben und zur Umgangssprache zu machen, ist gewiß nicht ausführbar. In England wie in Schottland ist es ein wahres Mißgeschick, daß sich überall Reverends einmischen und breit machen. Auch der Gaelic Society wird dasselbe nicht erspart; ein Geistlicher, A. Mac Gregor, hat einige seiner gaelischen Predigten in den Verhandlungen drucken lassen. In denselben verkündigt er seinen Zuhörern und Lesern, daß das schottische Gaelic der Urquell für die griechische und lateinische Sprache sei. Das „Athenäum" sagt, derartige „Edelsteine" seien in des Reverend Predigten viele zu finden.

* * *

— Die Petersburger geographische Gesellschaft hatte Herrn Czekanowski mit einer Expedition nach dem nördlichen Sibirien beauftragt. Derselben war ein weiteres Jahr bewilligt worden, um das Gebiet der Chatanga und Anabara zu erforschen. Es stellte sich jedoch heraus, daß Czekanowski und Müller auf ihrer Reise bis zur Mündung des Olenek auf größere Schwierigkeiten stießen als sie erwartet hatten und mit den ihnen zugewiesenen Mitteln und der zugemessenen Zeit nicht ausreichten. Sie sind nun zurückberufen worden; die für das dritte Expeditionsjahr schon nach Sibirien übersandten Geldmittel sollen zur Bearbeitung der schon bei der Tunguska- und Olenek-Expedition gewonnenen Ergebnisse verwandt werden.

— Der Nordamerikaner Stanley war am 13. December 1874 in Usagara, im Bezirk Mpuapua, von wo ein Brief in London eingetroffen ist. Er war von seiner Reise nach dem Rufuma zurückgekommen, um dann von Bagamoyo aus (der Insel Sansibar gegenüber, auf dem Festlande) seine Wanderung zum Victoria-Nyanza-See anzutreten. Er schlug zuerst die bekannte, zuerst von Burton begangene Strecke ein und gelangte in 25 Tagen bis Mpuapua, während er auf seiner Wanderung zur Aufsuchung Livingstone's 75 Tage gebraucht hatte; für Cameron nahm sie sogar vier Monate in Anspruch. Bis dahin war Alles gut gegangen trotz der überaus starken Hitze in der Kingani-Ebene. Stanley wollte durch die von Burton trefflich geschilderte Landschaft Ugogo ziehen, hinter Moumi die Landschaft Unyanyembe verlassen, die Straße durch Tabora einschlagen und von dort aus geraden Weges an den Nyanza gehen.

— Im Verlaufe der letztverflossenen Jahre sind bekanntlich Hunderttausende von Irländern keltischer Abstammung nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika ausgewandert, und trotzdem haben sie dort nur eine einzige Kirche, in welcher Irisch gepredigt wird, zu Elmira in Illinois. Obendrein ist die „celtische" Predigt nur Wiederholung einer englischen, welche allemal vorhergeht.

— Im australischen Queensland gewinnt der Zuckerbau eine immer größere Ausdehnung. Derselbe hat im Jahre 1874 schon 14,000 Tonnen geliefert, 1873 nur etwa 10,000. Es ist ein günstiger Umstand, daß man gerade mitten in den südlichen Zuckerplantagen, am Flusse Logan, ein sehr ergiebiges Lager trefflicher Steinkohlen aufgefunden hat. Man will dasselbe mit der Moretonbai in Verbindung durch eine Bahn bringen und von dort die Kohlen auch zur Ausfuhr über See bringen.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXVII. № 13.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 12 Mark. Einzelne Nummern 50 Pf. | 1875.

Bilder aus den Niederlanden.

V.

Wieder in Middelburg. — Separatisten. — Kleinstädterei und Titelsucht. — Die Insel Schouwen. — Zierikzee. — Tholen. — In Holländisch Flandern. — Aberglaube. — Messerkämpfe. — Mundarten.

Die beiden flamischen Wanderer De Coster und Dillens hatten in Kruiningen ein gutes Unterkommen gefunden im Gasthause der „Mutter Block“, die mit zwei hübschen, sittsamen Töchtern gesegnet war. Alle drei sind, wie unsere Illustration zeigt, echt niederländische Figuren. Nach herzlichem Abschiede wurde die Rückreise gen Middelburg angetreten, das vermittelst der Eisenbahn bald erreicht war.

In den Niederlanden hat, seitdem das spanisch-papistische Zwangsjoch abgeschüttelt worden war, wirkliche Religionsfreiheit geherrscht, in geradem Gegensatze zu dem brutalen Zwange, welchen die römische Kirche überall wo sie die Macht hat anders Glaubenden gegenüber ausübt. Sie läßt sich aber gern dort, wo sie nicht verfolgen kann, Duldung gefallen, welche sie doch nirgends gewährt. In den Niederlanden leben Ultracalvinisten, gemäßigte Calvinisten, Juden, vaticanische Katholiken, Altkatholiken, Lutheraner und wie sie weiter heißen gleichberechtigt neben- und durcheinander. Anabaptisten sind wohl nicht mehr vorhanden; sie verwerfen das Dogma der Dreieinigkeit und Jeder von ihnen konnte die Bibel nach seinem eigenen Gutdünken und Belieben auslegen. Ursprünglich zerfielen diese Wiedertäufer in zwei Secten; die eine wollte Gütergemeinschaft in allen Dingen und ihr hatte viel schlimmes Gesindel sich angeschlossen; die andere griff nicht so weit aus; sie verlangte freien Fischfang und freie Jagd, Wahl der Richter und gleiche Gesetze für Alle.

Die Kirche der „Separatisten“ in Middelburg bildet einen sehr großen viereckigen Saal, der ganz kahl aussieht. In der Mitte wogen viele weiße Strohhüte mit blauen Bändern auf den Köpfen der andächtigen Frauen und Mädchen; die schwarz gekleideten Männer sitzen in braunen Chorstühlen. Man singt Psalmen. Man sah sämmtlichen Leuten die Innigkeit an, die volle Sammlung des Gemüthes war auf allen Gesichtern ausgedrückt. Alle saßen mit geneigtem Haupte da und inmitten der Bauern und Bäuerinnen bemerkte man auch Bürgersleute der wohlhabenden Classe, zumeist bejahrte Männer, manche mit schneeweißem Haare. Nach dem Gesang erhob sich der Lezer, ein Bauer, und las Bibelverse vor, eintönig und klagend. Für diese Separatisten ist die Religion etwas Ernstes und Trübes; wir Menschen leben ja, wie man sagt, im irdischen Jammerthal, und wie sollte der, welcher an ein solches glaubt, nicht düster und traurig sein und weinen? Die christlichen Secten verfallen bekanntlich fast ohne Ausnahme ins Extravagante, und unter diesen Separatisten wird bei Einzelnen die Beterei zu einer so argen Leidenschaft, daß sie nicht mehr arbeiten; für das tägliche Futter mag der liebe Herrgott sorgen; er thut das ja für die Vögel auf dem Felde, welche auch nicht arbeiten. Das sogenannte Seelenheil ist ja unendlich mehr werth als alle Güter dieser Welt, und da ereignen sich denn wunderliche Dinge. Auf Walcheren war ein Landmann mit Zahlung des Pachtzinses volle drei Jahr im Rückstand geblieben. Als er dann dringend gemahnt wurde, seine Verpflichtung endlich zu erfüllen, sprach der fromme Mann: „Bezahlen werde ich schon, aber vor Allem muß ich erst an mein Seelenheil den-

ken; das Leben ist ja so kurz und die Dinge dieser Welt müssen zurückstehen.“ Es versteht sich, daß einem Frommen solchen Schlages der Pacht gekündigt wurde.

Die Separatisten verwerfen die Ehelosigkeit; sie nehmen Frauen, zeugen Kinder und diesen sagt man nach, daß sie zu unnützen Träumern und Faullenzern erzogen werden. So erklärt sich, daß diese Bauerngüter in die Hände katholischer Bauern aus Westflandern kommen, welche „in dieser Welt“ ihre Schuldigkeit thun, d. h. pflügen, säen, ernten und arbeiten. Da die Separatisten zwar sehr fromm aber sonst unbrauchbar sind, so hat die niederländische Regierung ganz recht, daß sie ihnen keine öffentlichen Aemter anvertraut.

In Middelburg findet man heute noch altmodische Figuren, die in großen Städten nicht mehr angetroffen werden. Da ist der Aanroeper, Ausrufer, der einen bis auf die Knöchel herabhängenden schwarzen Rock trägt und mit einem Klöppel auf ein Kupferbecken schlägt, um Aufmerksamkeit zu erregen. Dann bleibt er stehen und meldet mit lauter Stimme, daß der und der Hund sich verlaufen habe, dieser oder jener Gegenstand vermißt werde. Abends bringen Bauern und Bäuerinnen Milch zur Stadt; am Sonntage darf keine verkauft werden; Morgens kommen die Gärtnerfrauen mit Gemüsen herein, andere rufen vor jeder Hausthür Garneelen aus.

Die Unterbeamten zeigen sich gegen ihre Oberen, die Heeren, sehr unterwürfig; es ist schon früher darauf hingewiesen, daß eine Art Kastenwesen herrscht; der Unfug des Titelwesens geht noch in vollem Schwange. Der Graaf

Mutter Block und ihre Töchter in Arnemuiden.

ist hochgeboren, der Baron oder Jonkheer hochwohlgeboren; der reiche Mann wel edel geboren, wie überhaupt der Bürgersmann. Man redet ihn an als Wel edele Heer. Ein Professor, Hoogleraer, ist Hooggeleerde Heer, der Pastor (Prädicant) Wel eerwaarde en zeer geleerde Heer; ein Advocat sehr nobel und gestreng, Wel edel gestrenge Heer; ein Oberst Hoog edel en gestrenge Heer; ein adeliger Richter edel achtbare, ein Provinzialrath hoog edel achtbare, und so wird auch das Mitglied der Generalstaaten bezeichnet. Der Bauer ist ganz simpel achtbar.

Diesen Unterscheidungen gemäß theilt sich in der kleinen Stadt Middelburg die Bewohnerschaft in drei Cirkel, Societeyten. In der einen, Mark genannt, findet allgemeiner Zutritt statt; der zweite, der Novud, ist für Bürger, Lehrer und Militairs; im Sint Joris, der nobel ist, werden Fremde von Auszeichnung eingeführt. —

Die Insel Schouwen, welche durch die Mündung der Oster-Schelde von Nord-Beveland getrennt ist, hat auf etwas mehr als 2 Quadratmeilen 16,000 Einwohner und heißt auch Land von Zierikfee nach der gleichnamigen Stadt. Diese liegt an einem Verbindungsstrome, dem sogenannten Canal Keeten, welcher aus der Oster-Schelde zur Maas führt und Schouwen von der Insel Duiveland trennt. Von der Rhede aus gesehen nimmt sich die Stadt wie eine Theaterdecoration aus. Zur Linken sieht man den hohen Deich, zur Rechten den hohen Thurm der alten Kirche und das westliche Thor mit seinem massiven Bau und vier zierlichen Thürmchen. Die beiden Wanderer bemerkten, daß hier das streng calvinistische Wesen nicht so scharf hervortrat wie auf

Walcheren oder Zuid Beveland; das zeigte sich schon in der Kleidung der Bäuerinnen, welche zwar den volksthümlichen Kopfputz bislang noch beibehalten haben, im Uebrigen jedoch bereits der leidigen Cattuncivilisation anheimgefallen sind. Schon seit Jahren durchziehen Probe- und Musterreiter das Land, sprechen in den Bauerhäusern vor und preisen ihre Ellenwaaren an.

In Zieriksee ist der Thurm des Stadthauses ein Uebergang aus dem Gothischen zur Renaissance; oben auf dem Thurme steht ein Neptun auf einer Pyramide. Im Stadthause sieht man ein prächtig gearbeitetes Kamin, das mit den Wappenschildern vieler Ortschaften der Insel verziert ist. In den Zeiten der Patrioten unter De Witt hat man das Wappen der Oranier herausgenommen, es soll indeß jetzt wieder seinen alten Platz bekommen. — Der sogenannte dicke Thurm ist ein colossales Bauwerk, das aber, gleich manchen anderen auf Seeland, unvollendet geblieben ist; es lag ursprünglich in der Absicht, ihm eine Höhe von 470 Fuß zu geben; man hat aber nur etwa ein Drittel vollendet. Bis oben hinauf führt eine bequeme Wendeltreppe, und von der Platform hat man bei hellem Wetter einen Ueberblick der ganzen Insel Schouwen. Man sieht in der Ferne die alten Oranje-Bollwerke und da und dort Ueberbleibsel von noch anderen Festungswerken. Unten dehnt sich die Stadt aus, welche manche große Ackerflächen einschließt; ringsum erstrecken sich Wiesen und wohlbestellte Felder, die von Abwässerungscanälen durchzogen sind. Die Anlage derselben war dringend geboten, weil früher bis in den Monat März hinein weite Bodenflächen mit Wasser bedeckt waren. Auch die Küste von Duiveland ist in Sicht; man erkennt deutlich, daß ihre Vliebergen von Kibitzen und Möven umschwärmt werden.

Der dicke Thurm in Zieriksee.

Zieriksee ist ehemals eine große Stadt gewesen. Es gab eine Zeit, in welcher vierthalbhundert Seeschiffe im Hafen gelegen haben und der Platz siebenzig Fahrzeuge für den Härings- und Stockfischfang nach den nordischen Gewässern ausrüstete. Von der ehemaligen Größe ist heute kaum etwas übrig geblieben, aber der Menschenschlag auch jetzt noch hübsch und kräftig. —

In der letzten Septemberwoche wurde von De Coster und Dillens die Insel Tholen besucht, welche auch nur 2 Quadratmeilen Flächeninhalt hat. Dort sind die Calvinisten schon beträchtlich in der Minderzahl, die Zucht ist nicht eben streng, und man verspürt schon die Einflüsse aus Nord-Brabant, welches nur durch einen Arm der Oster-Schelde vom Eilande getrennt ist. Indeß ist das Malerische noch nicht ganz verschwunden und die jungen Mädchen nehmen sich mit den Tüll- und Spitzenhäubchen, mit welchen großer Luxus getrieben wird, ganz allerliebst aus, besonders wenn mehrere derselben, einander beim kleinen Finger haltend, neben einander gehen. Auch die grünen oder blauen Röcke stehen ihnen recht gut.

Die Wanderer begaben sich noch einmal nach Schouwen. Auf dieser Insel, die große Torflager hat, wurde der berühmte niederländische Dichter Cats geboren, dem man in der Ortschaft Brouwershaven ein Denkmal errichten will. Sie begaben sich dann nach dem kleinen Eilande St. Philippsland, das südöstlich von Duiveland liegt. Es ist sehr flach und gut durch starke Deiche geschützt. An diesen und den Vliebergen konnte man die Kibitze nach Tausenden zählen.

Sehr lohnend war ein Abstecher nach Holländisch-Flandern, wo in Breskens gelandet wurde. Diese Gegend gehört zu den fruchtbarsten in Europa. Die Volkstrachten sind bereits verschwunden. Die Frauen tragen den großen schwarzen Mantel, welcher auch im belgischen Flandern allgemein ist, und eine tütenförmige Haube, welche einen beträchtlichen Theil des Antlitzes verhüllt. In Axel ist die Tracht wie auf Walcheren, nur tragen die Frauen auf den Sammetschuhen eine dicke Quaste mit einer silbernen Schnalle. Bemerkenswerth ist ein ganz abscheulicher Aberglaube, der hier noch immer im Schwange geht. Ein Wahnglaube im Mittelalter nahm an, daß durch Hahnenruf der Teufel vertrieben werden könne, und um recht sicher zu gehen hielt man es für nöthig, einen Hahn oder auch ein Huhn zu opfern. Das dazu bestimmte Thier wurde in einem trockenen Kessel über ein Feuer gelegt, schrie natürlich vor Schmerz, der Teufel mußte weichen und das Huhn wurde zu Asche verbrannt! Die blödsinnigen Bauern schreiben kabbalistische Zeichen mit Kreide über die Kellerthür, damit die bösen Geister nicht hinein können.

Auch sonst noch steckt faustdicker Aberglaube in ihrem Kopfe. Mit einem runden Knopfe vom Wamms kann man

einen Hexenmeister todt machen. — Wer beim Rennen einen silbernen Reif am Finger trägt, sticht gewiß den Ring herunter. — Ein schwarzer Kater kann sich in einen Hexenmeister verwandeln. — Wer beim Mähen sich verletzt, darf nicht die Wunde mit Leinwand verbinden, sondern die Sense oder Sichel, welche ihn geschnitten hat. Zwei alte Weiber in Domburg auf Walcheren waren berühmt, weil sie derartige Wunden rasch zu heilen verstanden; sie gaben den Kranken das Heiligepassionspulver ein, das „Sintepatienpulver". Diese „Sintepatienfrauen" vertrieben, dem Bauernwahne zufolge, mit demselben Pulver auch Kopfschmerzen; aber das Leintuch, welches sie dabei verwandten, mußte vorher an einigen Stellen mit ihrem Speichel angefeuchtet werden. Je nachdem man dieses Tuch der Wärme oder Kälte aussetzt, ist die Wirkung verschieden. Wer das Sintepatienpulver innerlich nimmt, verliert das Gedächtniß dermaßen, daß er den richtigen Weg niemals wieder finden kann. Dieses Wundermittel ist ein Gemisch von zerriebenem

Schlittschuhläufer in Goes.

Farrnkrautsamen, Eisenoxyd und Salpeter, das dem Vollmondschein ausgesetzt worden ist. — Ein Sterbefall wird von den Geistern dadurch angekündigt, daß sie an die Fensterläden oder auf die Tische klopfen. — Wenn man unter das Butterfaß die Hand eines ungeborenen Kindes legt, oder ein Stück rothen Tuches, oder einen kleinen Zweig von einem Baume, welcher vom Blitze gespalten worden ist, dann kann keine Hexe das Buttern verderben. — Mit dem Ohrknochen eines Schweines kann man Zahnschmerz heilen. — Gegen Rheumatismus hilft eine aus einem Sarg herausgezogene Schraube; auch ein vom Leichensteine abgebröckeltes Stück ist gut dagegen. — Wenn der Hund weint, die Eule schreiet und das Holz an den Möbeln knackt und kracht, so ist ein Unglück nahe.

Wir sagten schon, daß Seeländisch-Flandern überaus fruchtbar sei; es hat die üppigsten Wiesen, liefert reiche Rapsernten, saftige Gemüse und schönen Flachs.

In Axel fallen dem Beobachter zwei verschiedene

Typen unter den Bewohnern auf. Man sieht dort zum Beispiel kleingewachsene, schwarzhaarige biliöse Leute, die sehr reizbar sind, sehr zwanglos auftreten und sich manchmal einer ausgelassenen Lustigkeit hingeben. Man bezeichnet sie als Bosch-Kerels, Waldkerle, Waldbewohner, obwohl die alten Wälder aus den Tagen der Menapier längst verschwunden sind; der Name ist geblieben. Sie treiben allerhand Kleingewerbe, verfertigen Besen, Vogelkäfiche, Hundehütten, Mausefallen, sind kecke Wilddiebe und machen ihre Gemüse mit Butter fett, die anderen Leuten abhanden gekommen ist. Aber sie sind auch viel intelligentere und anstelligere Arbeiter als die Leute des platten Landes. Diese vierschrötigen, hochgewachsenen Menschen sind plump, breitschulterig und von herculischer Kraft. Wenn solch ein Bauer mit schlenkernden Armen, breiten Händen und etwas geknicktem Gang auf großem Fuß einhergeht, glaubt man einen Bären zu sehen. Dieser Bauer ist in hohem Grade mißtrauisch, steckt voll vom allerdicksten Aberglauben und hat vor Allem, was er nicht begreift — und viel begreift er eben nicht —, eine wahre Scheu und Abneigung. Dabei trägt er nach, ist rachsüchtig und wenn er beim Spielen getrunken hat, wie ein wildes Thier. Der Bauer in den Poldern unterscheidet sich von ihm nicht viel, ist aber noch langsamer, sehr trübselig und apathisch.

Wir lassen dahin gestellt sein, ob die Bosch-Kerels von den Morinern oder Ligurern abstammen (— suevischer Abkunft sind sie gewiß nicht —) und die Leute auf dem platten Lande von Katten und Menapiern. Mischungen zwischen ihnen allen sind unverkennbar, und im belgischen wie im seeländischen Flandern, dann auch in niedersächsischen Gegenden sieht man oft blaue Augen mit schwarzem oder dunkelbraunem Haar und braune Augen mit blondem Haar. Aber im belgischen Flandern findet man auch ganze Gruppen mit röthlichem oder blondem Haar und blauen Augen.

Als Waffe führen die Bauern das Messer; bei denen um Axel und auch sonst noch hängt es am Gürtel in einer Lederscheide und wird stets getragen. Im Jahr 1863 war zwischen verschiedenen Dörfern arger Zwist ausgebrochen, der zu einem großen Zweikampfe, der mit Messern ausgefochten wurde und bei dem viel Blut floß, ausartete. Diese Messerkämpfe sind ein Erbe aus alter Zeit. Bei den Menapiern, welche das heutige Genter Land inne hatten, rannte der Herausforderer die Klinge seines Messers in den Tisch und das ist auch heute noch in Axel Brauch. Im Bezirke von Audenaerde schleuderte er sie in die immer niedrige Decke des Zimmers, genau über seinen Kopf, damit er die Waffe in jedem Augenblicke zur Hand habe; in Brabant stach er sie vor sich in den Tisch. So lange die Klinge noch zitterte, hatte der Gegner Zeit, sich auf seine Vertheidigung vorzubereiten. Antwortete er nicht, so ging der Herausforderer auf ihn zu und erhob den Arm, um ihm einen Stich zu versetzen.

Man kämpft in Seeländisch-Flandern noch jetzt mit ganzer, halber oder drittel Klinge; diese wird von Unparteiischen mit Fäden bis zu der bestimmten Länge umwickelt. Es kam vor und geschieht auch noch, daß die beiden Kämpen vermittelst eines Gürtels an einander gebunden werden und dann bleibt gewöhnlich einer auf dem Platze oder wird wenigstens schwer verwundet.

Ein Hauptzug im Charakter des zeeuwschen Flamingen ist das Mißtrauen; er hat Abneigung gegen die Fremden und ein Sprüchwort sagt, man müsse sich vor Jedem hüten, der eine Uniform trägt, gleichviel ob er Arzt, Soldat oder Priester sei. Er ist naiv, leichtgläubig, abergläubisch, träumerisch, und er würde auch Herzensgüte zeigen, wenn man ihn in Bezug auf Unterricht nicht in solcher Verwahrlosung gelassen hätte. Denn er sagt seine Meinung furchtlos und offen heraus, er wird niemals schmeicheln und verabscheut das Lügen. In den untersten Classen trifft man auf überaus rohe, brutale Gesellen, denen jeder Fremde für einen Feind gilt, z. B. in Zoamslag unweit von Axel, wo noch gräßliche Messerkämpfe vorkommen und dabei Leuten das Fleisch in Stücken vom Leibe heruntergesäbelt worden ist. Die Wanderer sahen dort mit eigenen Augen in der Schänke ein Messer, dessen Griff an der Decke hing, während Zecher auf den Bänken saßen. Wer mit einem andern einen Strauß haben wollte, brauchte ihn nur anzusehen und dabei das Messer zu berühren. Auf die Frage, ob in Zoamslag auch nach dem Ringe gestochen werde, entgegnete ein Bursch: „Nein, wir stechen hier nur mit Messern!" Das ist freilich ein weniger harmloses Vergnügen als das Schlittschuhlaufen, auf welches beide Geschlechter sich meisterhaft verstehen. —

Tochter eines reichen Bauern auf der Insel Tholen.

* * *

Ueber die Mundarten in Seeland hat der treffliche Johann Winkler (in seinem „Allgemeen Nederduitsch en Friesch Dialecticon"; 's Gravenhagen, 1874, II, S. 176 ff.) sehr ausführlich gehandelt. Wir haben im „Globus" schon mehrmals auf diese werthvolle Arbeit hingewiesen.

Diese Mundarten gehören alle zur friesisch-fränkischen Dialektengruppe mit Ausnahme der von Hulst in Holländisch-Flandern, die rein fränkisch ist. Im Allgemeinen zeigen sie keine großen Abweichungen. Wie Seeland vermöge seiner geographischen Lage einen Uebergang zwischen Holland und

Flandern bildet, so ist es auch in Betreff der Mundarten. Die zeeuwsche ist eine eigenartige friso-fränkische, in welcher das letztere vorwaltet. Mancher Holländer versteht wenig oder nichts von der Umgangssprache der seeländischen Bauern. Was soll er z. B. anfangen mit den Worten a-je-'t-oue toe-je-'t-oa? holländisch: hebt gij het gehouden, toen gy het hadt? hast Du's festgehalten, als Du es hattest? — 'k et ni-j-at; holländisch: ik heb et niet gehad; ich hab es nicht gehabt. Die Seeländer lassen so viel als möglich die Wörter in einander fließen und sprechen in einem mehr oder minder singenden Tone, mit „Zangerigheid". In den Städten wird auch viel Holländisch gesprochen, namentlich in Middelburg, wo das Zeeuwsche mehr und mehr durch dasselbe verdrängt wird, dagegen ist dieses in Arnemuiden und zu Brouwershaven auf Tholen noch allein im Gebrauche. Im Seeländischen wird das h nicht ausgesprochen und viele Leute sind das gar nicht im Stande, sie sprechen es als gutturales cha. Viele sprechen statt hebben, houden (haben, halten) gebben und gouden.

Winkler hat die Parabel vom verlorenen Sohn in den verschiedenen seeländischen Mundarten mitgetheilt. Wir wollen als Probe einige Verse mittheilen, im Dialekte der mehrfach genannten Ortschaft Arnemuiden auf Walcheren.

Auf dem Jahrmarkte in Axel.

'N zeker mense ao twèè zeuns.

En den joengsten van aolle bei zei tegen z'n vaader: Voader! gee' me mien posse van den boedel, daeaer 'k rechtmaetige oansprake op è. En z'n voader gaf 'm z'n posse.

En en stuitje later, is de joengste zeune, as 'n aolles bi mekoare edaeaen ao, op reize egae, nae 'n vremd land, schrikkelik varre, en dir eít i aol z'n geld en goed deur ebrocht; en de joenge melkmüle leefde as 'n eesten deurbriinger.

En as 'n 't oallemaele op emaeaekt ao, kwam 'r 'n gròòten oengers nòòd in dat land e i begost gebrek to lien etc.

Dies ist in holländischer Schreibart wiedergegeben; eu ist deutsch auszusprechen wie ö (söns), z wie unser weiches s; oe wie unser u: ae wie langes a; ui wie eu.

Posse ist Antheil; — egae, gegangen.

Die Steinhaufen.

Eine ethnographische Musterung. Von **Richard Andree.**

II.

Von den Tschuktschen an der Lorenzbai berichtet Martin Sauer: „Wenn sie sterben, wird der Leichnam zu Asche verbrannt und Steine auf die Stelle gelegt, die einigermaßen die Form des menschlichen Körpers bilden. Ein großer Stein stellt den Kopf vor und wird mit Mark und Fett gesalbt (vergl. das Einölen der Gedenksteine bei den alten Juden) und in einiger Entfernung errichtet man einen kleinen Hügel von Renthierhörnern. Die Verwandten besuchen den Ort jährlich einmal und wiederholen die Thaten des Verstorbenen, dann fügen sie ein Horn zu dem Hügel und salben den Kopf" [24]).

Sauer fand die Steinhaufen auch auf Unalaschka. „Diese sind nicht, wie man geglaubt hat, Begräbnißplätze, sondern Wegweiser, um sich bei Nebel und Schnee von einer Wohnung zur andern zurechtzufinden, und jeder, der vorbeigeht, muß einen Stein zu jedem Haufen legen [25])."

Cook dagegen giebt an, es seien Grabhügel, und er bemerkte, wie jeder Vorübergehende einen Stein darauf warf [26]).

Mit diesem Beleg gewinnen wir den Uebergang nach Amerika, wo vom Norden bis zum äußersten Süden derselbe Gebrauch sich nachweisen läßt.

Samuel Hearne sah unter 69° nördl. Br. auf seiner Reise nach dem Kupferminenflusse an verschiedenen Stellen des Fußpfades große flache Steine, wie Tafeln, die mit vielen Tausenden kleiner Kiesel bedeckt waren. „Die Zahl derselben, sagten uns die Kupferwilden, hätte sich allmälig durch die von und zu den Bergwerken hin- und hergehenden Wanderer vermehrt, und da wir hörten, daß es ein allgemein üblicher Gebrauch wäre, ein Steinchen zu dem Haufen zu legen, lieferten wir auch ein jeder unser Contingent [27])."

„Die uralte Sitte, auf Gräbern Steinhügel zu errichten, besteht mit gewisser Beschränkung noch heute in Venezuela. Wenn nämlich irgend Jemand außer dem Hause, auf freiem Felde oder einer Landstraße sein Ende findet, so wird die Stelle durch einen kleinen Steinhaufen bezeichnet, in dessen Spitze man ein hölzernes Kreuzlein einfachster Form steckt. Jeder Vorübergehende hält es für seine Pflicht, einen Stein dem Haufen hinzuzufügen, und so geschieht es, daß im Laufe der Jahre der Steinhügel oft bedeutende Dimensionen erlangt. Die Zahl dieser seltsamen Denkmäler ist leider durch die fortdauernden Bürgerkriege und die damit zusammenhängende öffentliche Unsicherheit jetzt nichts weniger als unbedeutend [28])."

Als J. J. v. Tschudi von Catamarca aus über die Cordillere zog, traf er im Passe von Abra de la Cortadera, an der Grenze zwischen Argentina und Bolivia, auf einen jener unter dem Namen Apachitea oder Apachecta bekannten Steinhaufen, die seit den ältesten Zeiten von den Indianern auf den höchsten Punkten der Gebirgsübergänge errichtet wurden und meistens eine tiefere religiöse Bedeutung hatten. Gegenwärtig werfen die Indianer bei denselben gedankenlos einen Stein zu dem andern, oder legen ein kleines Opfer von frischen Cocablättern nieder, oder spucken den gekauten Cocaballen auf den Steinhaufen, ohne zu wissen, welchen Sinn ihre Vorfahren einer ähnlichen Opfergabe unterlegten. Wenn die Indianer zur Zeit der Inkas mit ihren schweren Lasten nämlich den Gipfel eines Berges oder Passes erklommen hatten, legten sie ihre Bürde ab, um dem zu opfern, der sie ihre Last bis hierher tragen ließ. Das einzige, was sie auf diesen Höhen fanden, waren Steine, die sie zum Zeichen der Verehrung auf einen Haufen legten; dazu fügten sie Cocablätter oder den ausgekauten Cocaballen [29]).

Apachecta. Nach Marcoy.

Das Wort Apachecta, sagt Marcoy, bedeutet in der Quechuasprache Halte- oder Ruheplatz. Auch die Friedhöfe der Spanier werden so von den Indianern genannt. Die Apachecta besteht aus einer Säule von Kieseln, die ein Arriero oder Lamatreiber am Wege, wo er rastete, errichtet, nicht etwa um diese Rast zu verewigen, sondern als ein Opfer für Pachacamac, den Weltenschöpfer. Tage, Monate verrinnen, ein zweiter Indianer zieht des Wegs und legt zu den vorhandenen Steinen einen neuen; eine unbekannte Hand fügt ein Kreuz hinzu und andere schmücken es mit Blumen: die Blumen verwelken, aber sie werden erneuert [30]).

Charles Darwin fand, als er die Sierra de las Animas in Uruguay bestieg, auf der Spitze des Berges mehrere kleine Steinhaufen, die augenscheinlich dort manche Jahre gelegen hatten. „Mein Begleiter versicherte mich, daß sie das Werk von Indianern aus älteren Zeiten wären. Die Hau-

[24]) M. Sauer, Reise nach den nördlichen Gegenden vom russischen Asien und Amerika unter dem Commodore Joseph Billings. Weimar 1803. S. 236. — Auch Fr. Whymper sah solche Gräber mit Renthierhörnern bedeckt am Anadyr-Golfe. Alaska, deutsche Ausgabe. S. 280. — Das Grab eines mohammedanischen Heiligen, Kahriman Ata, in der turkomanischen Wüste fand Vambery mit Widderhörnern geschmückt. Reise in Mittelasien. Zweite Aufl. Leipzig 1873. S. 34.

[25]) M. Sauer, a. a. O. 166.

[26]) Voyage to the Pacific Ocean Vol. II, p. 519.

[27]) S. Hearne's Tagebuch seiner Reise in M. C. Sprengel, Auswahl der Länder- und Völkerkunde. Halle 1797. VII, S. 187.

[28]) A. Ernst im Globus XXI, S. 124.

[29]) J. J. v. Tschudi, Reisen durch Südamerika V, S. 52.

[30]) Paul Marcoy im Tour du Monde VI, S. 277 (1862).

fen waren denen ähnlich, obgleich in einem viel kleinern Maßstabe, die man häufig auf den Gebirgen von Wales findet. Das Verlangen, irgend ein Ereigniß auf dem höchsten Punkte des Landes zu verewigen, scheint der ganzen Menschheit gemein zu sein. Heutzutage giebt es keinen einzigen weder civilisirten noch wilden Indianer mehr in diesem Theile der Provinz; auch weiß ich nicht, ob die früheren Einwohner eine dauerndere Erinnerung zurückgelassen haben als diese unbedeutenden Steinhaufen auf dem Gipfel der Sierra de las Animas [31])."

Für Afrika, welches genau in derselben Weise wie Europa, Asien oder Amerika die Steinhaufen kennt, mag es genügen, wenn wir je ein Beispiel aus dem Norden, den äquatorialen Gegenden und aus dem Süden anführen. Als Rohlfs auf seiner Reise von Tripolis nach Ghadames den Rand der Hammada erreichte, veranlaßten ihn seine Kameeltreiber, weil er zum ersten Male des Wegs zog, einen kleinen Steinhügel, Bu-Sfor oder Busaffar (Reisevater), zu errichten. „Den Ursprung und die Bedeutung dieser Sitte konnten sie mir nicht erklären; erst später erfuhr ich, daß die Bu-Sfor Fetische sind, welche den Reisenden, welcher das erste Mal solche hervorragende Punkte berührt, vor Ungemach schützen sollen und daß mit der Aufrichtung eines Bu-Sfor zugleich die Verpflichtung verbunden ist, den Reisegefährten ein Mahl zu geben [32])."

Als Speke auf seiner großen Reise von Sansibar zum Mittelmeer das Uthunguthal (2° 40′ südl. Br.) in der Landschaft Usinsa aufwärts wanderte, fand er längs der Straße die Steinhügel, „denen jeder Vorübergehende einen Stein hinzufügte. Ueber den Ursprung dieser Steinhügel konnte ich keinen Aufschluß erhalten, doch fiel es mir auf, daß ich sie in dem ersten von Wahuma beherrschten Lande, das wir betraten, wiederfand, da ich früher dieselbe Sache im Somalilande gesehen hatte [33])."

„Sobald ein Namaqua-Hotentott über einen Begräbnißplatz geht, wirft er einen Stein, einen Zweig oder etwas anderes als Opfer oder Gegenstand der Verehrung auf das Grab, spricht dabei den Namen Heitsieibib's aus und ruft seinen Segen und Schutz für seine Unternehmungen an. Auf diese Weise werden die Grabhügel oft außerordentlich groß. Man findet sie überall im Lande (selbst im Damaralande) und oft an Stellen, wo es gar keine Steine giebt, woraus man schließen kann, daß die Eingeborenen dieselben weit hergeschleppt haben. Capitän Harris erzählt, daß er ähnliche Steinhaufen bei den Matebele gefunden habe, konnte sich aber ihre Bedeutung nicht erklären [34])."

Bei den Buschmännern ist unter ähnlichem Steinhaufen „der Teufel begraben" und jeder Buschmann, der hinzukommt, wirft einen neuen Stein darauf, damit der Satan nicht wieder auferstehen kann. Bei Unterlassung der Handlung wird dem Betreffenden der Kopf nach hinten verdreht, so daß er fortan rückwärtsschauen muß. Zu diesen Steinhaufen wallfahrten die Saan in Krankheitsfällen und flehen um Beistand [35]).

Wenn ich die verschiedene, in ihren Grundursachen jedoch gleiche Weise betrachte, in welcher die Anhäufung der Cairns stattfindet und wie die mannigfachsten Stoffe, Lappen, Knochen, Pferdehaar, Steine, Hörner, zu demselben Zwecke dienen, so stehe ich nicht an, auch das Schmücken gewisser heiliger Bäume und das Opfern an denselben in die nämliche Kategorie zu stellen. Jeder Vorüberziehende bringt ihnen Gaben dar und diese, die einfachsten, die bei der Hand sind, erscheinen in der alten wie neuen Welt vollkommen gleich.

Nahe bei Patagones (El Carmen) an der Mündung des Rio Negro in Patagonien sah Darwin den berühmten Baum, den die Indianer als Altar des Gualitschu verehren (Gualitschu ist ein böser Dämon der Tehueltschen. Musters, Unter den Patagoniern, S. 193). „Er liegt auf einem hohen Theile der Ebene und ist deshalb als Landmarke auf eine große Entfernung sichtbar. Wenn ein Indianerstamm ihn zuerst erblickt, so beweisen sie ihre Verehrung durch lautes Geschrei. Der Baum selbst ist niedrig, mit vielen Aesten und dornig. Gerade über der Wurzel hat er einen Durchmesser von ungefähr drei Fuß. Er steht ganz allein. Da es Winter war, so hatte der Baum keine Blätter, aber an ihrer Statt waren die verschiedenen Gaben, wie Cigarren, Brot, Fleisch, Tuchstücke u. s. w., an zahllosen Fäden an ihm aufgehängt. Die Armen, die nichts Besseres zu thun hatten, zogen nur einen Faden aus ihren Ponchos und befestigten ihn an dem Baume. Um das Bild vollständig zu machen, war der Baum von den gebleichten Knochen der Pferde umgeben, die zum Opfer geschlachtet wurden [36])."

Damit vergleichen wir nun, was Mungo Park von dem Nima Taba genannten Baume im Reiche Wolli berichtet. „Er hat ein sehr sonderbares Ansehen, da er mit unzähligen Lumpen oder Stücken Zeug behangen ist, welche durch die Wildniß reisende Leute zu verschiedenen Zeiten an die Zweige gebunden hatten; wahrscheinlich vorerst um den Reisenden anzudeuten, daß nahe dabei Wasser gefunden wird. Allein der Gebrauch ist durch die Zeit so geheiligt geworden, daß Niemand jetzt wagt vorüberzugehen, ohne etwas daran zu hängen. Ich folgte dem Beispiele und befestigte an einem der Zweige ein hübsches Stück Zeug [37])."

---

[31]) Charles Darwin's Naturwissenschaftliche Reisen. Deutsch von Dieffenbach. Braunschweig 1844. I, 51.

[32]) G. Rohlfs, Quer durch Afrika I, 52.

[33]) Speke, Die Entdeckung der Nilquellen. Deutsche Ausgabe I, 216.

[34]) Andersson, Reisen in Südwest-Afrika II, 63. — Ganz dasselbe berichtet Josaphat Hahn von den Ovaherero. Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin IV, 227 (1869).

[35]) Theophilus Hahn im Globus XVIII, 141.

[36]) Darwin's Naturwissenschaftliche Reisen I, 77.

[37]) Mungo Park's Reise. Aus dem Englischen. Hamburg 1799. S. 50.

So verfahren auch die Abasa im Kaukasus, welche alte Eichen mit bunten Bändern schmücken. Dort halten sie ihren Gottesdienst. Lapinski im „Globus" III, 12. — Bei dem Dorfe Nöicks stand eine große heilige Espe, die man noch 1845 bei Krankheiten des Viehes mit bunten Bändern und Kreuzen zu behängen pflegte, um die Gunst des Baumgeistes zu erwerben. Rußwurm, Eibofolke oder die Schweden an den Küsten Ehstlands. Reval 1855, II, 186. Ganz unmerklich führt uns dieses zum Baumdienst hinüber.

Projecte zu interoceanischen Canälen in Centralamerika.

Der große Isthmus, welchen man gewöhnlich als Centralamerika bezeichnet, bildet von Mexico im Norden bis nach Neugranada im Süden eine trennende Schranke zwischen den beiden großen Weltmeeren. Durch sie werden die Fahrzeuge, welche aus Westeuropa und dem östlichen Amerika nach den Ländern an der Westseite dieses Festlandes, nach den Inseln der Südsee, Australien und Ostasien bestimmt sind, gezwungen, den weiten Umweg um das Vorgebirge der guten Hoffnung oder um das Cap Horn zu nehmen. Sobald aber eine durch dieses Centralamerika gerade hindurchführende, auch für die größten Seeschiffe zu benutzende Wasserstraße hergestellt werden kann, wird der Weltverkehr nach jenen Regionen hin eine große Beschleunigung erfahren und damit die Geldausgaben erheblich vermindern können.

Auf mehreren Punkten der centralamerikanischen Landenge sattelt die Cordillere so tief ein, daß ihre Höhe kaum noch 300 Meter über dem Meeresspiegel beträgt und theilweise erfährt sie, wie Moritz Wagner nachgewiesen hat, eine völlige Unterbrechung. Darauf gründet man die Hoffnung, daß es möglich sein werde, jene in hohem Grade wünschenswerthe Wasserverbindung herzustellen. Seit den Erfolgen, welche nach 1869 der Suezcanal aufzuweisen hat, ist von Seiten der Nordamerikaner die Untersuchung verschiedener Strecken, welche man für den Bau eines interoceanischen Canales als günstig erachtet, eifrig in Angriff genommen worden und die Bemühungen werden auch im laufenden Jahre fortgesetzt. Wir haben im „Globus" seiner Zeit eingehende Nachrichten über die verschiedenen Expeditionen gegeben und wiederholt als unsere Ueberzeugung ausgesprochen, daß ein Canal mit vielen Schleusen und meilenlangen Tunneln dem Bedürfniß des sich mehr und mehr in colossaler Weise steigernden Weltverkehrs und der Schifffahrt keineswegs werde genügen können. Beide verlangen, daß man auf einer bequemen und sichern Fahrbahn, mit geringem Aufwand an Zeit und ohne allzuhohe Gebühren aus einem Weltmeer ins andere gelange.

Bekanntlich hat schon Ferdinand Cortez auf die Bedeutung einer interoceanischen Wasserstraße hingewiesen und der Gedanke an eine solche liegt, im Hinblick auf die geographische Gestaltung jener Region, so nahe, daß man immer wieder auf denselben zurückgekommen ist. Von Spanien, einem durch politischen Druck und Pfaffenthum mehr und mehr herabgekommenen Lande, war eine Ausführung nützlicher und großartiger Pläne nicht zu erwarten. Es bleibt ein Verdienst Alexander von Humboldt's, die Durchstechung des Isthmus vor nun fast siebenzig Jahren dringend befürwortet und den Gegenstand eingehend erörtert zu haben. Allerdings haben genauere Untersuchungen ergeben, daß er die Sache viel zu sanguinisch auffaßte; dadurch kann jedoch sein Ruhm nicht vermindert werden; er ist es gewesen, auf dessen Antrieb mehr als eine Expedition unternommen worden ist und daß die Theilnahme für einen interoceanischen Canal eine ganz allgemeine wurde.

Die Nordamerikaner trachten bekanntlich danach, einen möglichst großen Theil des Verkehrs aus und nach Ostasien, Australien und der Südsee an sich zu ziehen. Aus diesem Bestreben ging der Bau der großen pacifischen Bahn hervor und die Herstellung von Dampferlinien nach Japan, China und Australien. Die allerdings hochgespannten Hoffnungen, welchen man in Bezug auf die Aneignung des Handels mit dem Orient sich hingab, sind aber nur theilweis in Erfüllung gegangen; deshalb trachtet man nun nach einem Canale, welcher übrigens allen seefahrenden Völkern ohne Ausnahme zugute kommen würde.

Ich habe an einem andern Orte die nicht weniger als 18 (jetzt 28!) Projecte aufgezählt und erörtert, welche für die Herstellung des großen Werkes für angemessen erachtet worden sind (Karl Andree, Geographie des Welthandels II, S. 665 bis 691). Man hat von allen mehr oder weniger gerühmt, daß sie ausführbar seien; das große Geheimniß, so wurde verkündet, sei nun wirklich gefunden, und allemal stellte sich dann nach wiederholter, genauer Untersuchung heraus, daß dem keineswegs so sei. Wir wollen hier, um nicht allzu ausführlich zu werden, die soeben ausgerüsteten beiden Expeditionen der Nordamerikaner ins Auge fassen.

Es sollen zwei schon mehrmals vermessene Linien wieder untersucht werden und wir geben nach einer Correspondenz der „Newyork Tribune" aus Aspinwall vom 16. Januar die nachstehenden Notizen, denen wir unsererseits einige Erläuterungen und Zweifel hinzufügen.

Im Jahr 1870 rüsteten die Nordamerikaner ihre erste Darien-Expedition unter Commandeur Selfridge aus. Derselbe nivellirte vier Transitlinien und ermittelte, daß keine derselben für einen Canal geeignet sei. Eine zweite Expedition in 1871 untersuchte die Strecken zwischen dem Golf von San Miguel am Pacific bis zur Columbiabay am Atlantischen Ocean. Dabei wurde die Atrato-Napipi-Linie aufgenommen und Selfridge schilderte diese als so günstig, daß 1873 die dritte Expedition ausgeschickt wurde, um den obern Lauf beider Flüsse zu erforschen. Im Jahr 1874 wurden dann Ingenieure ausgeschickt, um sowohl die Napipi- wie die Nicaragua-Linie ganz genau zu untersuchen. Mit specieller Erforschung der letztern war schon 1873 Commandeur Lull beschäftigt gewesen.

Mitte Januars 1875 waren die Mitglieder beider Expeditionen in Aspinwall. Die eine unter Lull besteht aus Marineoffizieren (darunter die Lieutenants Leutze und Taussig); es ist ihre Aufgabe, die sogenannte Panama-Linie aufzunehmen; die andere, unter Lieutenant Collins, hat die Atrato-Napipi-Linie zu untersuchen.

Lull hat zunächst die sogenannte Garella-Linie sorgfältig zu vermessen, um ein endgültiges Urtheil über ihren Werth oder Unwerth festzustellen. Lull geht mit allen seinen Begleitern zunächst auf die Wasserscheide; von dort aus untersucht die eine Partie die pacifische, die andere die atlantische Abdachung. Bisher ist diese Linie (auf der Landenge von Panama) auf den Karten derart verzeichnet, daß der Fluß Chagres als Canal benutzt werden solle bis dicht unterhalb der Stadt Cruces, wo er fast die Eisenbahn berühren würde; diese durchschnitte er dann in nördlicher Richtung und führte über die Wasserscheide, deren Höhe über dem Meer verschieden angegeben wird, von 200 bis 1200 Fuß. Sein Endpunkt am westlichen Ocean würde etwa 10 Miles nördlich von der Stadt Panama zu liegen kommen. Länge der Linie 48 Miles, wovon etwa 20 auf den Chagres entfallen. Diese Zahlen können auf Genauigkeit keinen Anspruch machen, es giebt aber bisher keine besseren. In der Stadt Panama ist man begreiflicherweise für diese Linie sehr eingenommen und übersieht die Hindernisse. Es wird sich z. B. schwerlich thun lassen, den kleinen Chagres für Schiffe von 400 Fuß Länge fahrbar zu machen. Derselbe schwillt manchmal in 24 Stunden um 25 Fuß an, hat dann eine

ungemein reißende Strömung und sein Lauf hat sehr viele Windungen und Krümmungen. Die Herstellung von Deichen und Durchstichen, um jenen Uebelständen zu begegnen, würde überaus kostspielig sein. Außerdem ist der Mindisumpf, durch welchen der Chagres sich in die Limonbay ergießt, ein bedenkliches Hinderniß. Wie dem aber auch sei: diese Garella-Linie soll nun ganz genau untersucht werden. Die Bewohner von Panama legen in ihrer Hoffnungsseligkeit großes Gewicht darauf, daß die Pelikane, wenn sie über die Landenge von einem Meere zum andern fliegen, regelmäßig dem Striche dieser Linie folgen, und sie haben sich dadurch den Spitznamen Pelikane zugezogen. Die Ingenieure hoffen mit ihren Arbeiten im April fertig zu sein.

Collins erforscht die Atrato-Napipi-Doguado-Linie, geht mit dem Dampfer Canandaigua an die Mündung des Atrato und fährt diesen aufwärts bis an die Einmündung des Napipi. Von dieser ab wird eine Abtheilung das niedrig liegende Gelände am Atrato untersuchen, eine andere das Bergland. Es ist bekannt, daß schon vor 200 Jahren die Buccaniere den Atrato und auch den Napipi hinauffuhren und dann über die Berge an die Küste des Stillen Oceans vordrangen. Der obere Lauf des Napipi ist für Kähne bis in die Nähe des letztern fahrbar. Man sieht noch die Fahrgeleise von den Kanonenrädern jener Freibeuter.

Die vorgeschlagene Linie des Canals beginnt an der pacifischen Küste in 6° N. im Hintergrunde der Chiri-Chiri-Bucht. Bis zum Höhenpunkte werden 15 Schleusen erforderlich sein und in einer Höhe von etwa 150 Fuß soll ein 3 Miles langer Tunnel durch die Cordillere gebrochen werden. Vermittelst desselben gelangt er dann an den obern Lauf des Doguado, der ein Zufluß des Napipi ist. Nach Ueberschreitung des letztern seien keine besonderen Schwierigkeiten mehr zu überwinden, da die nur 22 Miles lange Strecke bis zum Atrato sich allmälig abdacht. Dieser hat an der Stelle, wo der Canal ihn erreichen würde, eine Breite von 1500 Fuß und eine durchschnittliche Tiefe von 5 Faden, also 30 Fuß; weiter abwärts wird er noch breiter und tiefer und die Schifffahrt findet kein anderes Hinderniß als die mächtige Schlammbarre vor der Mündung; man meint indeß ohne Schwierigkeit ein Fahrwasser durch Baggern zu gewinnen, welches durch die Strömung des Flusses klar gehalten würde. Außerhalb wie innerhalb dieser Barre beträgt die Tiefe mehr als 60 Fuß. — Die Länge der Napipi-Linie beträgt 28 Miles; sie geht nirgends durch Sumpfland und das niedrigste Niveau des Canales liegt 30 Fuß höher als der mittlere Wasserstand. Diese Strecke ist nicht ungesund. Die Columbiabay an der atlantischen Seite hat Ankerplatz vollauf für 1000 Schiffe und bei Chiri-Chiri an der pacifischen Küste sind Stürme unbekannt.

Collins wird mit ganz besonderer Sorgfalt das Flußthal des Napipi ins Auge fassen, Erdbohrungen bis zu 24 Fuß Tiefe vornehmen und überhaupt die ganze Strecke zwischen dem Atrato und der Südsee nivelliren. Die Ausnahme ist natürlich auf die trockene Jahreszeit beschränkt, die von Januar bis Mai dauert, „aber wehe dem Forscher, welcher in den Wäldern und Gebirgen sich verspätet, bis der Regen eingetreten ist.“ So lautet der Bericht aus Aspinwall.

* * *

Das Project eines Panama-Canales machte seiner Zeit viel von sich reden. König Ludwig Philipp von Frankreich hatte 1843 den Ingenieur N. Garella zur Erforschung des Isthmus abgeschickt und dieser fand, daß der Chagresfluß schon seiner vielen Krümmungen wegen sich nicht zur Benutzung für einen Canal eigene. Sein Canal sollte deshalb an der Limonbay, $2^1/_2$ Miles östlich vom Chagres, beginnen; aber diese Bay ist den gefährlichen Nordwinden ausgesetzt, und deshalb sollte sie durch einen langen Wellenbrecher geschützt werden. Der Canal sollte landeinwärts eine Strecke den Chagres benutzen, im Thale des Bonito die Wasserscheide erreichen und über dieselbe bis an die Bay Vaca del Monte geführt werden, welche 12 Miles westlich von Panama liegt. Als Uebergangspunkt sollte der Asagayeguapaß benutzt werden, dessen Höhe über dem Meere Garella nach Augenmaß (!), nicht durch Barometermessungen, auf 460 Fuß englisch bestimmte. Die kleine Vacabay hat kaum 10 Fuß Tiefe und ist gar kein Hafen, ein bei Ebbe trocken liegendes Schilfterrain. Garella konnte nicht nachweisen, woher er auf der Scheidehöhe das für den Canal nöthige Wasser hernehmen wolle; er schlug auch vor, die Scheidestrecken vermittelst eines langen Tunnels zu durchbrechen und auf jeder Abdachung je 17 Schleusen, also deren 34, herzustellen. Und obendrein sollte dieses Canalmonstrum nur 46 Fuß Breite und 23 Fuß Tiefe haben.

In Bezug auf die Darien-Projecte haben wir vor ein paar Jahren als unsere Ueberzeugung ausgesprochen, daß von allen auch nicht ein einziger in der Weise ausführbar sei, um eine Wasserstraße zu bilden, wie der Welthandel sie verlangt. Auch mit diesen Projecten ist, vor dem Humbug des Amerikaners Selfridge, viel Schwindel getrieben worden, insbesondere von den Ingenieuren Gisborne und Cullen; das wurde auch von Strain, dessen Expedition einen so unglücklichen Ausgang nahm, nachgewiesen, eben so 1853 von Prevost. Alexander von Humboldt hatte seine letzte Hoffnung auf einen Atrato-Canal gesetzt und sich dafür eine Menge von Gründen zurecht gelegt. Der Napipi wurde schon 1845 ins Auge gefaßt und eine englische Gesellschaft bewarb sich, jedoch vergeblich, bei der Regierung von Neugranada um ein Canalprivilegium. Trautwein ging im Auftrage des Neuyorker Kaufmanns Kelley an den Atrato und bestätigte, daß derselbe eine vortreffliche Strombahn darbiete, aber sein Bericht über die Landhöhe fiel ungünstig aus; auch Porter und Locue stellten 1853 am Atrato Forschungen an und der Letztere überzeugte sich, daß der Fluß Truando für eine Canalbenutzung ungeeignet sei. Kennish fand 1854 eine Wasserscheide von 504 Fuß Höhe; er entwarf ein Project, bei welchem ein Durchstich von 13 Miles Länge und ein 3 bis 4 Miles langer Tunnel eine Rolle spielen. Auch zwei Franzosen schwindelten; Bourdiol und de Champeville wollten eine wie sie sich ausdrückten practicabele Passage zwischen der Caledoniabay und dem Golf von San Miguel gefunden haben; eine „kurze, sichere und leichte Route“ verkündigte der belgische Ingenieur de Puydt.

Das 28. Canalproject ist das von Selfridge. Mit jener Dreistigkeit, die den Yankee ziert, verkündete er 1871: „Der Canal ist eine ausgemachte Sache.“ „The canal is settled!“ Einige Monate hinterher wurde veröffentlicht: „Der Canal ist eine Unmöglichkeit.“ Bald nachher wurden wieder „glühende Hoffnungen“ ausgesprochen, aber worauf gründeten sich dieselben? Selfridge schlug für die Strecke vom Atrato nach Westen hin bis zur Vereinigung des Napipi bis zum Doguado, aus welchem er, wie auch aus anderen Gesließen, Speisewasser zu bekommen „hoffte“, vor: „nur 13 Schleusen, dann einen tiefen Durchstich, und die ganze Wasserscheide müsse vermittelst eines tiefen Tunnels practicabel gemacht werden; vom Tunnel bis zur Cupicabay seien abermals nur 9 Schleusen erforderlich und die Gesammtkosten würden einhundert Millionen Dollars

nicht übersteigen!“ Nun soll die Atrato-Linie noch einmal untersucht werden.

Wir wiederholen hier, was wir vor etwa drei Jahren sagten (Geographie des Welthandels II, S. 691): „Eine unbefangene Würdigung auch der Atrato-Projecte läßt dieselben mindestens eben so ungünstig erscheinen, wie die Darien-Projecte. Der Atrato ist ein reißender Strom. Die nördliche (Tuyra-) Linie ist unpracticabel und ungesund; die mittlere (Truando-) Linie nicht minder; die südliche (Napipi-) Linie bietet eben so viele Schwierigkeiten dar. Wenn man, gleichviel auf welcher dieser drei Routen, in der That an den Bau eines Canales ginge, so würde man schwerlich, auf mindestens zwanzig Jahr hinaus, Arbeiter in diese menschenleeren Einöden beschaffen können, und bekäme man sie, so würden sie in jedem Jahre zu Tausenden hinwegsterben. Denn jene Gegenden sind die classische Region der Fieber; alle unteren Flußläufe haben morastige Ufer; die Moskitoplage ist unerträglich und das Klima heißfeucht. Regen fällt in gewaltigen Strömen in jedem Monat, fast in jeder Woche. Auf der ganzen Strecke, in welcher jene drei Canalrouten liegen, von 6 bis $8^1/_2{}^0$ N., befindet sich kein einziger Wohnort, den man auch nur als ein Dorf bezeichnen könnte. Die Atrato-Linie, an deren Eingang ohnehin im Delta Barren hinweggebaggert werden müßten, würde an keinem Endpunkt eine Hafenstadt haben und überall durch wilde Einöden führen. Ohnehin läge sie für die interoceanische Schifffahrt weit ungünstiger und unbequemer als alle anderen und hätte obendrein eben so viele Tunnels, Durchstiche und Schleusen nöthig; sie könnte also keineswegs den Zweck erfüllen, welchen der Welthandel verlangt.“

Zur Morphologie der geographischen Grenzen.

Ein Beitrag zur vergleichenden Erdkunde. Von **G. C. Petzet** in Breslau.

II.

Flüsse als Grenzmittel. — Potamische Länder. — Sumpflande und Depressionsgebiete. — Trockene Grenzen. — Wald, Steppe, Wüste. — Gebirge. — Ueberblick derselben in Europa.

Ein klares Bild, wie Flüsse im Laufe der Zeiten, im Gegensatz einer Entwickelung von niederen zu höheren Stufen der Civilisation, aus Grenzen zu Bindemitteln der Anwohner werden können, liefert uns der „deutscheste“ unserer Ströme, der Rhein.

Bei seinem geschichtlichen Debut tritt seine Eigenschaft als Völkerschranke entschieden genug hervor. Nur bis an seine Gewässer reichte längere Zeit hindurch die römische Herrschaft, deren äußerste Marksteine an seinem linken Ufer in Argentoratum, Moguntia, Colonia Agrippina errichtet wurden. Die Völkerschaften des rechten Ufers, wenigstens am Niederrhein, gingen ihrer Freiheit durch die Römer nur auf kürzere Zeit verlustig, da die wiederholten Eroberungszüge der römischen Heerführer in das Innere Germaniens gewöhnlich mit der Rückkehr über den Fluß endigten.

In späteren Jahrhunderten, als die Wälschen auf ihre Stammlande zurückgewiesen waren und dem Reiche der Franken die Scheidung romanischen und deutschen Volks- und Staatsthums folgte, nahm der Rhein seinen modernen und für uns bestimmungsmäßigen Charakter an, den E. M. Arndt in den bekannten Worten aussprach: „Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze.“ Wiederholt zwar versuchte Frankreich seine Grenze gegen die germanische Welt an den Rhein zu verlegen, und seit dem siebzehnten Jahrhundert war ihm dieses theilweise, unter Napoleon sogar schon soweit gelungen, daß das linke Rheinufer von Basel bis Wesel französisch war und unterhalb der letztern Stadt die wälsche Usurpation noch weit über das rechte Ufer nach Nordosten hinübergriff. Selbst nach 1814 blieb das Bett des Rheins von Hüningen bis Lauterburg französische Grenzlinie, und während in altrömischen Zeiten bei geringer Anwohnerschaft und mangelndem Verkehrsbedürfniß der Bau von Brücken über den Strom entbehrlich erschienen war und vom Mittelalter bis zur neuern Zeit nur die bedeutendsten Uferstädte solche Verbindungen hergestellt hatten, brachte es auf der bezeichneten Strecke der staatliche und volkswirthschaftliche Gegensatz noch bis zum letzten deutsch-französischen Kriege zuwege, daß zwischen dem badischen und dem elsässischen Ufer — mit Ausnahme der in der jüngsten Zeit vollendeten Eisenbahnbrücke bei Kehl — keine feste Verbindung geschaffen wurde und der Strom noch in unserm verkehrsfreundlichen Jahrhundert thatsächlich als Grenzscheide zweier hochentwickelten Länder wirken konnte.

Die wenigen Jahre der Wiedervereinigung des Elsaß mit dem deutschen Vaterlande haben inzwischen hingereicht, eine Reihe von Brücken über den Rhein herzustellen und den gegenseitigen Verkehr der Uferstaaten so weit zu beleben, als es unter den obwaltenden Verhältnissen ein Fluß als Bindeglied seiner Anlande gestattet, wie sich im weitern Laufe des Rheins ja schon seit längerer Zeit in mannigfachster Weise gezeigt hat.

Für unsere Betrachtung erscheint es unnöthig, die Rolle zu schildern, welche einige kleinere deutsche Flüsse in früheren Zeiten als Grenzscheiden verschiedener politischer und nationaler Gestaltungen gespielt haben; noch geringer erscheint die Bedeutung einiger anderen Flüsse, welche bis auf die Gegenwart als Stammes- oder Landesgrenzen geringern Belanges dienen. Nur beiläufig seien in dieser Richtung erwähnt: die Enns zwischen Ober- und Niederösterreich, der Lech zwischen Bayern und Schwaben, der Queis zwischen Schlesien und der Lausitz, Rekenitz, Trebel und Peene zwischen Mecklenburg und Pommern, die Eider und die Königsaae als Grenzscheiden gegen die Dänen — früher und jetzt —, die thüringische Saale als einstmalige Marklinie gegen die Sorben, und andere mehr. Die vielcitirte Mainlinie ist bekanntlich nur an ihrem westlichen Ende eine Flußgrenze.

In den westeuropäischen Ländern können gegenwärtig, bei der hohen Culturstufe der dortigen Völker, Flüsse fast nirgends mehr als politische Grenzen in Betracht kommen. Nur etwa der Minho zwischen Portugal und Galicien macht eine bemerkenswerthe Ausnahme. In dem minder entwickelten Osten unsers Erdtheils dagegen finden wir noch heute

eine Anzahl von Flüssen, die als Scheidelinien zwischen Staaten, Ländern und Volksstämmen dienen. Innerhalb Oesterreich-Ungarns ist zunächst die seit 1866 vielberufene Leitha zu nennen, deren in geographischer Hinsicht nur sehr fragmentarisch erfüllte Mission in der Scheidung der zwei Hauptbestandtheile des dualistischen Ländercomplexes nordwärts in größerer Strecke von der March aufgenommen und fortgesetzt wird. In Galizien trennt der San das polnische vom ruthenischen Stamm- und Sprachgebiet, im Süden Ungarns die Drau Magyaren und Slawen. An den Grenzen der habsburgischen Monarchie finden wir von größeren Flüssen als Länderscheiden die Donau, die Save, die Weichsel, im osmanischen Reiche bez. an dessen Grenze nochmals die Donau, ferner den Pruth, im russischen Reiche den Bug, den Njemen, den Ural.

Von den außereuropäischen Erdtheilen liefert das jungfräuliche Amerika, namentlich in seinem Süden, die zahlreichsten Beispiele von Grenzflüssen. Wir nennen den Rio Negro (oder Cusu), den Paraguay, Parana und Uruguay, den Marañon, den Guapore und den Corentyne, in Nordamerika den Rio Grande del Norte. In Afrika ist der Oranje (Gariep) ein wichtiger Grenzfluß, theilweise auch der Sambese, als Nordgrenze von Motapa, auf kleineren Strecken auch der Blaue Nil (Bahr el Azrak) als Südwestgrenze von Amhara-Habesch und der Weiße Nil von Nubien aufwärts als Ostgrenze der Schilluk. In Asien ist fast nur der Amur als Grenzstrom von Bedeutung.

Der größte Welttheil mit den ältesten Culturländern bietet Asien — sammt dem angrenzenden Nordostafrika — im Gegensatze zur vorher geschilderten regelmäßigen Grenzfunction großer Flüsse die charakteristischsten Beispiele für die Beobachtung, daß Flüsse die Wirkung als Grenzscheiden zurücktreten lassen und in das Gegentheil eines Bindemittels für Stämme und Völker verkehren.

Schon in der potamischen Periode — um eine treffende Bezeichnung Ernst Kapp's anzuwenden — konnte von wahren Flußländern die Rede sein, bei denen ein Strom oder eine Mehrzahl theils parallel, theils zu einer Mündung zusammenlaufender Flüsse den Krystallisationskern und das einigende Moment eines Territoriums ausmacht. Als Zeugen solcher Flußlande — deren Zeugniß noch dazu seit Jahrtausenden sich gleich geblieben — dürfen das Nilland Aegypten, das Zwischenstromland „Mesopotamien“, dessen beide Parallelflüsse sich mehrfach wechselweise Zuflüsse abgeben, und das Fünfstromland (Pendschab) Vorderindiens angerufen werden. Hindostan, Hinterindien und China würden die Zahl der Beispiele noch leicht vermehren können.

Hierher gehören auch die Deltabildungen und kleinen Küstenlande, die sich an die Mündungen von Flüssen und Strömen angegliedert haben. Bei denselben gewinnt das zusammenschließende Moment des Wassers so sehr das Uebergewicht über seine abgrenzenden Wirkungen, daß solche Mündungslande sich sogar zu eigenen Staaten organisirt, andere nach bedeutenden politischen Actionen die Unterwerfung unter eines der beanspruchenden Reiche erfahren haben, denen sie früher zu Grenzen gedient hatten. Wir erinnern an die Niederlande, an die Donaumündungen — die Sulinamündung führte zu der Territorialänderung im Pariser Vertrag von 1856 — und an die Deltas am Aralsee, deren neueste Regelung dem Kriege der Russen gegen Chiwa 1873 folgte. Andere minder bedeutende Deltabildungen schließen sich naturgemäß den Gebietslanden ihrer großen Flüsse an: man denke an den Nil, an Ganges, Indus und Irawaddi, an den Dscholiba-Niger, den Mississippi, den Orinoco, den Marañon.

Als Uebergang von den nassen zu den trockenen Landgrenzen kommen gewisse Sumpfstrecken in Betracht, deren Zahl und Ausdehnung jedoch, schon an und für sich nicht beträchtlich, durch die vorschreitende Cultur immer mehr verringert wird. In Europa haben wir zur Stunde nur noch ein einziges solches größeres Sumpfland: Polesien, auf altpolnischem Gebiete zwischen Wolhynien und Litthauen, als nationale Scheide zwischen Polen-, Letten- und Russenthum noch heute einen, wenn auch sehr modificirten, Grenzcharakter bewahrend. Außerhalb Europas sind noch mehrere ähnliche Sumpflande vorhanden: in Hindostan das Terai, in Ost- und Innerafrika die Kolla um Habesch und die Gegenden am Tschadsee, in Südamerika namentlich an der brasilisch-argentinischen Grenze.

Hier können wir wohl auch am passendsten die Landeinsenkungen, die sogenannten Depressionslande, anschließen, welche, in früheren Perioden unseres Planeten mit Wasser bedeckt, die an sie grenzenden Länder getrennt hatten. Depressionsgebiete solcher Art finden sich am Kaspischen Meere und weiter gegen den Aralsee, wo die Veränderung in dem Laufe eines Oxusarmes, der früher in den Kaspi, jetzt gleich seinem nördlichen Seitenarme in den Aral mündet, die in historischer Zeit erfolgte Erhebung jenes Landstrichs bekundet. Dieses Niederland bildet jetzt die Grenze zwischen den Gebieten der Kirgisen und der Turkomanen; in früherer Zeit lief hier die Wassergrenze zwischen Europa und Asien, die sich gegen Norden bis zum Obischen Meerbusen fortsetzte.

Im nördlichen Europa hing in einer frühern Periode das Baltische Meer mit dem Weißen zusammen, so daß Finnland und Skandinavien ein Inselland bildeten. Unterstützt durch den Parallelismus der Ufer und die zahlreichen Scheren des Bottnischen Meerbusens hat sich die Verbindung jener Länder in Allem erhalten, was nicht durch politische Scheidung verwischt werden kann. Die Russificirung des finnischen Großfürstenthums macht so viel wie gar keine Fortschritte, und die ethnographische Grenze Skandinaviens schließt sich noch heute der alten Naturgrenze an. Das Steigen der Küsten des Bottnischen Meerbusens stellt für eine entferntere Zukunft sogar eine neue Berührung des finnischen Gebietes mit dem schwedischen in Aussicht.

Nur beiläufig soll hier jener Depressionsgebiete gedacht werden, welche ihre Eigenschaft als solche nur im Verhältniß zu ihrer Umgebung besitzen, darum aber noch keineswegs absolute Einsenkungen der Erdoberfläche gegenüber dem Niveau des Meeres sind. Diese nach innen zu abgedachten oder sich abflachenden Landgebiete, zu denen der größte Theil Innerasiens, eine weite Fläche des nördlichen Innerafrika und mehrere Territorien der Neuen Welt gehören, entsprechen in ihrer Configuration auch nur in beschränktem Maße sonstigen geographischen Abgrenzungen.

Die trockenen geographischen Grenzen zweier Nachbarländer sind am häufigsten durch Gebirgszüge, zuweilen auch durch Wälder, Steppen und Wüsten bezeichnet.

Was zunächst die letzteren, selteneren Fälle betrifft, so tritt die abscheidende Wirkung der genannten Trennungsmittel natürlich nur bei größerer Ausdehnung derselben hervor, und den Fortschritten der Cultur gegenüber, die den absondernden Charakter von Wald und Steppe leicht zu verwischen vermögen, kann schließlich nur die Wüste die Wirkung der Grenzscheide auf die Dauer bewahren.

Was Wald und Steppe als Grenzmittel bedeuten, erkennen wir gründlicher mit Zuhülfenahme eines geschichtlichen Rückblicks in eine mehr oder minder entlegene Vergangenheit. Dann treten uns als Grenzmarken mitten in Europa der Ardenner- und Argonnenwald zwischen Romanen und Germanen, der hercynische Wald zwischen Deutschen und

Slawen, in gleicher Weise auch der schlesische Grenzwald entgegen. Im Osten fällt unser Blick auf die sarmatischen, weiterhin auf die centralasiatischen Steppen, die alten mächtigen Scheidewände zwischen südlicher Civilisation und nordischer Barbarei, während wir in der transatlantischen Welt in die neuere Zeit und selbst in die Gegenwart zurückversetzt werden, wenn wir der Steppen der Unionslande wie Brasiliens und der argentinischen Conföderation gedenken, die sich mehr oder minder als Grenzscheiden für Volksstämme und Culturgebiete wie für Klima und Vegetation zur Geltung bringen.

Die volle Bedeutung der Wüsten wird gegenwärtig noch durch die weiten Oeden im mittlern und südwestlichen Asien wie in Afrikas nördlicher Hälfte in helles Licht gestellt. Die Durchforschungen des letztern, sonst so sehr zur Vermischung der Gegensätze neigenden Erdtheils haben ergeben, daß die echten Negervölker nordwärts nur bis an die Sahara reichen, während in den weiten Gebieten Südafrikas die ethnographische Gleichartigkeit wie die Ebenmäßigkeit der Fauna und der Flora von Niederguinea bis an die ferne Ostküste sich erstreckt.

Der weitaus häufigste, man kann wohl sagen: der regelmäßige Typus der trockenen Ländergrenze ist das Gebirge. Allerdings besitzt nicht jede Gebirgsform die Eigenschaft der geographischen Grenzscheide, dieselbe kommt vielmehr nur den Kamm- beziehungsweise Kettengebirgen zu. Der Harz kann so wenig als Naturgrenze in Betracht kommen wie die Alpen Abyssiniens. Dergleichen Gruppen von Bergen, die in ihrer Erhebung wie in ihrer Umgebung fast gleichmäßigen Bedingungen unterliegen, bilden keine Scheidewände, weder zwischen verschiedenen Bodenformen und Pflanzenregionen, noch zwischen verschieden gearteten Bevölkerungen. Sogar wenn breitere Massengebirge dazu beitragen, das Gebiet einer Nationalität abzugrenzen, sind dieselben meist bloß von einem der beiden Nachbarvölker bewohnt, während das andere sich nur bis an den Fuß einer der äußersten Gebirgswände erstreckt. Längere Bergketten dagegen, wie sie gerade zur Signatur der höchsten Gebirge gehören, liefern ein sehr stattliches Contingent von Beispielen jener gewöhnlichsten Form der trockenen Ländergrenzen, wobei freilich sofort daran erinnert werden muß, daß in geographischer Hinsicht, wie namentlich in Hinsicht auf Klima, Flora und Fauna, Gebirgsketten, welche der Richtung der Meridiane folgen, aus naheliegenden Gründen einen weit minder scharfen Grenzcharakter tragen als solche, die in westöstlicher Richtung liegen.

Als eine Art Miniaturbild solcher Grenzgebirge möchten wir hier vor Allem ein paar waldige Höhenzüge des innern Deutschlands erwähnen, die natürlich nicht als wirkliche Völker- und Länderscheiden, sondern nur als provinziale und Stammesgrenzen zu gelten beanspruchen dürfen. So ist es zunächst mit dem Thüringer- und Frankenwalde: was südwestlich vom Rennsteige liegt, trägt jedenfalls mehr fränkischen als sächsischen Charakter, wiewohl auch hier durch den nach Norden gerichteten Lauf der Werra ein Niedersachsen zugewandtes Moment wirksam ist. Im südwestlichen Deutschland bildet der Schwarzwald die Grenzscheide zwischen dem rheinisch-alemannischen und dem würtembergisch-schwäbischen Element. In seiner nördlichen Hälfte, wo der Schwarzwald mehr die Gestalt des Kammgebirgs trägt, bildet er noch heute die politische Grenze zweier deutschen Lande, während im Süden mit der breitern Entwickelung des Gebirgsrückens der Charakter der Landes- und Stammesscheide mehr zurücktritt.

In umgekehrter Richtung ist das dem Schwarzwald auf der linken Rheinseite parallel laufende Grenzgebirge gegen Frankreich, der Wasgenwald, in seiner südlichen Hälfte Kamm- und damit auch echtes Grenzgebirge, während der nördliche Theil mehr in die Breite auseinandergeht und fast ausschließlich von deutscher Bevölkerung besessen wird, also national — wie staatlich — keine Grenze mehr bildet.

Aehnlich verhält es sich mit dem großen Hochgebirge, welches nicht allein Deutschland — das für uns im geographischen Sinne außer dem heutigen deutschen Reiche noch die deutschen und halbdeutschen Provinzen Oesterreichs und den südwestlichen Annex unsers Landes, die Schweiz, umfaßt — sondern auch Frankreich in weitem, von Süden nach Norden und Osten sich ausspannenden und in dieser Richtung sich allmählich verbreiternden Bogen von der appenninischen Halbinsel trennt. Anfangs, zwischen den beiden Wälschlanden, ist die Wasserscheide im Wesentlichen auch die nationale Grenze; aber schon über Wallis hinweg nach Süden reicht das Deutschthum bis jenseits des Monte Rosa, und von Wallis an gegen Osten, wo sich die Alpen theils in vielfachen Verzweigungen, theils in mächtigen Parallelzügen noch breiter ausgestalten, ist ihr Gebiet, wenn wir von der geringfügigen Ausnahme der romanischen Einschiebungen Graubündens absehen, in seiner ganzen Breite bis zu den südlichsten Bergwandreihen im Alleinbesitze der deutschen Nationalität, so daß die Völkergrenze, gleich der klimatischen und vegetativen Rayonscheide, in die den Quellgegenden und Oberläufen der alpinen Nebenflüsse des Po, der Etsch und der übrigen nordadriatischen Zuflüsse südlich folgenden milderen Thalgebiete oder direct an die Abhänge gegen die lombardische und venetianische Ebene fällt, wobei auch daran erinnert sein mag, daß letztere Flächen ehemals Meeresgrund gewesen sind. Daß die wälsche Nationalität, durch politische, kirchliche und Verkehrsbeziehungen begünstigt, im Etschgebiet aufwärts das Deutschthum zurückdrängt und nach der ehemaligen Völkergrenze von Verona auch die neuere von Salurn immer weiter nordwärts zu verschieben bemüht ist, hat seit Jahrzehnten wiederholte deutsch-patriotische Klagen und Mahnungen hervorgerufen, ohne daß leider jener Reaction gegen das frühere Verhältniß Stillstand geboten worden wäre.

Ein Grenzgebirge in der vollen Bedeutung des Wortes sind ferner die Pyrenäen. Bei nahezu gerader, noch dazu ostwestlicher Richtung, beträchtlicher Höhe und fast vollständigem Mangel an bequemen Pässen scheidet dies Gebirge, von Meer zu Meer reichend, die iberische Halbinsel von Frankreich so wirksam ab, daß hier die gegenseitigen Beziehungen der Grenzländer und Nachbarvölker, trotz ethnographischer Verwandtschaft und trotzdem daß im frühern Mittelalter zeitweise politische Gewalt selbst diesen Wall überwunden hatte, in den wesentlichsten Stücken geringere Fortschritte im Laufe der Jahrhunderte erreicht und aufzuweisen haben als irgend wo anders in Europa.

Wie den Romanen gegenüber sind die Deutschen, auch wo sie mit den Slawen grenzen, die Inhaber der Grenzgebirge, während das Nachbarvolk erst die jenseitigen Niederungen besetzt hält. Dies ist bei den drei Gebirgszügen erkennbar, über welche hinweg die deutschen Lande Bayern, Sachsen und Schlesien mit dem Gebiete der Tschechen Fühlung haben. Wie von Niederbayern und der Oberpfalz her die deutsche Bevölkerung über den Böhmerwald bis an dessen östlichen Fuß hinübergreift, so ist dies von Sachsen her in noch weiterer Erstreckung der Fall die vom Erzgebirge südwärts gerichteten kurzen Flußthäler entlang bis in das Egerthal und über dasselbe hinüber, und ebenso von Schlesien aus über Riesen- und Glätzer-Gebirge hinweg in die Thäler der Iser, Elbe, Aupa, Mettau und Erlitz, deren oberste Anwohner überall deutsche Stammgenossen sind.

Nur wo Slawen von anderen Slawen durch Bergzüge geschieden sind, treffen wir sie auch als Gebirgsbewohner

— „Goralen“, „Gorzen“ —, ebenso natürlich auch in den Grenzgebirgen gegen das Reiter- und Steppenvolk der Magyaren. So sehen wir es im Norden Ungarns, welcher in dem weiten Bogen des Karpathengebirges seine geographische Begrenzung findet: Die Kleinen Karpathen scheiden das Land der Magyaren von Mähren, die Beskiden von Schlesien, die hohe Tatra und die östlichen Karpathen von Galizien, während die südöstlichen Ausläufer des Gebirges sich in Siebenbürgen kräftig verzweigen und an dessen Südgrenze wieder zu einem Höhenwalle gestalten, der nach der walachischen Ebene abfallend abermals eine Naturscheide in geographisch-klimatischer wie in politisch-statistischer Hinsicht bildet. Alle diese Gebirgszüge sind von nördlichen und östlichen Nachbaren der Magyaren besetzt. Ueberhaupt bieten sich Analogien der Karpathen mit den Alpen mehrfach dar: in Ausdehnung, Gestalt, Verzweigung und Begrenzung; wie bei den Alpen das Meer, so berührt bei den Karpathen die Donau den westlichen wie den östlichen Fuß des Gebirges.

Südlich von der Donau ist es, wenn wir von kleineren Gebirgszügen absehen, zunächst der Balkan, welcher, die nach ihm benannte Halbinsel vom Eisernen Thor aus ostwärts durchschneidend, eine geographische Grenze bildet, die sich im Alterthum wie bis auf die Gegenwart auch in nationaler und politischer Hinsicht von Einfluß erwiesen hat. Ebenso ist in nordsüdlicher Richtung der Pindus als eine natürliche Grenzscheide von Bedeutung zu nennen. Nördlich vom Gebirgsknoten von Metzowo und westwärts von Deneir Kapi — der alten Porta Trajana — würden einige kürzere Gebirgszüge die altgeschichtliche wie die heutige politische und nationale Abgrenzung noch weiter beleuchten und bestätigen können. Leicht möglich ist es, daß diese inneren Grenzmittel des überaus reich gegliederten Landes bei künftigen Regelungen der bisher noch keineswegs zu festem und ruhigem Bestande gelangten Verhältnisse durch die Constituirung weiterer kleiner Nationalstaaten nach dem bahnbrechenden Muster der Donaufürstenthümer in der That noch größere praktische Bedeutung erlangen.

Aus allen Erdtheilen.

Parteikämpfe in Uruguay.

Wenn nur Jemand sagen oder wissen könnte, weshalb man im ehemals spanischen Amerika die, wir übertreiben nicht, Hunderte und mehr große und kleine Revolutionen macht! Mit wenigen Ausnahmen haben sie keinen andern Zweck als irgend einen säbelrasselnden General oder Obersten an die Stelle eines andern zu bringen, und auf Ausbeutung der Finanzen ist es bei allen abgesehen. Je nachdem solch ein Taugenichts sich clerical oder liberal geberdet, erhebt er die Fahne für „Gott“, oder für die „Freiheit“, und wenn er, wie das in Mexico oder Peru vorkommt, Straßenräuber von Handwerk ist, müssen „Gott und Freiheit“ zusammen sein Programm bilden. Im Namen derselben wird dann von den fremden Kaufleuten eine Zwangsanleihe erhoben. Die öffentlichen Cassen, so viel oder so wenig darin sein möge, werden mit Beschlag belegt; man erhebt Contributionen, nimmt Stadt- und Landbewohnern ab was man findet, und wenn an einem Orte nichts mehr zu plündern ist, ziehen die „Patrioten“ — denn das sind sie ja alle — weiter, um dasselbe frevelhafte Treiben anderwärts fortzusetzen. Ueber kurz oder lang erfolgt ein Zusammenstoß mit Truppen der jeweiligen Regierung, die fast immer nur ausnahmsweise nicht aus einer Revolution hervorgegangen ist; häufig läuft dann der eine Theil zum andern über; wenn nicht und es kommt zum Gefecht, so wird wohl der Rebellenführer gefangen oder er flüchtet sich nach einer Niederlage ins Gebirge. Im erstern Falle wird er entweder auf dem Flecke todtgeschossen, was gewiß kein Schade ist, oder er wird verbannt. Das Letztere zieht er vor, denn nach Ablauf kürzerer oder längerer Zeit fängt er dann sein Spiel wieder von vorn an und hat nun vielleicht besseres Glück. Gesindel aller Art, das sich ihm anschließt, ist jeder Zeit in Menge zu haben.

Die Revolutionsernte im Jahr 1874 ist nicht allzureichlich ausgefallen; sie hat nur etwa anderthalb Dutzend Rebellionen und Rebelliönchen gebracht: in Mexico, Centralamerika, Peru, Venezuela, Bolivia, Argentinien und Uruguay. Aber das neue Jahr hat einen vielverheißenden Anfang genommen und die Banda oriental, die Uruguayenses, führen wieder einmal den Reigen. Dort stehen sich zwei Parteien gegenüber, die Rothen und die Weißen, Colorados und Blancos. Bald bringen, allemal in Folge von Revolution und Blutvergießen, die einen, bald die anderen einen ihrer Häuptlinge auf den Präsidentenstuhl; die zeitweilig überflügelte Partei läßt ihn sich bis auf Weiteres gefallen, allemal mit dem Vorbehalt, ihn bei der ersten günstigen Gelegenheit zu stürzen. Es kommt auch vor, daß er irgend einem ehrgeizigen Individuum seiner eigenen Partei nicht länger gefällt; dann wird gegen ihn gemeutert und man stürzt ihn. Dadurch aber wird die Partei geschwächt und das kommt der Gegenpartei zu Gute.

In Uruguay nun, dessen Hauptstadt bekanntlich Montevideo ist, war Ellauri vor etwa zwei Jahren zum Präsidenten gemacht worden. Man war seines Lobes voll; einen so wackern, uneigennützigen Mann mit so hervorragenden Talenten für Regierung und Verwaltung habe Südamerika noch nicht gesehen; mit ihm sei der unheilvolle Kreislauf der Revolutionen ein- für allemal geschlossen. Nun aber haben sie ihn gestürzt, ohne eigentlich zu wissen weshalb und warum, und einen Mann Namens Varelá eingesetzt, der auch als Ausbund von Tugenden gerühmt wird; mit ihm sei Friede und Freiheit für immer gesichert. Aber die Dinge sind, wie sich von selbst verstand, anders gekommen. Um zu zeigen wie wild, wüst und zwecklos das Treiben bei solchen Revolutionen ist, wollen wir das Wesentliche aus dem Brief eines Engländers, datirt Montevideo 11. Januar („Times Mail“ vom 19. Februar), mittheilen; hier spricht ein Augenzeuge.

Am 10. Januar brach auf der Plaza Constitucion, an welcher der Briefschreiber wohnt, die Revolution aus. Der große Platz war bald mit Blut überschwemmt; Todte und Verwundete lagen umher. Was vorher geschah ist kennzeichnend. Am 1. Januar Mittags war im Porticus der Kathedrale, welche an der Plaza liegt, eine lange Tafel aufgestellt; dort sollten die Stimmen für die Wahl eines Unterbeamten abgegeben werden. An der Tafel saßen Parteigänger der Regierung und verzeichneten die abgegebenen Stimmen. Als Candidaten waren ein Colorado und ein Blanco aufgetreten. Eine Zeit lang nahmen die Dinge einen ruhigen Verlauf, bis ein Oberst Namens Belen, von der Partei der Colorados, einen Blanco Namens Floro Castellanos mit Schimpfreden überhäufte und einen Revolver auf ihn abschoß. Das Feuer wurde erwiedert und von beiden Seiten noch einmal wiederholt. Dann schoß ein jüngerer Bruder des Castellanos dem Angreifer eine Kugel in die Schulter. Man trug den Verwundeten fort während starker Regen fiel; die Wahl

wurde bis Sonntag 10. Januar vertagt. Bis dahin blieb Alles ruhig, obwohl die Zeitungen beider Parteien die heftigste Sprache führten. Die Blancos betonten, daß die Colorados bewaffnet erschienen seien, es werde sich aber bald zeigen, welche Partei die stärkere sei. An den Straßenecken las man Placate und man sah wohl, daß es bei der Wahl unruhig hergehen werde.

Am 10. Januar Mittags wurde die Tafel wieder aufgestellt, die beiden Parteien bildeten Gruppen. Plötzlich, Schlag 1 Uhr, fiel ein Schuß und streckte den Vorsitzenden der Wahlcommission todt zu Boden. Damit war das Zeichen zum Blutvergießen gegeben; Jeder zog den Revolver, die Colorados feuerten auf die Blancos und umgekehrt; und das ging so dreiviertel Stunden lang fort. Die Plaza schwamm im Blute, es war eine gräßliche Scene. Alle Fensterläden wurden geschlossen, man sah nach allen Richtungen hin fliehende Menschen, die Frauen schrien und weinten. Die Revolution war ausgebrochen. Man schloß die Pforten der Kathedrale, aber sie wurden aufgebrochen und in der Kirche entspann sich ein wüthendes Gefecht; die Treppen und der Porticus waren mit Blut völlig bedeckt, überall lagen Verwundete umher.

Inzwischen hatten sich die Gegenparteien auf der Plaza unter den großen Bäumen aufgestellt und feuerten, gleich regelrechten Soldaten, eine Salve nach der andern ab. Der Kathedrale gegenüber liegt das Cabildo (mit dem Gefängniß); vom Dache dieses Stadthauses feuerten die Anhänger der Regierung auf ihre Gegner; der englische Club, der sich an einer Ecke der Plaza befindet, wurde von den Blancos belagert, welche von dessen Dach aus die Colorados beschießen wollten. Man brachte die Verwundeten in die Billardsäle, wo sie von vier englischen Aerzten verbunden wurden. Das ganze Clubgebäude schwamm von oben bis unten im Blute; am 10. Abends fand man in den inneren Räumen 36 Kugeln auf. Die eine Partei schoß von den Speisezimmern aus auf die Gegner, welche die Treppen besetzt hatten. Ein verwundeter Engländer starb im Speisesaale; zwei Knaben, welche draußen standen, wurden wie Hunde todtgeschossen. Gegen 2 Uhr rückten die Regierungssoldaten aus um die Plaza zu säubern und gaben Feuer gegen ganz harmlose Menschen. Das Regierungsgebäude, in welchem sich der Präsident befand, wurde von Truppen geschützt. Schauderhaft war es anzusehen, wie die Leute einander mit Messern niederstießen. Die Regierung unterlag. Unter den Todten ist ein wohlbekannter Mann, Ramon Marguez, er wurde in brutaler Weise ermordet; Oberst Labandeiro, Redacteur der „Democracia", ist auch geblieben.

Mit einer ingrimmigen aber zutreffenden Ironie bezeichnet die „Times Mail" diese wüste Mordwirthschaft als — „Südamerikanischen Zeitvertreib".

Trockenlegung der Sümpfe von Pinsk.

Dieselben liegen in dem waldreichen, westrussischen Gouvernement Minsk, und in einer weiten Sumpfebene steht die durch ihre Juchtensfabrikation bekannte Stadt Pinsk an der Pina. Die Regierung will nun diese bisher wenig beachtete Gegend urbar machen und der Ingenieur-Oberst Schilinsky hat im Februar in der Petersburger geographischen Gesellschaft den Plan zur Entwässerung erörtert.

Die Pinskischen Sümpfe nehmen einen Raum von acht Millionen Dessätinen ein und entbehren ihrer Beschaffenheit wegen fast alles Anbaues und aller geregelten Communicationen. Die zerstreute Bevölkerung leidet fast durchweg am Weichselzopf. Auf Veranlassung des Ministeriums der Reichsdomänen sind in den letzten Jahren ausgedehnte Nivellirungs- und Vermessungsarbeiten unternommen worden, aus denen hervorgeht, daß keine unüberwindlichen Hindernisse der Regulirung der Wasserläufe in der Polesje entgegenstehen. Die Flüsse haben durchaus nicht zu wenig Fall, ihr Lauf ist nur wiederholt aufgehalten worden durch Mühlendämme, Ansammlungen von gestrandetem und nachher verschlammtem Holz und dergleichen. In Folge davon entstanden während des Hochwassers neue Thonniederschläge und häufige Verflachung der Flußbetten, die zum Theil in schmale Sümpfe umgewandelt wurden. Es liegt jetzt im Plan, ein System von Canälen auszuführen, das dem Wasser seinen regelmäßigen Abfluß sichert. Die Hauptcanäle, so liegt es im Plan, wird die Regierung, die Seitencanäle werden nach Regierungsplänen die einzelnen Besitzer ausführen lassen. Mit den Hauptcanälen sollen Stauungsvorrichtungen verbunden werden, damit immer Wasser genug zum Holzflößen da sei und auch der Dürre, die sonderbarer Weise noch bisweilen die Polesje heimsucht, entgegengearbeitet werden kann. Die Kosten des ganzen Unternehmens werden auf 8 Millionen Rubel, zu 1 Rubel die Dessätine, berechnet und sollen auf 20 Jahre vertheilt werden. Man erwartet reichlichen Ersatz dafür durch die zu erlangende Anbaufähigkeit (wenn auch fürs Erste nur für Sommerkorn) und demgemäß zunehmende Bevölkerung.

Die kirchlichen Secten in Rußland.

Dieselben machen der orthodoxen Geistlichkeit und der Regierung bekanntlich viel zu schaffen und zu beseitigen sind sie nun doch einmal nicht. Man will jetzt den Sectirern, welche, mit Ausnahme der sogenannten Altgläubigen, ohne staatliche Anerkennung waren und sich zum Theil auch Verfolgungen ausgesetzt sahen, eine Art von rechtlicher Stellung geben. Die sogenannten Altgläubigen sind unschädlicher Natur, weil sie die Behörden anerkennen und für den Zar beten. Ueber andere Secten bringt ein Petersburger Bericht (in der „Allgemeinen Zeitung", nach Mittheilungen der „Moskauer Zeitung") die nachstehenden Angaben:

„Die Skapowtschini erkennen die Regierungsbehörden nicht an. Die Bespopowtschini (Priesterlose) verwerfen die Ehe; Kindsmord und unnatürliche Behandlung der Kinder sind bei ihnen gäng und gäbe, sie prügeln sich auch wohl zu Tode, weil sie glauben, daß nur der ins Himmelreich komme, der eines gewaltsamen Todes stirbt. Nur wenige Secten der Bespopowtschini haben dergleichen unsinnige Dogmen nicht aufgestellt. Die Jeresi, Häretiker, gehören im Allgemeinen zu der gefährlichern Sorte. Unter ihnen spielen die Propheten ungefähr die Rolle wie in den dreißiger Jahren die Mucker in Königsberg; die Skopzen halten die Castration für ein religiöses Gebot; die Hüpfer begehen die unnatürlichsten Ausschweifungen selbst innerhalb der Blutsverwandtschaft. Am unschädlichsten sind unter ihnen noch die Sucher Christi, die in den Wäldern umherstreifen um den Heiland zu finden, auch die Napoleowtschini, die Napoleon als einen Heiligen verehren und unter ekstatischen Zuständen prophezeien. Die Molokanen und Duchoborzen endlich sind im Grund unschädlich. Sie verwerfen das Priesteramt, die Sacramente, die Kirche und die Heiligenbilder und erkennen nur die Bibel an. Im Uebrigen sind es fleißige, ordentliche Leute. Die Zahl der in Rußland lebenden Raskolniks ist äußerst schwer zu bestimmen, weil die meisten ihren Glauben verheimlichen und nur 800,000 sich öffentlich zum Raskol bekennen. Doch dürfte die Zahl von elf Millionen nicht zu hoch gegriffen sein. Die zahlreichsten sind die Edinowerzen und Altgläubigen, circa sechs Millionen, und die Bespopowtschini, die etwa zwei Millionen Seelen zählen. Die Propheten und Skopzen halten sich vornehmlich in den Gouvernements Orel und Kursk auf, doch findet man auch solche im Gouvernement St. Petersburg, und hier kennt jedes Kind eine Anzahl Geldwechsler im Gostinoi-Dwor, die zu letzterer Secte gehören. Die Molokanen findet man besonders in den Gouvernements Ssaratow, Taurien, Eriwan und im Lande der donischen Kasaken. Nachdem für die Raskolniks, welche die Ehe anerkennen, die Civilehe eingeführt worden, ist jetzt auch eine Regelung ihrer anderweitigen Rechte und Pflichten von der Gesetzgebung ins Auge gefaßt. Dieselbe macht dabei einen Unterschied zwischen den unschädlichen und den schädlichen Secten. Letztere erhalten durchaus keine Erleichterungen. Man will ihnen nur gestatten sich zu Gebeten in Häusern zu versammeln, wenn ihre Religionsübungen nicht in Un-

anständigkeiten bestehen; die weniger schädlichen sollen Freiheit des Gottesdienstes in Kirchen und Häusern haben, auch soll ihnen die Zusammenkunft bei Begräbnissen auf Kirchhöfen gestattet sein. Alle Gebethäuser, die verschlossen oder versiegelt worden sind, sollen wieder geöffnet werden; man will auch der Umwandlung von Privathäusern in Gebethäuser keine Hindernisse in den Weg legen — alles dies jedoch nur unter der Voraussetzung, daß keine Proselytenmacherei stattfindet und keine Ostentation mit der Glaubensübung getrieben wird. Die Priester der Raskolniks sollen zwar nicht anerkannt, aber auch nicht verfolgt werden. Die Angehörigen unschädlicher Secten sollen auch Pässe für das Inland und für das Ausland erhalten, wobei jedoch das Verbot bleibt: daß ausländische Raskolniks nicht mit ins Land gebracht werden dürfen. Raskolniks sollen in Gilden aufgenommen werden und Handel treiben können, Auszeichnungen für Dienste erhalten und Aemter bekleiden, auch endlich Schulen gründen dürfen. Wenn alle diese Zugeständnisse, wie die „Moskauer Zeitung" sie aufführt, sich erwahren, so wird damit ein gutes Stück alter Barbarei bei Seite geschafft; denn es entsprach wenig der Gerechtigkeit und dem Geiste der Zeit, die harmlosen Secten, welche sich nur durch Glaubensdogmen von den Anhängern anerkannter Kirchen unterscheiden, eben so zu verfolgen wie diejenigen, welche den sittlichen Grundlagen der bürgerlichen Gesellschaft Hohn sprechen.

* * *

— Die verlorenen zehn Stämme Israels. Wenn man doch endlich diese unglücklichen, viel gehetzten Stämme aus der Welt schaffen und begraben oder verbrennen könnte! Fast in jeder Woche tauchen Verrückte auf, die ihnen keine Ruhe lassen; bald findet man sie hier, bald dort, gerade so wie ihren Landsmann, den ewigen Juden Ahasverus. Nun hat sich in London eine „Anglo Israel Association" gebildet. Der „Rath" derselben besteht aus — viermal zehn Geistlichen, Offizieren, Professoren und Doctoren; nicht ein einziger Rabbi sitzt darin. Der Zweck dieses Collegiums und des Vereins geht dahin, „völlig zu entwickeln und zu verbreiten die richtige Ansicht (the truth), daß die Angelsachsen von den verlorenen Stämmen Israels herzuleiten sind. Auch soll die allgemeine Geschichte von Judah und Israel durch Forschungen befördert werden." — Ein Dr. Thorn hat sich veranlaßt gefunden, eine „Geschichte des Dorn- (Thorn-) Baumes und Dorn-Busches" herauszugeben. Gut. Dieser Dr. Thorn verkündigt, er stamme ab von Edelleuten und Fürsten aus der normännischen und angelsächsischen Zeit, und diese hätten den Dornbusch verehrt. Der normännische und angelsächsische Dornbusch stamme ab von dem Dornbusch des Moses auf dem Sinai! Solche Dinge werden in England ernsthaft behandelt, was eigentlich nur auf dem Sonnensteine bei Pirna am Platze wäre. Es fällt uns etwas ein. Vor nun gerade 99 Jahren ließ ein Spaßvogel zu Solingen eine Abhandlung drucken: „Beweis, daß diejenigen, so Jesum Christum gekreuzigt, Westfälinger gewesen." Leider haben wir die Schrift, die sich ein sehr ernsthaftes Ansehen giebt, im Augenblicke eben so wenig zur Hand, wie eine andere, die uns nicht minder gefiel, und in welcher ein Mann aus Jever, der aber an seine Phantasien glaubte, den Beweis beibringen wollte, daß Rurick und seine Waräger ihre Heimath im Jeverlande gehabt haben. — Und der Landpfleger Pontius Pilatus? Wo stand dessen Wiege? Er war zu Forchheim in Franken geboren. Denn folgendes Distichon, das von einem Mönche ausgeheckt wurde, läßt daran doch wohl keinen Zweifel:

Forchhemii natus est Pontius ille Pilatus,
Teutonicae gentis crucifixor Omnipotentis.

Demnach ist Pilatus unser Landsmann gewesen, der in Jeruschalaim deutsche Truppen, natürlich aus Westfalen, befehligte und als Henkersknechte verwandte. Wir empfehlen den Engländern, tiefsinnige Forschungen über diese hochwichtigen Dinge anzustellen. Schade, daß der Landpfleger kein Angelsachse war!

— Die Zahl der in St. Petersburg lebenden Mohammedaner wird auf etwa 20,000 Köpfe angenommen. Die meisten derselben kleiden sich und leben wie ihre christlichen Mitbürger. — Von den aus Rußland nach der Türkei ausgewanderten Tataren und Tscherkessen kehren jetzt viele wieder zurück und zwar in den ärmlichsten Umständen. Die Petersburger Mohammedaner haben einen Unterstützungsverein für diese ihre unglücklichen Religionsgenossen gegründet.

— Der Verein für Leichenverbrennung in London gewinnt trotz des unvernünftigen Gegeneiferns orthodox-anglicanischer Geistlichen sehr beträchtlich an Umfang und der gesunde Menschenverstand bricht sich Bahn. Der Londoner Verein hat ein Grundstück angekauft, auf welchem er ein gottesdienstliches Gebäude errichtet, in dem religiöse Feierlichkeiten stattfinden, bevor die Leiche in reine Asche verwandelt wird.

— In England ist eine britisch-skandinavische Gesellschaft gebildet worden. Ihr Zweck ist, allseitigen Verkehr zwischen England und dem skandinavischen Norden anzubahnen, namentlich in Bezug auf wissenschaftlichen Austausch. Sie will eine skandinavische Bibliothek gründen und wichtige Sagas durch den Druck veröffentlichen.

— Wer ist Schuld an den Ueberschwemmungen in China? Darüber kann uns der englische Missionär A. E. Moule Aufschluß geben. Er machte im vorigen Jahre von der großen Hafenstadt Ningpo aus, wo er stationirt ist, einen Ausflug ins Land, wo einige Wochen vorher in Folge anhaltenden heftigen Regens das Hochwasser große Verwüstungen angerichtet hatte. Die Chinesen sagten ihm, wer das Unheil angerichtet habe. Aus den Tiefen der Erde habe sich eine große Schlange hervorgearbeitet, um sich nach der Meeresküste durchzuarbeiten, wo sie ein Examen bestehen wollte, um zu einem Drachen erhoben zu werden. Manche Leute betheuerten, sie hätten diesen Geist mit eigenen Augen gesehen; er habe die Gestalt eines kleinen Schweines angenommen und sei durch die Luft geflogen. — Als einige Wochen vorher eine Wasserhose beobachtet wurde, wußten die Chinesen genau, daß dieselbe nichts Anderes sei als der Schweif eines Drachen.

— Die Zahl der jungen Chinesen, welche von der Pekinger Regierung nach Nordamerika geschickt worden sind, um dort zu studiren, ist doch ganz zahlreich. In den höheren Unterrichtsanstalten (Colleges) in Massachusetts und Connecticut erhalten 160 ihre Ausbildung und für jeden derselben hat die kaiserliche Regierung eine Jahressumme von 700 Dollars ausgeworfen.

— Eine sehr kostspielige Republik ist jene der Vereinigten Staaten von Nordamerika, wo seit 1861 die radicale Partei ihre wüste Wirthschaft getrieben hat. Der neuerwählte Gouverneur des Staates Newyork, Tilden, bemerkt in seiner Antrittsbotschaft: „In den zehn Jahren vom 1. Juli 1865 an hat das Volk der Vereinigten Staaten nicht weniger als siebentausend Millionen Steuern zahlen müssen. Von diesen 7000,000,000 Dollars sind drei Fünftel der Bundesregierung zugeflossen, zwei Fünftel den Staats- und Municipalverwaltungen."

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXVII. GLOBUS № 14.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In
Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von
Karl Andree.

Braunschweig Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 12 Mark. Einzelne Nummern 50 Pf. 1875.

Von Trapezunt nach Erzerum.

I.

Gerade ein Vierteljahrhundert ist verflossen, seitdem Jakob Philipp Fallmerayer diese Hauptstadt der komnenischen Kaiser besuchte und durch seine herrlichen Schilderungen der pontischen Regionen uns entzückte. Wir erinnern uns heute noch mit inniger Freude und Dankbarkeit des großen Gelehrten, der einen so anmuthigen und kernigen Stil schrieb, von Wärme und Pathos durchdrungen war, und meisterhaft warme Gemälde zu entwerfen verstand, die geradezu classisch sind. Wer sonst vermöchte es mit solchem Zauber den „immergrünen Buschwald von Kolchis“ uns anschaulich zu machen, die saftige Fülle eines üppigen Pflanzenwuchses, die beseligende Ruhe in dieser Hyläa, in welcher pontische Lüfte die Wohlgerüche der Blumen weithin verbreiten?

Fallmerayer erblickte, wir können sagen, sein Trapezunt vom Dampfer aus in Morgengrau verhüllt, weit über Felsenriffe, Schluchten, Berg und Thal hingebreitet, halb in Ephen-, Baum- und Weinlaubwald versteckt. Vor ihm erhob sich die Stadt der Komnenen, ein anscheinend verworren und planlos über Klippen und Schluchten ausgegossenes Häusermeer mit seinen aus Baumdickicht hier und da herausblickenden grauen Zinnen. Ueber diesem Trabisonda — es ist Schmelz und Melodie in diesem Namen — lag beim ersten Anblick etwas Geisterhaftes und melancholisch Unheimliches. Der Anblick der ärmlichen Hütten des von der Stadt durch steile Ufer und einen steinigen Höhenzug gesonderten Hafenviertels erzeugte eine gewisse Niedergeschlagenheit in der Stimmung; von der Rhede aus waren die Ueberreste des alten Kaiserschlosses sichtbar, und ein Anstrich von Wildheit und Ruin schien dieser Gegend des kolchischen Strandes anzuhaften.

Vom Strand aus ersteigt man einen Höhenzug und gelangt dann auf den Meidan, den Platz welcher diese persische Bezeichnung schon zur Zeit der Komnenen führte und wo damals wie noch heute die Karawanen ihre Waaren ab- oder aufluden. Die Straßen sind in der Regel eng, wenige Schritte breit, aber gut gepflastert und mit schmalen Seitenpfaden, Hochpfaden versehen (— das alberne Wort Trottoir d. h. Trottweg sollte man doch in Deutschland endlich wieder abschaffen —); die Häuser haben zumeist nur ein Stockwerk und viele bestehen aus nur einem Erdgeschosse. In mancher Straße ragen über das Gemäuer nichts als braune Ziegeldächer und Schornsteine aus Schieferplatten empor, hier und da auch ein byzantinisches Thürmchen ohne Glocken, überall jedoch Baumwipfel, schlanke Cypressen, Feigenlaub, Ephen und Weinranken. Aber die Lage der Stadt selbst und das Wechselvolle ihrer Steilabhänge, ihrer felsigen Vorsprünge, ihrer Thaleinrisse und terrassenförmig ansteigenden Ebenen, ihre Schatten und die erquickend vom Pontus heraufwehenden Lüfte lassen den Gedanken an die melancholische Einförmigkeit der trapezuntischen Architektur nicht lebendig werden. —

Trapezunt war, trotz seiner vortheilhaften Handelslage in der Südostecke des Schwarzen Meeres, unter türkischer

Am Meer in Trapezunt.

Herrschaft in Verfall gerathen und fing erst vor nun vierzig Jahren an, wieder einige Bedeutung zu gewinnen. Seitdem Rußland Gebieterin von ganz Nordasien, vom Pontus bis zur Amurmündung geworden, ist es auf der ganzen achthundert deutsche Meilen langen Strecke Gebieterin aller Karawanenstraßen aus und nach Innerasien und China, mit Ausnahme einer einzigen: der von Trapezunt über Erzerum in Armenien nach Täbris in Aserbeidschan führenden. Hätte die türkische Regierung ihren Vortheil verstanden, so würde sie diesen hochwichtigen Handelsweg durch Straßenbau practicabel gemacht haben, und sie hätte dadurch sowohl dem Verkehr wie ihren eigenen Finanzen Nutzen gebracht. Aber sie ließ diese Straße, die auch über Hochgebirge führt und vielfach gefährlich ist, in einem verwahrloseten Zustande, und wenn sie dann und wann einige Summen zur Ausbesserung auswarf, so nahmen die Arbeiten doch keinen Fortgang. Erst im Verlaufe der letzten Jahre ist da und dort der Bau ernstlich in Angriff genommen worden, dann aber war es zu spät.

Unter Kaiser Nikolaus befolgte Rußland eine überaus unverständige, kurzsichtige Handelspolitik. Die Kaufleute aus Persien, fast alle Armenier, kamen auf die Leipziger Messe, um sich auf ihr mit europäischen Waaren, zumeist deutschen Fabrikaten, zu versorgen. Sie versandten dann die Güter über russisch-pontische Häfen, gewöhnlich über Redut Kaleh und Tiflis in Georgien nach Täbris in Aserbeidschan. Die russische Regierung, damals durch beschränkten Monopolgeist verblendet, gedachte die armenischen Kaufleute nach der Messe von Nischni Nowgorod ziehen und ihren Handel mit Leipzig lahmlegen zu können. Um diesen Zweck zu erreichen, verbot sie im Jahre 1832 den Durchzug europäischer Waaren aus ihren pontischen Häfen nach Persien. Die Armenier aber gingen nicht nach Nowgorod, sondern vermieden dieses und die russischen Häfen, indem sie ihre Güter nun in Trapezunt landeten. Dort hatte schon ein mit englischen Capitalien arbeitendes armenisches Haus versuchsweise ein Geschäft eröffnet, welches englische Fabrikate auf dem uralten Karawanenwege über Erzerum nach Persien schickte. Nach der russischen Sperre von 1832 kam dann der Platz immer mehr in Aufnahme und nach Verlauf von zwanzig Jahren stellte sich die Güterbewegung dort schon auf 50 Millionen Thaler im Jahre. Trapezunt wurde zum östlichen Endpunkte der mediterraneischen und pontischen Dampferlinien von Triest, Marseille, Konstantinopel, Odessa, Liverpool. Nun sah die russische Regierung ihren Fehler ein, sie entwarf den Plan zu der nun dem Betrieb eröffneten Eisenbahn vom Hafen Poti nach Tiflis, deren Bedeutung wir im „Globus" mehrmals hervorhoben; sie gewährt dem Verkehr manche Erleichterungen, begünstigt den Transit und so kommt es, daß der Güterzug sich mehr und mehr dieser schnellen, sichern und bequemen Bahn zugewandt hat, während die Karawanenstraße ihre frühere Lebhaftigkeit einbüßt und die glänzenden Tage von Trapezunt vorüber sind. Die hier in Betracht kommenden Verhältnisse findet man eingehend geschildert in Karl Andree, Geographie des Welthandels I, S. 142 ff.; II, 202 ff.

* * *

Vier oder fünf Dampferlinien berühren Trapezunt in jeder Woche und nach und nach dringt etwas mehr europäische Civilisation ein, doch ist, wie eben bemerkt, der Handelsverkehr geringer geworden seitdem die Russen ihre Eisenbahn von Poti aus nach dem Innern gebaut haben und die Güter schneller befördern als auf der auch heute noch verwahrloseten Karawanenstraße geschehen kann. Dazu kommt, daß der Localverkehr mit den Häfen der Ostküste seit dem Abzuge der Tscherkessen sich vermindert hat.

Ein junger Lase.

Die Rhede ist seicht, große Schiffe müssen weit vom Ufer entfernt Anker werfen und Waaren und Fahrgäste werden auf Booten, sogenannten Kaïken, ans Land befördert. Die Zollbeamten sind nicht streng beim Durchsuchen des Gepäckes, vorausgesetzt, daß man ihnen ein Backschisch in die Hände drückt. Die Hafeneinrichtungen sind mangelhaft, aber das Leben und Treiben am Strande ist für einen europäischen Reisenden nicht ohne Interesse. Da sind die Fischer, welche auf den Fang der Anschovis, Chamsi wie die Türken sagen, ausfahren und allemal mit guter Beute heimkehren, weil diese Fische an der ganzen Nordküste Kleinasiens in ungeheurer Menge vorkommen. Der echte Trapezuntiner kann sie als Speise gar nicht entbehren, sie sind ihm gleichsam das tägliche Brot und sein Lieblingsgericht. Die Fischer haben auf dem Hintertheil ihres Fahrzeuges ein großes Metallbecken, das von einem Gitter umschlossen ist; in diesem brennt ein hochloderndes Feuer, das die in dichtgedrängten Haufen schwimmenden Chamsis anlockt; jeder Zug eines Netzes bringt Tausende dieser kleinen Fische an die Oberfläche.

Reichen Ertrag liefert auch die Jagd auf Silbertaucher, die in den Jahren 1865 bis 1868 an den pontischen Gestaden in wahrhaft überraschender Menge vorhanden waren. Wenn die Seen und großen Teiche im Binnenlande mit einer Eisdecke belegt sind, kommen diese Kukarinas von Januar bis März an die Küste um Nahrung im offenen Wasser zu suchen. Dann fahren Hunderte von Booten aus, jedes mit drei bis vier Leuten bemannt; sie bilden vor den Buchten in welchen die Vögel sich auf-

halten, einen Halbmond, rudern dem Lande näher zu und schließen die Kukarinas auf einen immer engern Raum ein. Diese tauchen und suchen das Weite zu gewinnen, kommen aber dabei den Fahrzeugen näher und können mit leichter Mühe geschossen werden. Die Beute wird von Speculanten aufgekauft, welche das Fell abziehen lassen und das Fleisch trocknen. In Bathum, der Hafenstadt an der Mündung des Tschorock, war in einem der genannten Jahre die Zahl der todten Silbertaucher so groß, daß die türkische Polizei sie vergraben ließ, damit keine Seuche entstehe. Das Fell oder die Haut ist werthvoll, 1864 zahlte man für das Stück kaum einen Groschen, und 1868 schon 40 bis 50 Groschen.

Die Giaur-Meidan-Moschee in Trapezunt.

Die Jagd auf diese Vögel wurde so unvernünftig betrieben, daß die Zahl derselben sich ungemein verringert hat.

Vom Hafen aus führt, wie schon bemerkt, ein steiler Weg dem Arsenal entlang zum Giaur-Meidan-Platz, auf welchem eine Moschee steht. Bei derselben findet man Khans (Einkehrhäuser), Karawanserais und ein französisch-italienisches Gasthaus; auch die Consulate und die Agenturen der Dampfer liegen in der Nähe, sodann die Wohnungen griechischer und armenischer Kaufleute. Dieser Stadttheil ist der am wenigsten unsaubere. An Sonn- und Festtagen gehen die Christen mit ihren aufgeputzten Frauen und Töchtern dort spazieren, falls nicht etwa Karawanen dort lagern, die aus Persien und aus manchen Theilen des innern Kleinasiens kommen. Man sieht Katerdschis und Dewedschis,

d. h. Kameel- und Maulthiertreiber aus sehr verschiedenen Völkern: Araber, Türken, Perser, Kurden, Armenier; sie schreien durcheinander mit den Thieren, deren manchmal viele Hunderte beladen oder entlastet werden. Bei manchen derselben ist das Lederzeug mit bunten wollenen Tressen und Quasten verziert und obendrein mit Muscheln besetzt; auch sind sie mit Schellen und manchmal auch mit einer Glocke behangen.

Von der See aus gesehen gewährt Trapezunt bei seiner amphitheatralischen Lage einen sehr hübschen Anblick. Die türkischen Bewohner sind stolz darauf, daß sie dort eine so beträchtliche Menge von Moscheen haben, deren sie nicht weniger als vierzig aufzählen, unter denen sich aber keine einzige befindet, die in architektonischer Hinsicht bemerkenswerth erscheint. Weniger uninteressant sind die Ueberbleibsel von Tempeln aus der alten Griechenzeit. Die auf der Westseite liegende Türkenstadt ist mit hohen, epheuberankten Mauern umgeben und von Thürmen flankirt; manche ihrer Eingangsthore sind aus Trümmersteinen griechischer und römischer Gebäude aufgeführt worden. Der Hauptbazar befindet sich in der Christenstadt, und wenn man denselben durchwandert, findet man sich überrascht, weil er nicht einen so orientalischen Anblick bietet wie man erwartet hat. Man wird zu viel an Europa erinnert. Da liegen in Massen Baumwollenwaaren aus Oesterreich und der Schweiz, Tuchballen und andere europäische Güter zum Verkauf aus; wenn man aber sich einigermaßen zurecht gefunden und ordentlich umgesehen hat, wird man mit ganz anderen Dingen bekannt, die von der Gasse aus nicht zu sehen sind. Man findet feine Teppiche aus Persien, Chorassan und Smyrna, Stoffe verschiedener Art aus Aleppo, Diarbekir und Brussa; allerlei Bijouterien und Filigransachen von herrlicher Arbeit und bestem Geschmacke; gefaßte Edelsteine, alte Waffen und Münzen, diese letzteren vorzugsweise auf dem sogenannten Bit Bazar. — Der aufmerksame Beobachter hat vollauf Muße die Handelsleute der verschiedenen Völkerschaften zu studiren. Der Türke ist ernst und schweigsam; er raucht gemächlich seinen Taback, wartet ruhig ab bis ein Kunde sich einstellt, der die Waaren besieht und etwas auswählt. Dann erst spricht der Muselmann, der echte beturbante Türke, sein Wort und fordert so und so viel. Er, der Dukiandschi, läßt sich nichts abhandeln, er feilscht nicht, und wenn man ihm weniger bietet, schüttelt er mit dem Kopfe, schließt die Augen und schnalzt mit der Zunge gegen die Vorderzähne.

Ganz anders verfahren die Griechen und Armenier. Sie rufen die vorübergehenden Leute an, zupfen ihnen an den Kleidern und sprechen: „Sieh mal her, Brüderchen, meine Seele, lieber Freund, komm doch näher!“ Sie schlagen in ganz unverschämter Weise vor. Der Kunde wendet sich ab und sie lassen ihn auch einige Schritte weit fortgehen, aber dann rufen sie ihn zurück, fordern immer weniger und wenn der Käufer endlich die Waare nimmt, ist er doch noch betrogen. Der Armenier ist immerhin nicht so unehrlich wie der Grieche, dessen Gaunerei alle denkbare Vorstellung übertrifft.

Fallmerayer hat einmal gesagt, der levantinische Handelsgrieche sei das scheußlichste Amphibium auf der Erde.

Die zahlreich in Trapezunt vertretenen persischen Kaufleute haben einige wenige gute Eigenschaften der Türken und die Fehler der Christen. Sie sind geschmeidig, zeigen gute Manieren, haben stets ein Lächeln auf den Lippen und wären vortreffliche Kaufleute, wenn sie Rechtschaffenheit besäßen. Es hält sehr schwer Perser zu betrügen; sie sind den Griechen und Juden an raffinirter Verschmitztheit vollauf ebenbürtig und diese können gerade deshalb in Persien nichts ausrichten.

Pferdeverleiher in Trapezunt.

Mehrere vom Bazar auslaufende Gassen führen zum Hafen. Dort liegen Boote aus Platana und Surmineh, die Obst und Gemüse, Holz und Getreide ausladen; andere nehmen Ziegelsteine und Töpferwaaren ein, für welche Trapezunt Ruf hat. An gewissen Wochentagen kommen die Landleute aus dem Gebirg herab und bringen ihre Erzeugnisse zu Markte, auf Eseln und Pferden, auch wohl auf Arabas, d. h. Karren die von Ochsen oder Büffeln gezogen werden. Sie tauschen gegen Getreide, Vieh, Butter ꝛc. Zeug, Waffen und allerlei Nothbedarf ein. Wenn große Karawanen anlangen, entsteht ein wirres Durcheinander; in dem bunten Gewühle sieht man alle Trachten, die im vordern Oriente bräuchlich sind.

Man entzieht sich diesem Wirrwarr und schlendert unwillkürlich wieder nach dem Bazar, wo man sicher ist Unterhaltung zu finden. Man bleibt vor der Bude des Goldschmiedes stehen, der beim Arbeiten auf seinen Knien hockt und ganz vortrefflichen Schmuck verfertigt. Da sitzt der Schneider hinter einem Glasfenster; er ist ein Armenier und was er liefert ist ohne Tadel. Der Pastetenbäcker fehlt selbstverständlich eben so wenig wie der ambulante Kaffeeverkäufer. Ganz ausgezeichnet sind die Lederwaaren der Sattler und Schuhmacher. Die Kaffeehäuser gleichen genau denen wie man sie überall in der Türkei findet.

Die Zahl der Einwohner beträgt zwischen 40,000 und 50,000. Sie bilden ein buntes Neben- und Durcheinander von Türken, Persern, gregorianischen und lateinischen Armeniern, orthodoxen Griechen und etlichen Dutzend europäischer Familien. Dazu kommen dann die Karawanenleute, welche verschiedenen Volksthümlichkeiten angehören und die man leicht an ihrer Tracht erkennt. Die Türken sind zumeist Handelsleute, Fischer, Beamte und befolgen streng die Gebote Mohammed's. Nur die Beamten machen eine Ausnahme

von dem Herkommen, indem sie sich halb europäisch kleiden, Raki, d. h. Anisbranntwein, trinken und, was schlimm genug ist, es an der Rechtschaffenheit und Gutmüthigkeit fehlen lassen, welche der gewöhnliche Türke bethätigt. Die Perser sind, wie schon bemerkt, Handelsleute und Kunsthandwerker von gutem Geschmack, bringen es leicht zu einem gewissen Wohlstande, sind sehr abergläubisch und befolgen streng die religiösen Formeln. Der Naturforscher Deyrolle (1869) war Augenzeuge, daß auf dem Giaur-Meidan-Platze ein Europäer mit seiner Kleidung das Gewand eines Persers streifte. Sofort ging dieser in seine schiitische Moschee um sich durch Waschungen von einer solchen Verunreinigung zu befreien. Als Anhänger Ali's kommen die Perser mit den sunnitischen Osmanlis häufig in allerlei religiöse Zänkereien und Reibungen. Den Fremden gegenüber sind sie glatter und höflicher im Umgang als die Türken, und sehr gern preisen sie in übertrieben ruhmrediger Weise ihr Persien als das herrlichste Land in der weiten Welt. An ihrer bekannten Tracht halten sie streng fest, nur die hohe Pelzmütze macht manchmal einer Filzkappe Platz. Von den sunnitischen Osmanlis würden sie kaum geduldet werden, wenn sie nicht unter dem Schutze von Capitulationen ständen, welche die beiderseitigen Regierungen mit einander abgeschlossen haben. Erforderlichen Falles können sie sich an ihren Consul wenden.

Die Armenier sind politisch harmlos und führen ein patriarchalisches Familienleben. Die Kinder setzen sich in Gegenwart des Vaters nicht und die Mädchen haben bei Tisch aufzuwarten, auch wenn Fremde zu Gaste sind. Die kirchliche Trennung in Gregorianer und Römisch-Katholische giebt nicht selten zu heftigen Zänkereien über dogmatische Dinge Anlaß, von denen beide Theile so wenig etwas verstehen wie andere Leute. Die Griechen sind (gleich den Armeniern) den Russen geneigt, und in religiöser wie politischer Hinsicht unruhig und beweglich; die meisten haben „fränkische" Tracht angenommen. Die Frauen, auch der Christen, gehen auf der Straße verschleiert und gewähren dann einen nichts weniger als hübschen Anblick, im Hause dagegen tragen sie eine recht ansprechende Kleidung.

Kaffeeverkäufer in Trapezunt.

Als Deyrolle im Jahr 1869 in Trapezunt verweilte, fiel ihm eines Morgens auf, daß viele Leute sich um einen Gegenstand drängten, den sie aufmerksam betrachteten. Es war die Leiche eines Mörders, Kutschu Oglu Hussein, der eben gehängt worden war. Beim Morgengrauen waren die Polizeileute (Saptiehs) in sein Gefängniß gegangen, um ihn angeblich auf ein nach Konstantinopel bestimmtes Fahrzeug zu bringen; als er geknebelt war, schafften sie ihn jedoch nicht an den Hafen, sondern nach dem Giaur-Meidan-Platze, wo man eine Stange über einen Oelbaum gelegt hatte. Dort hing er; das schriftliche Todesurtheil hatte man auf seiner Brust befestigt; es enthielt Angaben über seinen Lebenslauf. Der Mann war aus der benachbarten Stadt Tripoli gebürtig, Matrose gewesen und wegen schlechter Streiche in Konstantinopel zu Zwangsarbeit verurtheilt worden. Es gelang ihm zu entfliehen und an der Nordküste Kleinasiens brachte er eine kleine Bande anderer Verbrecher zusammen, mit welcher er vom Gebirg aus weit und breit das Land unsicher machte. Volle neun Jahre lang trieb er sein Unwesen, die von ihm eingeschüchterten Landleute verriethen ihn nicht. Es war ein hoher Preis auf seinen Kopf gesetzt worden, man hatte ganze Compagnien Soldaten gegen ihn ausrücken lassen, aber auch diesen leistete er Gegenwehr und entkam allemal in Thalschluchten, wohin man ihn nicht verfolgen konnte. Am Ende jedoch spielte ihm, wie so manchen anderen seines Gelichters, die Liebe einen bösen Streich. Er wollte die Frau eines Einwohners von Tripoli, die ihm sehr gefiel und für welche er eine unbändige Leidenschaft gefaßt hatte, entführen und war tollkühn genug, sich mitten in die Stadt zu wagen. Nachts brach er in das Haus, stach den Ehemann mit seinem Dolche nieder und befahl der Frau mit ihm zu gehen. Sie aber hatte sich in den Stall geflüchtet, dessen Thür nun Hussein sprengte. Da versetzte ihm die Geängstigte mit dem Beil einen so kräftigen Schlag auf den Kopf, daß er sofort zu Boden fiel. Sie konnte dann um Hülfe rufen, die Nachbarn kamen hinzu, banden ihn, der noch ohnmächtig da lag, lieferten ihn an die Behörde ab und bald nachher war auch die übrige Bande hinter Schloß und Riegel. Die Untersuchung stellte heraus, daß Kutschu Oglu Hussein, abgesehen von seinen Räubereien und Diebstählen, mit eigener Hand neunzehn Meuchelmorde begangen hatte.

Nicht wahr, es ist abschenlich, einen solchen Biedermann hinzurichten? Er war ja ein so nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft und wenn es ihm vergönnt gewesen wäre, seine Freiheit wiederzugewinnen, so hätte er ja sein rechtschaffenes Gewerbe weiter treiben und noch einige Dutzend Menschen ermorden können! Wie groß ist doch das Zartgefühl, welches die „Freunde der Abschaffung der Todesstrafe" für blutbefleckte Schurken und Halunken hegen! Die „Humanität" erfordert daß man sie leben läßt; für die Gemordeten und deren Familien braucht man ja kein Mitleid zu haben. Daß man einen neunzehnfachen Raub- und Meuchelmörder an den Galgen hängt, das ist „eine der Civilisation des neunzehnten Jahrhunderts unwürdige Barbarei". O pectora caeca!

Bekannt ist das Amoklaufen bei den Malayen. Ein Mann wird, aus irgend einem Beweggrunde, plötzlich von einem wilden Grimme, einer nicht zu bändigenden Blutgier und Mordlust gepackt; er rennt mit geschwungenem Dolche auf die Straße und stößt ohne Unterschied Jeden nieder, der ihm in den Weg kommt, bis man ihn todtschlägt wie einen tollen Hund. Deyrolle war in Trapezunt, als dort ein Perser ganz so wie ein Malaye von Wahnsinn gepackt wurde. Er war Trödler und schon hoch bei Jahren. Ein paar Tage lang hatte er an einem Dolch herumgeschliffen und kein Wort gesprochen. Dann war er eines Morgens auf die Straße gerannt und hatte einem Manne, der ruhig seines Weges ging, die Waffe bis ans Heft in den Rücken gestoßen. Nun lief er weiter, erdolchte erst ein Kind, kaum eine Minute nachher wieder einen Mann, und als er dann verfolgt wurde, stach er wie toll und blind um sich, bis ein Bäcker ihn mit einer Ofenschaufel zu Boden schlug. Binnen kaum zehn Minuten waren dem Wahnsinnigen achtzehn Menschen als Opfer gefallen.

Dieser schauderhafte Auftritt hatte noch bedenkliche Folgen. Der Mörder war ein Perser, also Schiit; unter den von ihm Getödteten befanden sich einige Türken und nun sagten die Osmanlis, er habe ihre sunnitischen Glaubensgenossen aus religiösem Fanatismus niedergemacht. In Masse stürmten sie vor die Wohnung des Paschas und verlangten von ihm sofortige Hinrichtung des Verbrechers. Aber die Gesetze verlangen, daß jedes Todesurtheil von Konstantinopel aus bestätigt werde. Dorthin wurde sofort telegraphirt; aber die Antwort blieb volle zwei Tage aus, und diese Zeit war bedenklich, weil die erbitterten Türken droheten, alle in Trapezunt wohnenden Perser zu ermorden. Am dritten Tage wurde der Trödler hingerichtet, aber nicht am Galgen, sondern ein Mann, der seines Handwerks ein Fleischer war, übernahm das Henkeramt. Als auf dem Richtplatze der Alte gefragt wurde, ob er noch etwas zu sagen habe, reckte er, statt lauter Antwort, den Hals recht hoch aus, blickte den Fleischer an und dieser säbelte ihm mit einem Hiebe den Kopf vom Rumpf herunter. Dann zog er den blutigen Yatagan an seinen Lippen hin und her; im Volke geht der Wahnglaube, daß er das thun müsse, wenn er nicht wahnsinnig werden wolle.

Im Allgemeinen nimmt die türkische Justiz einen langsamen Verlauf. Charakteristisch ist folgender Vorgang, welchen der belgische Consul Neboul berichtet hat. Im Jahr 1860 hielt ein aus der Umgegend von Surmieh gebürtiger Lase um die Hand eines jungen Mädchens an, die ihm verweigert wurde. Bald nachher gaben die Eltern ihre Tochter einem andern Mann und dieser führte seine Neuvermählte nach seiner Wohnung. Der Verschmähete sah dem Hochzeitszuge zu; er war etwas angetrunken, seine Freunde hänselten ihn und fragten, ob er sich denn ruhig gefallen lasse, daß ein Anderer die Braut heimführe? Da zog er ein Pistol, schoß den Bräutigam auf der Stelle todt und ließ sich ruhig verhaften. Er und seine Freunde, die ihn aufgestachelt hatten, wurden in Trapezunt verurtheilt, entweder ein festgesetztes Blutgeld, 30,000 Piaster, zu zahlen, das dem Vater des Ermordeten zugute kommen sollte, oder hingerichtet zu werden. Sie waren nicht im Stande diese Summe herbeizuschaffen; der Verfalltag war bestimmt und kam. Man führte die Drei auf die Richtstätte, wo drei Galgen errichtet waren. Neboul und einige andere Europäer waren zugegen und baten den Pascha um Aufschub von einigen Stunden, weil sie sich bemühen wollten, das Geld zusammenzubringen. Sofort veranstalteten sie eine Sammlung, die aber nur etwa zehntausend Piaster brachte. Diese boten sie dem Vater, der die Annahme verweigerte; erst als er fünfzehntausend angeboten bekam, erklärte er sich zufrieden.

Diese Kunde wurde den drei jungen Männern, welche seit einigen Stunden der Abführung zum Galgen gewärtig waren, ins Gefängniß gebracht. Der eine war in so heftiger Gemüthsbewegung, daß er nach einigen Tagen starb; der zweite verlor vor Freude beinahe den Verstand; der junge Lase aber, der Thäter, sagte trocken und kalt: die Christen seien doch närrische Leute, weil sie ihr Geld hergäben, um einem Muselmanne, der sich doch vor dem Tode nicht fürchte, das Leben zu retten.

Der Ring in Völkerkunde, Geschichte und Aberglauben.

Der Ring reicht als Gegenstand des Schmuckes in das hohe Alterthum hinauf und wir finden ihn als solchen bis auf den heutigen Tag bei barbarischen wie bei hochcivilisirten Völkern. Vielfach spielt er im Staatswesen wie im Privatleben eine wichtige Rolle und ist ein Symbol von großer Bedeutung.

Als der Pharao dem Hofagenten Joseph große Machtvollkommenheit überträgt, zieht er den Ring vom Finger und giebt ihn dem jungen Israeliten zum Zeichen, daß dieser nun Autorität ausüben dürfe. Aehnlich verfährt Ahasverus mit Haman, indem er den Plan zur Ausrottung der Juden genehmigt, und als er hinterher Mardochai Briefe schreiben läßt, durch welche der grausame Befehl widerrufen wird, drückt er diesen mit seinem Ringe das Siegel auf

Der Ring des Königs hatte dieselbe Bedeutung wie Scepter oder Krone. Die Form des Ringes ist ein Symbol der Ewigkeit, und die kostbaren Stoffe, aus welchen er verfertigt wird, sollen die höchsten Eigenschaften andeuten. Er vereinigt Liebende, wird Freunden zum Andenken gegeben. In Kalidasa's reizendem Gedichte Sakuntala dreht sich die Intrigue um einen Ring, welchen Duschyanta seiner jungen Gemahlin giebt und an welchem er sie wieder erkennt. Feen und Undinen bedienen sich goldener Reifen, um schöne Männer an sich zu locken. Schon im Alterthum wußte man, daß Fische im Wasser gern nach glänzenden Gegenständen schnappen und vielfach wird erzählt, daß man Ringe im Magen von Hechten, Karpfen ꝛc. gefunden habe. Wer kennt nicht die Erzählung vom Ringe des Königs Polykrates auf Samos.

Schutzpatron der Stadt Glasgow in Schottland ist der heilige Mungo, der auch Kertigern heißt. Von ihm erzählen die Acta Sanctorum folgendes Histörchen. Eine Königin hatte sich in einen hübschen Soldaten verliebt; sie schenkte demselben einen Ring, welchen sie von ihrem Manne bekommen hatte. Der König ging einst an dem Soldaten vorüber als dieser im Schlafe lag, zog ihm den Ring vom Finger, warf denselben in den Fluß, ging dann zu seiner Gemahlin und forderte ihr den Ring ab. Selbstverständlich kam sie in große Verlegenheit; in aller Eile schickt sie einen Vertraueten zum Soldaten, der ja aber den Ring nicht mehr hat. In ihrer Noth wendet sie sich um Hülfe und Rettung

an den heiligen Kertigern, der, wie sich bei einem Heiligen von selbst versteht, schon Alles wußte was vorgegangen war. Er erbarmte sich der Frau und wußte Rath zu schaffen. Er geht an den Clydefluß, wirft eine Angel aus, fängt einen Lachs und findet im Magen desselben den Ring, welchen er sofort der Königin überbringt. Nun kann sie ihn dem Könige vorzeigen, der hoch und theuer schwört, daß er Rache an Allen nehmen werde, von denen seine Gemahlin verleumdet worden sei. Sie aber bat inständig daß er Verzeihung walten lasse, ging dann zum heiligen Kertigern, beichtete und erhielt Absolution, nachdem sie versprochen hatte, künftig nicht wieder so leichtsinnig zu sein.

Aus den alten Büchern der Juden ersehen wir, daß die Israeliten viele Ringe trugen: die Frauen schätzten insbesondere solche, in welche Rubine, Smaragde und Chrysolithe gefaßt waren. Die Aegypter hatten Finger- und Siegelringe von Gold, Silber und Bronze, in welche oftmals der Skarabäus, der heilige Käfer, eingegraben war. Dieser wurde nach seinem Tode einbalsamirt und man ehrte ihn als Sinnbild der Sonne und der Welt. Die Leute niederiger Kaste trugen Ringe aus Elfenbein oder von Porzellan. Unter den zu Tage geförderten Alterthümern ist ein goldener Ring von beträchtlicher Größe und Schwere, in welchen der Name des Nachfolgers Amenophis des Dritten eingegraben ist, der gegen 1400 v. Chr. lebte und welchen die Griechen als Memnon bezeichnen.

In den Homerischen Gedichten wird des Ringes nicht erwähnt, er ist bei den Hellenen erst später in Gebrauch gekommen. Als er aber in Mode kam, gewann er schnell allgemeine Verbreitung. Zu Solon's Zeiten trugen alle freien Männer einen Siegelring von Gold, Silber oder Erz. Um betrügerischem Gebrauche des Siegels vorzubeugen, verbot der Staatsmann den Graveuren Abdrücke zu bewahren. Späterhin trugen die Griechen mehrere Ringe mit Edelsteinen; die Frauen trugen dergleichen von Elfenbein und von Bernstein. Der große Redner Demosthenes liebte die Ringe sehr und wurde deshalb stark getadelt. Die Spartaner trugen nur eiserne Ringe.

Das war auch bei den Römern der frühern Zeit der Fall und Männer alten Schlages, welche dem Brauche der Väter treu blieben, steckten auch nur solche an, nachdem die aus edelm Metalle schon allgemein bräuchlich waren. Bei den Gesandten gehörte ein goldener Ring zu den Würdezeichen und dieses Privilegium wurde später auf die Senatoren, die höheren Magistratspersonen und auch auf alle Ritter ausgedehnt; es war das jus annuli aurei. Die Kaiser behielten sich das Recht vor, diese Auszeichnung zu ertheilen und man bemühete sich sehr um dieselbe, weil sie gewissermaßen ein Adelsdiplom war. Sie verlor indeß jeden Werth als Kaiser Aurelian allen Soldaten das Tragen der Ringe erlaubte.

Die Römer ließen heilige Thiere auf ihre Siegelringe graben, wahrscheinlich in Nachahmung der heiligen Symbole der Aegypter. Als man späterhin Fürsten zu Göttern erhob, traten an die Stelle der Thiere menschliche Figuren. Zu des Plinius Zeiten war eine Büste des Harpokrates in Rom Mode. Die römischen Ringe waren sehr massiv und schwer und für Weichlinge im Sommer zu gewichtig und warm; diese steckten zu verschiedenen Jahreszeiten Ringe von verschiedener Art an die Finger, und aus Juvenal wissen wir, daß Crispinus im Sommer, wenn Schweiß aus seinen Fingern perlte, den Ring lüftete; er war ihm mit der schweren Gemme zu lästig:

Quum Crispinus,
Ventilet aestivum digitis sudantibus aurae
Nec sufferre queat majoris pondera gemmae.

Wer Trauer hatte steckte einen eisernen Ring an; sehr oft wurden mit dem Todten auch seine Ringe verbrannt. Die Statuen der Götter und Heroen wurden mit Ringen geschmückt, welche bei verschiedenen Festlichkeiten gewechselt wurden. Die Kaiserin Faustina hatte einen Ring, der nach unserm Gelde an mehr als drei Viertel Millionen Mark werth war und Domitia einen solchen, der noch viel höher geschätzt wurde.

Die Urchristen verwarfen die nicht selten schlüpfrigen und unanständigen Embleme, sondern nahmen solche, die keinen Anstoß erregen konnten, z. B. Taube, Anker, Fisch, Palmzweig und dergleichen mehr. Im Mittelalter war das Verfertigen von Ringen eine Hauptaufgabe der Goldarbeiter. Zeitweilig trat Schmelzwerk an die Stelle der Edelsteine, und in dieser Arbeit war z. B. Benvenuto Cellini Meister.

Die Ringe der alten Kelten waren aus Goldfäden verfertigt, an deren Stelle bei den Irländern späterhin massiv goldene traten; die Engländer liebten an den ihrigen viele Diamanten und Edelsteine. Im siebenzehnten Jahrhundert war es bei den Stutzern Mode, spitzgeschliffene Diamanten an ihren Ringen zu haben, damit sie ihren Namen in Glas einkritzeln konnten.

Die Juden trugen den Ring am Mittelfinger oder auch am kleinen Finger der rechten Hand, namentlich wenn er zum Siegeln dienen sollte; wir wissen das aus einer Stelle im Propheten Jeremias. Aus Nachahmung dieses biblischen Vorganges tragen die Bischöfe der Christen den Bischofsring an der rechten Hand. Bei den Aegyptern dagegen war der vierte an der linken Hand Ringfinger; aber auch an andere Finger steckten sie Ringe. Im Britischen Museum sieht man einen Mumiendeckel einer Frau, welche an allen Fingern, auch an dem Daumen, Ringe hat.

Die Römer steckten anfangs die einfachen Ringe beliebig an die Finger der einen oder andern Hand, später aber, als sie dieselben mit Steinen verzierten, an die der linken; wer sie an der rechten trug, galt für verweichlicht. Man steckte Ringe auf jeden Finger, ja auf jedes Fingerglied. Martial sagt, daß Charinus alle Tage 60 Ringe trug, an jedem Finger 6, und sie auch Nachts nicht ablegte. Aber ein Ring an jedem Finger war etwas ganz Gewöhnliches. Vor zwei- bis dreihundert Jahren galt ein schwerer Ring am Daumen in Europa als ein Zeichen von Reichthum und angesehener Stellung.

Der Doge von Venedig vermählte sich mit dem Adriatischen Meer, indem er einen Ring in die Fluthen warf. — Der Siegelring Cäsar Borgia's befindet sich in England, wo er vor einigen Jahren in der Britisch-Archäologischen Gesellschaft vorgezeigt wurde. Er ist von Gold, leicht emaillirt und hat auf der innern Seite die Devise Fays ce que doys, avien que pourra mit der Jahreszahl 1503. Das Viereck, in welchem die Siegelplatte sitzt, trägt das Wort Borgia, und um dasselbe herum steht Corunum, una via. In einer auf der Unterseite angebrachten Riefe soll sich das Gift befunden haben, welches Borgia denjenigen seiner Gäste, welche er beseitigen wollte, unbemerkt in den Wein träufelte. Auch Hannibal verwahrte das Gift, mit welchem er seinem Leben ein Ende machte, in einem Siegelringe. Papst Alexander der Sechste, der ein Borgia war, besaß einen Ring mit einem Schlüssel daran, wie ihn schon die alten Römer kannten. Wenn er Jemand aus dem Wege schaffen wollte, gab er ihm den Ring und bat ihn, ein Kästchen aufzuschließen, dessen Schloß nur sehr schwer aufging und starken Druck erforderte. Dabei drang dann eine vergiftete Spitze in die Hand und verursachte eine tödtliche Wunde. Dergleichen Ringe waren, abgesehen vom Gifte, keineswegs selten.

Der Bischofsring ist sehr alt. In der römischen Kirche

erhält der Bischof seine Investitur durch den Ring, der als Symbol seiner Vermählung mit der Kirche gilt; die Form dieses Ringes ist im Jahre 1194 von Papst Innocenz dem Dritten vorgeschrieben worden. Er ist von massivem Gold mit einem schlichten Steine, z. B. von Rubin, dem Symbole des Ruhmes; von Smaragd, jenem der Ruhe und des Glücks; von Krystall, dem der Einfachheit und Reinheit. Diese Ringe dienten als Siegel und in Spanien und Frankreich wurden bei Eintritt der Fastenzeit die Taufbecken damit versiegelt. Das Siegel des Papstes ist ein Ring, welchen er jedoch nicht am Finger trägt; er untersiegelt mit demselben seit dem funfzehnten Jahrhundert die apostolischen Breven; früher benutzte er ihn für seine Privatcorrespondenz. Der Fischerring hat ein Siegel von Stahl und wird unter Obhut des Cardinal-Kanzlers verwahrt. Im zwölften Jahrhundert wurden die Cardinäle ermächtigt, einen Ring mit einem Saphir zu tragen; dieser ist das Emblem ihrer hohen priesterlichen Würde und wird ihnen am Tage ihrer Ernennung eingehändigt; sie müssen dafür eine erkleckliche Summe zahlen. Die Cardinäle tragen ihren Ring alle Tage, Charfreitag ausgenommen, denn an diesem Tage ist die Kirche in Trauer um ihren Gemahl. Man begrub die Cardinäle, wie die Könige, mit dem Ringe.

Die römische Clerisei hat oftmals gegen Schmuck und Putz geeifert, als welcher nur der Eitelkeit Vorschub leiste, aber in Betreff der Ringe hat sie stets Nachsicht gehabt; sie konnten ja zu dem verwandt oder benutzt werden, was man als Frömmigkeit bezeichnet. Zehn kleine Buckel auf der Außenseite bedeuteten dem Gläubigen, daß er, in Ermangelung eines Rosenkranzes, eben so viele Ave Maria hersagen müsse; bei dem elften Buckel sprach er ein Pater noster; beim zwölften Knopfe, zur Mittagszeit, das Credo.

Im funfzehnten Jahrhundert wurde es Mode, allerlei Devisen auf den Ringen anzubringen, Wortspiele, Rebus, heraldische Sinnbilder und dergleichen. Den Steinen an den Ringen schrieb der Aberglaube eine Menge geheimer Kräfte zu; wohlthätige oder schlimme. Die Polen glaubten, jeder Monat des Jahres stehe unter dem Einfluß eines besondern Edelsteines, und ein Gleiches sei der Fall mit den Menschen, welche in einem respectiven Monat zur Welt kamen, während der Edelstein sich „im Aufsteigen“ befand. Jeder hatte eine besondere Bedeutung: Januar: Granat, Beständigkeit und Treue. — Februar: Amethyst, Aufrichtigkeit. — März: Blutstein (Sanguin), Muth und Geistesgegenwart. — April: Diamant, Unschuld. — Mai: Smaragd, Glück und Liebe. — Juni: Agat, Gesundheit und langes Leben. — Juli: Cornalin, ruhiger Geist. — August: Sardonyx, eheliches Glück. — September: Chrysolith, Wirkung gegen Narrheit. — October: Opal, Hoffnung. — November: Topas, Treue. — December: Türkis, Gedeihen und Wohlergehen.

Manchen Ringen wurden Zauberkräfte zugeschrieben, durch welche man alles Ungemach im Leben beseitigen konnte. Die Araber haben das Buch Salcuthat, welches ausschließlich von magischen Ringen handelt. Für einen berühmten Zauberring gilt der, welcher im Bauch eines Fisches gefunden wurde und der von Enoch's Vater Jared sich bis auf Salomo vererbte; mit Salomo's Ringe versiegelte man die Gefäße, in welche die rebellischen Geister eingesperrt waren, und die man, wie in „Tausend und eine Nacht“ zu lesen ist, ins Meer geworfen hat. Der Ring des Gyges, Königs von Lydien, hatte auch magische Kräfte, denn er konnte sich vermittelst desselben unsichtbar machen. Diese Eigenschaft haben übrigens viele Ringe gehabt, und im Mittelalter war der Wahn weit verbreitet, daß der Inhaber eines mit kabbalistischen Zeichen versehenen Ringes dieselbe besitze.

Bei mehreren Völkern galten gewisse Ringe als Talisman gegen bösen Blick, Dämonen, Impotenz, Feuerflammen und mancherlei Krankheiten. Die Zauberkraft lag entweder im Steine, oder in der Inschrift, oder auch in magischen Zeichen. Im alten Athen wurden Zauberringe aus Holz, Knochen und allerlei anderen billigen Stoffen massenweis verfertigt; der Käufer konnte sich nach Belieben magische Kräfte aussuchen. Exeketos, ein phokäischer Tyrann, trug stets zwei Ringe bei sich; wenn er sie aneinanderschlug, nahm er aus der Art des Klanges ab, was er thun müsse und was ihm bevorstehe.

Die Gnostiker gravirten in ihre Gemmen mystische Figuren, deren jede ihre besondere Eigenschaft hatte. Sehr verbreitet waren die Inschriften Ananizapta, die der drei Könige von Köln, Caspar, Melchior und Balthasar, die einen mächtigen Zauber in sich hatten. Reineke Fuchs preist die Kräfte des Ringes, welchen er besitzt, denn auf demselben sind ja die drei Namen eingegraben, welche Seth aus dem Paradiese mitbrachte, als er seinem Vater Adam den Balsam der Gnade gab. Wer nun diese drei Namen bei sich trägt, der ist gefeiet gegen Blitzstrahl und Donnerschlag, dem kann keine Hexe etwas anthun, er geräth niemals in Versuch zu sündigen, bekommt auch den Schnupfen nicht, wenn er auch drei Nächte unter freiem Himmel schläft mitten im Winter, bei Schnee und Sturm.[1]

Ringe mit den drei Namen Jesus, Maria, Joseph schützten gegen die Pest; die mit der Figur des Pegasus oder Bellerophon brachten den Soldaten Glück, gaben ihm kecken Muth und frische Beweglichkeit; jene des Mercur brachten Verstand und flüssige Rednergabe; die des heiligen Christoph sicherten gegen plötzlichen Tod, namentlich jenen im Wasser, die der Andromeda stärkten aufkeimende Liebe. Wer einen Ring mit der Figur des Hercules trug, welcher den nemeeischen Löwen erschlägt, wurde nicht von Kolik befallen oder von solcher geheilt und obendrein in keiner Schlacht getödtet. Ein kupferner Ring mit der Gestalt eines Löwen, einem Halbmond und einem Sterne, der am vierten Finger getragen wurde, heilte die Steinplage; Hund und Löwe neben einander machten der Wassersucht und den ansteckenden Krankheiten ein Ende; wer einen Ring mit der Figur eines Hasen trug, dem konnte der Teufel nichts anhaben. Ein Basilisk oder irgend ein anderes Fabelthier machte den bösen Blick unschädlich. Bekanntlich kriecht der Basilisk aus einem Hahnenei hervor, hat Tatzen und Flügel, einen gewundenen Schweif und einen Hahnenkamm, sein Blick hat tödtliche Wirkung.

Gewisse goldene Ringe hatten die Eigenschaft das St. Antonsfeuer, die Rose und die Hämorrhoiden zu heilen. Der Arzt Marcellus, zur Zeit des Kaisers Marcus Aurelius, verordnete gegen Seitenstechen das Tragen eines Ringes aus gediegenem Golde mit griechischen Schriftzeichen; man mußte ihn an einem Donnerstag im letzten Mondsviertel anstecken, an die rechte Hand, wenn die linke Seite, umgekehrt.

Nervöse Zufälle werden in England durch einen silbernen Ring beseitigt, der aus fünf Sixpencestücken geschmiedet wurde. Diese müssen von fünf Junggesellen geschenkt worden sein, die aber ja nicht wissen dürfen, wozu das Geld verwandt werden soll. Auch der Silberschmied muß Junggesell sein. Ein aus Silberstücken, die man von zwölf jungen Frauen bekommen hat, verfertigter Ring, welcher niemals vom Finger abgezogen wird, heilt Epilepsie. — Im vierten Jahrhundert unserer Zeitrechnung heilte Trallian die Kolik vermittelst eines Ringes mit acht Plättchen, auf deren jedem ebensoviele Wörter eingegraben waren.

Sehr bedeutende Wirkungen schrieb man solchen Ringen zu, die aus Ketten von Verbrechern oder aus Eisen geschmie-

det waren, welches man aus einem Galgen herausgerissen hatte; dann auch aus solchem von drei Nägeln und drei Schrauben aus einem Sarge vom Kirchhofe. Der jüdische Geschichtsschreiber Josephus weiß, daß ein Mann einen Ring hatte, in welchem sich eine von Salomo verordnete Wurzel befand; wenn er denselben einem Besessenen unter die Nase hielt, fuhren sofort die Teufel aus.

Unter den Edelsteinen hatte der Jaspis die wirksamsten Kräfte, an welche sogar ein Arzt wie Galen glaubte. Er vertrieb Fieber und Wassersucht, stillte Blutfluß, erleichterte das Gebären und bot jeder Behexung Trotz. Wer einen Smaragd trug, blieb keusch; deshalb war er gut für die Geistlichen. Ein Ring mit einem Türkis stärkte das Gesicht, kräftigte und erhob den Geist, beseitigte Feindschaften, versöhnte Männer und Frauen und deutete durch Veränderung seiner Farbe eine nahende Gefahr an. Noch mehr, er wandte die schlimmen Folgen ab, welche ohne ihn ein Fall gehabt hätte, denn bei einem solchen zerbrach nur der Stein und wer ihn trug erlitt keinen Schaden.

Der Krötenstein oder Batrachit galt für ein außerordentlich kräftiges Amulet, denn er half gegen alle und jede Krankheit und gegen böse Feen. Wenn Gift in der Nähe war, zeigte er das an, indem er auf der Haut brennenden Schmerz verursachte. Er wurde im Kopf einer alten Kröte gefunden und es giebt Anweisungen wie man am sichersten seiner habhaft werden könne. Am probatesten ist, eine sehr alte Kröte in einen irdenen Topf zu werfen und diesen in einen Ameisenhaufen zu stellen; die Insecten verzehren Alles, nur den Stein nicht. Um einen echten Krötenstein von einem falschen zu unterscheiden, muß man ihn einer Kröte vor die Augen halten; ist er echt, so springt die Kröte auf und will ihn schnappen, denn sie ist bös darüber, daß er sich im Besitz eines Menschen befindet.

Der Agat machte einen Athleten unüberwindlich, half gegen Krankheiten und wer ihn trug, fand Liebesgunst bei allen Weibern. Der Bernstein war gut gegen Gift, der Amethyst gegen Katzenjammer und Hexenzauber, wenn Sonne und Mond auf ihn eingegraben waren. Der Blutstein hielt das Nasenbluten auf, wenn man ihn an die Nase hielt und dreimal sprach: Sanguis mane in te, also: Blut, bleibe wo du bist. Die Koralle verscheuchte Vorspiegelungen des Teufels; der Krystall trübte sich, wenn dem, welcher ihn im Ringe hatte, Unglück drohete, und die Wahrsager verwandten ihn bei ihren Gaukeleien. Der Opal schärfte den Blick dessen, welcher ihn trug, während er die Augen der Nebenstehenden umflorte. Der Saphir stillte, gleich dem Sanguin, Nasenbluten, der Topas heilte oder verhinderte Irrsinn, besänftigte Zorn und Aerger und schützte gegen jähen Tod. Ein aus den Klauen des Elenthieres gedrechselter Ring half gegen die fallende Sucht, und ein Leipziger Arzt, Michaelis, behauptete alle Krankheiten mit einem Ringe zu heilen, der aus dem Zahn eines Seepferdes verfertigt war. Die Könige von England segneten Ringe, die dann gegen Krampf und schwere Noth halfen. Goldberger'sche Ketten und Kupferringe sollen gegen Zahnschmerz und Rheumatismus helfen.

Eine Lichtseite des Charakters der russischen Sibirier.

Von **Albin Kohn.**

Ich möchte auch die edlen Charakterzüge des sibirischen Russen schildern, da ich, wenn ich seine Schattenseiten gezeigt habe, es der Gerechtigkeit schulde, auch die Lichtseite des ohne eigene Schuld verwahrlosten Sibiriers darzustellen. Diese Lichtseite ist die unbegrenzte Gastfreundschaft, besonders derjenigen, welche nicht hart an der großen Straße wohnen.

Ich will kurz einige Beispiele aus eigener Erfahrung verzeichnen.

Im Juli 1868 machte ich eine kleine Fußreise am rechten Ufer der Angará und kam gegen vier Uhr Nachmittags in ein kleines Dorf. Ermüdet wie ich war, trat ich in das erste beste Haus ein und fand die ganze Familie mit dem Gesinde im Hausflur beim Vesperbrote versammelt.

Nachdem ich die Anwesenden gegrüßt und mich, um auszuruhen, auf die Schwelle niedergesetzt hatte, bemerkte ich, daß der Wirth einer jüngern Tochter einen Wink gab, welchen dieselbe sogleich verstand und befolgte. Sie stand nämlich auf, brachte ein kleines Bänkchen aus der Stube, stellte es an den Tisch und nun baten mich Wirth und Wirthin am Mahle theilzunehmen.

Ich ließ mich nicht lange nöthigen und setzte mich an den Tisch. Allsogleich stand eine Tasse Thee mit Milch vor mir, ein Stückchen Braten wurde aus dem Ofen herbeigebracht, Brot und Kollatsch lag auf dem Tische und die freundlichen Wirthsleute sparten keine Ermunterung, um mich zum Genusse dessen, das sie mir boten, anzufeuern. Mein Appetit that das Uebrige.

Wir unterhielten uns über die reiche und wirklich malerische Gegend, über Feldbestellung und Heuernte, kurz über Sachen, welche das Leben und Treiben der Bevölkerung betrafen und nicht über dem Horizonte meiner Gastfreunde lagen. In der Hitze der Unterhaltung mochte ich schon sechs oder acht Tassen Thee hinuntergeschlürft haben und ich erinnerte mich sehr wohl, daß ich schon mindestens drei oder vier Mal gedankt hatte, aber immer wieder goß die freundliche Wirthin die Tasse frisch voll und nöthigte mich sie auszutrinken. Eine Nichtbefolgung dieser Bitte wäre eine Mißachtung gegen die Wirthin gewesen und ich war somit genöthigt immer wieder die Tasse zu leeren. Ich hatte während des Gespräches ganz die Gewohnheit des Russen vergessen, durch welche er zu verstehen giebt, wenn er nicht mehr trinken will; ich hatte vergessen, den Tassenkopf umzukehren, das übrig gebliebene Stückchen Zucker*) auf den Boden des umgestülpten Tassenkopfes zu legen und vom Tische aufzustehen, was ich auch sogleich that, als ich mich dieser nothwendigen Ceremonie erinnerte. Nachdem ich mich noch durch einen tüchtigen Schluck kühlen Kwasses gestärkt und vollkommen ausgeruht hatte, machte ich mich bereit den Rückweg anzutreten und rief den Wirth bei Seite, um ihn zu fragen, wie viel ich schuldig sei.

„Was denkst Du denn von uns?" herrschte mich der Beleidigte an, „Du glaubst also, ich habe Dich Deiner Kopeken wegen an den Tisch gesetzt und mit dem, was Gott ge-

*) In Sibirien ist der Zucker zu theuer, um mit ihm für gewöhnlich den Thee durch Hineinwerfen zu versüßen; „man beißt zu" und hält ein Stückchen im Munde.

geben, erfrischt? Ich habe dieses um Christi willen („Christa radji") gethan und nicht um Geld von Dir zu erhalten."

Ich beruhigte den empörten Wirth, sagte ihm, daß dieses mein erster Ausflug in Dörfer sei, welche nicht an der Heerstraße liegen, da man in den an dieser liegenden Ortschaften kaum einen Schluck Wasser umsonst erhalte; daß es mich außerordentlich freue weiter ab von dieser Heerstraße Menschen zu finden, in denen menschliches Gefühl zu finden ist, u. s. w. Es gelang mir auch meine Gastfreunde zu beschwichtigen und ihre Gnade wieder zu erlangen. Nur auf eine Frage vermochte ich dem Hausherrn keine genügende Antwort zu geben, da ich ihn nicht belügen wollte, und zwar ob man denn in meinem Heimathslande auch bezahlen müsse, wenn man ermattet und hungrig in ein Haus eintrete und dort gesättigt, mit Speise und Trank und nöthigenfalls mit einer Schlafstätte versorgt werde. Ich antwortete meinem Interlocutor ausweichend, in meinem Innern antwortete ich mir mit — ja!

Während des Winters 1868 machte ich einige Reisen in die dicht am großen Sajaner Urwalde gelegenen Dörfer Schylkin, Sawatejowka, Jelanka und andere. Es ereignete sich mehrere Male, daß ich gegen 10 oder 11 Uhr Nachts in eines dieser Dörfer kam, und fuhr, als dieses das erste Mal geschah, vor dem ersten besten Hause vor. Oft war der Frost so stark, daß mich zwei tüchtige Pelze, meine Jakuter Unty und meine Kasakan-Paracha (eine hohe Pelzmütze) kaum hinlänglich erwärmten. Ich pochte an die fest verschlossenen Fensterladen und bald ertönte die gewöhnlich nicht melodisch klingende Stimme: „Ktotam?" (Wer ist da?) Meine Antwort war: „Ein Fremder!" „Ein Gast im Hause, Gott im Hause!" ertönte es immer von innen, und bald hörte ich die Pforte vorsichtig öffnen, denn der Sibirier will sich vor allen Dingen überzeugen, ob der Fremde nicht etwa ein Räuber sei, der es auf ihn und seine Habe abgesehen und ihn herausgelockt hat, um selbst, vielleicht mit Helfershelfern, ins Haus eindringen zu können, da es fast unmöglich wäre durch Einbruch in dasselbe zu gelangen.

Sobald sich der Sibirier überzeugte, daß er es mit einem einzelnen Manne zu thun haben werde, falls ich in böser Absicht gekommen wäre, öffnete er auch schon das Thor, führte mein Pferd in den Hof, band es an, damit es, so lange es erhitzt ist, nicht etwa Schnee aufhebe und sich verfange, geleitete mich in die Wohnung, und nahm mir daselbst, nachdem ich dem Heiligen auf der Boschniza meine Reverenz gemacht, Mütze, Handschuhe und Peitsche ab, welche er auf die Pritsche legte. Von diesem Augenblicke an war ich der liebe Gast, dem es an nichts gebrechen darf, der sich um nichts zu kümmern hat und der gepflegt wird, wie der eigene Bruder, ja vielleicht noch besser. Aber nicht bloß ich, sondern auch mein Pferd, ja sogar mein Hündchen wurden aufs Beste gefüttert und das letztere, trotzdem der Sibirier den Hund für unrein hält und nie in der Stube schlafen läßt, bei mir gelassen. Es war Eigenthum des Gastes und darum rein.

Einmal ereignete es sich, daß einer jener sibirischen Stürme im Anzuge war, bei welchem dem Menschen das Mark in den Knochen zu gefrieren scheint, ein „Buran", von dem sich Niemand gern in weiter Entfernung von menschlichen Wohnungen betreffen lassen mag. Der Sibirier sieht ihn 24 ja sogar 48 Stunden vorher. Mein Gastfreund, bei dem ich zur Nacht eingekehrt war, war nicht zu bewegen mich aus seinem Hause zu lassen. Trotzdem der ganze Tag heiter blieb und auch während der Nacht keine sichtbare meteorologische Erscheinung auf den gefürchteten Buran hindeutete, wollte mich mein Wirth nicht fortlassen und ich muß gestehen, daß ich schon begann Argwohn gegen den Sibirier zu fassen. Da brach gegen Mittag der vorhergesehene Sturm los und wüthete mit gleichmäßiger Dauer 48 Stunden.

Während der ganzen Zeit mangelte es mir, meinem Pferde und Hunde an nichts und ich durfte nicht daran denken, dem gastfreundlichen Sibirier auch nur eine Bezahlung für den Hafer anzubieten, den mein Pferd verzehrt hatte.

Eine Folge dieser wahrhaft patriarchalen Gastfreiheit und Gastfreundschaft ist, daß in den nicht an der Hauptstraße Sibiriens belegenen, oft doch recht ansehnlichen Dörfern keine Gasthöfe und Gasthäuser vorhanden sind. Jedes Haus ist ein Gasthaus, in welchem der Fremde allemal freundlich aufgenommen wird.

Auf dieser Gastfreundschaft beruht auch das sogenannte Bradjagenthum, d. h. das Vagabundiren der aus den Strafanstalten entflohenen Verbrecher.

Der Leser muß sich erinnern, daß der Acker des Sibiriers sehr selten nahe beim Dorfe, fast immer 7 bis 20 Werst, oft noch viel weiter von demselben entfernt ist, und daß auf demselben kleine Wirthschaftsgebäude, eine Art Meiereien („Zaïmka") aufgeführt sind. In diesen nie verschlossenen Gebäuden findet der Flüchtling immer Brot, Salz, Mehl und Milch, häufig auch alte Kleidungsstücke. Diese Gegenstände werden absichtlich für ihn dahin gestellt; der Sibirier sieht häufig nach, ob sie genommen worden sind und ersetzt sie jedenfalls durch frische, wenn sie zu lange in der Zaïmka gelegen haben.

Wenn, was sogar häufig der Fall ist, der Flüchtling arbeiten will, so kann er ruhig in der Zaïmka bleiben. Der Eigenthümer bezahlt ihm gern die Arbeit und versorgt ihn mit allem Nothwendigen. Leider giebt diese zu weit getriebene Gastfreundschaft dem Verbrecher häufig Gelegenheit neue Verbrechen zu begehen. Das in Sibirien coursirende falsche Papiergeld wird theilweise in den Zaïmkas, theilweise aber in den Gefängnissen des Landes fabricirt. Im ersten Falle setzt es der Eigenthümer der Zaïmka, im zweiten der Gefängnißinspector und seine Gehülfen in Cours. Doch giebt es auch Bradjagen, welche ein ruhiges, ehrliches, wenn auch namen- und rechtloses Leben führen. In der Nähe der Tasjejewska Wolost, im Kreise Kansk, lebte seit dreißig Jahren ein Flüchtling in einer Zaïmka, welche längst zu einem großen Hause angewachsen und sein wohlerworbenes Eigenthum geworden war. Er hatte erwachsene Töchter, welche im Dorfe selbst verheirathet waren und jeder achtete ihn, obgleich die Polizeibehörde von ihm keine Kenntniß hatte, oder besser gesagt, haben wollte.

Das in Sibirien so häufig vorkommende hohe Lebensalter einzelner Menschen beruht wohl hauptsächlich auf dem Bradjagenthume. Wenn ein Sträfling, der sich wirklich bessern will, zufällig in ein Dorf kommt, in welchem eben ein Bauer verstorben ist, und er der hinterbliebenen Wittwe gefällt, so ist es ein Leichtes, von der Gemeinde stillschweigend angenommen und mit dem Namen des Verstorbenen bekleidet zu werden. Er hat dafür einen Eimer Branntwein zu stiften, der ungefähr fünf Rubel kostet, und lebt nun, wenn ich so sagen darf, das Leben des Verstorbenen weiter, der in aller Stille als ein Fremdling begraben wird. Denken wir uns den Fall, der Verstorbene zählte siebzig Jahre und sein Stellvertreter lebt nachträglich gegen funfzig, so würde er an seinem Lebensende amtlich hundert und zwanzig Jahre zählen, während er thatsächlich kaum siebzig Jahre alt geworden sein mag. Man verfährt so aus dem Grunde, weil man sagt, daß man doch dem Verstorbenen nicht mehr nütze, wenn man den seinen Namen führenden und seine Stelle einnehmenden Vagabunden den Behörden ausliefert, während man, wenn man letztern ruhig annimmt, doch einen kräftigen Mitarbei-

ter in der Gemeinde habe, den man andernfalls unglücklich machen würde.

Man mag über den Russen in Sibirien denken, wie man wolle, man kann und darf ihm die Tugend der Gastfreundschaft und Nächstenliebe nicht absprechen. Viele seiner Untugenden sind nicht dem ursprünglichen Volkscharakter entsprungen, sondern sind die traurigen Früchte einer Jahrhunderte dauernden Sklaverei und Barbarei.

In den Geschichtswerken bezeichnet man gewöhnlich eine bestimmte Periode mit dem Namen des Mittelalters, und preßt alle europäischen Völkerschaften in diese Form hinein. Ich glaube, daß dieses grundfalsch ist. Jedes Volk trat in einem andern Zeitraume in sein Mittelalter ein; jedes Volk durchlief diese Periode in einem den Umständen und seinem eigenen Geiste angemessenen Zeitraume, um sich weiter zu entwickeln und eine höhere Stufe der Bildung und Gesittung zu erklimmen.

Das russische Volk lebt heute noch in seinem Mittelalter, aus dem es kein Gesetz, und wäre es das weiseste und beste, herauszuwerfen vermag. Die vom Kaiser Alexander II. eingeführten Reformen sind nur die Einleitung zum Verlassen des veralteten Pfades, nicht sein Verlassen selbst. Erst wenn die Generation, welche die ägyptische Sklaverei und ägyptische Finsterniß durchlebt hat, ausgestorben sein wird, wenn eine neue Generation, aufgewachsen unter dem Einflusse von Freiheit und Licht, herangereift sein wird, kann das ganze Volk aus den Geistesbanden seines Mittelalters heraustreten und sich schnell zu einer höhern Stufe geistiger Vollkommenheit entwickeln, da der Russe unbestreitbar vorzügliche geistige Eigenschaften besitzt, welche nur der Pflege harren, um sowohl dem eigenen Volke als auch der gesammten „Menschheit" Nutzen zu bringen.

Die verschiedenen Völker in Siebenbürgen.

IV.

Die Sachsen.

Die dritte in compacter Menge auftretende Nation im Lande ist jene der Sachsen. Bei ihrer Einwanderung fanden sie das von ihnen heute bewohnte Gebiet als eine förmliche Waldwüste, die erst ihres unermüdeten Fleißes und ihrer Ausdauer bedurfte, um zu jenen blühenden Fluren umgeschaffen zu werden, welche heute dem Auge so wohlgefallen. Für die mühevolle Arbeit der Urbarmachung sowie für die Vertheidigung der Südgrenzen gegen feindliche Einfälle hatten sich die Könige Ungarns bewogen gefunden, diesen deutschen Ansiedlern Rechte zu geben, die nicht minder als ihre nationalen Eigenthümlichkeiten veranlassende Ursachen dazu waren, daß sich dieses Handvoll Deutschthum durch so viele Jahrhunderte nicht nur ungebrochen, sondern auch so blühend erhielt. Ihr Name Sachsen wird zum ersten Mal in einem Freibrief (1222) des Königs Andreas II. (etwa 50 Jahre nach der Einwanderung) geltend gemacht; er ist indeß bloß Collectivname, da die Ansiedler eben so gut aus Niedersachsen wie aus Flandern, Belgien und den Rheingegenden herstammen. In der bekannten goldenen Bulle desselben Königs (1224) werden die Sachsen nicht bloß zu wiederholten Malen Sachsen geheißen, sondern auch zu einem einzigen Volke vereinigt, in Folge dessen das Einzelgemeinwesen aufhört und sie den Landstrich von Broos im südwestlichen Siebenbürgen bis Draas im beinahe südöstlichen Theil desselben als unbeschränktes Eigenthum mit ausschließlichem Bürgerrecht und durchgängiger Rechtsgleichheit in Empfang nehmen.

Es ist das die alte Hermannstädter Provinz, deren Oberhaupt der König allein ist. Das Amt eines Friedensoberrichters sowie das der Führung im Kriege lag in den Händen des sogenannten Hermannstädter Grafen, dessen Würde noch heutigen Tages als die eines Nationsgrafen des sächsischen Volkes besteht. Auch gebrauchten sie zum Zeichen ihrer Einheit nur ein Siegel und dieses rühmte sich der bedeutungsvollen Umschrift: Sigillum provinciae Cibiniensis ad retinendam coronam. Nur ein Jahr später vertrieb König Andreas II. die von ihm mit dem südöstlichen Grenztheil beschenkten deutschen Ritter wegen Auflehnung aus dem Lande und übergab die heutige Kronstädter Gegend (das sogenannte Burzenland) jenen deutschen Ansiedlern zu eigen, welche schon früher unter den deutschen Rittern dieselbe bebauen und bevölkern halfen. Auch diese — nach und nach Sachsen genannt — wie nicht minder die Sachsen der Bistritzer Gegend, die schon unter König Geisa II. (1141 bis 1161) gleichzeitig mit den Hermannstädtern in das sogenannte Rösnerland eingewandert waren, erfreueten sich ansehnlicher Rechte und Freiheiten, bildeten ein unabhängiges Gemeinwesen und hatten ihre eigenen Königsgrafen.

Aus diesen Andeutungen ist hinlänglich ersichtlich, daß wir es hier mit einem deutschen Sprößling zu thun haben. Wer aber auch den historischen Ursprung nicht wissen würde, müßte schon aus dem, wie sich der „Sachse" kundgiebt, den deutschen Sohn erkennen. Seine Gesichtsbildung ist deutsch, seine Sprache deutsch, wenn auch als Mundart entsetzlich verrenkt und unmelodisch, sein Dichten und Denken deutsch, seine Bildung und sein ganzes Gebahren deutsch! Die deutsche Freundlichkeit und Gutmüthigkeit wirst Du in ihm eben so wenig vergeblich suchen wie anderwärts im deutschen Volke, und in seinem Handel und Wandel wirst Du die strenge Rechtlichkeit des deutschen Charakters in eben demselben Maße zum Ausdruck gelangen sehen, wie hüben und drüben bei Dir zu Hause, in Oesterreich, in Deutschland und wo immer die deutsche Zunge erklingen mag.

Während der vielen Jahrhunderte ihres Verweilens in der neuen Heimath mußten die Sachsen freilich auch mancherlei Einflüssen nachgeben und dies um so mehr, als sie mit fremden nationalen Elementen nicht nur in steter Nachbarschaft lebten, sondern mit diesen in vielfache Berührung kamen, oder mit ihnen im Laufe der Zeit oft auch eine Gemeinde bildeten. Unter diesen Einflüssen lassen sich viele derselben auf ihren Ursprung zurückführen und man findet hier das ungarische, dort das romänische Element leicht heraus. Wir bleiben nur bei der Tracht stehen. Wenn der Städter für gewöhnlich sich bloß der üblichen deutsch-französischen Kleidung bedient, so verschwindet dieselbe doch bei festlichen Veranlassungen zu Gunsten einer Tracht, die wir in ihren Hauptzügen schon bei der Kleidung der Magyaren

gezeichnet haben. Auch hier sind die engen Beinkleider, der kurze Rock, der — wenn auch verminderte — Luxus an Schnüren und Knöpfen. Wenn auch die Sporen an den hohen Stiefeln seltener sind, so fehlen an den Ausschnitten der Röhren fast niemals die kleinen Seidenquasten und Schnüre. Das Festkleid des sächsischen Städters ist demnach so sehr mit der ungarischen Tracht übereinstimmend, daß es sich bloß als ein Abklatsch der genannten erweist. Der Bauer allein scheint die Unterschiede angeben zu sollen, da er den Rock mit schmalen Bändern und weniger benäht, die blaue Farbe bevorzugt und die Schöße länger schneiden läßt. Ueberdies liebt er zu dem angedeuteten Costüm statt der schildlosen Mütze einen niedern Hut mit breiten Krämpen zu tragen, auch leiden die Beinkleider ungleich weniger an straffer Knappheit. Die sächsische Bäuerin dürfte vielleicht mehr von der alten sächsischen Tracht erhalten haben als der Bauer, da ihre Erscheinung an die Bäuerinnen der übrigen Nationsgenossen entweder nur wenig oder gar nicht erinnert. Das Kleid, das sie trägt, besteht aus schwarzer glänzender Leinwand, wie sich dieselbe übrigens auch bei Ungarinnen wiederholt; es ist kurz und ohne Aermeln und wird in der Mitte gewöhnlich von einem Gürtel umschlossen. Der Kopf wird mit einer schwarzen oder weißen Haube bedeckt, die entweder mit Bändern oder Spitzen garnirt ist; als Fußbekleidung, die im Gegensatz zu den übrigen Nationen des Landes niemals fehlen darf, dienen Juchtenstiefel. In dieser Tracht erscheint die sächsische Bäuerin jeden Tag. An Sonn- und Festtagen wird dieselbe Tracht beibehalten, doch wird diese durch einen bis an die Knie reichenden Mantel vervollständigt, der ohne alle Futterbeigabe aus feinem schwarzen Wollstoffe besteht und oben in einem glatten, unterlegten Sammtband mündet. Dieses Band wird in der Volkssprache „Spiegel“ genannt. Der Mantel wird in beinahe unzählige Falten gelegt; er umschließt keineswegs den Körper, sondern legt sich bloß über den Rücken, doch da er durch das Aufgehen der Falten unten ziemlich breit wird, so wird er manchmal von der Hand der Trägerin vorn zusammengehalten. Derselben Tracht folgt auch das sächsische Mädchen. Der Unterschied zwischen Frau und Mädchen wird bloß durch die Kopfbedeckung bezeichnet, da das Mädchen keine Haube wie die Frau, sondern einen cylinderförmigen, etwa sechs Zoll hohen schwarzen Sammthut trägt, in welchem die ganze Fülle ihres reichen Haares sich verbirgt. Es fehlt bloß die Krämpe um an den Pariser Mannshut erinnert zu werden. Uebrigens rechtfertigt den Namen „Ehrenkranz“ der fehlende Boden schon. Sowohl das Weib an der Haube als das Mädchen am Ehrenkranz läßt statt des Zopfes zwei breite Bänder über den Rücken hängen, welche oben in einer colossalen Masche münden, die flügelartig den Hinterkopf auf beiden Seiten bedeckt. — Uebrigens variiren diese Trachten mehr oder minder, da die sächsischen Wohnplätze nirgend in fortlaufendem Zusammenhange unter einander sich befinden.

In seiner äußern Erscheinung, die in allen Ständen den Eindruck der Wohlhabenheit zurückläßt, repräsentirt sich der Sachse auf das Vortheilhafteste. Er ist hochgewachsen und dem entsprechend wohl gebaut. Seine Frauen und Mädchen zeichnen sich durch einen schönen Wuchs und weiche Züge aus. Auf dem Lande sind dieselben meist vierschrötig, langsam und schwerfällig in ihren Bewegungen, auch meist übellaunig. Sie machen, im Gegensatz zur gewöhnlichen Frauentugend, nicht viel Worte, und wenn mehrere Personen stundenlang neben einander sitzen, ohne zu lachen oder ein Wort zu sprechen, so darf man sich darüber gar nicht wundern. Diese Wort- und Vergnügungslosigkeit ist besonders an Sonn- und Feiertagen in sächsischen Dörfern auffallend, da solche Ortschaften namentlich am Nachmittag wie ausgestorben erscheinen. Nur hier und da sieht man einen Menschen, der aber selten ein sächsischer Bauer und bei Weitem eher ein dort stationirter Soldat ist. Selbst die Schänke ist leer, nur hier und da sitzt ein junger Bursche und thut sich bei Bier und Taback gütlich. Der Tanz, die einzige öffentliche Belustigung, ist von der Einwilligung des strengen Ortspfarrers abhängig. Dafür wird um so mehr zu Hause die Bibel gelesen oder sonst etwas anderes, ein Kalender, ein Gebetbuch. Hier herrscht auch noch das Zweikindersystem, doch keineswegs zum Vortheile der Nation, da diese von dem immensen Zuwachs der übrigen Nationalitäten immer mehr erdrückt wird. Die Behörden thun das Ihrige, doch scheint es ohne besondern Erfolg. — Die Städte erfreuen sich einer viel lebhaftern Bevölkerung. Hier ist der Sachse ein ganz aufgeräumtes Gemüth, freilich übertrifft ihn sowohl Ungar als Romäne, die bei Weitem mehr zu Lust und Unsinn aufgelegt sind. Was nicht im geselligen Kreis der Verwandten oder Bekannten sich einfindet, erscheint zu Spaziergängen oder in Soireen, Bällen und Vereinen.

Seiner regelmäßigen Lebensweise verdankt der Sachse eine vortreffliche und dauerhafte Gesundheit, in Folge derselben sehr hohe Lebensalter keineswegs zu Seltenheiten gehören. Bemerkenswerth ist die Thatsache, daß die sächsische Frau das süße Glück ihres Mutterstandes mit der entschiedenen Abnahme ihrer Schönheit und Reize bezahlt. Unausgesetzte Thätigkeit erhält jedoch beide Geschlechter meist frischen Geistes und läßt sie häufig genug den Triumph geistiger Ueberlegenheit ernten.

In Siebenbürgen haben die Sachsen die meisten Ansprüche auf den Ruhm Städte im Lande erbaut zu haben. Hierher gehören Kronstadt, Schäßburg, Mediasch, Großschenk, Hermannstadt, Mühlbach, Klausenburg, Bistritz und andere, Städte, welche noch heutigen Tages einer großen Blüthe sich erfreuen, wenn auch im Laufe der Zeit Städte wie Klausenburg ein überwiegend ungarisches Element aufgenommen haben, und nach und nach des deutschen Charakters sich entschlugen. Alle diese Sachsenstädte zeigen ein strictes Festhalten an einem bestimmten Plan, da sie schnurgerade Straßen mit wenigen Abnormitäten, freie regelmäßige Plätze und dergleichen enthalten. Die Häuser sind im Allgemeinen klein und unansehnlich, und stammen zum guten Theil aus sehr alter Zeit her; ihre Bauart trägt mittelalterliches Gepräge, gefällt sich überall in einem Stockwerk mit drei Fenstern an der Hauptfronte, dem Einfahrtsthore im Erdgeschoß und einem hohen Ziegeldach. Die Hauptgebäude sind fast immer in den Hof gebaut. Auch das Innere dieser Gebäude ist ganz einem ältern Geschmack entsprechend, da jedes so viele Treppen zählt als es Zimmer aufweist; überdies ist nirgend ein Zimmer mit dem andern in gleichem Niveau, überall ist eines höher gelegen als das andere und mindestens eine Stiege vermittelt die Verbindung. Der Fremde gilt oft als plump und unbehülflich, weil er, mit dieser Eigenheit unbekannt, häufig genug Anlaß zu unfreiwilligen Purzelbäumen erhält. Auch sind die Wände mit Nischen so reichlich bedacht, daß man gewiß in jedem Zimmer eine solche findet. Wie der moderne Geschmack dadurch beleidigt wird, kann man sich leicht denken, um so mehr als diese Nischen jede Symmetrie stören, falls diese überhaupt in der kunstgerechten Anordnung der Fenster und Thüren eingehalten wird. Die neueren Bauten zeigen einen ungleich bessern Geschmack, doch giebt es auch an solchen mancherlei zu tadeln, beispielsweise dort, wo nicht der Plan des Baumeisters, sondern der Wille des Eigenthümers den Ausschlag giebt.

Ein ungleichmäßig größeres Procent als bei den übrigen Nationen des Landes entfällt im sächsischen Volke auf den

Bürger- und Gewerbestand. Dieser hat eine schöne Entwickelung erfahren und muß sehr blühend genannt werden. Die Zweige der Beschäftigung sind auch hier äußerst mannigfaltig, doch wird das Tuch- und Naschmachergeschäft, das Geschäft des Seilers, des Huderers, des Flaschendrechslers ꝛc. mit großem Erfolg betrieben. Was nicht von einheimischen Bedürfnissen consumirt wird, das wandert in die benachbarten Donauprovinzen, in die Moldau und Walachei, ja selbst nach Serbien. Schneider und Schuhmacher allein werden selten als Sachsen angetroffen, hier helfen Fremde aus. Der Kaufmannsstand findet hauptsächlich in Kronstadt einen entsprechenden Wirkungskreis und ist im Allgemeinen nicht minder blühend zu nennen. Erst in letzterer Zeit, da die politischen Verhältnisse der auswärtigen Geschäftswelt wenig Vertrauen für die zur ungarischen Krone gehörigen Länder einflößen, und somit Handel und Wandel überall darunter litt, hat sich auch hier eine starke Geschäftsstockung fühlbar gemacht. Uebrigens ist der in letzterer Zeit überhandnehmende Aufwand in diesen Kreisen wenig gerechtfertigt und kann derselbe im Gegensatz zu der ehemaligen sächsischen Einfachheit in seinen Folgen unmöglich zum Vortheil ausfallen, da er auch in jenen Kreisen unseres sächsischen Bürgerstandes ansteckend wirkt, in welchem die größte Bescheidenheit bei Weitem angemessener wäre.

Diese veränderte Lebensweise, die Neigung zum Wohlleben hat sich selbst hier und da auf das stille Dorf ausgedehnt, denn es ist eine bekannte Thatsache, daß es im Districte Kronstadt Bauern giebt, die eben nur das sächsische Bauernkleid mit anderen ihrer Standesgenossen gemein haben. Ihr sonstiges Gebahren, besonders aber die höchst auffällige Art des Wohnens läßt ganz ernstlich den Bauer vergessen und muthmaßen, daß die elegante Zimmereinrichtung, in der weder das Ruhebett noch die ganze Möbelgarnitur sammt den üblichen Fauteuils, den goldrahmigen Spiegeln und die mit prächtigen Fourrnituren belegten Tische und Bettstätten irgend einem reichen Städter angehören müßten, der, des Stadtlebens satt, sich hier zu einem beschaulichen Leben zurückgezogen habe. Gott sei Dank, daß diese Fälle vereinzelt dastehen und daß der gesunde praktische Sinn des Sachsenvolkes den luxuriösen Bauer vor weiteren unnatürlichen Ausschreitungen bewahrt. Gemeiniglich wird vom sächsischen Dörfler die größte Einfachheit beobachtet, so im täglichen Leben wie im Essen und Trinken, Wohnen und Kleiden. Die Kleidung zum Beispiel, wie wir sie oben angedeutet haben, wird an Werktagen gegen ein Wams aus Pelz oder Tuch, eine niedere Mütze und hohe Stiefel umgetauscht. Das Haus, in dem er wohnt, ist äußerst solid aus Stein und Ziegel gebaut, mit großen Einfahrtsthoren in die Höfe versehen und mit versificirten Sprüchen aus der Bibel geschmückt. Da ein Haus dem andern wie ein Ei dem andern gleicht, so leiden die sächsischen Dorfschaften freilich an Monotonie, aber es ist freudig anzuerkennen, daß ihre Dörfer im Verhältniß zu den Ortschaften anderer Nationsgenossen nicht nur sehr sauber und in jeder Beziehung ansprechend sind, sondern sogar ein städtisches Gepräge tragen, das durch die stattlichen Pfarr-, Schul- und Gemeindehäuser, welche letztere sich gewöhnlich auf dominirenden Stellen befinden, nur gehoben wird. Manchmal erheben sich mitten in diesen Ortschaften über weite freie Plätze oder auf steilen Anhöhen in der Nähe der Ortschaften große, stattliche Burgen und Castelle, die vor Alters erbauet wurden und noch heute mit großer Sorgsamkeit erhalten dastehen. Die Erbauer dieser Burgen und Castelle waren keineswegs dieselben wie in Deutschland, keineswegs mächtige Glieder eines Adels, wie sie das deutsche Mittelalter schuf. Einfache Bürger und Bauern trugen Stein um Stein zu diesen colossalen Bauten, die keinen andern Zweck hatten, als in Kriegsnoth nicht nur die gesammte Bevölkerung der Colonie, sondern auch alle beweglichen Errungenschaften ihrer beharrlichen Thätigkeit aufzunehmen. Belege hierzu sind die noch heute gut erhaltenen Räume; außer gewölbten Kellern, die für Kinder, Greise und Kranke bestimmt sein mochten, sind noch heute eine große Menge Wohnzimmer an der innern Seite der sehr breiten Mauern angebracht, deren Fenster bloß nach dem Hofraum gehen. Die Mauern sind mit Bastionen, Thürmchen und Schießscharten versehen, welche sich für Geschütze jeder Größe eignen. Wo sich diese Burgen und Castelle nicht auf Anhöhen, sondern auf ebenem Boden mitten in den Dorfschaften befinden, dort laufen um dieselben Gräben von entsprechender Breite, die entweder noch heute mit Wasser angefüllt sind, oder sich mit Erde, Steinen und Staub in einer Weise füllen, daß die Spuren dieser Gräben nach und nach verschwinden und dem Erdboden gleich werden. Die oben angedeuteten Wohnzimmer im Innern dieser Burgen und Castelle werden heute als Fruchtmagazine oder als Aufbewahrungsorte werthvoller Sachen wie Festkleider, Pretiosen und dergleichen benutzt.

(Schluß folgt.)

Aus allen Erdtheilen.

Kakobau-Vanivalu's Besuch in Neusüdwales.

G. Eine vielgenannte Person ist Kakobau, weiland König der Fidschi-Inseln. Einige Notizen über ihn werden interessiren. Nachdem er Ende September 1874 sein Königreich an die britische Krone abgetreten, hat er seinen Erbnamen wieder angenommen und nennt sich und wird genannt Vanivalu, d. i. nach englischer Uebersetzung Root of War, also Kriegswurzel. Er steht jetzt in seinem sechsundsechzigsten Lebensjahre, mißt reichlich sechs Fuß, hat eine stattliche Figur, nur ist das eine Bein in Folge einer alten Wunde etwas verkürzt. Sein ergrautes Haar trägt er kurz geschoren und seine großen dunkelen Augen leuchten mächtig, wenn in seinem Innern ein besonderer Gedanke rege ist, dem er keinen weitern Ausdruck geben will. Seine Haltung könnte man eine militärische nennen; wie denn überhaupt seine ganze Erscheinung, zumal wenn er die nationale Häuptlingstracht angelegt hat, geradezu imponirend ist.

Seine noch lebende Gattin, eine Frau von ungewöhnlichen Körperverhältnissen, heißt Lydia! Er hat mit ihr drei Söhne und eine Tochter. Der älteste Sohn, Ratu Abel, dreißig Jahre alt, hat sich einer unmäßigen Lebensweise ergeben. Dann folgt Ratu Timocy, welchen der Gouverneur von Neusüdwales, Hermles Robinson, im October vorigen Jahres mit sich nach Sydney nahm, und endlich Ratu Joe Celua, neunzehn Jahre alt, der früher in Sydney eine englische Erziehung erhalten und, ungleich seinem ältesten Bruder, sich gute Sitten angeeignet hat. Seine Tochter Andi Quila wird als eine besondere Fidschischönheit gerühmt.

Kakobau-Vanivalu war vierzig Jahre lang einer der schlimmsten Cannibalen, bis er im Jahre 1855 zum Christenthume

überging und von da ab sein Leben nach christlichen Sitten einrichtete. Man kann ihm nur nachsagen, daß ihm zu allen Zeiten die Wohlfahrt seines Volkes am Herzen gelegen und daß er noch jetzt bemüht ist, sich zu unterrichten und seine Kenntnisse zu erweitern, um sie zum Nutzen seines Volkes zu verwerthen. Man braucht überhaupt nicht lange mit dem alten Herrn zusammen zu sein, um herauszufinden, daß viel Gutes in ihm wohnt.

Auf Einladung des Gouverneurs von Neusüdwales begab sich Vanivalu Mitte November 1874 auf dem Kriegsschiffe „Dido" nach Sydney, wo er am 29. desselben Monates eintraf. In seinem Gefolge befand sich sein jüngster Sohn Joe, sein Privatsecretär Milne und sein — Hausgeistlicher. Als Gast des Gouverneurs ward ihm die größte Aufmerksamkeit erwiesen. Die schöne Stadt Sydney machte einen gewaltigen Eindruck auf ihn. Als ihm große Dampfmaschinen gezeigt und erklärt wurden, rief er aus: „Es muß der allmächtige Gott gewesen sein, der den weißen Leuten das Alles gezeigt hat. Aus sich allein könnten sie das nicht fertig gebracht haben."

Am 15. December ward ihm zu Ehren ein öffentliches Festessen veranstaltet, dem die Spitzen der Behörden und die angesehensten Colonisten zahlreich beiwohnten. Nach einem auf den Fidschi-Inseln bestehenden Gebrauche befindet sich in der nächsten Umgebung eines jeden hohen Häuptlings immer ein sogenannter Mata-ni-vanua, dessen Pflicht es ist, für seinen Herrn, wo es sich dazu vernothwendigt, geschickte Reden zu halten. (Man wird dabei an Neuseeland erinnert, wo es unter den Maoris fechtende und redehaltende Häuptlinge giebt.) Diesmal aber hielt Vanivalu selber eine Rede, welche den Versammelten verdolmetscht wurde und in der er seine vollste Zufriedenheit mit der geschehenen Einverleibung des Archipels aussprach.

Am 20. December trat der Exkönig die Rückreise nach den Fidschi-Inseln an. Eine große Freude wurde ihm zuvor noch dadurch bereitet, daß ihm der Gouverneur im Namen der Königin Victoria ein prächtiges und aufs Vollständigste und Bequemste eingerichtetes Yachtschiff von dreißig Tonnen zum Geschenke machte.

Ein daumsgroßer Götze im Himalaya.

In den Vorbergen des Himalaya, unter 32° N., liegt der Bezirk Kangra, in welchem die Engländer große Theepflanzungen haben. Dort ist in der Stadt Kulu oder Sultanpur ein dem Rägunath geweiheter Tempel. Dieser gilt als Herrscher über alle anderen Götter der Umgegend und sie müssen in jedem Jahre vor ihm erscheinen, um ihre Huldigungen darzubringen. Ein Augenzeuge („Church Missionary Intelligencer", Februar 1874, S. 46 f.) schildert die Vorgänge.

Im Gebirge von Kangra zählt man 307 Stück geringerer Gottheiten; jede, welche am Tage der Huldigung nicht erschien, mußte ein Strafgeld von 5 bis zu 10 Pf. St. zahlen; es waren aber nur wenige ausgeblieben; alle übrigen wurden auf Wagen oder auf den Schultern der Gläubigen herbeigeschafft. Etwa 300 erschienen vor dem Tempel und der Priester jedes einzelnen Gottes trat unter Weihrauchwolken vor den Priester Rägunath's hin, um demselben ein Blumengewinde oder ein rothes Band zu überreichen, was dann auf den Wagen des Obergottes gelegt wurde. Draußen wurde mit allerlei Instrumenten ein gewaltiger Lärm gemacht, bis der Götze sichtbar wurde. Plötzlich herrschte tiefe Stille; dann wurden zwei Hörner geblasen und Rägunath kam, getragen in einem großen silbernen Palankin, aus dem Tempel; in der Procession ging der Radscha voran, dann folgten Brahminen in langer Reihe. Das Idol ist nicht größer als ein Daumen; es wurde eine Strecke weit getragen und dann auf einen gewaltigen, mit Silber verzierten Wagen gestellt, der 10 Fuß hoch ist, 12 Räder hat und von 200 Männern gezogen wird. Bevor man ihn in Bewegung setzte, verrichtete ein Priester Ceremonien; zuerst hielt er dem Götzen einen Spiegel vor, damit derselbe sich darin beschaue; dann brachte er eine mit Wasser angefüllte Muschel, spendete daraus dem Rägunath ein Opfer und sprengte das Uebrige gegen die versammelte Menge hin, die sich im Nu platt auf Bauch und Gesicht warf. Der Radscha stand etwa hundert Schritt entfernt und vor ihm führte eine Anzahl seiner Krieger Scheingefechte auf, dann kam er selbst näher, um fünfmal einen Rundgang um den Götzen zu machen; dabei riefen seine Begleiter wiederholt seinen Namen mit lauter Stimme aus. Nachdem dieses geschehen, setzte man den großen Wagen abermals in Bewegung und hinterher folgten die 300 anderen Götter. Nachher nahm man Rägunath von seinem Wagen, brachte ihn wieder in den Palankin und stellte ihn in ein Zelt, wo er bis zur Beendigung des Jahrmarktes blieb. Dann erst dürfen auch die 300 wieder heimreisen.

Kangra gilt für einen der heiligsten Punkte in Indien. Als die Mahadewi vom Himmel aus zur Erde kam, war sie dermaßen empört über die Nichtswürdigkeit der Menschen, daß sie sich auf dem Berge Dschamtri Dewi bei Kangra selber ums Leben brachte. Nun zerlegte man ihren Leib in drei Theile. Der Rumpf wurde zu Bhawari bei Kangra beigesetzt, der Kopf in Dschowala, die Beine zu Dschelinder. Bei Dschowala Muthi strömt feuriges Gas aus der Erde; über demselben haben die Brahminen einen Tempel gebaut und zu diesem Heiligthume wallfahrten Pilger selbst von dem entfernten Ceylon her. Natürlich fehlt es nicht an Wundern, die sich dick und dreist mit den modernen von Lourdes, Paray le Monial und anderen in der sogenannten Christenheit messen können. Wenn sich z. B. Jemand die Zunge abschneidet und legt sie auf den Kopf der Mahadewi zu Dschowala, so kommt er nicht bloß in den „Himmel", sondern die Zunge ist ihm binnen vier Tagen wieder nachgewachsen. Das sollen sie ihm in Frankreich einmal nachmachen, wenn sie können. Es giebt manche religiös-verrückte Leute, welche in gutem Glauben sich die Zunge abschneiden, aber vom Wiederwachsen hat man noch nichts gesehen. Die Priester üben auf das dummgläubige Volk in Kangra, wie ja auch so vielfach in Europa vorkommt, großen Einfluß und nehmen den Pilgern viel Geld ab. Das ist freilich überall die Hauptsache, denn Versprechungen des Himmels und seiner Seligkeiten werden nirgends umsonst gespendet. Der Berichterstatter im „Church Missionary Intelligencer" bemerkt, daß beim Kuluvolke, welches zwischen Kangra und Kotgarh wohnt, Vielmännerei ganz allgemein sei.

Aus Nordamerika.

Die Indianeragenten als Diebe. Nachdem man den Rothhäuten ihr Land weggenommen hat, sind ihnen sogenannte Annuitäten zugebilligt worden und die Bundesregierung in Washington ist verpflichtet, ihnen diese zum großen Theil in Waaren und Lebensmitteln bestehenden Gegenstände regelmäßig zukommen zu lassen. Das soll durch die Commissäre und Agenten geschehen, welchen die Obhut der Indianer anvertraut ist. Das Indianerbudget figurirt mit mehr als 5,000,000 Dollars jährlich; doch gelangt kaum der vierte Theil in die Hände der „Wilden". Das Uebrige wird gestohlen; die Agenten theilen mit dem Indianerring, der in Washington die Manipulationen besorgt. Das Wort Indianeragent ist gleichbedeutend mit Erzdieb und Betrüger; wenn rechtschaffene unter ihnen sind, dann bilden sie die seltene Ausnahme.

Vor mehreren Monaten war viel die Rede von dem Schwarzwalde, den Black Hills, im westlichen Dakotah, welche Dakotahindianern als „Reservation" vorbehalten sind, nachdem man ihnen ihr übriges Gebiet genommen hatte. Die Bundesregierung hat sich ausdrücklich verpflichtet, alle weißen Leute von dieser Reservation auszuschließen und die Indianer dort ungestört zu lassen. Im vorigen Spätsommer unternahm dann, wie seiner Zeit im „Globus" geschildert worden ist, General Custar einen Zug durch den Schwarzwald, um denselben näher zu erforschen. Als sich die Nachricht verbreitete, daß dort viel Gold vorhanden sei, bildeten sich an den Grenzen sofort Banden

von Abenteurern, um in das verbotene Land einzudringen, denn das Abenteurergesindel mißachtet das Gesetz. Darauf hin wurde Custar angewiesen, ihnen den Eintritt zu verwehren oder sie als Gefangene zurückzubringen. Der ehrliche Soldat hat nun einen Bericht erstattet, welchen die „New York World" mittheilt. Derselbe gewährt einen Einblick in das Diebs- und Gaunersystem.

Custar nahm sich der Indianer an und wurde deshalb von den in Washington ernannten Commissarien, welche im Indianergebiete ihrem Betrugsgewerb obliegen, angefeindet. Nun beweist er, daß die Repräsentanten des Washingtoner Indianerdepartements auf die Rothhäute Unrecht über Unrecht häufen. Ein sehr beträchtlicher Theil der für die Indianer bestimmten Verwilligungen bleibt in den Händen der Agenten. Die Indianer werden gezwungen mit bestimmten Personen (— ein Schwager des Präsidenten Grant gehört zu denselben —) Handel zu treiben, welche ihnen den zehnfachen Betrag des Marktpreises abnehmen.

„Während der letzten vierzehn Tage — fährt er dann fort — besuchte mich eine Gesandtschaft hervorragender Indianerhäuptlinge und richtete an mich die Bitte, ich möge meinen Einfluß anwenden, sie und ihr Volk gegen die ungerechten Ansprüche ihres Agenten zu schützen. Ich erwiederte ihnen, was ich in ähnlichen Fällen schon oftmals erwiedert habe: die Armee habe mit ihren Beschwerden nichts zu thun. Sie sollten dieselben durch ihren Agenten dem großen Vater in Washington vortragen. Unser Agent — erhielt ich zur Antwort — erzählt dem großen Vater nur die eine Seite der Sache. Für die Indianer spricht Niemand. Ich versicherte den Sprecher dagegen, dem großen Vater liege das Interesse und die Wohlfahrt der Indianer am Herzen. Wenn er Agenten für seine rothen Kinder erwähle, suche er nur gute Männer zu wählen." — „Möglich, daß der große Vater nur gute Männer wählt, wie Ihr sagt," versetzte wörtlich der Häuptling, „aber wenn sie zu uns kommen, sind es lauter verdammte Spitzbuben."

„Während die sauberen Agenten aber einerseits auf das Schamloseste stehlen, sehen sie den Indianern andererseits die schwersten Verbrechen, wie Mord und Raub, durch die Finger. So habe sich der Mörder des Dr. Housinger und des Herrn Batiran, zweier Glieder der Nord-Pacific-Untersuchungscommission von 1873, wiederholt in der Standing-Rock-Agentur aufgehalten, habe Besitzstücke die seinen Opfern gehörten, gezeigt und sich der beiden Mordthaten offen gerühmt. Trotzdem habe der Agent nicht nur keine Maßregel ergriffen, sondern sogar die ganze Angelegenheit unterdrückt. Am Ende habe er, Custar, auf anderm Wege davon Kenntniß erhalten und habe 100 Soldaten ausgesandt, um den Mörder und seine Genossen zu fangen."

Alaska.

Die Washingtoner Regierung hatte einen Commissarius, H. W. Elliot, nach Alaska geschickt, um dort über die Beschaffenheit und die Bedeutung des Pelzhandels Beobachtungen anzustellen, und jetzt liegt sein Bericht vor. Wir lesen, daß in jenem Territorium, die Inseln mitgerechnet, etwa 5000 christliche Alëuten und Kodjaken in Betreff ihres Unterhaltes allein vom Fange der Seeotter abhängen. Seit das Land den Nordamerikanern gehört, haben diese, welche überhaupt keine Schonung beobachten, bei den Otterjägern das Schießgewehr eingeführt. Die Pelzhändler und ihre Jäger rivalisiren mit einander und so werden voraussichtlich schon nach ein paar Jahren die Seeottern ganz ausgerottet sein. Damit wären dann jene 5000 Menschen um ihren Erwerb gebracht und der Verkümmerung preisgegeben. Elliot räth der Regierung dringend zweckmäßige Maßregeln an, um dem Unfuge zu steuern, aber die Pelzjäger haben in Washington „gute Freunde", und so wird wohl das Verhängniß sich erfüllen.

Für den Ackerbau ist Alaska ganz werthlos, aber das Meer liefert immer noch Robben und andere Seethiere in Menge. Auch Metalle fehlen nicht, aber außer einigen zu Tage tretenden Lagern tertiärer Kohlen und kleiner Gold- und Silberadern in der Nähe von Sitka und über Lager von Kupfererz weiß man noch nichts Specielles. Der Stockfischfang liefert guten Ertrag, wenn er auch nicht so ergiebig ist wie man früher behauptet hat.

* * *

— Die Sprüchwörter der asiatischen Völker. Mit vollem Rechte wenden die Orientalisten denselben ihre volle Aufmerksamkeit zu, denn diese „Weisheit auf der Gasse" gewährt vielfach einen tiefen Einblick in das innere Leben und die eigenthümlichen Anschauungen der Völker. Manche Sprüchwörter sind alten Münzen vergleichbar, aus denen man historische Folgerungen ziehen kann, wenn andere geschichtliche Documente verloren gegangen sind. Insbesondere erscheinen sie auch für die asiatischen Länder von Bedeutung, in welchen die unablässigen Berührungen mit den Europäern so viele Veränderungen im Gefolge haben. Sie werfen Licht auf Manches im gesellschaftlichen Verkehr, für das ohne sie der Schlüssel fehlen würde, und auch in Bezug auf ethnologische Verhältnisse erscheinen sie von Werth, namentlich in ihrer archaistischen Form, an welcher sie insgemein zäh festhalten, während die Umgangssprache bekanntlich manchen Wandelungen unterliegt.

— Moas auf Neuseeland. Es geht mit diesen vielbesprochenen Vögeln wie in Nordamerika mit der Seeschlange; sie tauchen fast in jedem Jahre in der Presse einige Mal auf. Blätter auf Neuseeland berichteten, daß ganz vor Kurzem in einer Höhle bei Otago ein Moabein gefunden worden sei, an welchem sich noch Fleisch befunden habe; dasselbe befinde sich jetzt im Museum zu Otago. Der Curator des letztern, Hutton, hat darüber im October 1874 einen Vortrag gehalten. Auf Neuseeland ist man getheilter Meinung darüber, ob noch lebende Moas vorhanden seien. Unser Landsmann, Dr. Haast, Curator des Museums zu Canterbury, nimmt an, daß der Vogel schon vor Jahrhunderten, noch vor Ankunft der Maoris, ausgestorben sei. Ein anderer unserer deutschen Landsleute, Dr. Hector, Director des Colonialmuseums, nimmt eine viel spätere Zeit an, und sprach vor einigen Jahren die Ansicht aus, daß wohl noch Moas vorhanden sein könnten auf den mit Gras bewachsenen Anhängen der südlichen Alpen, auf der Strecke zwischen der Gebüschvegetation und der Schneelinie.

— Die Telegraphenlinie von Para nach Cayenne und Denerara ist im Februar dem Betrieb übergeben worden, ebenso die Linie von den Inseln Trinidad nach dem dänischen Eilande St. Croix und nach Portorico. Somit ist die directe Verbindung zwischen Brasilien, Westindien und Nordamerika eine vollendete Thatsache.

— San Francisco in Californien hat seit zwei Jahren einen so starken Zuwachs an Bevölkerung erhalten, daß dieselbe im Februar 1875 schon 230,000 Köpfe betrug.

— Gerhard Krefft in Sydney, welcher sich um die Erforschung der Thierwelt Australiens so große Verdienste erwirbt und seit vierzehn Jahren als Curator dem dortigen Museum vorsteht, ist ein geborner Braunschweiger.

Inhalt:

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXVII. № 15.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 12 Mark. Einzelne Nummern 50 Pf. — 1875.

Von Trapezunt nach Erzerum.

II.

„Die Augustsonne glüht allabendlich von dem dunkelwaldigen Cap Joros herüber, die Bäume im Garten werfen lange Schatten und im breiten Feigenlaube fächeln die Pontuslüfte. Hier im Garten wohnen die Zierblume, der Strauch, die Schlingpflanze, der hochstämmige Baum neben dem Maisstengel, der Gurke und dem vier Fuß langen eßbaren Kürbiß in nachbarlicher Eintracht beisammen. Doch bemerke ich in unserm kleinen Garten vorzugsweise die Feige, die Quitte, den Pfirsich, die Kirsche, die Orange, Granate, Maulbeere, Pflaume, Olive und Ulme, welche letztere in Kolchis besonders häufig und prachtvoll wächst. Auch fehlen nicht Myrthe und Lorbeer, Hagebutten und Rosenstrauch, und noch viel weniger die Haselstaude, die Weinranke und der Epheu, die mit einer in Europa unbekannten Fülle und Ueppigkeit wachsen."

So schildert J. Ph. Fallmerayer den Garten des Armeniers Marim Oglu, bei welchem er Unterkommen gefunden. Von demselben aus hatte er einen Ausblick auf die unabsehbaren, über Hügel und Vorberge hingegossenen Obst-, Ahorn- und Ulmenwälder. Obwohl, sagt er, die Waldungen über alle Vorstellung prachtvoll sind, das Gebirge metallreich, der Boden fett, die Bevölkerung gering ist, so entzündet doch in diesen unfreundlichen Kolchisleuten schon der bloße Gedanke, die ungenützten Segnungen einer überschwenglichen Natur mit kunstreichen Fremdlingen zu theilen, eine Art von Wuth. — Schon Prometheus warnt die aus Europa flüchtige Io vor den metallschmiedenden Kolchiern *)."

„Die Jamben des Tragikers haben in gewisser Beziehung auch noch heute ihre Geltung bewahrt. Der kolchische Mensch hat ein schattiges Gesicht und eine tiefklingende, lautvolle Stimme; er gleicht gewissermaßen dem Heimathlande voll Schwellungen und langgedehnter Laubholzwälder, voll hallender Schluchten, voll dunkelgrün berankter Felsenvorsprünge und wundervoller Uferkrümmungen, die das Echo wiedergeben."

„Wie viele Stunden habe ich in den Pontus hinabgeblickt, wie sich die Welle kräuselte und an der Klippe brach, wie die Barke vorüberstrich; wie der Istambol, das Prachtschiff, hinter dem waldigen Vorgebirge Joros hervorbrechend, die Rauchsäule gen Trabisonda trieb. Von besonderer Wirkung war der Anblick des Nachts, wenn der Mond, über dem Waldschatten des Lasengebirges hangend, sein melancholisches Licht auf den Wasserspiegel goß und vom Strand herauf jenes dumpfmatte, nur Seeanwohnern zu erklärende Gemurmel der selbst in heiterster Stille vom Hauche der Abendlüfte

*) Er schärft ihr ein, nicht den Skythenhorden zu nahen, die in geflochtenen Korbhütten auf Wagen hausen, weithin treffende Bogen als Waffe tragen. Sie solle den Schritt zum meerumrauschten Felsenbord wenden.

„Sofort zur Linken wohnen dir die Chalyber,
Die Eisenschmiede; hüte dich vor diesem Volk,
Das ungeschlacht und Fremden unzugänglich ist."

Oder vielmehr abhold, sich nicht anschmiegend.

οὓς φυλάξασθαί σε χρή·
ἀνήμεροι γὰρ οὐδὲ πρόσπλαστοι ξένοις.

Aeschylos, Prometheus 712 ff.

A.

Landleute aus der Umgegend von Trapezunt.

in langen Schwingungen an das Land getriebenen und regelmäßig wiederkehrenden Welle zum Ohre drang. Diese trapezuntischen Mondnächte hatten etwas Sorgenstillendes für das Gemüth. — Wir lieben Waldeinsamkeit, Laubgehölze, dichtverwachsenes Gebüsch, Berge, Bäche, Thalschluchten und Felsengewinde neben wallendem Kornfelde, — romantische Bilder, wie sie die Natur in wundervollen Mischungen nirgend so prachtvoll wie in Kolchis gezeichnet hat."

Solch ein Gemälde giebt Stimmung. Doch wir wollen den Naturforscher Theophil Deyrolle auf einigen seiner Ausflüge begleiten. Der Pascha gab ihm ein Buyuruldi, d. h. Empfehlungsbrief, an die Kaimakans, Mudirs und Muktars, also die Ober- und Unterbeamten, durch welchen

Ein Saptieh des Pascha.

dieselben angewiesen wurden, dem Reisenden Schutz angedeihen zu lassen und ihm gegen Zahlung Pferde und Lebensmittel zu liefern. Auch stellte er ihm einen Saptieh, Polizeibeamten, einen Lasen, der ihn vor allen Unannehmlichkeiten bewahren sollte.

So ritt er an einem schönen Morgen um Frühlingsanfang aus den Thoren von Trapezunt zunächst nach dem nur etwa 4 deutsche Meilen entfernten Djewilisk. Unterwegs begegneten ihm viele Landleute, welche nach der Stadt zu Markte gingen; sie waren in weiße oder braune Wollenstoffe von grober Arbeit gekleidet und trugen auf dem Kopfe Fes oder Baschlik, Turban oder Pelzkappe. Die Frauen waren Lastträgerinnen, während die Männer nebenher gingen und Strümpfe strickten. Es nahm sich eigenthümlich aus, wie diese rauhen Bergbewohner, mit langem Dolch im Gürtel und der Flinte über der Schulter, die Stricknadeln handhabten. Beim Dorfe Mugurdji wies der Saptieh Hussein Aga dem Reisenden ein Haus, in welchem 1867 ein französischer Ingenieur gewohnt hatte. Sein sechszehnjähriger Sohn war unbesonnen genug, die mohammedanischen Arbeiter ihrer Religion wegen zu hänseln; sie wurden darüber so ergrimmt, daß sie Nachts das Haus überfielen und dem Spöt-

Armenierinnen und Griechinnen in Trapezunt.

ter, in Gegenwart seines Vaters, siebenzeh'n zumeist tödtliche Wunden beibrachten. Auch der Vater wurde ermordet.

In Djewilisk findet man Einkehrhäuser für die Karawanen, welche dort ihre letzte Rast vor Trapezunt halten. Die Nußbäume, Eichen, Buchen trieben ihr erstes Laub; hohe Tannen standen am Rande frisch grünender Wiesen, hoch oben am Gebirge lagen breite Schneestreifen; Cyclamen, Veilchen und Scyllen waren in voller Blüthe und die Vögel im Gezweige schmetterten ihre frohen Lieder.

Im Dorfe Karatschukur gesellten sich einige landeskundige Leute zu ihm, die ein eigenthümliches Gewerbe treiben; man kann sie als Knorrensucher bezeichnen. Sie streifen in den Wäldern umher, um Nußbäume aufzusuchen, welche knorrige Auswüchse haben; diese geben ein für die Kunsttischler werthvolles Maserholz. Gelegentlich jagen sie auch Bären und Gemsen. Jene vier Knorrensucher ritten gute Pferde und hatten nur das nothdürftigste Gepäck; ihre wichtigsten Werkzeuge waren ein Holzbohrer und eine lange Säge. Diesmal wollten sie einen weiten Ausflug machen bis an den Wan-See in Armenien, um dort am nordöstlichen Ufer in den schwer zugänglichen Wäldern Knorren abzusägen. Karten oder Compaß waren für sie unbekannte Dinge.

Die Straße hinauf zum Ziganagebirge ist schlecht und für die Karawanenthiere höchst beschwerlich; ihr höchster Punkt liegt dort 2025 Meter über dem Meere und man hat dort eine weite Aussicht. Der Südabhang ist beinahe baumlos, weil das vulcanische Gestein keine Dammerde hat und der Abstieg ist eben so beschwerlich wie der Aufstieg. Unten am Gebirge liegen einige Einkehrhäuser (Chane); der Reisende übernachtete bei einem Armenier und machte die Bemerkung, daß man in Einkehrhäusern, die von Christen gehalten werden, sicherlich allemal auf das Unverschämteste geprellt wird, während man bei mohammedanischen Wirthen auf Rechtschaffenheit und gastliche Aufnahme rechnen kann. „Jener christliche Chandschi forderte mir sechsmal mehr ab als billig war, und als ich ihn mit der Hälfte abspeiste, weinte dieser christliche Halunke wie ein Kind. Meine persischen Reisegefährten hatten bei einem Muselmann übernachtet und waren mit Zeche und Behandlung sehr zufrieden."

Das Einkehrdorf Arsada liegt malerisch am Tscharschüt Tschai in wilder Felsgegend; weiterhin, wo man Senkungen des Geländes antrifft, findet man stets grüne Oasen. Eine solche ist beim Dorfe Karatschukur, das ganz von Mohammedanern bewohnt ist, wo aber doch die Frauen unverschleiert gehen. Die Umgegend ist reich an Mineralien, namentlich an Kupfererzen, aber die Gruben werden längst nicht mehr bearbeitet. Deyrolle blieb zwei Wochen in diesem überaus schmutzigen Dorfe, von welchem aus er naturwissenschaftliche Wanderungen in der Umgegend machte. Die Leute in den Dörfern haben hier, wo der Temperaturunterschied in den verschiedenen Jahreszeiten sehr beträchtlich ist, drei verschiedene Wohnungen. Das Winterhaus liegt tief im Thale; das für den Frühling und Herbst im Walde; von Mai bis August hausen sie in einer Waïla, einem aus rohen Steinen aufgeführten Gebäude, oben auf der Hochebene, wo das Vieh treffliche Weide findet. Die Uebersiedelung mit Sack und Pack ist leicht bewerkstelligt, weil die Leute nur wenige Habseligkeiten besitzen. Mit den Städten kommen sie nur selten in Berührung, haben auch nur wenige Pferde, weil sie vom Karawanenwege fernab liegen. Auch hier fällt die meiste Arbeit den Frauen zur Last; die Männer spinnen Hanf und Wolle und stricken, sind aber auch eifrige Jäger und ihre ganze Erscheinung hat etwas Wildes. Jeder trägt einen Kara-Kullak, d. h. großen krummen Säbel, und einen kurzen Carabiner. Groß und Klein kauet das getrocknete Harz der Abies orientalis, das wohlriechend ist und weder scharf noch bitter schmeckt.

Deyrolle kehrte auf kurze Zeit nach Trapezunt zurück, um sich zu einer Wanderung nach Gümüsch Chane auszurüsten; er trat dieselbe im vollen Frühjahr an, 9. Juni. An Herstellung des Karawanenweges wurde damals fleißig gearbeitet. In welchem Zustande sich derselbe bisher befand, läßt sich aus Folgendem abnehmen. Eine Bronzekanone sollte über den schon erwähnten Ziganapaß gebracht werden. In Trapezunt hatte man sie auf einen Wagen geladen, der von vielen Ochsen gezogen wurde; in Djewilisk lud man sie auf einen aus rohen Baumstämmen verfertigten Schlitten, vor den man einige hundert in der Umgegend zusammengetriebene Männer spannte. Mehrmals ist sie in einen Abgrund gerollt und es kostete allemal Tage angestrengter Arbeit, sie wieder heraufzubringen; aber sie ist zuletzt glücklich nach Erzerum gelangt, das etwa 43 deutsche Meilen, 325 Kilometer, von Trapezunt entfernt liegt.

Gümüsch Chane liegt amphitheatralisch an den steilen Abhängen einer weiten Gebirgsschlucht. Der Reisende wurde vom Districtsamtmann, dem Mutessarif, freundlich empfangen und fand bei einem wohlhabenden armenischen Kaufmann ein sehr behagliches Unterkommen. Während eines Wandelganges in den Straßen wurde er von den Budenhaltern förmlich bestürmt; sie zerrten ihn am Arme, boten ihm alte Münzen an und riefen ein Mal über das andere antiqua! Unter diesen Münzen waren solche von byzantinischen Kaisern und armenischen Königen, alle schlecht erhalten, und es wurden ganz unverschämte Preise dafür gefordert.

Unter den etwa achthundert Häusern der Stadt werden ungefähr zweihundert von Armeniern bewohnt. Die Stadt treibt beträchtlichen Handel mit Obst und verkauft davon jährlich für einige hunderttausend Piaster nach Konstantinopel, Trapezunt und Erzerum. Die Birnen gelten für die besten, welche man kennt, und die Aepfel stehen den berühmten von Amasia nicht nach. Kirschen gehen in Menge nach den eben genannten Städten und auch nach Baïburt; Zwetschen, Aprikosen und weiße Maulbeeren werden getrocknet und ausgeführt; in der Umgegend wächst ein guter Wein, der aber zum Transport in Ziegenschläuche gefüllt wird. Gesucht ist auch das in Gümüsch Chane verfertigte Töpfergeschirr und die Ziegen-, Reh-, Lamm- und Hasenfelle bilden einen wichtigen Handelsartikel. Auch Felle von Bären, Wölfen, Füchsen, Mardern, Iltis, Luchsen und Ottern findet man auf dem Bazar.

Die Silbergruben liegen verlassen in Folge der wahnwitzigen sogenannten Reformen, durch welche Sultan Mahmud so großes Unheil über die Türkei gebracht hat. Im Jahre 1810 trugen sie monatlich etwa 30,000 Piaster ein, 1845 im Verlauf eines ganzen Jahres kaum 100,000 und heute — nichts oder so viel wie gar nichts. Von dem, was etwa noch in Betrieb ist, erhebt die Regierung die Hälfte des Bruttoertrages, der sich auf kaum ein paar tausend Piaster stellt.

* * *

Die unterirdischen Grubengeister bei Gümüsch Chane.

Während wir, nach Deyrolle's Reiseberichte, das Vorstehende niederschrieben, erinnerten wir uns, vor etwa zwei Jahren gelesen zu haben, daß Gifford Palgrave, dem wir ein ausgezeichnetes Werk über Arabien verdanken, auf seinen Streifzügen im nördlichen Kleinasien auch Gümüsch Chane und die dortigen Bergwerke besucht habe. Indem wir wieder nachschlagen, finden wir bemerkenswerthe Angaben, die

wir einschalten, weil sie in mehr als einer Beziehung von Interesse sind. Man glaubt Bergmannserzählungen aus dem Harze zu lesen.

Das türkische Wort Gümüsch Chane bedeutet Silberstadt. Das ganze Gebirgsland der Umgegend ist reich an Silber, Kupfer, Eisen und Blei, namentlich das letztere kommt in großer Menge vor; die Stadt liegt an einem steilen Abhange etwa 5000 Fuß über dem Meere und oberhalb derselben steigt jäh eine Wand empor, an welcher man den Eingang zu den Silberstollen schon von Weitem erblickt. Die Gruben sind, der Ueberlieferung zufolge, bereits unter den pontischen Königen, den Römern und den byzantinischen Kaisern bearbeitet worden; gewiß bleibt, daß sie bis zu Anfang unsers Jahrhunderts ihren Besitzern, den Beys, erklecklichen Nutzen abwarfen. Als jedoch Sultan Mahmud der Zweite (— der vielbelobte Reformator, welcher den Untergang der Türkei durch seine sogenannten Reformen unvermeidlich gemacht hat —) den Thron in Stambul bestieg und seine neue verderbliche Wirthschaft einführte, wurde das Eigenthumsrecht der Beys für verfallen erklärt. Mahmud schickte, um die Gruben für sich ausbeuten zu lassen, Beamte, die vom Bergbau nichts verstanden; bald waren dann die Gruben ersoffen und sind es bis auf den heutigen Tag geblieben. Aber der Eingang ist noch vorhanden und weit und breit liegen Schlacken umher, deren Bearbeitung immerhin eine nicht unbeträchtliche Silberausbente geben würde.

Etwa eintausend Schritte von der steilen Felswand entfernt, im tiefen Thale des Scharschut, der bei Tripoli ins

Ein Kaïmackli bei Gümüsch Chane.

Schwarze Meer mündet, wird das Auge durch herrliche Obstgärten erfreut, deren Ertrag für die Besitzer eine Quelle des Wohlstandes ist. Zwischen diesen Gärten und jener Felswand läuft die alte Karawanenstraße von Trapezunt und Erzerum, welche namentlich während der Sommermonate auch heute noch sehr belebt ist, und gerade an ihr lassen sich die Berggeister blicken.

Ich saß, so erzählt Palgrave, eines Nachmittags in der Bude eines Türken, trank Kaffee, und die Rede kam auch auf Metalle und Bergwerke. Der Türke berichtete mir dann, gläubig und mit vollem Ernste, das Nachstehende.

Es war im Sommer des vorigen Jahres, als ich etwa eine Woche in Gümüsch Chane blieb, wo ich Geschäfte hatte. Auf der Heimkehr, die ich gegen Abend antrat, wollte ich in einem etwa zwei Stunden von der Stadt entfernten Dorf übernachten. Ein mir bekannter Grieche (— so bezeichnet man dort überhaupt die orientalisch-orthodoxen Christen —) schloß sich mir an. Bald stieg der Vollmond herauf; wir konnten die Straße so deutlich sehen als ob es Tag wäre und gingen auf ihr zwischen den Gärten hin ohne daß ein Mensch uns begegnet wäre.

Da bemerkten wir plötzlich eine große Menge Gestalten zu unserer Rechten auftauchen, die sich uns queruber in den Weg stellten. Sie sahen aus wie Menschen, waren aber alle nur etwa anderthalb Fuß hoch. Sie trugen grüne, mit Silber besetzte Kleidung und Jeder hatte einen Dolch im Gürtel stecken. In langem Zuge kamen sie aus der Niederung am Wege hervor, uns immer näher, schlossen einen Kreis um uns und winkten, daß wir ihnen näher treten möchten. Ich sah den Griechen an, der Grieche sah mich

an, aber wir waren beide sprachlos und gehorchten dem Winke. Die kleinen Geister hatten keinen Anführer, alles aber ging so, als ob sie sich vorher verabredet hätten. Sie führten uns von der Landstraße auf einen tiefer liegenden Seitenweg, ohne daß ich darauf geachtet hätte in welcher Richtung. Bald aber gewann ich einige Fassung und fragte den Griechen leise, was für Geschöpfe das wohl seien und ob wir nicht besser thäten, wenn wir sie allein ließen? Der Grieche aber sagte, er wisse es wohl, sie seien Grubengeister, die uns nichts zu leide thun würden, wenn wir sie gewähren ließen; entfliehen könnten wir ohnehin nicht.

So gingen wir denn, als Gefangene der kleinen Männer, schweigend weiter, bis wir an eine Lichtung kamen, wo nur wenige Bäume standen und helles Mondlicht war. Dort winkten uns die Zwerge, stehen zu bleiben und uns zu setzen, was wir auch thaten. Die kleinen Männer, welche spitz zulaufende Kapuzen auf dem Kopfe trugen, nahmen nun auch Platz, nachdem sie mehrere Schildwachen ausgestellt hatten; diese blieben ruhig stehen.

Nun fragte der Grieche, was sie von uns wollten und weshalb sie uns so eingeschlossen hielten? Sie antworteten mit hohler Stimme, die nicht einem Einzelnen anzugehören schien sondern wie ein Echo klang, daß wir kein Recht hätten; zu dieser Stunde auf der großen Straße zu reisen; sie würden uns nicht wieder frei lassen. Der Mond schien bis dahin ganz hell; plötzlich aber wurde er verdunkelt, obschon gar kein Gewölk am Himmel stand. Die Zahl und auch die Größe der Geister schien anzuwachsen; ihre Geberden wurden so drohend, daß ich wirklich Angst bekam, aber der Grieche raunte mir leise zu: Bleibe nur ruhig und bekümmere Dich gar nicht um sie, wir wollen Alles gelassen abwarten; wenn der Morgen grauet, werden sie uns schon frei lassen.

Bald schien der Mond wieder so hell wie vorher, aber die Nacht kam uns unendlich lang vor und war höchst unheimlich, weil die Zahl der Geister sich immer noch vermehrte; es waren ihrer so viele, daß wir durch die dichtgedrängte Menge gar nicht hindurchsehen konnten. Nach einer Weile wurden Trommeln, Pfeifen und Dudelsäcke gebracht und nun bildeten die Zwerge einen Kreis um uns, und sprangen und

Wilde Ziegen.

tanzten, und forderten uns durch Zeichen auf, wir möchten doch mitmachen. Aber wir thaten als merkten wir gar nichts und blieben still sitzen. Das Tanzen und Springen wurde immer toller, die Geberden und die Einladungen mitzumachen wurden immer drohender, es schien als ob sie Hand an uns legen wollten um uns zu zwingen, aber allemal hielten sie an, sobald sie in unserer unmittelbaren Nähe waren.

Als inzwischen der Mond bleicher und die Luft recht kühl wurde, verminderte sich nach und nach die Menge und bald waren die Zwerge verschwunden, ohne daß wir wußten wo sie geblieben wären, bis auf zwei; der eine derselben hatte eine Feder auf seiner Kapuze. Beide traten näher und winkten uns aufzustehen; auch deuteten sie an, daß sie uns wieder auf den richtigen Weg bringen würden. Es war nun dunkle Nacht und noch kein Schimmer der Morgenröthe da. Der mit der Feder trat dicht zu mir heran und wurde plötzlich so groß wie ich selber. Er gab mir drei Kieselsteine in die Hand und sprach: Bewahre sie gut; ich gebe sie Dir zum Andenken. Und nun geht gerade aus, hier gegenüber ist die Straße.

Beide Zwerge verschwanden, wir waren allein und gingen schweigend weiter. Die Steine wurden mir bald zu schwer und ich warf erst einen und dann auch einen zweiten fort. Als der Grieche sie fallen hörte, blieb er stehen und sagte: Wirf sie nicht weg, denn sie sind gewiß werthvoll! Also behielt ich den dritten, obwohl ich in der dunkeln Nacht nicht wußte wie er aussah.

Als wir eine Strecke weit gegangen waren, setzten wir uns am Weg hin um den Tag zu erwarten und als es hell wurde, betrachtete ich mir dann meinen Stein. Er sah aus wie Silber und war auch Silber. Jetzt gingen wir zurück, um die beiden anderen zu suchen, welche ich weggeworfen hatte, fanden sie aber nicht wieder. Der Grieche ist Goldschmied von Handwerk; er sagte, das Ding sei etwa 100 Dirhems (etwa dreiviertel Pfund) schwer und ganz gediegenes Silber. —

Das ist die Geschichte welche mir der Muselmann erzählte; er zweifelte keinen Augenblick, daß die „Zwerge“ Grubengeister seien; sie wären auch von anderen Leuten und auf dieselbe Art gesehen worden, doch habe man nie

gehört, daß sie einem Menschen etwas zu leide gethan hätten. Weshalb sie sich gerade mit ihm zu schaffen gemacht, könne er sich nicht erklären, da er mit dem Bergwerke gar nichts zu thun habe. Aber vielleicht hatten sie dem Goldschmied andeuten wollen, er möge dafür sorgen, daß das Wasser aus Stollen und Schacht entfernt werde. Wer weiß? Freilich, nachdem der Grieche das Silber in die Hände bekommen hatte, ging ihm Alles schlecht; seine Kinder wurden krank und zwei starben; er ist weggezogen und nun im Kaukasus bei den Russen. —

Diese Zwerge, Unterirdischen, Grubengeister gemahnen entschieden an jene im Harze, im Erzgebirge und Thüringen. Türkisch ist dieser Glaube nicht, in Georgien kommt er nicht vor, auch nicht bei den Arabern.

* * *

Jenseits Gümüsch Chane sprach Deyrolle in einem hübschen Kloster vor, das eine entzückende Lage hat und von vielen Pilgern besucht wird. Unterhalb der Kirche liegen die landwirthschaftlichen Gebäude; die Ziegen- und Schafherden geben treffliche Milch, aus welcher man Butter und Käse bereitet, dann auch Rahm, Kaïmack; deshalb wird solch ein Gehöft als Kaïmackli bezeichnet. Der Oberhirt, ein Kurde, war ein leidenschaftlicher Jäger, und mit ihm streifte der Reisende in der Umgegend umher. Sie erklommen einen sehr steilen Berg, auf welchem am Abend vorher wilde Ziegen sich hatten blicken lassen. Als sie oben waren, kamen in etwa eintausend Schritt Entfernung wieder vier derselben in Sicht, auf welche dann sofort Jagd gemacht wurde. Es gelang dem Kurden sie in eine Schlucht zu treiben und zwei zu schießen. Die wilde Ziege, Capra Aegagrus, ist bekanntlich weit verbreitet; sie kommt in vielen Theilen Anatoliens vor, in Armenien, Persien, Centralasien, im östlichen und südlichen Kaukasus und auch auf Kreta. Das ausgewachsene Männchen hat am Widerrist reichlich drei Fuß Höhe und mächtige Hörner; die Farbe variirt vom Gelb bis zum Braun; Bauch, Brust und die innere Seite der Beine sind weißlich; über den Rücken läuft ein schwarzer Streif, eben so über die Stirn, der lange Bart ist gleichfalls schwarz. Diese wilden Ziegen halten sich gern in der Nähe der Schneegrenze auf, in kleinen Rudeln an steilen Bergen und sind sehr schwer zu beschleichen. Gegen Abend kommen sie in die buschigen Schluchten herunter und gehen Morgens wieder höher hinauf.

Auf dem Wege nach Baïburt begegnete dem Reisenden eine aus mehr als eintausend Eseln bestehende Karawane, welche Weizen aus Erzerum nach Trapezunt brachte. Die Thiere waren schwer belastet; jedem waren die Nasenlöcher aufgeschlitzt. Häufig sind die sogenannten Erdeichhörnchen, Spermophilus sitillus (?), deren Fleisch sehr wohlschmeckend ist. Auch auf den Hochebenen von Armenien und Kurdistan kommen sie in Menge vor und der Wanderer vernimmt unaufhörlich ihr Pfeifen. (Sie erinnern an die sogenannten Prairiehunde Nordamerikas.) In der Nähe von Baïburt dehnen sich weite, schlammige Wiesen aus — ein Paradies für Störche, Kibitze und verschiedene Enten, unter denen die Tadorne casarca sich durch ihren klagenden Ton weithin bemerklich macht. Auf den trockenen Feldern bemerkt man in großer Menge Feldhühner und Lerchen.

Baïburt hat seinen armenischen Namen nach der oberhalb der Stadt liegenden Festung, liegt im Thale des Tschorok su und zählt etwa 4000 Einwohner. Hier wachsen in einer Höhe von 1550 Meter über dem Meere noch Pappeln und Weiden dem Fluß entlang; die Steppe ist dürr und kahl. Raben, Elstern und Weihen gehen in den Straßen dreist und unangefochten umher und üben Gesundheitspolizei. Baïburt liegt auf der Karawanenstraße und hat deshalb lebhaften Verkehr. Die Entfernung bis Erzerum beträgt nur 130 Kilometer. Der Reisende hat unterwegs den Choschapunar, 2500 Meter, zu übersteigen, kommt dann über die Kette des Kop Dagh und erblickt von der Höhe derselben den Meïmansur su, diesen nördlichen Quellarm des Euphrat, welchen man vermittelst einer Furth passirt. Dann breitet sich eine weite Ebene aus bis nach Erzerum, das man schon aus weiter Ferne erblickt.

Oberst Browne's Expedition nach Yünnan mißlungen.

Vor einigen Wochen (Nro. 4, S. 61) setzten wir auseinander, worauf es bei dieser Expedition abgesehen war. Nachdem die Franzosen von Tonkin aus einen fahrbaren Wasserweg bis ins Innere des südwestlichen China ausfindig gemacht haben und denselben auch schon benutzen, liegt den Engländern daran, den Waarenzug aus Yünnan wieder auf die alte Karawanenstraße nach dem obern Irawaddy zu lenken, wo Bhamo, das im birmanischen Gebiete liegt, einen Stapelplatz bildet. Sie schiffen bis dahin mit Dampfern, haben dort einen Consul und als Beigabe den unvermeidlichen Missionär. Zwischen Bhamo und Yünnan liegt das Chachyengebirge, das sich nur bis zu ein paar tausend Fuß erhebt und dem Verkehr keine Schwierigkeiten in den Weg legt. Die Häuptlinge der dortigen Schanstämme waren geneigt zum Anknüpfen von Handelsverbindungen und benahmen sich sehr freundlich gegen Oberst Sladen, als dieser in ihr Gebiet kam, um bis nach Talifu zu gelangen, wo damals Soliman, Sultan der mohammedanischen Panthays, residirte. Derselbe saß auf seinem Throne noch fest und wäre seinerseits den Engländern gern förderlich gewesen. Aber die Grenzbezirke von Yünnan waren nicht zu passiren, weil in ihnen die Panthays mit den Truppen der Mandarinen Krieg führten und weit und breit Alles unruhig war. So kam Sladen nur bis zur Grenzstadt Momein und mußte dort umkehren.

Die Engländer können sich, so meinen wir, nicht verhehlen, daß sie wieder einmal einen großen Fehler begingen, indem sie den Panthays den Rücken kehrten. Soliman hatte Bevollmächtigte selbst nach Calcutta geschickt und dem Vicekönig eröffnen lassen, daß er gern auf die Wünsche Englands eingehen wolle. Die lendenlahme Manchesterpolitik der Whigs in London war eine Zeit lang schwankend, ob sie den Panthays förderlich sein solle, kam aber zu keinem Entschlusse und ließ den Dingen ihren Lauf.

Ganz anders die Franzosen, welche ihren englischen Handelsrivalen ein Bein stellten. Sie benutzten den Handelsweg vom Meerbusen von Tonkin aus, um die Mandarinenarmee mit Waffen und allem möglichen Kriegsbedarf zu versorgen und es ihr möglich zu machen, die Mohammedaner mehr und mehr in die Enge zu treiben und am Ende völlig

niederzuschlagen. Als Lohn dafür sind ihnen allerlei Begünstigungen geworden und der Handelszug aus und nach Yünnan geht nun zum beträchtlichen Theile durch Tonkin; dieser Verkehr befindet sich in den Händen der Franzosen und der Manchester-John-Bull hat das Nachsehen.

In Ranguhn, dem großen Handelsemporium in Pegu, an der Mündung des Irawaddy, wo alle aus dem südwestlichen China den Strom herabkommenden Waaren gelagert werden und zur Verschiffung über See gelangen mußten, war man begreiflicherweise unzufrieden mit der Wendung, welche die Dinge nahmen und drang darauf, daß ein ernstlicher Versuch gemacht werde, die alte Karawanenstraße wieder zu beleben. Es war die Aufgabe des Obersten Browne, sich von der gegenwärtigen Lage der Dinge zu überzeugen und von Bhamo aus auf der früher von Sladen eingeschlagene Route über Momein bis Talisu vorzudringen.

Die Expedition war sorgfältig ausgerüstet: Ney Elias, dem wir werthvolle Nachrichten über die von ihm erforschte Mongolei verdanken, hatte sich angeschlossen, mit Pässen, Empfehlungsschreiben und sonstigen Papieren von Seiten der kaiserlichen Behörden in Peking war Browne reichlich versehen. Eine wichtige Person war der Dolmetscher Margary. Derselbe hatte die Reise von Peking aus quer durch China über Land gemacht und glücklich Bhamo erreicht, wo er sich mit Browne vereinigte. Unterm 29. November hatte er von Yünnan fu, neben Talisu der wichtigsten Stadt in jener Provinz, an seinen Vater nach London geschrieben, er habe nur noch 18 Stationen zurückzulegen, um den Grenzort Yeng Tschangsu zu erreichen und von dort nur noch 5 bis Momein. Das Volk habe ihn „entzückend" behandelt, die Mandarinen hätten sich überaus höflich benommen. „Meine Wanderung war ein Triumphzug. Die letzte Station war die schlimmste, weil Passagiere in ganzen Schwärmen aus und nach der Hauptstadt strömten und die Gasthöfe füllten. Morgen gehe ich nach Talifu, 13 Tagereisen in nordwestlicher Richtung, von da ab 5 Tagereisen in gerade südlicher Richtung über Berge nach Yeng Tschang." Bei einem Vorfalle, der ihm früher in Tscheng Yuang fu begegnete, war freilich die Aufnahme nicht entzückend. Dort hat die Schifffahrt auf dem großen Strom ein Ende und als er ein Boot verlassen wollte, griff ihn das Volk an, wollte ihm verwehren sein Gepäck ans Land zu bringen, wollte die Thüren des Gasthofes einschlagen und es blieb ihm nichts anderes übrig als im Yamen (dem Regierungsgebäude) eine Schlafstelle zu suchen. Als er am andern Morgen weiter reiste, zerschlug der Pöbel das Boot, in welchem der fremde Teufel von Hankëu hergekommen war.

Der Gouverneur versprach Bestrafung der Missethäter, gab ihm zwei Offiziere als Begleiter mit und schickte Laufzettel voraus, damit für den Fremden in den Gasthöfen Alles vorbereitet sei; er wollte ihm auch Pferde geben, was jedoch abgelehnt wurde. Die Gegend, welche Margary dann durchzog, bot in Folge der langjährigen Rebellion einen verwüsteten Anblick dar.

Er gelangte, wie schon bemerkt, wohlbehalten nach Bhamo. Die Expedition setzte sich von dort aus gegen Ende Decembers in Bewegung, wurde aber am 22. Februar auf chinesischem Gebiete bei der Ortschaft Mauwine von einigen Hundert chinesischen Soldaten und einer großen Anzahl von Leuten, welche den Gebirgsstämmen angehörten, überfallen, mußte ihr ganzes Gepäck im Stiche lassen und nur mit genauer Noth gelang ihr die Flucht; Margary aber ist, nebst fünf seiner chinesischen Diener, ermordet worden. Das Alles geschah, trotzdem alle erforderlichen schriftlichen Documente und Empfehlungsschreiben im Voraus an die Behörden der Ortschaften gesandt waren, durch welche die Expedition kommen mußte.

Veranlassung zu solchen Feindseligkeiten hat sie auf keinen Fall gegeben, die Sache selber findet jedoch unschwer eine Erklärung.

Bekanntlich haben die Engländer in zwei Kriegen dem Kaiser von Birma einen beträchtlichen Theil seines Gebietes abgenommen und ihn völlig vom Meer abgesperrt. Im Jahre 1826 mußte er im Frieden von Yandabu die ganze Ostküste des Bengalischen Meerbusens abtreten und 1839 ganz Pegu mit allen Häfen, welche von großer Wichtigkeit sind, weil sie Hauptverschiffungsplätze für den Reis bilden. Der Kaiser verlor somit das ganze Mündungsgebiet des Irawaddy und später wurde ihm ein Vertrag aufgezwungen, dem gemäß er freie Schifffahrt auf dem ganzen Strome bis Bhamo hinauf gestatten und sich dort einen britischen Consul wie in seiner Hauptstadt Mandelay einen britischen Residenten am Hofe gefallen lassen mußte.

Nach solchen Vorgängen begreift man, daß dieser einst so mächtige Potentat den Engländern nicht hold ist. Er weiß auch ohne Zweifel, daß schon mehr als einmal in Londoner wie in Calcuttaer Blättern rund heraus gesagt worden ist, man werde und müsse seiner Herrschaft ein Ende machen und den noch vorhandenen Rest von Birma annectiren, um über den Handelsweg nach dem südwestlichen China frei verfügen zu können. Der Kaiser läßt seine Truppen durch französische Offiziere drillen, fügt sich den Engländern nur widerwillig und seine Mandarinen machen aus ihrer Feindschaft gegen dieselben kaum ein Hehl.

Nun traf es sich, daß nahezu gleichzeitig der birmanische Monarch eine Gesandtschaft an den kaiserlichen Hof nach Peking abschickte, die aus hohen Würdenträgern bestand. Sie ging der Expedition Browne's um mehrere Tagereisen voraus und schlug denselben Weg ein, welchen letztere zu nehmen hatte. Es scheint nun, daß von den Gesandtschaftsmandarinen Ränke gesponnen und die chinesischen Behörden aufgestachelt worden sind; genauere Nachforschungen werden wohl die Einzelnheiten ans Licht bringen. Wir wollen auch hervorheben, daß sowohl die chinesischen wie die birmanischen Kaufleute in den Engländern Concurrenten sehen, welchen sie nicht gewachsen sind und die ihnen den Handel entreißen; es ist daher erklärlich, daß diese einflußreiche Classe den Fremden abhold ist und ihnen alle möglichen Hindernisse in den Weg legt.

Falls die Engländer annectiren wollten, wäre ihnen jetzt ein Vorwand zu Feindseligkeiten nahe gelegt; jedenfalls können sie nicht umhin, nähere Untersuchungen anzustellen. Bis auf Weiteres kann von Wiederaufnahme der Expedition des Obersten Browne keine Rede sein.

Aber den Plan, die alte Karawanenstraße nach Yünnan wieder zu eröffnen und zu beleben, wird man gewiß nicht mehr fallen lassen, wäre es auch nur in Rücksicht auf den Wettbewerb der Franzosen in Tonkin. Wir erinnern uns, daß schon vor zwanzig Jahren hervorgehoben wurde, wie unpraktisch es sei, daß Briefe oder Güter, die von Schanghai nach Calcutta bestimmt sind, den weiten Umweg durch die Straße von Malakka zu machen haben; man müsse eine directe Verbindung herstellen, Eisenbahnen bauen &c. Und schon vor nun etwa dreißig Jahren wurden die Chinesen aufgefordert, einen Karawanenhandel aus ihren Westprovinzen nach Malmän (Mulmein) einzurichten. Die indische Regierung wandte dem allerdings wichtigen Gegenstand einige Aufmerksamkeit zu; in ihrem Auftrag unternahm gegen Ende 1867 Sladen seine Expedition; man untersuchte, ob der Saluenstrom eine fahrbare Straße ins Innere bilde, fand ihn aber der Wasserfälle und Stromschnellen wegen nicht

brauchbar. Man brachte auch eine Eisenbahn in Vorschlag, welche von der Hafenstadt Rangun bis nach Kiang hung, einer Stadt der Schans, hart an der Grenze Chinas, geführt werden sollte. Aber ernstlich wurde nichts in Angriff genommen und der verheerende langjährige Krieg zwischen den Panthays und den Streitkräften des Pekinger Kaisers machte einen regelmäßigen Handelsverkehr aus und nach Yünnan unmöglich. Im Januar 1873 ist dann Talifu allerdings den Mandarinen in die Hände gefallen, aber die „Times" ist im Irrthum, wenn sie annimmt, daß Yünnan nun „ruhig" sei. Die Hunderttausende von Mohammedanern fügen sich für den Augenblick dem Zwang, aber ohne alle Frage würden sie die erste günstige Gelegenheit wahrnehmen, um sich wieder in Waffen zu erheben. Und wenn das genannte Blatt rühmt, die „militairische Energie" der Chinesen habe sich aufs Neue wiederbelebt, so mag es erwägen, daß die Panthays volle achtzehn Jahre lang den bei Weitem größten Theil der Provinz innehatten und erst unterlagen, als die Mandarinen von den Franzosen Offiziere, verbesserte Schießwaffen, Kriegsbedarf und sonst allerlei Vorräthe aus Tonkin erhielten.

Nachschrift. Generalmajor H. J. Margary, Vater des Ermordeten, hat einige Telegramme veröffentlicht, welche Näheres über die obigen Vorfälle enthalten. Man sieht, daß der Ueberfall planmäßig vorbereitet war. „Die angreifende Partie war die Vorhut eines Heerhaufens von 3000 Mann, welche der (chinesische) Gouverneur von Momein ausgeschickt hatte, um die britische Expedition zu vernichten; darüber herrscht kein Zweifel. Oberst Browne berichtet tief betrübt, daß Margary nebst seinen fünf chinesischen Dienern bei Mauwine getödtet wurde; ihre Köpfe wurden auf der Stadtmauer zur Schau ausgestellt. Die Chinesen wurden vom Neffen Li Si Hie's befehligt." (Der Letztere wird nicht näher bezeichnet; er ist wohl Gouverneur von Momein.)

Ein Telegramm von Oberst Strover, datirt Rangun 3. März, lautet: „Durch Privatnachrichten erfahre ich, daß Margary der Expedition vorausging, um zu recognosciren; 12 Miles von Mauwine wurde er überfallen und verrätherisch ermordet."

Generalmajor Margary fragt nun (in der „Mail", 10. März), ob die englische Regierung einen solchen Schimpf ruhig hinnehmen oder rächen werde? Wenn sie jenes thue, werde Indien gefährdet sein. „Ohne Zweifel wird man in China und auch anderwärts die Kunde verbreiten, daß eine beträchtliche Streitmacht englischer Teufel mit leichter Mühe aufs Haupt geschlagen worden sei. Was wird die Folge sein, wenn wir nicht kräftig und rasch einschreiten? Mauwine sollte bis auf den Grund zerstört werden; wir müssen Momein in Besitz nehmen, und beides läßt sich ohne große Schwierigkeiten ins Werk setzen. Dann würde der Handelsweg zwischen Birma und China sicher sein. Wir haben Krieg gegen den König von Abyssinien geführt, weil er einen Viceconsul eingesperrt hatte. Mein Sohn war Beamter im königlichen Consulardienste und von Seiten der Regierung beauftragt, die Expedition durch China zu führen. Er ging willig und hatte kaiserliche Geleitsbriefe."

Die verschiedenen Völker in Siebenbürgen.

IV.

Die Sachsen.

(Schluß.)

Bis vor Kurzem hat die Nahrung des sächsischen Kleinbürgers von der Nahrung des sächsischen Dörflers sich um ein ganz Unbedeutendes unterschieden. Hier wie dort wurde Vegetabilien der Vorzug eingeräumt, und man folgte bei der Zubereitung der Speisen keineswegs den Anordnungen einer feinern Küche, sondern warf Bohnen, Linsen, Sauerkraut und Rüben meistens gleichzeitig in einen und denselben Topf. Fleischspeisen gehörten zu den Seltenheiten, obgleich gesalzenes und geräuchertes Fleisch sich in jeder Wirthschaft als Vorrath befand. Bloß mit Speck machte man eine Ausnahme, da er häufig gegessen wurde, woher noch heute der Spitzname: Specksachsen, wie in Galizien: der Zwiebeljude. Heute ist es ziemlich anders und Fleischspeisen sind an der Tagesordnung; selbst auf den Dörfern findet man mehr als sonst dasselbe Bedürfniß, wenn auch die primitive Nahrung geschätzt und geachtet bleibt. Auch von den Sachsen wird Wein genossen, im Allgemeinen freilich mit sehr weiser Vorsicht. Das Bier ist dagegen in Ehren.

Diese Nüchternheit kommt dem Sachsen überall sehr gut zu statten, da sie jeden Anlaß zu Saumseligkeiten in seinem Gebahren beseitigt und ihn in seinen Plänen und Unternehmungen auf das Kräftigste unterstützt. Ueberdies bildet sie eine natürliche Abwehr jeder leichtsinnigen Action, die seinen Vermögensstand mit gefährlichen Folgen bedrohen könnte. Um diesen zu mehren, ist er rastlos bemüht und bei seiner beharrlichen wenn auch langsamen Arbeit ist es kein Wunder, wenn seine Erfolge durchschnittlich sehr glücklich sind. Seine Felder deuten auf einen fleißigen und rationellen Betrieb, seine Herden, vorzüglich Rinder und Büffel, sind wohlgenährt und stattlich, seine Scheunen und Magazine jederzeit voll, seine Gärten blühend. Er liebt die Bienenzucht und widmet dieser große Sorgfalt, obgleich sie eigentlich besser betrieben werden könnte. In Tagen, da seine häusliche Anwesenheit nicht geboten ist, läßt sich der sächsische Bauer als Kutscher gebrauchen. In diesem Falle bedient er sich eines überaus großen und schwerfälligen Wagens, der mit Strohdecken überlegt ist. In der Regel spannt er diesem seinen ganzen Pferdebesitz vor, der gewöhnlich in vier und mehr Stücken besteht. Seine Reisen führen ihn ins ganze Land, eben so nach Ungarn und in die Donauländer und geben ihm Anlaß zu reichem Verdienst.

Ein Tanz, der sich im Schooße der Nation entwickelt haben könnte, existirt gar nicht. Sogar die Dörfler kennen keinen andern als den im deutschen Volke üblichen Walzer und die böhmische Polka. Für die musikalische Begleitung sorgen gemeiniglich bloß junge Sachsen aus dem Dorfe, die sich größtentheils der Blasinstrumente oder der großen Harmonika bedienen. Streichinstrumente sind beinahe gar nicht

üblich. Der Gesang hält sich meistens an bekannte deutsche Melodien, die jedenfalls zuerst vom Städter gesungen werden mußten, bis sie auch im stillen Dorfe ihre Sänger fanden. Da das sächsische Idiom von der deutschen Sprache keineswegs so verschieden ist, daß es der metrischen Uebersetzung hinderlich wäre, so finden wir auch zu den bekannten Arien des deutschen Liedes die sächsische Uebersetzung des deutschen Textes gesungen. Uebrigens ist der dichterische Geist des Volkes nicht minder thätig als anderwärts.

So lebt und webt das gemüthliche Volk der Sachsen im fernen Osten der Monarchie durch Tugenden und Wohlstand ausgezeichnet. Seine Freiheiten haben das Ihrige beigetragen, um dieses Volk stark und blühend zu erhalten; sie haben ihm auch zu einer Entwickelung verholfen, die auf echt demokratischen Principien beruht und jedes das bürgerliche Gedeihen bedrohende Element ausschließt. Wenn auch einzelne Familien durch namhaftern Besitz oder durch Verdienste um Volk und Staat sich im Laufe der Jahrhunderte zur patrizischen Würde emporgeschwungen, so hat sich ein Adel noch lange nicht heranbilden können, wie sich andererseits der an Zahl geringe Büreaukratismus den strengsten constitutionellen Formen fügen mußte und sich noch heute fügt. Diesen Verfassungszuständen dürfte denn wohl auch der günstige Stand der allgemeinen Bildung zugeschrieben werden, die längst schon an die Thür des Bürgers wie des Bauers angepocht und liebevollen Einlaß gefunden hat. Auch haben einige klangvolle Namen im Gebiete der Wissenschaft und der Poesie dem sächsischen Volke alle Ehre zu machen gewußt; die Landtage geben häufig genug Gelegenheit umfassendes historisches und juridisches Wissen zu bethätigen und wie wir hier der Namen eines Zimmermann, Kanicher, Bönches und anderer mehr zu gedenken haben, müssen wir dort an Kästner, an Schuller erinnern, welcher letztere als Dichter, Gelehrter und Uebersetzer englischer und romänischer Dichtungen im höchsten Lebensalter noch und kurz vor seinem Tode die beharrlichste und rühmenswertheste Productivität an den Tag legte.

Das sächsische Volk ist augsburgischen Glaubensbekenntnisses. Die Lehre Luther's wurde in Hermannstadt (1529) durch den Sachsengrafen Markus Pempflinger, in Kronstadt (1547) durch Johann Honterus eingeführt. —

* * *

In einer kleinen Schrift: „Natur- und Culturbilder aus dem Burzenlande," welche Herr Johann Hintz zu Kronstadt 1873 hat drucken lassen, finden wir wirthschaftliche Angaben und manche Bemerkungen, die ein Streiflicht auf die Verhältnisse der Sachsen in der Kronstädter Gegend werfen. Herr Hintz sagt seinen Landsleuten empfindliche Wahrheiten. Zunächst hebt er hervor, daß den Sachsen im Allgemeinen die Niederung gehört, das Gebirge den Romänen und Magyaren. Manche sächsische Ortschaften sind zurückgegangen, z. B. der Markt Marienburg. Auch dort handelt es sich um die wichtige Frage: „Wie konnten die Sachsen an vielen Orten so jämmerlich aussterben oder wenigstens stillstehen in ihrer Vermehrung?" In Marienburg sind mehr sächsische Wohnhöfe vorhanden als Familien; die Sachsen zählen nur noch 900 Köpfe, jene der Romänen ist auf 1500 angewachsen und nimmt fortwährend zu. Trotz der Nähe von Kronstadt und des fruchtbaren Bodens verarmen jene; ihre Aecker sind zum großen Theil schon an Romänen aus dreizehn verschiedenen Ortschaften übergegangen. „Es ist ein sündhaftes Herabkommen bei unseren Sachsen; ein Verdorren und Verknorren ist eingetreten, als wäre des Sängers Fluch über uns ergangen. Die Privilegien- und Begünstigungssucht hat uns zu Grunde gerichtet, die heroische Bequemlichkeit, in der unsere sächsischen Bauern sich den Edelmann zum Muster genommen haben."

„In unseren wirthschaftlichen und socialen Zuständen ist der Grund des Uebels zu suchen. Wenn ich so, von Rumes bei Broos angefangen, die herabgekommenen Sachsensitze betrachte — nicht nur die Dörfer besonders am nördlichen Saume des Sachsenlandes, sondern selbst die Stadt Mühlbach (nur halb gerettet durch die unter Maria Theresia eingewanderten Durlacher), dann Roßmarkt und das einst mächtige Marienburg —, so finde ich, daß das große Ackergebiet ihr Unglück war und ist. Ihre Kräfte und ihr in der Privilegienbegünstigung ermatteter Geist reichten nicht aus, das Feld und die Werkstätte zu bestellen. Sie halfen sich nicht mit Vermehrung in ihren Familien, so daß eine zahlreiche Nachkommenschaft das Brot gefunden hätte. Sie stellten sich auf eine patricische Höhe; sie zogen den besitzlosen Romänen an sich, damit er gegen Meierer- und Hirtenlohn und Mitgenuß an der gemeinschaftlichen Weide die Dienste thue. Allemal von da an datirt der Verfall jener sächsischen Orte mit großem Ackergebiete, wo der Sachse anfing, den Großgrundbesitzer zu spielen und sich von dem zuwandernden Romänen bedienen zu lassen. Da zogen sich die Sachsen in herrischer Stellung nach den Aemtern zurück und nach der Pachtung und Ausnutzung der Gemeindemühlen und Gemeindeschänken und Gemeindeweiden. Sie gaben die hundertfältigen Gebiete des kleinen und flüssigen Erwerbes dem Romänen preis. Dieser war wohl gelitten, wenn er nur den Herrn Hannen und die Geschworenen fürchtete und bediente und wegen Feldfrevels sich auf Getränke strafen ließ. Den Sachsen aber, auf der Höhe einer privilegirten Existenz, erstarben die Wurzeln im Erdreiche des gemeinen Lebens."

„Der wirthschaftliche Organismus der sächsischen Ortschaften ist seit Jahrhunderten bis heute ein mittelalterliches System von Vergesellschaftung geblieben, welches seinen Zwang weit über die wirthschaftlichen Zwecke ausdehnt. Die Gemeinde erdrückt das Einzelleben. Bis zum Jahre 1848 durfte ausdrücklich Niemand ein Grundstück der sogenannten Hattertordnung, nämlich dem sogenannten Dreifelderbau, entziehen. Es trat ein hundertjähriger Stabilismus in Bezug auf Acker, Wiese und Weide ein. Gartenanlagen durfte man nur am Hofgrund und etwa an unbeachteten Wald- und Weideplätzen anlegen. Deshalb findet man nirgends in der Welt bei gleicher allgemeiner Culturstufe so geringen Gartenbau und überhaupt so geringen Anbau in geschlossenen Räumen als bei uns Sachsen. Da haben wir dieses garten- und baumlose Marienburg, ein monotones sächsisches Dorf von gleichen steinernen Häusern, ohne Grün und landschaftliche Abwechselung, von einer großen Feldfläche umgeben, als hätten sie sich einen Wohnort von der Puszta in Ungarn zum Muster genommen."

Herr Hintz sagt seinen Landsleuten wohlgemeinte Wahrheiten, auf welche wir hindeuten, weil der Herr Verfasser der Aufsätze über die Völker in Transsylvanien, ein Siebenbürge im Burzenlande, die Schattenseiten weniger hervorgehoben hat. Es bleibt eine traurige Thatsache, daß die Sachsen dort, so wackere Leute sie sind, sich nicht vom Geiste des Fortschrittes haben durchdringen lassen. Geradezu verderblich ist bei den Bauern auch das System „der künstlichen Kindervermeidung und die Abneigung, einen Sohn in die Stadt zum Handwerke zu geben." Die Sachsen verknöchern, und wenn sie dort in der weiten Ferne nicht regelmäßig frischen Zuzug aus Deutschland bekommen und ihr träges Wesen auffrischen, wenn sie an Zahl nicht anwachsen wie die Romänen und nicht anfangen rationell zu wirthschaften, dann haben sie auch keine bessere Zukunft und werden mehr und mehr von anderen Nationalitäten bedrängt und überflügelt werden.

A.

Protestantismus und Katholicismus in ihren Beziehungen zur Wohlfahrt der Völker.

Ein liberaler Belgier, Professor Emil de Laveleye, unterwirft diesen Gegenstand in der „Revue Belgique“ (15. Januar 1875) einer eingehenden Betrachtung. Die Sache ist ethnologisch von Bedeutung und da Laveleye auch ethnologische Momente herbeizieht, so wollen wir uns mit seiner Arbeit, die nur indirect mit den gegenwärtigen Streitigkeiten zwischen Staat und Clerus zu thun hat, hier näher beschäftigen. Freilich, so meint Laveleye, sei es ziemlich schwer zu entscheiden, welchen Antheil gerade das Blut, die Race, bei der Entwickelung des einen oder andern Volks in Europa beanspruchen dürfe, da es ja jetzt über allem Zweifel erhaben sei, daß die meisten europäischen Völker Mischvölker seien. Wolle man nur auf die Race in der Beurtheilung dieser Frage Rücksicht nehmen, so stoße man auf schwer zu beseitigende Hindernisse.

Die Engländer, so sagt man zum Beispiel, eignen sich besser für eine parlamentarische Regierung als die Franzosen. Liegt dies allein am Blute? Laveleye leugnet dies, denn bis zum 16. Jahrhundert besaßen Frankreich, Spanien, Italien Provinzialgerechtsame, welche den englischen Freiheiten sehr ähnlich waren. England war nur einiger, centralisirter, die Königsgewalt nach der normannischen Eroberung stärker, während die anderen fortwährend uneinig waren. Er findet den Unterschied in der Confession und sucht den größern Fortschritt auf protestantischer Seite „mit der wissenschaftlichen Unparteilichkeit des Physiologen und Naturforschers“ nachzuweisen.

Schotten und Irländer, sagt Laveleye, sind beide keltischen Ursprungs. Beide Völker sind von den Engländern unterworfen worden. Bis zum 16. Jahrhundert war Irland civilisirter als Schottland, ja, das grüne Erin war im frühen Mittelalter ein Herd der Gesittung, während Schottland in Barbarei verharrte.

Seit aber die Schotten die Reformation annahmen übertrafen sie selbst die Engländer, was Macaulay hervorhebt. Irland dagegen, dem Ultramontanismus verfallen, blieb arm, elend, dem Geist der Rebellion ergeben, unfähig sich durch eigene Kraft zu erheben. Welcher Gegensatz, selbst in Irland, zwischen dem ganz katholischen Connaught, und Ulster, wo der Protestantismus vorherrscht! Ulster durch Gewerbthätigkeit reich, Connaught ein Bild der Armuth, des Elends.

Wir glauben nicht, daß dieses Beispiel Laveleye's gerade glücklich gewählt ist, denn Schottland erscheint seit den Tagen der heiligen Margarethe, seit den starken englischen und skandinavischen Einwanderungen als wesentlich germanisches Land; der Kelten sind dort wenige, auf die Hochlande beschränkt. Irland blieb dagegen wesentlich ein keltisches Land, wenn auch der größere Theil des Volkes die englische Sprache annahm. Hier kommen also Racengegensätze wesentlich mit in Betracht.

Besser deckt das Beispiel der Schweiz Laveleye's Ansicht. Man vergleiche Neuchatel, Waadt und Genf mit Luzern, Wallis, den Urcantonen. Die ersteren überragen die letzteren in fast allen Beziehungen, im Gebiete des Unterrichts, der Literatur, der Künste, der Gewerbe, des Handels, des Reichthums, der Reinlichkeit, kurz Neuchatel, Waadt, Genf sind weit civilisirter als die anderen genannten.

Neuchatel, Waadt, Genf sind romanisch aber protestantisch; Luzern, die Urcantone germanisch aber Rom unterworfen. C'est donc le culte et non la race qui est la cause de la superiorité de ceux-là. Das protestantische Appenzell-Außerrhoden und das katholische Appenzell-Innerrhoden geben dasselbe Bild. Thätigkeit, Bildung, Gewerbefleiß, Beziehungen zur Außenwelt und daher Reichthum auf der protestantischen, Unwissenheit, Faulheit, Armuth auf der katholischen Seite. Hepworth Dixon sagt in seinem Buche über die Schweiz: „Der protestantische Halbcanton (Appenzell) wird von Tage zu Tage reicher und bevölkerter; der katholische Halbcanton verkommt in Armuth und Schwächen. Das hat nichts Ueberraschendes, wenn man weiß, daß in ersterm sich Fremde, gleichviel welcher Religion, niederlassen können, während der zweite sich vor aller Welt abschließt, vor den Protestanten wie vor Katholiken, die in anderen Ländern geboren sind. Dafür aber bewahrt er seine alten Volksspiele, seine alte Tracht, betreibt seinen Landbau wie im Mittelalter, feiert seine zahllosen Feiertage und verachtet souverain die Industrie, welche seinen Nachbar reich macht *).

Ueberall, wo in demselben Lande beide Confessionen nebeneinander wohnen, sind die Protestanten die thätigeren, die sparsameren, die reicheren. „In den Vereinigten Staaten,“ sagt Tocqueville, „sind die meisten Katholiken arm.“ In Canada ist der Großhandel, die Industrie u. s. w. in den Händen der Protestanten. Audiganne, der ein beachtenswerthes Buch über die Arbeiterbevölkerung Frankreichs geschrieben hat, bemerkt die Ueberlegenheit der Protestanten in der Industrie. Die Mehrheit der Arbeiter in Nimes, erzählt er, ist katholisch, aber die Chefs der Großhandelshäuser, die Fabrikanten und Capitalisten sind Reformirte. In Mazamet, dem Elboeuf Südfrankreichs, ist dasselbe der Fall.

Vor dem Widerruf des Edicts von Nantes hatten die Reformirten schon einen so bedeutenden Theil des Handels und der Industrie in Frankreich an sich gebracht, daß katholischerseits es durchgesetzt wurde, daß man ihnen das Betreiben gewisser Gewerbe untersagte. Diese selben Reformirten trugen dann nach ihrer Vertreibung ihren Unternehmungsgeist nach England, Preußen, Holland, wo man sie freudig aufnahm und wo die Districte, in denen sie sich ansiedelten, reich wurden. C'est à des latins réformés que les Germains doivent en partie leurs progrès. In England führten die Verjagten die Seidenindustrie ein.

Man vergleiche nur einmal an der Börse den Stand der Staatspapiere der protestantischen und katholischen Länder. Dreiprocentige englische übersteigt 92; dreiprocentige französische flottirt gegen 60. Die Renten Hollands, Preußens, Dänemarks, Schwedens sind mindestens Pari. Die-

*) Gewiß liegt in dieser Auseinandersetzung Laveleye's viel Wahres. Wir können indessen ihm genau so schlagende Beispiele entgegenstellen, die zeigen, daß die Confession allein bei diesen Fragen nicht den Ausschlag giebt. Unter den Recruten der katholischen Rheinprovinz befinden sich 0,81 Procent Analphabete, unter jenen der protestantischen Provinzen Sachsen und Brandenburg 0,52 beziehentlich 0,65 Proc. Hier ist kein Unterschied zu bemerken; ebenso günstig liegen die Verhältnisse in Hessen-Nassau, Hannover, Schleswig-Holstein. Dagegen sind unter den Recruten der Provinz Posen 14,73, Preußen 13,26 und Schlesien 3,05 Proc. Analphabete. Alle drei sind bezüglich der Confession gemischt, das Entscheidende ist hier aber das Racenmoment, denn in diesen drei Provinzen wohnen die Polen Preußens. Deutsche Katholiken und deutsche Protestanten stehen im Wesentlichen auf derselben Bildungsstufe.

jenigen Oesterreichs, Italiens, Spaniens, Portugals sind um $1/3$ oder um $1/2$ unter Pari.

Heute befindet sich in Deutschland der Handel mit Geisteswerken, Büchern, Karten, Journalen fast ganz in den Händen der Juden und Protestanten. „Angesichts solcher Thatsachen ist es schwer zu leugnen, daß der Cultus und nicht das Blut eine Hauptursache des außerordentlichen Wohlstandes gewisser Völker ist."

Die Reformation hat den Ländern, welche sie annahmen, eine Kraft verliehen, über welche die Geschichte sich kaum Rechenschaft zu geben vermag. Die Niederlande und Schweden, beide Länder mit armem Boden und geringer Bevölkerung, werden als Beispiele angeführt. Wie das protestantische England, das zur Zeit der Königin Elisabeth etwa 5 Millionen englisch redende Einwohner hatte, sich ausdehnte, ist von Charles Dilke in seinem Werke Greater Britain gezeigt worden. Die Vereinigten Staaten, vorherrschend protestantisch, zählen jetzt 42 Millionen.

„Das protestantische Preußen schlägt zwei Reiche, jedes doppelt so bevölkert wie es selbst, das eine in sieben Wochen, das andere in sieben Monaten. In zwei Jahrhunderten werden Amerika, Australien und Südafrika den ketzerischen Angelsachsen, und Asien wird den schismatischen Slaven gehören. Die Rom dagegen unterworfenen Völker scheinen mit Sterilität geschlagen zu sein, sie colonisiren nicht mehr, sie haben keine Expansionskraft. Das Wort, welches Thiers zur Kennzeichnung Roms, ihrer religiösen Haupstadt, anwandte: viduitas et sterilitas, kann auf jene Völker selbst bezogen werden. Ihre Vergangenheit ist glänzend, aber die Gegenwart düster, die Zukunft beunruhigend. Giebt es eine traurigere Lage als die Spaniens? Frankreich, das der Welt so große Dienste geleistet hat, ist auch zu beklagen, nicht weil es auf den Schlachtfeldern besiegt wurde — militärische Niederlagen lassen sich repariren —, sondern weil es dazu bestimmt scheint, zwischen Despotismus und Anarchie umhergeschleudert zu werden."

Nachdem Laveleye noch Belgien und Italien besprochen, deren Zukunft unter dem Einflusse der Geistlichkeit ihm keineswegs rosig erscheint, fährt er fort: „Die katholischen Länder auf beiden Seiten des Atlantischen Oceans sind also eine Beute innerer Kämpfe, welche ihre Kräfte verzehren, welche sie wenigstens verhindern ebenso regelmäßig und schnell vorwärts zu schreiten, wie die protestantischen Völker. Vor zweihundert Jahren noch gehörte unstreitig die Suprematie den katholischen Staaten; die übrigen waren Staaten zweiter Classe. Heute begegnen wir auf der einen Seite Frankreich, Oesterreich, Spanien, Italien und Südamerika; auf der andern Rußland, das Deutsche Reich, England und Nordamerika; augenscheinlich ist das Uebergewicht zu den Ketzern und Schismatikern übergegangen. Levasseur hat vor Kurzem im Pariser Institut eine Arbeit vorgetragen, in welcher er zeigt, daß Frankreich allein für sich im Jahre 1700 31 Procent oder fast ein Drittel der Bevölkerung der fünf Großmächte ausmachte, während es heute von sechs Großmächten nur 15 Procent oder ein Sechstel der Bevölkerung besitzt. Für Jeden, der ohne Voreingenommenheit die Thatsachen betrachten kann, unterliegt es keinem Zweifel, daß der Protestantismus der Völkerentwickelung günstiger als der Katholicismus ist."

Es kommt nun darauf an, die Ursachen dieser Erscheinung zu ermitteln. Der Protestantismus begünstigt die Schulbildung und diese ist daher unzweifelhaft in protestantischen Ländern verbreiteter, allgemeiner als in katholischen. Die Statistik weist dieses schlagend nach. Laveleye giebt Beispiele. (Mehr mag man in Kolb's Statistik oder von Oettingen's Moralstatistik nachsehen.) Während des Krieges 1870 konnte man darthun, daß die protestantischen Soldaten weit unterrichteter als die katholischen waren. In den Ambulancen und Hospitälern verlangten die ersteren, wenn sie sich von ihren Wunden zu erholen begannen, nach Büchern, letztere aber nach Spielkarten. Wir übergehen weitere bekannte Beispiele und geben nur das, was unser Gewährsmann über die Schweiz in dieser Beziehung bemerkt. Welcher Unterschied zwischen den katholischen und protestantischen Cantonen! ruft er aus. Die romanischen Cantone Neuchatel, Waadt, Genf stehen auf gleicher Linie mit den deutschen Zürich und Bern, alle aber weit über Tessin, Wallis oder Luzern. Erstere sind protestantisch, letzere katholisch, die Race thut hier nichts zur Sache.

In gleicher Weise behandelt Laveleye die Moralität. Wenn die Sitten verdorben sind, ist der Staat verloren. Ihm hier zu folgen, würde uns zu weit führen, zumal es sich um die laxe Schandliteratur handelt, welche in Frankreich ꝛc. herrscht und hier nicht die unerbittliche statistische Methode angewandt werden kann, sondern mehr subjective Urtheile herrschen.

Auch in ihrer Beziehung zur Regierungsform der Staaten betrachtet der geistreiche Belgier Katholicismus und Protestantismus. Die Reformation hat den Fortschritt der Völker, welche sie annahmen, begünstigt, weil sie ihnen die Begründung freier Einrichtungen erlaubte, während der Katholicismus zum Despotismus oder zur Anarchie führte, ja häufig abwechselnd zu beiden. Die natürliche Regierungsform der protestantischen Völker aber ist die repräsentative. Die den katholischen Völkern congeniale Regierungsweise aber ist die despotische. Oft schon hat man gefragt, warum die Revolutionen in den Niederlanden, in England, in Nordamerika zum Ziele gelangten, während jene in Frankreich — und fügen wir hinzu auch in den spanischen Republiken Südamerikas trotz der Form — gescheitert sind. Guizot selbst hat eine Schrift veröffentlicht, welche sich mit den Ursachen dieser Erscheinung beschäftigt. „Ich zögere nicht," schreibt Laveleye, „eine Antwort auf diese Frage zu geben: weil die ersteren Revolutionen in protestantischen, die letzteren in einem katholischen Lande gemacht wurden." Wenn auch die richtige Form des constitutionellen Regiments in einem katholischen Lande vorhanden sei, so fehle doch der wahre Geist, die Toleranz sei dort wohl in den Gesetzen, nicht aber in den Sitten. Alle modernen Völker sind bestrebt das Repräsentativsystem bei sich durchzuführen, das aus altgermanischen Einrichtungen hervorgegangen und vom Protestantismus befruchtet sei — in den katholischen Staaten aber vermöge es sich nicht dauernd einzubürgern. Der katholische Regent werde von seinem Beichtvater regiert, der seinerseits vom Papst abhänge. Also sei der Papst der wahre Herrscher, oder vielmehr die Jesuiten, welche ihn leiten. So habe eine fremde Macht zum Schaden des Landes die Prärogative der vollziehenden Gewalt, welche die Verfassung dem Herrscher zubilligt, in der Hand. Das beweise die Geschichte. Seinem Beichtvater gehorsam widerrief Ludwig XIV. das Edict von Nantes; Jacob II. von England und Karl X. von Frankreich verloren ihre Krone, Ludwig XVI. die Krone und das Leben, Ferdinand II. und Leopold von Oesterreich ruinirten ihre Staaten durch schändliche Glaubensverfolgungen, August und Sigismund von Polen bereiteten die Theilung ihres Landes durch Unduldsamkeit und Berufung der Jesuiten vor. Mit einem vom Beichtvater regierten Herrscher ist ein constitutionelles Regiment undenkbar. Franz Joseph von Oesterreich ist nur constitutioneller Herrscher geblieben, weil er, durch Umstände gezwungen, dem Ultramontanismus widerstehen muß. In protestantischen Ländern dagegen entwickelt

sich, ohne den herrschenden Einfluß Roms, das constitutionelle Regiment naturgemäß.

Wenn Laveleye alsdann im abgeschwächten religiösen Gefühl der intelligenten Stände in katholischen Ländern eine Inferiorität der letzteren erblickt, während das religiöse Gefühl bei der Intelligenz in protestantischen Ländern ungebrochener sei, so können wir ihm hier nicht beipflichten. Wenigstens nicht was das protestantische Deutschland betrifft, wo der Indifferentismus unter den Gebildeten ein hochgradiger ist und die bei Weitem größere Anzahl derselben, wenn auch nicht dem Namen nach, doch in der That bereits außerhalb der Kirche steht.

Laveleye schließt seine Arbeit mit folgenden Worten: „Buckle zählt den Indifferentismus zu den Verdiensten unseres Jahrhunderts, weil er uns vor Religionskriegen bewahrt. Wenn dies ein Vortheil ist, so hat ihn unsere Zeit nicht bewährt. Alles scheint auf einen großen Zusammenstoß hinzuarbeiten, bei dem die Religion ein Haupttriebmittel ist. Schon 1870 hat der Ultramontanismus an Deutschland den Krieg erklärt. Wenn Heinrich V. oder Napoleon IV. auf den Thron gelangen, so wird dies mit Zustimmung des Clerus geschehen und letzterer wird sich zu einem neuen Kreuzzug aufraffen, um seine „verfolgten“ Brüder jenseits des Rheins zu befreien. Die Staaten, in welchen die klerikale Partei herrscht, werden wahrscheinlich in den „heiligen Krieg“ mit verwickelt werden. Das ist die Politik, welche in Frankreich „l'Univers“ und anderwärts die übrigen Organe der römischen Curie predigen. Die Restauration der legitimen Herrscher in den drei romanischen Ländern Spanien, Italien, Frankreich, die Rückgabe Roms an den Papst und die oberste Controle der Kirche, die Rückkehr zu den „wahren“ Regierungsgrundsätzen, nämlich zu jenen, welche der Syllabus enthält und die katholische Tradition lehrt — das ist der grandiose Plan, an dessen Verwirklichung die Ultramontanen arbeiten. Werden sie ihn durchführen? Wer kann das sagen? Aber, wenn sie unterliegen in diesem Ansturme gegen den germanischen Protestantismus, was wird das Loos der Besiegten sein? Man schaudert bei dem Gedanken des Unglücks, das über Europa kommen kann durch den Traum, der **Kirche**, d. h. der **Geistlichkeit**, die Weltherrschaft wieder zu erobern, ein Plan, den sie bis jetzt mit mehr Kühnheit und Zähigkeit als je verfolgt.“

Aus allen Erdtheilen.

Eindrücke in den argentinischen Pampas.

Unser Landsmann Dr. J. **Taiber** hat, wie unsere Leser wissen, als Militärarzt argentinische Truppen auf ihren Streifzügen gegen die Indianer begleitet und Land und Leute vortrefflich geschildert. Wir finden in der neuesten bei uns eingelaufenen Nummer der „Deutschen Zeitschrift vom La Plata“ den Schluß seiner Darstellungen; er schildert den Eindruck, welchen diese Pampas machen, in folgender Weise:

In der That, wunderbar mannigfaltig und unter einander contrastirend ist das Gemisch von Gefühlen, welche sich des für Natureindrücke empfänglichen und dabei phantasiereichen Besuchers dieser Wildniß bemächtigen. Erhaben erscheint die riesige Ausdehnung dieses scheinbar ins Unendliche sich fortsetzenden Gräser- und Blüthenmeeres, und die majestätische, nur hier und da durch das Geschrei eines Vogels oder das Gebrüll eines Tigers unterbrochene Stille versetzt den Reisenden weg von der Muttererde in ferne, ungekannte, ungeahnte Sphären eines fremden Weltkörpers. Es schleicht bei der — ich möchte sagen — schwärmerischen Wahrnehmung solch' großartig feierlicher Stille ein Gefühl sich ein, das unwillkürlich die Gedanken auf die Ewigkeit lenkt, und eine tiefe und doch angenehme Wehmuth bemächtigt sich des denkenden Menschen, ein Gefühl, das besonders bei Sonnenuntergang sich kundgiebt, zur Nachtzeit aber oft in Furcht und Grauen übergeht. Und man hat nicht nöthig die Grenzen der Civilisation zu überschreiten, sich in die unbewohnten Außenpampas zu begeben, um beim Hinabsinken des segenspendenden Tagesgestirnes jenes Gefühl der stillen Ergebung über sich kommen zu lassen; selbst auf dem Vorhofe einer mit allem Comfort ausgestatteten Estancia ergreift bei Sonnenuntergang den Menschen gar häufig die „Sehnsucht nach dem Jenseits“, und drängt sich ihm die Ueberzeugung seiner Unbedeutendheit der Natur gegenüber auf. Ich kenne Männer, welche seit Jahren schon sich bemühen, nur noch den Verstand mitreden zu lassen und mitleidig lächeln, wenn man von einem bessern Jenseits spricht, und die doch von einem Sonnenuntergang in der Pampa so weich gestimmt werden, daß ihnen das Weinen näher ist als das Lachen, ja, daß sie dem Herplappern des Rosenkranzes seitens ihrer Leute mit Andacht lauschen, obgleich sie Protestanten sind. Und andere Männer kenne ich, welche, nachdem sie mit einem erworbenen mehr oder weniger bedeutenden Vermögen in die alte Heimath mit dem festen Vorsatz zurückgekehrt sind, den Freuden und Genüssen, welche das gesellige Leben dort in so reicher Auswahl bietet, sich bis an ihr Lebensende hinzugeben, nach wenigen Jahren schon eine unbezwingliche Sehnsucht nach den öden Pampas, ein wirkliches Heimweh nach der trostlosen Wildniß empfanden, und alles in der alten Heimath aufgaben, um das an Entbehrungen so reiche Leben in der Pampa wieder zu beginnen. Erklären läßt sich der Zauber nicht, den die Pampa wie auf den in ihr geborenen Gaucho so auch auf den gebildeten Europäer ausübt, aber daß sie einen solchen ausübt, daß sie Sehnsucht nach ihr erweckt, das ist eine Thatsache, die ich mit Hunderten von Belegen erhärten kann.

Wie gesagt, es sind nicht Naturschönheiten, welche die Liebe zur Pampa wachrufen könnten, obgleich der Reisende manchmal staunend ein Naturwunder beobachten wird, das ihn mit lebhafter Freude erfüllt, das aber, wie es sich bald genug herausstellen wird, nur auf Schein, auf Täuschung beruht. Luftspiegelungen, welche selten an heiteren Tagen fehlen, lassen den Reisenden aus einem entfernten Distelfeld einen von den herrlichsten Bäumen bestandenen Wald machen und das um einen Sumpf emporschießende hohe Gras erscheint ihm als eine starke, lebhaft gesticulirende Truppe Reiter. Kleine wellenförmige kaum oder gar nicht aus der Ferne wahrzunehmende Bodenerhebungen oder niedere Hügel, wie sie als Ausläufer langgestreckter Gebirge und Hügel vorkommen, so bei den Sierras von Tandil, Ventana und Curamaran, erscheinen als hohe Berge, die gewöhnlich als von einem großen See umgebene Inseln, oder als frei in der Luft schwebende Gebirgsmassen sich dem Auge darstellen. Am häufigsten jedoch sind die „**Wassererscheinungen**“. Man möchte Stein und Bein darauf schwören, daß in ziemlicher Nähe ein in der Sonne glitzernder Wasserspiegel sich ausbreite und wenn man, vielleicht vom Durste geplagt, darauf zu galopirt, so bleibt man doch immer gleich weit von dem ersehnten Labsal entfernt. Erfahrene Pampasbewohner lassen sich zwar nicht durch solche Erscheinungen täuschen, aber sie verdanken ihre Erkenntniß nicht ihrem eigenen bessern Wissen, sondern dem Verhalten ihres Pferdes, das sich nie auf solche Weise anführen läßt.

So wahr ist es, daß der Mensch mit all' seinem oft müh-

sam eingetrichterten Wissen, seinem verschärften Verstande, seiner Erhabenheit als Herr der Erde von einem „dummen Thiere" würde ausgelacht werden, wenn das Thier nicht zu viel Verstand hätte, um über die Dummheit eines Mitgeschöpfes zu lachen. Je näher noch ein Mensch der Natur steht, desto besser findet er sich in der Pampa zurecht, wo der „Instinct" mehr hilft als alle Kathederweisheit, und wo ein Pferd sich nie irrt, während selbst der erfahrenste Gaucho gar oft seine Rettung von drohender Gefahr dem Instinct seines Pferdes dankt.

Aus Griechenland.

p. Zu Ende des verflossenen Jahres veröffentlichte ein griechischer Literat in Belgrad ein Werk über Griechenland, dem wir nachfolgende statistische Daten entnehmen.

Die Einwohnerzahl des Königreiches beläuft sich auf 1,457,894 Seelen, die nach der Beschäftigungweise folgendermaßen vertheilt sind: 9555 Staats- und Gemeindebeamten, 61,885 Schüler und 11,695 Schülerinnen, 1713 Lehrer und 560 Lehrerinnen, 48,139 Industrielle (?), 31,234 Capitalisten (?), 18,952 Handelsleute, 25,178 Handwerker, 1441 Advocaten (!!!), 600 Notare, 968 Künstler, 797 Aerzte, 335 Apotheker, 4661 Geistliche, 1872 Mönche und 113 Nonnen. Des Lesens und Schreibens kundig sind 414,258 männliche und 88,708 weibliche Einwohner. — Die Staatseinnahmen betragen 40 Millionen Drachmen (davon entfallen auf die Zoll- und Stempelsteuer 15 Millionen Drachmen, das Bergwesen trägt etwa 3 Millionen Drachmen ein). Die Staatsschuld beläuft sich auf 300 Millionen Drachmen, 10 Millionen figuriren im Budget als Abtragung derselben. In Griechenland giebt es 87 verschiedene Fabriken mit 1120 Pferdekraft, und zwar 3 Papierfabriken, 7 Eisenfabriken, 1 Nadelfabrik, 3 Seidenwebereien, 4 Tuchfabriken, 6 Lederfabriken, 18 Baumwollen- und Seidenspinnereien und 36 Dampfmühlen.

Interessant ist es zu lesen, daß von 1832 bis 1874, also in einem Zeitraume von 42 Jahren, sich 47 Ministerpräsidenten ablösten. Bedenkt man, daß einige Cabinete zwei, drei und vier Jahre regiert haben, so sieht man, daß sich die übrigen mit einer Schnelligkeit nachfolgten, die rasend genannt werden kann.

Erfreulich sind die Fortschritte, die das junge Königreich auf dem Gebiete des Schulwesens zeigt. Im Jahre 1832 gab es in ganz Griechenland 75 Elementarschulen, 18 Progymnasien und 3 Gymnasien mit etwa 11,000 Schülern; 40 Jahre später finden wir 991 Elementarschulen für Knaben, 186 für Mädchen, 4 Handelsschulen, 1 Handelsakademie, 3 theologische Bildungsanstalten, 3 nautische Schulen und 1 nautische Akademie, 1 Polytechnicum, je 1 Lehrer-, landwirthschaftliche und theologische Akademie, 17 Gymnasien, 1 höhere Mädchenbildungsanstalt und 1 Universität. Man muß anerkennen, daß auch hier die Privatwohlthätigkeit Bedeutendes geleistet hat. So ist erwähnenswerth, daß im Jahre 1871 ein Metzger, Johannes Warina, sein ganzes, über eine halbe Million betragendes Vermögen zur Hälfte den Schulen, zur Hälfte der Nationalflotte hinterließ. Die Universität besteht aus 4 Facultäten, an denen 62 ordentliche, 9 außerordentliche, 2 Honorar-Professoren und 12 Docenten, im Ganzen also 85 Lehrkräfte wirken; die Zahl der Studenten beträgt 1248 (theologische Facultät 28, juridische 622, medicinische 423, darunter 55 Pharmaceuten, philosophische 120). Von den Universitätsprofessoren beziehen 3 einen monatlichen Gehalt von 1200 Drachmen, gerade so viel wie der Ministerpräsident, die übrigen Minister beziehen 800 Drachmen. Bei 10 Professoren beträgt der monatliche Gehalt 650 Drachmen, 50 Drachmen mehr als der Präsident des höchsten Gerichtshofes.

Gegenwärtig erscheinen in Griechenland 127 Zeitungen, darunter 4 politische in französischer Sprache. Die älteste Zeitung ist Ἡ Ἀθήνη, die 42 Jahrgänge zählt. Vor der Befreiung existirte nirgends in den von Griechen bewohnten Ländern außer in Konstantinopel (beim Patriarchen) eine griechische Buchdruckerei.

Es wäre wünschenswerth möglichst genaue Angaben über die Ziffer der verschiedenen Nationalitäten zu erhalten, welche Griechenland bewohnen und die man im Allgemeinen für „Hellenen" ausgiebt, insbesondere der Albanesen und Walachen.

Notizen aus dem russischen Reiche.

Charakteristisch für den Bildungsgrad in Rußland ist der Umstand, daß 1873 in dem weiten Kaiserreiche kaum 427 periodische Zeitschriften erschienen waren und durchschnittlich eine Zeitschrift auf 196,000 Einwohner entfiel! Mit der Literatur hat es im genannten Jahre auch nicht glänzend ausgesehen, denn es wurden nur 2637 Bücher gedruckt, wovon 2490 in russischer Sprache.

— Ein Sterlet außergewöhnlicher Größe wurde im October vorigen Jahres im Tschussowaja-Flusse (Gouvernement Perm) von einem Bauer gefangen. Dieser Sterlet erreichte eine Länge von $2^3/_4$ Arschin und ein Gewicht von circa vier Pud. Der glückliche Fischer verkaufte ihn an Ort und Stelle für 45 Silberrubel.

— Im Laufe des vorigen Jahres wurden im Jenisseiskischen Gouvernement (Sibirien) in 286 Goldminen Arbeiten und Nachsuchungen nach Gold ausgeführt. Die Ausbeute hat im Ganzen ungefähr 442 Pud Gold ergeben. Als reichste Goldgruben erwiesen sich 1873 die von Malo Biriusinsk; dagegen ist die Ausbeute an Gold im Atschinsker Bezirk sehr gering ausgefallen. In sämmtlichen Goldminen des Jenisseiskischen Gouvernements waren 15,045 Arbeiter beschäftigt.

— Die Industrie im Astrachaner Gouvernement liegt noch sehr darnieder und zur Hebung derselben geschieht so viel wie gar nichts. Die Ursache davon liegt einerseits im Mangel an tüchtigen Fachleuten, andererseits aber an der erleichterten Communication durch Dampfboote mit dem Innern von Rußland, von woher alle nöthigen Fabrikerzeugnisse eingeführt werden. Im ganzen Gouvernement waren 1873 nur 141 industrielle Etablissements und 7 Fabriken thätig, welche Waaren im Gesammtwerthe von runden $2^1/_4$ Millionen Silberrubeln producirten und 722 Arbeiter beschäftigten. Auch die Gewerbe entwickeln sich nur sehr langsam; die verhältnißmäßig größte Anzahl von Handwerkern befindet sich in der Stadt Astrachan und im Zarewer Bezirk.

Der Ausfuhrhandel wird mit Persien, Chiwa und überhaupt mit Centralasien geführt. Der innere beschränkt sich auf die am Kaspischen Meere gelegenen Ortschaften, das Innere von Rußland und das Gouvernement selbst. Die Waareneinfuhr stellte sich 1873 auf 1,600,000 Silberrubel, die Ausfuhr auf beinahe 1 Million Silberrubel.

Der Aufschwung des Handels am Kaspischen Meere hatte auch eine Verbesserung der Verkehrsmittel zur Folge, was einen günstigen Einfluß auf die Vergrößerung der Handelsflotte ausübte. Gegenwärtig besteht die ganze kaspische Flotte aus 17 Dampfschiffen mit 2551 Schiffslasten, 666 Segelschiffen mit 25,706 Schiffslasten und 5038 Seeleuten.

Zwischen Astrachan und Nischni-Nowgorod fuhren auf der Wolga 1873 77 Dampfboote, wovon 23 Privatpersonen und 54 Actiengesellschaften gehörten. Diese Dampfer transportirten Waaren im Gewicht von 2,228,320 Pud.

— Im Bezirk von Semirjetschensk (Ostsibirien) wurden zu Ende vorigen Jahres reiche Lager von Silbererz gefunden; ein Pud Silbererz enthält $2^1/_4$ bis $5^1/_2$ Solotniks Silber nebst einer großen Menge von Kupfer und Blei. Unweit von diesem Fundorte hat man auch Steinkohlenlager in guter Qualität aufgedeckt.

— Die Zahl der Selbstmorde in Petersburg hat im Laufe des letzten Jahrzehnts in erschreckender Weise zugenommen, wie sich aus nachstehenden statistischen Angaben ergiebt. So entfallen auf 1864 57 Selbstmorde und von da an steigt die Anzahl progressiv bis 1872, und zwar 1865: 59, 1866: 61, 1867: 78, 1868: 89, 1869: 102, 1870: 125, 1871: 152 und 1872: 167. Das Jahr 1873 weist 141 und 1874 bis 1. October 127 Selbstmordfälle aus. Man sieht also daraus, daß

sich die Zahl der Selbstmörder seit 1861 beinahe verdreifacht hat. Das numerische Uebergewicht steht wie überall auch in Petersburg auf Seiten der Männer, denn im Jahre 1873 entleibten sich 108 und im vorigen Jahre 107 Männer und nur 20 Frauen. Nach Ständen gruppirt hatten in den verflossenen zwei Jahren Hand an sich selbst gelegt: 67 Edelleute und Beamte, 8 Kaufleute, 40 Militärs, 11 Studirende, 31 Bürger, 63 Bauern und 38 Personen verschiedenen Standes; nach Alter dagegen: 44 Kinder (!) und Jünglinge bis zum 20. Lebensjahre, 67 Personen im Alter von 20 bis 40 Jahren und 24 Personen von 40 bis 70 Jahren. Diese Thatsachen sprechen deutlich genug und es kann nun nicht geleugnet werden, daß der Nihilismus in Petersburg, bez. in Rußland, einen fruchtbaren Boden gefunden hat!

— Im Perowskischen Bezirk an der Grenze von Turkestan hat sich eine Menge von Tigern gezeigt, welche großen Schaden unter den Herden der Kirgisen anrichten und auch Menschen anfallen. Die russischen Behörden haben daher eine Belohnung von 10 S.-R. für jeden getödteten Tiger ausgesetzt.

— Der gesammte Getreide-Export aus Rußland erreichte im vorigen Jahre die enorme Ziffer von 25,318,087 Tschetwert, gegen 19,593,353 Tsch. im Jahre 1873, somit mehr um beinahe 6 Millionen Tschetwert.

* * *

— Die Neuyorker Polizei. Eine Schilderung derselben finden wir im „Newyorker Journal", und sie lautet höchst erbaulich: „Die erste Frage, die an Einen, der in der Stadt Neuyork beraubt oder bestohlen worden ist und sich deshalb um Hülfe an die Polizei wendet, gerichtet wird, ist: „Wie viel geben Sie?" Diese Frage charakterisirt die Art von Schutz, welche wir hier von unserer Sicherheitsbehörde genießen, auf schlagende Weise. Wir wollen einige Beispiele anführen. Vor einigen Wochen sah ein in einem Straßenbahnwagen fahrender Herr, wie ein Taschendieb einer Dame das Portemonnaie stahl. Er lief dem von dem Wagen springenden Spitzbuben nach, packte ihn am Kragen und brachte ihn nach dem nächsten Stationshause. Als er ihn hier dem dienstthuenden Sergeanten, den er persönlich kannte, übergab, bemerkte der Sergeant vorwurfsvoll: „Das hätte ich nicht von Ihnen geglaubt!" Im letzten Sommer wurde ein Wettschwimmen bei Saratoga durch ein Boot unterbrochen, in welchem sich eine Anzahl der Polizei wohl bekannter und im übelsten Geruche stehender Personen befand, und unter ihnen war der Capitän der Geheimpolizei zu bemerken. In jüngster Zeit sind gegen diesen Beamten schwere Anschuldigungen erhoben worden; eine gründliche Untersuchung derselben hat bis jetzt nicht stattgefunden und er ist noch immer im Amte. — Wenn es bekannt wird, daß ein Polizeicapitän den Spielhöllen und anderen Lasterhöhlen in seinem Bezirke Contributionen auferlegt, so wird er in den seltensten Fällen bestraft, und wenn dies wirklich einmal geschieht, so besteht die ganze Strafe in der Versetzung in einen andern Bezirk. Im Publicum gilt die Polizei als Bundesgenosse der Diebe und Einbrecher, deren Verbrechen so häufig straflos ausgehen. Die Fälle, in denen ein Verbrecher durch einen Polizisten abgefaßt wird, sind höchst selten. In der Regel besorgen dies Privatpersonen. Und selbst wenn der Polizist vom besten Willen beseelt ist, so hat er doch wenig Chance, es mit einem einigermaßen erfahrenen Einbrecher aufzunehmen. Der Durchschnitts-Verbrecher ist im Gebrauch von Waffen geübter, erfahrener und intelligenter als der Durchschnitts-Polizist. Selbst die sogenannten Geheimpolizisten entbehren gänzlich der Geriebenheit, die diesen Dienstzweig auszeichnen sollte, im Ganzen kann man in intellectueller Beziehung keine traurigere Gesellschaft beisammen haben, als sie im Bureau der Geheimpolizei zu finden ist. Fragt man, was dieses in einer großen Stadt wie Neuyork so überaus wichtige Departement in den letzten Jahren eigentlich vollbracht hat, so findet man Positives fast nichts, dagegen sind eine große Menge von Fällen aufzuzählen in denen es die schmählichste Blamage auf sich geladen hat. Unser ganzer Geheimpolizeidienst ist ein Humbug. Aber die Geheimpolizei ist nicht nur ohne Nutzen, sie ist auch unehrlich, wie überhaupt auch jeder andere Zweig des Polizeidienstes von Corruption durchfressen ist."

— Carpet-Bagger. Diese Bezeichnung spielt in der politischen Sprache der Yankees eine wichtige Rolle. Als die conföderirten Südstaaten nach vierjährigem, heldenmüthigem Kampfe den Söldnern und der Uebermacht der Yankees erlegen waren, entrechtete die radicale Bundesregierung eine halbe Million weißer Männer, proscribirte und confiscirte und gab den Negern das Stimmrecht. Da die entrechteten Weißen keine Aemter bekleiden konnten, zogen viele Tausende politischer Gauner, darunter vorzugsweise Advocaten, nach dem Süden, bemächtigten sich der Stellen, reizten die Neger auf, plünderten und betrogen und sie sind, da Präsident Grant ihnen geistesverwandt ist und die Radicalen im Congreß ihre Brüder sind, bis heute der wahre Fluch, der auf den Südstaaten lastet. Sie kamen ohne alle Habe ins Land, nur mit einer Reisetasche, Carpetbag, und die meisten haben sich reich gestohlen. Wer aber gab diesen Gaunern die sehr zutreffende Bezeichnung? Ein Virginier Namens William Parr, der im Januar gestorben ist. Er war ein ganz gewöhnlicher Mann, hatte aber eine gute Dosis gesunden Mutterwitzes und traf gewöhnlich bei seinen Aussprüchen den Nagel auf den Kopf. Von Nausemond County, in Virginien, wurde er in die sogenannte „Underwood Convention" geschickt und trieb dort zum Gaudium der ganzen Versammlung allerlei Schabernack. So machte er z. B. dem Sprecher ein hübsches schwarzes Hampelmännchen zum Geschenk, welches, wenn man es aufzog, die spaßigsten und wunderlichsten Tänze ausführte. In dieser Convention war es, wo Parr in einer seiner launigen Reden das Wort „Carpet-Bagger" zuerst brauchte, um damit den Typus der den Süden überziehenden politischen Abenteurer aus den Nordstaaten zu bezeichnen und dieser treffenden Benennung hat er seinen Ruf zu verdanken. Das Localblatt, welches seinen Tod meldet, sagt von ihm: er war allgemein als ein ehrlicher Mann geachtet, und das ist mehr, als sich von vielen seiner berühmteren (!) Zeitgenossen sagen läßt.

— Die Secte der Lipowaner in der Walachei. Diese „Bekenner des wahren Glaubens" sind vor längeren Jahren aus der Krim, wo sie ihres Glaubens wegen Verfolgungen erlitten, nach der Walachei ausgewandert. Sie beschäftigen sich zumeist mit Gartenbau und als Lohnkutscher (Birjars), vorzugsweise in Bucharest, und sind wohlhabend geworden. Ihr Glaube verbietet ihnen, das Haar oder den Bart zu scheren, mit Andersgläubigen gemeinschaftlich zu speisen und Waffen zu tragen. Durch das Letztere kommen sie nun in große Bedrängniß, weil in Rumänien die allgemeine Wehrpflicht eingeführt worden ist. Ein Correspondent der „Allgemeinen Zeitung" meint, daß sie wohl wieder ein neues Vaterland sich würden suchen müssen, da man ihnen Befreiung vom Heerdienste nicht bewilligen werde. Sie sind im bürgerlichen Leben ordentlich, nüchtern und fleißig, aber sie leiden an einem seltsamen Fanatismus. Die Männer verheirathen sich sehr jung und lassen sich entmannen, sobald sie zwei Kinder gezeugt haben.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXVII. № 16.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In
Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von
Karl Andree.

Braunschweig Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 12 Mark. Einzelne Nummern 50 Pf. 1875.

Die Entwickelung unserer Kenntniß von der innerafrikanischen Seenregion.

(Mit sechs Kärtchen. Siehe die folgende Seite.)

Es ist möglich, daß in dem Augenblicke wo wir dieses schreiben, bereits der erste Dampfer unter ägyptischer Flagge (zu Gordon's Expedition gehörig) auf den Fluthen des Luta Nzige schwimmt und vor den blauen Bergen Anker wirft, die Baker's sehnsüchtiges Auge nur vom Ostrande des breiten Sees erspähen konnte. Wir würden dann erfahren, wie weit dieses Quellbecken des Nils sich gegen Süden erstreckt und ob, woran wir zweifeln, etwas Wahres an der Vermuthung ist, daß es mit dem Tanganjikasee in einem Zusammenhange stehe.

Auch kann es sein, daß der kühne Cameron, der mit einem Schlage in die Reihe der tüchtigsten Afrikareisenden eintrat, gerade jetzt jenes wohl zum Congo gehörige Gewirr von Seen und Flüssen im Westen des Tanganjika näher durchforscht, von dem wir durch Livingstone leider nur dürftige Kunde erhalten haben. Und ferner winkt uns die Aussicht, daß Henry Stanley, der Finder Livingstone's, das von Speke ungelöst gelassene Problem des „Victoria Nyanza" jetzt zum Abschlusse bringt.

Es ist jetzt also, wo auch die deutsche Afrikaexpedition nach langer Vorbereitung von Westen her dem unerforschten Centralkern zustrebt, wieder eine wichtige Periode in der Entschleierung Innerafrikas eingetreten, die es wohl rechtfertigt, einen Blick rückwärts zu werfen und an der Hand kartographischer Darstellungen zu zeigen, wie langsam und schwierig die Arbeit vorgeschritten ist, welche uns zu unserer gegenwärtigen Kunde der afrikanischen Seenregion verhalf. Fünfzehn Jahrhunderte umfaßt sie im Ganzen, aber den letzten fünfzehn Jahren allein war es vorbehalten uns positive Nachrichten zu bringen. Besser als Worte es vermögen, zeigt ein Blick auf die sechs Kärtchen den allmäligen Fortschritt; wir legen daher auf diese Nachdruck und begleiten sie nur mit einigen Erläuterungen.

1. Der alexandrinische Geometer und Astronom Claudius Ptolemäus, welcher im zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung lebte, wußte, daß der Weiße Nil auf der südlichen Erdhälfte aus Seen entspringe, die tief im Innern des Festlandes lagen. Diese Kunde war ihm von arabischen Kaufleuten geworden, die damals, wie noch heute, an der ostafrikanischen Küste Handel trieben und von den aus dem Innern gekommenen Eingeborenen Kunde über die Gestaltung des Landes einzogen.

Die Ptolemäischen Vorstellungen von den Nilseen blieben volle fünfzehn Jahrhunderte in Geltung; sie wiederholen sich auf den meisten mittelalterlichen Karten Afrikas. Da es jedoch an wirklicher Kunde vom Innern dieses Erdtheils fehlte, so wurde dasselbe mit geographischen Phantasien ausgefüllt, gruppirt um die Ptolemäischen Nilseen, die aber auch gleichzeitig außer dem Nil andere Flüsse entsenden. So bei dem sonst verdienstvollen holländischen Compilator O. Dapper in seiner „Nauwkeurige Beschrijvinge van Africa" u. s. w. (Amsterdam 1676). Seine colossalen Seen

1.
INNERAFRIKA
nach
O. Dapper
1676.

Gabon
Zaire
Aquilunda S.
Coanza
Zaire See
Zaflan See
Nilus
Zansibar
Suchof S.
Zambere

2.
INNERAFRIKA
nach einer
Homann'schen Karte.
18. Jahrh.

Gabon
Zaire
Coango F.
Aquilunda L.
incertae positionis
Lacus grandis Marawi
Sansibar
Jubo F.
Zebbe F.
Mondle F.
F. Magania
Tete Portugalorum
Sena Portugal.
Suabo f. grandis
Zambese
cujus fons ignorat

3.
Der grosse
innerafrikanische
SEE
nach
Rebmann u. Erhardt
1856.

Juba
Barringo S.
Kignea
Kilimandscharo
See Ukerewe
SEE von UNIAMESI
Udschidschi
I. Karogo
Bagamoio
Sansibar
Nianja
Gnombo
Zambezi
Sambesi

4. Der grosse innerafrikanische SEE.

Petermanns Darstellung 1856.

Ukerewe S. — See von Uniamesi — Kignea — Kilimandscharo — Sansibar — Udschidschi — Nianja — Lufidschi — Gnombo — Luvuma — Lucenda — Sambesi — Zumbo — Zaire — Congo — Quango — Casesi — Lulua — Landschebonno — Bahr el Abiad — Oguawai

5. Die innerafrikanische SEENREGION. 1866.

Gondokoro — Asua — Albert Nyanza (Mwutan Nsige) — Vacovia — Mtesa — Baringo See — Bardera — Juba — Victoria Nyanza — Ukerewe — Kenia — Kilimandscharo — Muansa — Kitangule — Udschidschi — Tanganjika S. — Rukwa — Sansibar — Lufidschi — Ja Quilem — Zaire — Congo — Aquilonda S. — Quango — Kassabi — Manungu — Lucenda — Chambesi — Kabompo — Loangwa — Rovuma — Nyassa S. — Schirwa S. — Sambesi — Schire — Ogowai

6. Die innerafrikanische SEENREGION. 1875.

Gondokoro — Uelle — Munsa — Asua — Samburu S. — Bardera — Mwutan Nsige — Vacovia — Mtesa — Bari Ngo — Ukara S. — Ukerewe S. — Kenia — Kilimandscharo — Muansa — Urenge S. — Kiwo S. — Nyangwe — Lualaba — Udschidschi — Tanganjika S. — Sansibar — Kamalondo S. — Lufidschi — Zaire — Congo — Aquilonda S. — Ja Quilem — Tschibungo S. — Moero S. — Ruaha S. — Kasembe — Quango — Kassabi — Tschambesi — Rovuma — Bangweolo S. — Nyassa S. — Loangwa — Schirwa S. — Sambesi — Schire — Ogowe

liegen zwischen 5° und 13° S. Sie heißen Zaflan und Zaire, doch beginnt neben ihnen der Aquilunda eine Rolle zu spielen. Um den Vergleich besser zu ermöglichen ist die Dapper'sche Darstellung in die richtigen Contouren Afrikas eingetragen.

2. „Solche täuschende Ausfüllung thatsächlich noch völlig unbekannter Erdräume mit mißverstandenen und falsch combinirten Thatsachen, ja mit bloßen Phantasiegebilden, ist dann fast ein Jahrhundert lang von den zahlreichen handwerksmäßigen Kartenfabrikanten weiter verbreitet worden, bis um die Mitte des vorigen Jahrhunderts zuerst der große Bourguignon d'Anville die Grundsätze historischer Kritik auf die Kartographie anwendete" *).

Bei d'Anville sind die Ptolemäischen Nilseen verschwunden, statt deren aber sehen wir zwischen 4° und 11° S. sich den großen Marawisee ausdehnen. Hier sind schon die Erkundigungen maßgebend gewesen, welche die von Osten her am Sambesi vorgedrungenen Portugiesen eingezogen hatten, nur wird hier ein Volksname auf einen See übertragen, der fortan bis in unser Jahrhundert auf den Karten herrschend blieb, gewöhnlich mit der Bezeichnung: „Großer Sumpfsee Marawi; Lage unsicher." Wir geben denselben in unserer Skizze nach einer Homann'schen Karte des vorigen Jahrhunderts, indessen gleichfalls mit den richtigen Contouren des Erdtheils. Neben dem Marawi erscheint nur noch der Aquilundasee, als Quellsee des Congo. Dieser See, auch Achelunda oder Chilande genannt, taucht zuerst bei Barros auf, nachdem er 1490 von einer portugiesischen Gesandtschaft erreicht worden sein soll. Auch alle späteren, von den Portugiesen beeinflußten Berichterstatter führen den Aquilunda etwa unter $7^1/_2$° südl. Br. auf und bringen seinen Abfluß mit dem Congo in Verbindung. Sein Dasein zu constatiren ist noch eine der Aufgaben unserer Tage. Eine Zeit lang war er von den neueren Karten verschwunden, bis Bruno Hassenstein in seiner gründlichen Bearbeitung der Geographie Congos und Angolas (1862) ihn wieder an die alte Stelle setzte.

3. Schon drohte der große Binnensee Marawi gänzlich von unseren Karten zu verschwinden als er, vor nun gerade zwanzig Jahren, eine entscheidende Auffrischung erhielt. (Desborough Cooley's Angaben über den „Nyassi" vom Jahre 1835 waren in Vergessenheit gerathen und was die Portugiesen von unserm heutigen Nyassasee wußten, war keineswegs Gemeingut der geographischen Welt.) Das Calwer Missionsblatt und nach ihm Petermann's geographische Mittheilungen brachten Berichte von den an der afrikanischen Ostküste in Mombas angesiedelten deutschen Missionären über einen gewaltigen afrikanischen Binnensee. Derselbe, alle übrigen Binnenmeere, selbst das Kaspische, weit hinter sich zurücklassend, dehnte sich von $^1/_2$° N. über den Aequator bis $13^1/_2$° S. aus und nahm einen Flächenraum von 13,000 bis 14,000 Quadratmeilen ein. Er führte den Namen Ukerewe, See von Uniamesi, Nyassa und in seiner Mitte lag eine gewaltige Berginsel Kavogo.

Gesehen war dieser See von den Missionären Rebmann und Erhardt allerdings nicht, aber sie hatten zahlreiche Aussagen von Eingeborenen eingezogen, diese combinirt und danach die Karte entworfen, von welcher wir die Skizze mittheilen.

Diese Mittheilung erregte begreiflicherweise ungemeines Aufsehen und wurde, als Denkschrift und Karte 1856 in Petermann's Mittheilungen erschienen, einer allseitigen scharfen Kritik unterzogen.

4. Auf den ersten Blick erkennen wir nach dem heutigen Stand unserer Kenntniß von Innerafrika, wie die Missionäre verschiedene Seen in einen großen zusammenzogen und Desborough Cooley, der in seiner gewohnten herben Weise die Karte der Missionäre kritisirte, wies darauf hin, wie durch den großen See selbst schon gut bekannte Länder, wie z. B. das Reich des von den Portugiesen Gamitto und Monteiro besuchten Cazembe, verschlungen würden.

Gerechter und glimpflicher war August Petermann's Kritik, der anerkannte, wie die Nachrichten der Missionäre zu einer umfangreichern Kenntniß den Weg bahnten, und der unter Benutzung der eingezogenen Nachrichten sowie des sonst vorhandenen Materials, namentlich der Forschungen Monteiro's und Gamitto's, dem See eine wesentlich veränderte Gestalt und kleinern Umfang als die Missionäre gab (Skizze 4). Immerhin aber blieb noch die irrige Vorstellung von einem großen Binnensee bestehen. „Möge es in Bälde — so schloß 1856 Petermann seine Bemerkungen über diese Angelegenheit — einem wissenschaftlich gebildeten Europäer vergönnt sein von der Ostküste Afrikas zwischen dem Aequator vorzudringen; er würde sich dadurch ein hohes Verdienst um die Geographie erwerben und sein Name würde unter diejenigen der berühmtesten Reisenden gezählt werden."

5. Diese Mittheilungen der deutschen Missionäre gaben in der That den Anstoß zu weiteren großen Entdeckungen. Den mühevollen Anstrengungen britischer Reisenden gelang es im Verlaufe der nun folgenden zwanzig Jahre uns über die wesentliche Gestaltung der großen Seenregion Innerafrikas aufzuklären. Nach einem von der Londoner geographischen Gesellschaft ausgearbeiteten Plane gingen zunächst Richard Burton und sein Begleiter John Hanning Speke vor. Im Juni 1857 brachen sie von Sansibar in westlicher Richtung auf und am 13. Februar 1858 erblickten sie zuerst den Tanganjikasee, welchen sie theilweise beschifften und so in die Karte eintrugen, wie derselbe auf Skizze Nro. 5 dargestellt ist. Auf der Rückreise, im Juli, ging Speke allein von Kaseh aus nach Norden vor um einen zweiten großen See, von dem er gehört hatte, aufzusuchen. Er erreichte auch am 3. August 1858 bei Muansa unter 2° S. dessen südliches Ende, hörte, daß ein großer Fluß — der Nil — aus ihm abfließe, daß der See sich weit nach Norden erstrecke und Ukerewe heiße, benannte ihn aber trotzdem nach seiner Königin „Victoria Nyanza". Speke konnte leider seine Entdeckung nicht weiter verfolgen, war aber der festen Ueberzeugung einen der Ptolemäischen Nilquellseen gefunden zu haben.

Zur Vervollständigung dieser Entdeckung unternahm bereits 1860 Speke, diesmal begleitet von Grant, eine neue Reise, welche den Zusammenhang des Weißen Nil mit dem von ihm entdeckten Ukerewesee darthun sollte. Auf dieser epochemachenden Reise, welche die beiden Entdecker von Sansibar bis Alexandria führte, berührten sie 1862 das westliche und nördliche Ufer des Sees und überschritten den 80 Schritte breiten Kitangule, welcher von Westen her in den See strömt. Am 28. Juli sah Speke den Nil bei den Riponfällen aus dem Victoriasee abfließen. Hielt er nun auch in der Freude über seine Entdeckung die Nilquellenfrage für gelöst, so ergab sich doch später, daß dieses nicht der Fall war, denn noch wichtige Probleme waren gerade in jener Gegend zu enträthseln.

Speke und Grant hatten von einem zweiten See, dem „kleinen Luta Nzige", gehört, der nordwestlich vom Ukerewe liegen sollte, und durch welchen der von ihnen entdeckte Nil durchflösse, den zu besuchen sie aber verhindert waren. Sa-

*) H. Kiepert, Erläuterungen zu den die Entdeckungsgeschichte von Afrika darstellenden Karten. Zeitschrift der Gesellsch. f. Erdkunde VIII, 165.

muel White Baker war es vorbehalten am 14. März 1864 den Mwutan aufzufinden, den er von Vacovia bis zum Einflusse des Nil in denselben beschiffte und Albert Nyanza benannte. So wie er ihn darstellte, wird er noch heute auf den Karten verzeichnet und Baker's später (1872) eingezogene Nachricht, daß der Mwutan mit dem Tanganjikasee zusammenhänge, wurde von der geographischen Kritik nicht angenommen. Diese Vorstellung eines zusammenhängenden Sees von 3° N. bis 7° S. wäre ein Rückschritt zu Rebmann und Erhardt gewesen *).

Tanganjika- und Ukerewesee entsprechen dem nördlichen und mittlern Theile des großen von Rebmann und Erhardt erkundigten afrikanischen Binnenmeeres. Ueber den südlichen, von ihnen Nianja genannten Theil, der von Kiloa aus erkundigt war, brachte Livingstone's zweites Reisewerk Auskunft. Am 16. September 1859 entdeckte er das Südende des Niassasees, den er 1861 bis beinahe zu seinem nördlichen Ende befuhr. Einen Monat später als Livingstone (19. October 1859) war unser unglücklicher Landsmann Albert Roscher am Ostgestade des Niassasees eingetroffen. Der kleine im Südosten des Niassasees gelegene Schirwasee war schon am 18. April 1859 von Livingstone aufgefunden worden. Portugiesen haben übrigens schon, wie bereits angedeutet wurde, im 17. Jahrhundert den Niassa (Nyanja Mucuro) besucht, allein diese Entdeckung wie manche andere wurde nicht bekannt.

6. Wir betrachten jetzt die Karte der innerafrikanischen Seenregion, wie dieselbe im gegenwärtigen Augenblicke sich uns darstellt; wobei wir uns bewußt sind, daß diese Darstellung immer noch eine provisorische, der Wahrheit nur sich annähernde ist, da, wie im Eingange bemerkt, das Forschungswerk gerade auf dem in Rede stehenden Gebiete im völligen Flusse begriffen ist.

Neu erscheint gegenüber der vorigen Skizze die Einführung der Seen Bangweolo, Moero, Kamalondo, Tschibungo und Urenge durch Livingstone in der Karte. Unsere Kenntniß derselben ist eine sehr vage und die Hoffnung, durch die jetzt veröffentlichen letzten Tagebücher Livingstone's näher aufgeklärt zu werden, leider nicht erfüllt worden. Livingstone hielt bekanntlich diese Seen für die eigentlichen Nilquellseen (Schweinfurth sagt mit Recht: „Jeder Reisende hat seine Privatnilquelle") und den sie verknüpfenden Luapula oder Lualabastrom für den eigentlichen Quellstrom des Weißen Nil — eine keineswegs von den Geographen angenommene Ansicht, die (namentlich auf Behm's Arbeit hin) sich vielmehr der Vorstellung zuneigen, daß jene Seen vielmehr das lange gesuchte Quellbecken des mächtigen Congostromes sind.

Was den Tanganjikasee betrifft, so stellte man sich diesen bis in die allerneueste Zeit als ein völlig abgeschlossenes Becken ohne Ausfluß vor. Burton und Speke hatten es 1856 unentschieden gelassen ob der Rusisifluß in das nördliche Ende des Tanganjikasees einmünde, oder aus diesem abflösse. Stanley und Livingstone wiesen erst 1872 nach, daß der Rusisi in den Tanganjikasee hineinflösse. Ein Abfluß war nicht bekannt geworden und Livingstone, der den größern Theil der Ufer des Tanganjikasees besucht, erwähnt durchaus nichts von einem solchen.

Da brachte jüngst Cameron's Expedition die erwünschte Aufklärung. Dieser tüchtige Forscher hat im März, April und Mai 1874 den bei weitem größern Theil des Tanganjikasees zwischen 5 und 9° S. befahren. Er segelte entlang der Ostküste von Udschidschi bis zum Südende, dann wieder an der Westküste aufwärts, an welcher er am 3. Mai unter 6° S. den zum Lualaba führenden Lukuga genannten Ausfluß des Tanganjikasees auffand.

Damit war eines der wichtigsten hydrographischen Räthsel Afrikas gelöst. Bereits durch Livingstone hatte der Tanganjika auf der Karte gegenüber Burton's und Speke's Darstellungen eine sehr veränderte Gestalt erhalten, die durch Cameron noch mehr rectificirt wurde, so wie sie in unserer Skizze Nro. 6 sich darstellt.

Zum Schlusse haben wir nochmals den Ukerewe oder Victoria Nyansa zu betrachten. Unbekümmert darum, daß Speke 1856 bei Muansa eine andere Höhe des Spiegels als 1862 bei Mtesa fand, verband er beide Theile zu einem gewaltigen See. Mag nun der Höhenunterschied von einigen hundert Fuß auf einem Messungsfehler beruhen, so hatte Speke doch kein Recht, die beiden von ihm 1856 und 1862 gesehenen Uferstrecken — die soweit wie der Bodensee und Köln auseinanderliegen — zu einem See zu vereinigen und zwar nur auf die Aussage arabischer Händler hin *) und es war vorauszusehen, daß sein See wieder zerbröckeln müsse.

Schon auf der Karte der deutschen Missionäre (Nro. 3) finden wir unter dem Aequator in der Nähe des Kenia (Kignea) den Baringosee angegeben. Speke hatte ihn dann mit dem Victoriasee verknüpft, eine Darstellung auf unseren Karten, die man jedoch bald fallen ließ. Da veröffentlichte 1870 im Journal der Londoner geographischen Gesellschaft der Missionär Thomas Wakefield seine neuen an der Ostküste eingezogenen Erkundigungen nebst Karte, auf der wieder unter dem Aequator der Baringo und nordöstlich von ihm ein neuer großer See, der Samburn, auftritt. Indessen deren Lage und Gestalt sind eben so unsicher, wie die Zerlegung von Speke's großem Victoriasee in eine Anzahl kleinerer Binnengewässer, die, meist gestützt auf Sadi ben Ahedi's Aussagen, jetzt auf unseren Karten eingeführt ist. Wesentliche Stütze aber hat die Ansicht von der Zerlegung des Ukerewe in eine Anzahl kleinerer Seen durch die Reise Long's, eines Begleiters des Oberst Gordon, im Sommer 1874, erhalten, welcher von Mtesa aus den Ukerewe befuhr und ihn hier nur auf 12 bis 15 Miles Breite schätzt. Seine Bemerkungen sind jüngst im „Globus" mitgetheilt worden. Eine nicht ferne Zukunft wird uns auch nach dieser Richtung hin die erwünschte Aufklärung bringen.

R. A.

---

*) Wir übergehen den großen See Piaggia's im Nordwesten des Mwutan. Seit Schweinfurth's Reisen im Monbuttulande ist derselbe wieder von den Karten gestrichen worden.

*) Englische Geologen, namentlich Jukes, verwerfen Speke's hydrographisches Bild als apokryph, da es theoretisch einen See mit mehreren Abflüssen nicht geben könne. In Deutschland sind seine Angaben auch nur mit Mißtrauen aufgenommen worden (vergl. „Globus" IV, 175 und mehrere Mal); Burton opponirte seinem ehemaligen Reisegefährten heftig; eine kritische Darstellung, daß ein so großer See, wie Speke ihn annehme, nicht existiren könne, gab zuerst Oscar Peschel im „Auslande" 1865, S. 222.

Die Erzeugung der Steinwaffen.

Von **Paul Schumacher** in San Francisco.

Ueber die Erzeugung der Pfeil- und Speerspitzen, Messer, Bohrer und ähnlicher Gegenstände aus Feuerstein, Obsidian u. s. w., wie wir solche auf den vorhistorischen Küchenabfällen, den Kjökkenmöddinger Dänemarks und den Muschelablagerungen an der pacifischen Küste, bis auf die jüngst vergangene Zeit herab, auffinden, herrschen verschiedene Ansichten. Der eine spaltet den Obsidian vermittelst Anpressen eines spitzen Stockes, auf welche Weise die Obsidianmesser in Südamerika erzeugt werden sollen; ein anderer hämmert die Pfeilspitzen mit elastischen Schlägen (rebounding blows) u. s. w. Auf die letztere, die anscheinlich richtige Weise, verfiel auch ein bekannter deutscher Gelehrter, welcher der praktischen Ausführung dieser Theorie wochenlang nachging, in welcher Zeit es ihm mit mancher mechanischen Geschicklichkeit gelang, grobe Steinspitzen anzufertigen.

Nachdem ich im vergangenen Jahre (1873) Gelegenheit

Fig. 1.

Fig. 2.

Fig. 3.

Fig. 4.

hatte, verschiedenartige Steinwaffen und Geräthschaften zu sammeln, darunter Pfeilspitzen von besonders gebrechlicher Form und feinem Bruche, regte sich auch in mir ein lebhaftes Verlangen, die Erzeugung zu ergründen, welche ich einer andern Lösung fähig hielt. Um jene Zeit brachten mich meine Streifzüge nach dem Klamath-Flusse, am nördlichen Ende Californiens, wo ich mich einige Zeit unter den friedlichen, noch in aller Freiheit lebenden Klamath-Indianern aufhielt. Unter ihnen fand ich Gelegenheit die Verwendung mancherlei Geräthschaften, welche ich in Oregon, auf den verfallenen Ansiedelungen ausgestorbener Stämme, sammelte, zu errathen. Die Klamath-Indianer benutzen auch noch die Steinpfeile und ich nahm die Gelegenheit wahr, um mich in der Anfertigung derselben, von dem Pfeilmacher, dem Waffenschmiede des Stammes, unterrichten zu lassen, was ich nachfolgend beschreiben und bildlich veranschaulichen will — wie ich es

Fig. 5.

Fig. 7.

Fig 6.

bereits mit kurzen Worten in meinem Berichte an das Smithsonian Institute gethan habe *).

Zur Anfertigung der Pfeil- und Speerspitzen, Messer, Bohrer, Schabsteine &c. werden Hornblende, Chalcedon, Jaspis, Achat, Obsidian, für die letzteren drei Gegenstände aber besonders Feuerstein gebraucht; überhaupt finden wir das Gestein verwendet, welches, mehr oder weniger conchoidal oder muschelig, in scharfe Kanten bricht, wie es bei der Gattung Quarz, unter welche sich die genannten Arten reihen, und dem vulcanischen Glase, Obsidian, der Fall ist.

Ein derartiger zu bearbeitender Stein wird dem Feuer für längere Zeit ausgesetzt um vollständig durchglüht zu werden, nachher rasch ausgekühlt und durch Schläge auf die Seite der Spaltung in blattartige Scheiben gebrochen. Die in Form und Dicke unregelmäßigen Scheiben werden hierauf sortirt, indem für die Pfeilköpfe die kleinsten und der anzunehmenden Form am nächsten kommenden Stücke gewählt werden; größere dagegen für die Speerspitzen; dünne,

*) Siehe Report der Smithsonian Institution 1874.

lange Splitter für Bohrer; handförmige Scheiben für Spaten u. s. w.

In Fig. 1 sehen wir das Werkzeug, mit welchem die Scheiben in die verlangte Form gebrochen werden. An einem $1^1/_2$ Fuß langen Stiele a — der in Dicke und Form einem Pfeilschafte ähnlich ist — befindet sich eine Beinspitze b, welche in Fig. 2 in natürlicher Größe dargestellt ist, die aus dem Zahne eines Seelöwen, seltener aus Hirschhorn, bei den gegenwärtigen Klamath auch schon aus Eisen besteht. Die Spitze ist geschweift und gesattelt, wie es in Fig. 2 hervorgehoben wurde, um den Stoß des Instrumentes auf die Kante des Steines zu dämpfen und andererseits durch den gehobenen Rand, oder Sattel, auf einen mäßig geringen Raum zu beschränken.

Während die Erzeugung vor sich geht ruht die Scheibe in der linken Hand in einem Lappen aus Hirschleder, um besser gehandhabt werden zu können und zwar so, daß die Breitseite an der Dammenwurzel anliegt und die obere Kante der Scheibe aus dem Leder hervorsteht (Fig. 3). Mit der Rechten wird das Brechwerkzeug geführt, dessen Stiel unter den Arm reicht und an den Körper angedrückt wird, damit es mit Sicherheit geleitet werden kann.

Die hauptsächlichen Stoßbewegungen lassen sich mit a b c (Fig. 4) veranschaulichen. Mit der Stellung und Stoßbewegung der Brechspitze, wie in a dargestellt, werden die groben Splitter abgebrochen um den zu verfertigenden Gegenständen die rohe Form zu geben; mit b werden ebenfalls größere, namentlich lange Splitter entfernt, deren Bruchnarben sich bis nach der erhöhten Mittellinie der Pfeilspitze hinziehen, wodurch die dünne niedliche Form erlangt wird; die Schneide und Spitze dagegen werden mit kurzem Bruche, welcher durch die Bewegung c erlangt wird, geformt und geschärft.

Mit der Spitze oder dem zerbrechlichsten Theile einer Lanze, eines Bohrers rc. wird begonnen und dem stärkern Ende zu gearbeitet, wie die Fig. 6 erklärt, wo die zu erlangende Form des Bohrers in gebrochenen Linien angedeutet ist.

Um die Widerhaken auszuarbeiten, wie z. B. bei dem Pfeilkopfe (Fig. 5), welcher auch noch einen Ansatz hat, wird eine Beinnadel verwendet, welche unter Fig. 7 in natürlicher Größe dargestellt ist und mit den Stoßbewegungen b und namentlich c — ohne einen Schaft — verwendet wird.

Ein kurzer Versuch wird es ermöglichen, auf diese Weise Pfeilköpfe zu erzeugen. (Aus dem Archiv für Anthropologie.)

Sosnowski's Forschungen in der Dsungarei 1872.

R. K. Generalstabscapitän J. A. Sosnowski hat zwar schon im November 1873 die Resultate seiner Reise nach dem obern Schwarzen Irtysch, dem See Uljungur und dem Bergdistrict Chobu-sor der russischen geographischen Gesellschaft mitgetheilt, und letztere dieselben im August vorigen Jahres veröffentlicht; da aber noch nirgends als in Sir Bartle Frere's Jahresbericht (Proceedings of the Royal Geogr. Society XVIII, p. 561) darauf Bezug genommen wurde *), so scheinen sie in Westeuropa ziemlich unbekannt geblieben zu sein; und eine Uebersetzung aus dem russischen Text dürfte darum willkommen sein.

Der Schwarze Irtysch ist keineswegs jener reißende, breite und tiefe Strom, als welchen man ihn geschildert hat; vielmehr wird er in dieser Hinsicht von seinen Zuflüssen Kaba, Burtschum und Kran bei Weitem übertroffen. Die Anwohner treiben nicht nur großes, sondern auch ihr Kleinvieh schwimmend hindurch, mitunter sogar bei mittlerm Wasserstande, was nach dem Austritte des Irtysch aus dem Saisansee gewiß Niemand wagen würde. Ueberhaupt gleicht er sehr dem sogenannten Zahmen Irtysch zwischen dem Saisan und der Staniza Buchtarminsk, wo derselbe in Folge des geringen Falles sehr langsam fließt und den Eindruck eines stehenden Gewässers macht. Die größte Breite in seinem ganzen Laufe bis zum Saisan hat er bei der Mündung des Kaba, wo er über seine Ufer tritt, nämlich etwa 100 Saschenen; aber schon etwa 50 Werst stromauf, bei Ak-tübek, mißt er nur noch 30; oberhalb des Kran etwa 15; unterhalb des Kaba aber, gegenüber dem Hügel Ak-Tübe (identisch mit dem chinesischen Posten Manitu-Gatul-chan), nur 50 bis 60 Saschenen.

Was die Tiefe des Irtysch anlangt, so sind seine Furthen nur bei hohem Wasserstande gleich nach der Ueberschwemmung, welche Ende März stattzuhaben pflegt, unpassirbar; zu jeder andern Jahreszeit hat er viele Furthen, in besonders großer Anzahl oberhalb der Einmündung des Kaba, wie bei Ak-Tübe, Kundusdü und gegenüber der Burtschummündung, wo ein die ganze Breite des Flusses durchsetzender Felsgrat einen Wasserfall erzeugt und der Schifffahrt eine Schranke setzt; weiter stromauf trägt der Irtysch kaum flachgehende Boote.

Zu seinen beiden Seiten wechseln üppige, wiesenreiche Striche mit dem dichten Schatten der Silberpappeln, Espen, verschiedener Weidenarten und Birken. Besonders schön ist der Birkenwald am Burtschum, dessen Thal alle Bedingungen einer gemächlichen Cultivirung darbietet: den Stromlauf, fette Triften, treffliche Waldbestände und günstige klimatische Verhältnisse. Jetzt sitzen dort in einer Stärke von 7000 Kibitken die Kirejer, welche bis zur Mündung des Kran hinaufreichen. An den beiden Quellflüssen des Irtysch, Kuu-Erzis und Kara-Erzis, wohnen nur so wenige von ihnen (etwa 20 bis 30 Kibitken), daß man den Kran factisch als ethnographische Grenze zwischen den Kirgisen und den ihnen ganz fremden Kalmücken ansehen kann.

Augenblicklich herrscht im Irtyschthale die vollständigste Anarchie; denn die Kirejer erkennen die chinesischen Behörden kaum an und lassen sich nur mit Gewaltmitteln Steuern abtreiben. Dagegen respectiren sie die Russen, deren Einfluß allein die localen Verwaltungsorgane ihre geringe Autorität zu verdanken haben. Unter den gewählten Volksvorstehern befindet sich sogar ein russischer Tatar, Adiltscha, welcher an der Mündung des Kran sein Winterquartier hat.

Die bisherigen Karten dieser Gegend sind alle auf chinesische Quellen basirt; sie enthalten namentlich im Gebiete des Sees Uljungur und seines Zuflusses Urungu *) große Ungenauigkeiten.

*) Die Inhaltsangabe in Petermann's Mittheilungen 1875, S. 79, ist gar zu dürftig, um in Betracht zu kommen.

*) So richtig. Petermann (Mittheilungen 1872, Tafel 17, und

Sosnowski ist der Ansicht, daß letzterer See einst vermittelst des Irtysch zum Gebiete des sibirischen Eismeeres gehörte und nur später durch irgend welche Ursache davon getrennt wurde und sein eigenes continentales Becken für sich erhielt. Er unterläßt es aber, diese Ansicht näher zu begründen und verweist auf zukünftige Untersuchungen.

Heute strömt der Irtysch in einer Entfernung von nur 2 bis 3 Werst vom See vorbei (die Karten machen diese Strecke 12 bis 15 mal so groß) bei der niedrigen Bergkette Naryn-Kara. Das ganze Ostufer des Sees, welches „die Höhen Zirguntai" heißt, ist eine kahle, unebene, mit Kieseln und Muschelschalen besäete und von zahlreichen Salzsümpfen unterbrochene Fläche, der man es sofort ansieht, daß sie noch nicht lange vom bedeckenden Wasser verlassen worden ist. Auf einen ehemaligen Zusammenhang beider Gewässer deutet auch die unter den Anwohnern umgehende Sage, daß der Körper eines im See ertrunkenen Urjänchen später im Irtysch aufgefunden worden sei; eine Sage, wie sie ganz ähnlich die Kirgisen am See Tschuschkalu haben, welcher unweit des Irtysch in der ebenfalls einst vom Wasser bedeckten Sandwüste Bas-aigyr-kum liegt. Groß sind nach Sosnowski die Mineralreichthümer der gänzlich vegetationslosen Seeufer. Bei den Höhen Zirguntai liegt ein beträchtlicher, abgeschlossener Salzsee, dessen Gestade eine unerschöpfliche Menge des allerreinsten, krystallisirten Kochsalzes ansetzen, welches alljährlich von den Kirgisen und den Bauern des Dorfes Praporschtschikow gesammelt wird. Das Nordufer, wo sich der Höhenzug Naryn-Kara erhebt, enthält Graphitlager, welche zu Tage treten, so daß die Anwohner das Product geradezu in Säcke sammeln können. Die westliche Fortsetzung jener Höhen, Kok-sun mit Namen, besitzt reiche Lager von Salpeter, der sich auf der Stelle zur Pulverbereitung eignet.

Der einzige Zufluß des Ulungur, der Urungu (Burlutogoi), fließt in einer tiefen Rinne, ist seicht und bequem zu passiren, in den Furthen selbst in seinem Unterlaufe, die kurze Ueberschwemmungsperiode in der zweiten Hälfte des März natürlich ausgenommen. Seine mittlere Breite beträgt gegen 15 Saschenen; sein Lauf ist ruhig und glatt; das Wasser von Thon und Sand getrübt. Zu beiden Seiten zieht sich ein zusammenhängender Wald wilder Oelbäume hin, deren Holz zu verschiedenen Hausgeräthen, Möbeln, Radachsen u. s. w. verwendet wird. Den obern Theil des Irtyschgebietes bis zur Kranmündung sowie die untere Hälfte des Urunguthales haben nomadisirende Kalmücken inne, hier Karakalmücken genannt, in zehn Stämme getheilt, die sich nach ihrem Häuptlinge nennen. Ueber je fünf solcher Häuptlinge (Dsjangu oder Moschku) steht ein Ilgedai, über den beiden Ilgedais der Ucherdai, welcher seinerseits dem Amban oder Bezirksgouverneur in der Stadt Tulta am Kran unterthan ist. Das ganze, sehr arme Volk zählt nach eingezogenen Erkundigungen etwa 25,000 Seelen beiderlei Geschlechts. Beständige Räubereien und Plünderungen haben zwischen ihm und den westlich anstoßenden Kirejern einen blutigen, auch von letzterer Seite durch eine starke religiöse Secte genährten Haß großgezogen.

Nur 15 Werst von der Mündung des Urungu aufwärts liegt die Stadt Buluntochoi, der Sammelplatz alles möglichen Gesindels, welches 1869 den Sousan-Posten überfiel und seitdem bei den Russen unter dem Namen Kyzyl-Ajakow bekannt ist — so wurde es nach seinem chinesischen Schuhwerke von den Kirejern genannt. Diese kothige, schmutzige Stadt*) besteht aus zwei Quartieren, welche etwa 1/2 Werst von einander entfernt liegen. Das eine derselben zählt 160 Häuser und gegen 900 Seelen, aus Sibé, Solonen und eigentlichen Chinesen bestehend, welche man unter dem Sammelnamen Karakitaizen (d. i. schwarze Chinesen) zusammenfaßt; das andere beherbergt in 150 Häusern etwa 800 mongolische Einwanderer, Eljuten, Tschacharen, Kalmücken u. s. w. Die städtischen Behörden sind zwei Juanja, welche dem Amban in Tulta untergeordnet sind, und denen je drei aus dem Volke erwählte Männer zur Seite stehen.

Buluntochois Lage ist für den Handel sehr günstig und verheißt der Stadt eine glänzende Zukunft; sie liegt im Knotenpunkt der Straßen nach Rußlands Grenzen, der Dsungarei und Mongolei. Hier die Entfernungen nach den nächsten Städten: bis Chobdo 22 Tage oder 480 Werst; nach Uliassutai zwei Wege, einer über Chobdo 37 Reisetage, und ein zweiter, näherer, welcher den erstern links läßt, 31 Tage. Mit Barkul geht der Verkehr über Gutschen, bis wohin man 18 Reisetage oder 360 Werst zählt, und von da bis Barkul 15 Tage oder 345 Werst; nach Manas 10 Tage; nach Kur-kara-ussu 12 Tage. Trotzdem ist augenblicklich der Handel Buluntochois nur Kleinhandel und befindet sich vorzugsweise in den Händen russischer Tataren.

Zwei Dinge erregen in Sosnowski's Mittheilungen besonderes Interesse, die Fortsetzung der Schneegrenze im Gebirge Sauru und der Nachweis vulcanischer Thätigkeit in jenen Gegenden. Die Eile, mit welcher die Expedition ausgerüstet wurde; die Unmöglichkeit, sich in Semipalatinsk auch nur mit den für wissenschaftliche Beobachtungen unentbehrlichsten Instrumenten zu versehen; endlich die außerordentliche Schwierigkeit, mit großer Begleitung einen Ausflug in die Berge zu unternehmen, gestatteten Herrn Sosnowski nicht, genaue Untersuchungen anzustellen: er mußte sich auf theoretische Folgerungen beschränken, deren Werth jedoch nur ein relativer sein kann.

Die Schneelinie im Altai wird nämlich gewöhnlich zu 6600 Pariser Fuß angegeben; eine Zahl, welche jedoch durch die Beobachtungen Miroschnitschenko's anläßlich der Operationen der Grenzcommission im Jahre 1869 beträchtlich modificirt wird. Dieser Offizier bestimmte den Ort Ukok zu 7532 Fuß (russisch), das Piket Suok zu 8275 Fuß, die Grenzposten Ulan-Dabago zu 9063 Fuß, Bolzir zu 9650 Fuß und Schapschal zu 10,760 Fuß. Trotzdem damals der Sommer kalt und regnerisch war, lag auf jenen Punkten und ihrer nächsten Umgebung keine völlige Schneedecke. Ukok befindet sich ganz sicher unterhalb der Schneelinie, eben so wie Suok, wo nun schon seit mehreren Jahren ein russisches Grenzdetachement steht. Hält man damit die Angaben der Personen, welche an der alljährlich sich wiederholenden Berichtigung der Grenzpfeiler theilnehmen, zusammen, so gewinnt die Ansicht, daß die Schneegrenze im Altai (unter 51° nördl. Br.) nicht unter 9000 Fuß (russisch, = 8200 Pariser) liegt, einige Wahrscheinlichkeit. Im Thian-schan unter 43° nördl. Br. erreicht sie eine Höhe von 12,570 Fuß (11,500 Pariser Fuß); folglich in der Mitte zwischen beiden, d. h. im Sauru unter 47° nördl. Br., auch das Mittel zwischen den beiden Höhenzahlen, nämlich 10,785 Fuß (9855 Pariser Fuß). Ob dieser Schluß wirklich ein berechtigter ist, muß freilich erst eine factische Beobachtung zeigen. Jedenfalls sucht Sosnowski die angeblich

Blatt 59 in Stieler's Handatlas 1874) vertauscht die Namen dieser beiden Objecte. Beide Karten können übrigens zur allgemeinen Orientirung dienen.

*) Ihre geographische Position wurde nach Sir B. Frere von Matusofski bestimmt, doch findet sich davon in Sosnowski's Bericht nichts erwähnt, trotz der großen Wichtigkeit, welche die Festlegung dieses Punktes für die ganze Westmongolei besitzt.

sehr große Trockenheit der Luft im Saurn durch die Höhe der Schneegrenze zu erklären.

Was den Vulcanismus in jener Gegend anlangt, so bezieht sich Sosnowski auf folgende Stelle in Karl Ritter's Erdkunde von Asien (Bd. I, S. 387), wo es von der Solfatara von Urumtsi heißt: „Noch etwa 45 geographische Meilen von ihr (Urum-tsi), in Nordwesten in einer Ebene, nahe am Flusse Khobok, der in den kleinen See Darlak fließt, im Canton Khobok-Sari, erhebt sich von Neuem ein Hügel, dessen Gesteinklüfte sehr heiß sind, doch ohne Rauch (sichtbare Dämpfe) auszustoßen. In dessen Klüften sublimirt sich der Salmiak zu so fester Rinde, daß man um ihn zu sammeln das Gestein selbst abschlagen muß."

In Bezug darauf erfuhr der Reisende von dem Torgutenfürsten Uwan Folgendes. Zwischen den beiden Bergen Argaltami und Deleunem im Districte Chobu-sor (derselbe ist etwa zwei Grad westlich vom See Ulungur zu suchen) giebt es eine Stelle, Dschin genannt, mit einer sehr tiefen Spalte, aus welcher beständig Dämpfe aufsteigen, wie aus einem am Feuer stehenden, geöffneten Theekessel. Vor langer Zeit wurden neben dieser Spalte drei Gruben von Brusthöhe gegraben, mit einem Durchmesser von etwa drei Saschenen jede. Dorthin werden alle geschickt, welche an Gliederreißen, Rheumatismus, Krätze und sonstigen Hautleiden kranken. Dreimaliges Untertauchen genügt nach Uwan's Behauptung, um alsbald geheilt zu werden.

Danach ist also Dschin nichts anderes als eine jener in Dsungarien sich häufig findenden Solfataren mit beständiger Sublimation und Schwefelniederschlag.

Das Land der Basken.

Basken wohnen bekanntlich zu beiden Seiten der Pyrenäen. Ueber ihre geographische Vertheilung hat der ausgezeichnete Anthropolog Paul Broca, der das Land und seine Bewohner kennt, ausführliche Mittheilungen gegeben.

Das spanische „Vasconien" umfaßt die ganze Provinz Guipuzcöa, fast ganz Biscaya, einen großen Theil von Navarra und etwas mehr als ein Viertel der kleinen Provinz Aläva. Das französische Baskenland bildet weniger als die Hälfte und mehr als ein Drittel des Departements der Unterpyrenäen; dasselbe umfaßt beinahe das ganze Arrondissement von Bayonne und den größten Theil des Arrondissements von Mauléon. Früher war es in drei Provinzen getheilt; diese sind in der Richtung von Westen nach Osten: das Labourd, Nieder-Navarra und la Soule. Diese Benennungen sind noch heute im Lande bräuchlich, haben aber keine bestimmte Abgrenzung mehr. Das Labourd ist das Land südlich von Bayonne; Hauptstadt von Nieder-Navarra war St. Jean de Luz; Mauléon war eine Stadt in der Soule und wird wohl auch Mauléon-Soule genannt, um es von einem andern Soule zu unterscheiden, das im Departement der obern Garonne liegt.

Das spanische Baskenland besteht aus zwei Theilen. In dem einen, der einen centralen Gebirgsstock bildet, spricht und kennt das Volk nur Baskisch; in dem andern, einer Uebergangszone, wird Baskisch und Castilianisch gesprochen. Diese im Osten und Westen ziemlich breite Zone wird in der Umgegend von Vittoria enger und wird es noch mehr nordöstlich von Pampelona, wo sie so ziemlich ein Ende nimmt; aber zum Baskenlande gehört sie unbestreitbar. Das Castilianische, welches man dort versteht und spricht, ist allmälig dort eingesickert und vielleicht schon vor sehr langer Zeit. Die Ortsnamen sind, wenige ausgenommen, baskisch.

Dieser Landestheil wird wohl bald ganz castilianisch werden. Das Spanische ist amtliche Sprache, allgemein im Handelsverkehr, Jedermann versteht sie bereits und so ist leicht abzusehen, was nicht ausbleiben wird. Das Baskische weicht immer mehr nach Norden zurück und somit setzt sich eine Bewegung fort, welche bereits zu Anfang unseres Jahrhunderts in dieser Richtung begonnen hat. Man braucht nur um ein oder zwei Menschenalter zurückzublicken um dieses Zurückweichen zu verfolgen. Broca hebt beispielsweise hervor, daß in Puenta de la Reina (fünf Leguas südlich von Pampelona), das jetzt außerhalb der baskischen Sprachgrenze liegt, vor 60 Jahren einige Familien noch Baskisch sprachen. F. Michel hat mehrere Beweise gesammelt. Ein Navarrese aus Olite versichert, daß er dort als Knabe mit seinen Gespielen Baskisch gesprochen habe; das sei 40 Jahre vor 1857 gewesen, also vor nun etwa 60 Jahren. Olite liegt 10 Leguas südlich von Pampelona, und ist jetzt 7 Leguas von dem äußersten Punkt entfernt, wo noch Baskisch gesprochen wird. Das ist ein beträchtliches Zurückweichen in etwa einem halben Jahrhundert. In dem Dreieck zwischen der gegenwärtigen baskischen Sprachlinie, dem linken Ufer des Ebro und dem rechten Ufer des Aragon kommen baskische Ortsnamen sehr häufig vor, während sie jenseits nur noch die Ausnahme bilden. Man darf daraus folgern, daß die baskische Sprache vor wenigen Jahrhunderten bis an die Grenze reichte und dort seit lange, vielleicht schon seit den Römerzeiten, stationär ist. Broca meint, der Ebro und der Aragon seien die natürlichen Wälle, hinter welchen die Vascones und ihre Verbündeten Schutz fanden und von wo aus sie Widerstand leisteten. Sie konnten sich der Römer wenigstens insoweit erwehren, daß sie ihre Sprache und ihre Volksthümlichkeit bewahrten, während die übrige iberische Halbinsel unterworfen wurde und die Sprache der Sieger annahm.

In Frankreich haben die Dinge einen ganz andern Verlauf genommen. Hier ist die baskische Sprachgrenze viel regelmäßiger. Allerdings macht sie da und dort rasche, schmale und tiefe Biegungen und es scheint nicht, als ob eine so seltsame Begrenzung eine Folge allmäligen Eingriffes und Vordringens oder Rückweichens sei. Hier fehlt auch eine Zwischen- oder Uebergangszone, wie sie auf der spanischen Seite sich nachweisen läßt. Die Scheidelinie ist schroff; die Namen der Dörfer und Weiler auf der Grenze sind entweder rein baskisch oder rein bearnisch und es giebt nur einige wenige Ausnahmen von dieser Regel; Broca kennt nur drei Dörfer im obern Theile des Thales von Mauléon: Tardets, Montory und Licq. In diesen drei Dörfern, welche nur wenige Kilometer von einander entfernt liegen, besteht ein Theil der Einwohner aus Bearnern und diese reden das bearnische Patois neben dem baskischen. So ist es schon seit langer Zeit und man sieht, daß unter dieser getheilten Bevölkerung das Bearnische keine Fortschritte macht.

Da nun eine Uebergangszone fehlt, so kann man mit Bestimmtheit annehmen, daß die Grenze zwischen dem Baskischen und dem Bearnischen seit lange stationär ist und seit

Menschengedenken kennt man auch keinen Ort, wo die eine Sprache an die Stelle der andern getreten wäre.

Wie aber kommt es, daß hier kein Sprachengemisch stattgefunden hat? Die Kämpfe und Streitigkeiten, welche früher eine Scheidewand zwischen beiden Volksthümlichkeiten zogen, haben schon seit langer Zeit aufgehört. Beide unterhalten gute Nachbarschaft und verkehren unablässig mit einander, gehören demselben Staatswesen an und doch sind sie heute wie im Mittelalter durch die Sprache getrennt; beide Idiome halten streng die Scheidelinie fest, ihre Grenze bleibt unverrückt, während auf der spanischen Seite das Baskische zurückweicht.

Beides erklärt sich leicht. In Spanien erfährt das Baskische den unmittelbaren Druck der sehr ausgebildeten castilianischen Amtssprache; — in Frankreich nicht; hier ist das Idiom, mit welchem es in Berührung kommt, weder Amts- noch Literatursprache, sondern ein altes Patois ohne Expansivkraft, das allmälig dem Erlöschen entgegengeht. Es liegt also kein Grund vor, daß hier das eine Idiom das andere verdränge; beide bleiben gleich stationär, sind gleich schwach und werden durch das Französische bedroht, welches sie im Fortgange der Zeit absorbiren wird. Das Französische ist die Sprache, welche der Baske zu erlernen hat, das liegt in seinem Interesse; wer eine Schule besucht wird in derselben unterrichtet; wer auf einige Bildung Anspruch macht versteht oder redet sie mehr oder weniger geläufig. Jede Stadt, jeder Flecken ist und wird ein Mittelpunkt für ihre Verbreitung und es wird gewiß die Zeit kommen, wo man Baskisch nur in abgelegenen Weilern und schwer zugänglichen Thälern zu hören bekommt. Und auch dort wird es verschwinden, allmälig in Abgang kommen; hier rascher, dort langsamer; aber verschwinden wird es unter den gleichen Einwirkungen von außen her. Vielleicht geht das bearnische Patois noch früher zu Ende als das baskische und dann wird das Französische unmittelbar auf das Baskische drücken, dasselbe allmälig gegen Süden hin zurückdrängen, nach den Pyrenäen hin, deren Hochthäler wohl die letzten Zufluchtsstätten der ältesten Sprache Europas sein werden.

Broca erläuterte das hier Gesagte durch sorgfältig ausgeführte Karten, auf welchen die verschiedenen Sprachgrenzen anschaulich gemacht wurden. Es ist schwierig, die Zahl der spanischen Vascongados genau zu bestimmen; man nimmt dieselbe annähernd auf 500,000 Köpfe an; oder auch zwischen 450,000 und 600,000. Jene der Basken in Frankreich beträgt etwa 120,000 Köpfe, nicht mehr, und dabei sind die unter ihnen wohnenden Leute, welche nur französisch sprechen, mitgerechnet. Die Zahl dieser letzteren vermehrt sich, namentlich an der Paris-Madrider Bahn, von Negresse an, dieser Station bei Biarriz. In Hendaye ist schon eine förmliche französische Colonie, von deren Angehörigen wohl nur wenige das Baskische verstehen.

Die Entdeckung des Tengri Nor in Tibet.

Wir gaben über dieselbe in Nro. 9, S. 143, eine kurze Angabe; jetzt liegt ein ausführlicher Bericht vor, dem wir das Folgende entlehnen.

Tibet ist bekanntlich ein verschlossenes Land und bisher sind die Bemühungen der Engländer, in dasselbe einzudringen und directen Handelsverkehr zu eröffnen, mißlungen. Aber der bekannte, überaus eifrige Major Montgomerie bietet Alles auf, um Tibet näher erforschen zu lassen und bedient sich dazu asiatischer Männer, die er gehörig eingeschult hat. Im Jahr 1865 ging ein Pandit von Nepal nach Lhassa, der Hauptstadt des Dalaï Lama, und von dort durch das obere Thal des Brahmaputra bis zum Mansarowar-See, in dessen Nähe die Quelle des Stromes liegt. Dann ging ein anderer Pandit von Sikkim aus nach Schigatze in Tibet und kehrte durch Nepal zurück. Nachher schickte Montgomerie 1872 einen jungen Halbtibetaner aus, um einige bisher unbekannte Landstriche im Norden der Wasserscheide des obern Brahmaputra zu erforschen. Derselbe hat die große Gebirgskette überstiegen, welche die Nordgrenze des Brahmaputrathales bildet, den Tengri Nor (oder wie er an Ort und Stelle heißt Jang-Namtscho-Tschidmo-See) entdeckt, ist um denselben herumgegangen und über Lhassa nach Indien zurückgekommen.

Das ist eine der wichtigsten geographischen Entdeckungen, die seit Jahren gemacht worden sind. Der Halbtibetaner (dessen Namen wir eben so wenig lesen wie früher jene der Panditen, was auch seinen guten Grund hat) erreichte am 24. November 1872 die Stadt Schigatze (Taschilumbo), welche am Penanang Tschu unweit von dessen Einmündung in den Brahmaputra liegt (etwas nördlich von 29° N., westlich von 89° O.). Dort blieb er 12 Tage und kaufte 50 Schafe, denn diese sind die einzigen Karawanenthiere, welche die Wanderung über das Hochgebirge aushalten und Lasten tragen. Am 6. December fuhr er über den Brahmaputra und verfolgte dann den Weg, welchen die Pilger und die mit Salz und Borax handelnden Kaufleute nehmen. Die Fähre über den Strom bestand in einem Floß; derselbe hat dort 11,200 Fuß Höhe über dem Meere. Die Reisenden gaben sich für Pilger aus und zogen am Flusse Schiang tschu aufwärts, bis sie den Khalamba-La-Paß in 17,200 Fuß Meereshöhe erreichten. Derselbe geht durch die große Kette des Schneegebirges, welches zwischen dem Stromthale des Brahmaputra und des Tengri Nor liegt und beide scheidet. Das letztere ist ein großes binnenländisches System auf einem 15,500 Fuß hohen Plateau.

Die Flüsse waren zumeist mit Eis bedeckt, dem Reisenden aber fiel die große Anzahl heißer Quellen auf, die von + 130 bis + 180° F. haben. Das Wasser hat einen schwefeligen Geruch und dringt in manchen Fällen mit Geräusch hervor wie die Geyser auf Island.

Der große See, Tengri Nor, Namtscho, d. h. Wolken- oder Himmelssee (sky lake), weil er in so beträchtlicher Höhe liegt, hat ungefähr 50 Miles Länge und 16 bis 25 Miles Breite. Im Süden wird er durch eine Kette von Schneebergen begrenzt, an welchen breite Gletscher liegen; den höchsten Punkt bildet der Jang Ninjinthangla, der wohl über 25,000 Fuß (englisch, wie immer) gipfelt. Die Kette konnte auf einer Strecke von 150 Miles in der Richtung nach Nordosten hin verfolgt werden; die Gebirge im Norden des Sees sind nicht so hoch.

Der Namtscho-See gilt für heilig und obwohl er so weit ab von bewohnten Gegenden und in so beträchtlicher Höhe (15,190 Fuß) liegt, stehen doch buddhistische Klöster nicht bloß an seinem Ufer sondern auch auf den Inseln und

die Zahl der Pilger ist beträchtlich. Auf einem dieser Eilande, an der Westseite bei Dorkia, befindet sich ein 400 Fuß hoher Hügel, auf welchem ein Tempel der Göttin Dorje Phamo steht. Der Reisende, welcher von dort aus den Rundgang um diesen ganzen, salzigen See unternehmen wollte, ließ im Kloster alles nicht durchaus erforderliche Gepäck; er befürchtete Ueberfälle von Räubern, welche auch auf diesem Hochlande nicht fehlen. Am 24. Januar 1873 brach er dann mit drei Gefährten auf und erreichte am folgenden Tage das Kloster Jador Gonpa (15,360 Fuß) an der Nordküste; dort bemerkte er drei Pyramiden oder Kegel von getrocknetem Schlamme; jeder hatte etwa 500 Fuß im Umfange und eine nicht unbeträchtliche Höhe. Der Reisende ging unter diesem Hügel hinweg vermittelst eines künstlichen Weges, der im Mittelpunkte offen war. Den dortigen Aussagen zufolge sind sie einst alle geschlossen gewesen; als aber ein sehr frommer Lama starb, der stets seine Andacht unter diesen Hügeln verrichtet hatte, entstand jene offene Stelle und durch diese fuhr er gen Himmel. In Jador Gonpa wohnen etwa 50 Lamas; unweit vom Kloster liegen viele fossile Steine, die Naidhowa genannt werden und für geheiligt gelten. Der Reisende sagt, er habe eine gigantische, in den Felsen gehauene, 25 Fuß hohe Pforte gesehen; durch diese nimmt, wie die Lamas wissen, der Gott Ninjinthangla seinen Weg. Des heftigen Schneefalls wegen blieb der Halbtibetaner zwei Tage lang in Jador Gonpa.

Am 29. Januar erreichte er Nangba Do, das gleichfalls an der Küste neben einigen kleinen Hügeln liegt, die für heilig gelten. Am nächsten Tage war er in Langdang, wo der „Schukpabusch" (?) in Menge wächst; auf einer dieser Anhöhen hat der Gott Tschogo La einen Tempel. An der Ostseite des Sees wurde der Naitschu überschritten, der größte Zufluß des Sees; er kommt von Osten her, war 40 Schritte breit und ganz mit Eis bedeckt.

Am 14. Februar war der Reisende in Taschi Dotsche Gonpa; dieses Kloster hat 35 Lamamönche; südwestlich von demselben erhebt sich eine Anzahl von Schneegipfeln, die Ninjinthanglaberge, deren höchster, den Mönchen zufolge, ein Gott ist; die 360 kleineren Berge, welche ihn umgeben, sind seine Diener. Oestlich von Taschi Dotsche erhebt sich gleichfalls eine Gruppe hoher Gipfel, die Nutschin Gasa heißen; sie schienen dem Reisenden höher zu sein als der Kaulasberg am Mansarowar-See. Diese Berge gewähren, vom Kloster aus betrachtet, einen überaus imposanten Anblick. Man übersieht gleichzeitig auch den ganzen See. Dieser war, trotz seines starken Salzgehaltes, schon im November mit Eis belegt, jetzt, im Februar, sah er aus wie eine Glasplatte; erst im Mai löst sich die Eisdecke mit großem Getöse. Es leben Fische in ihm und am Ufer findet man kleine Muscheln.

Die Wanderung in der ersten Woche des Februar war bei starkem Schneefall, Uebernachten unter freiem Himmel, ohne schützendes Zelt und ohne Feuer sehr beschwerlich. Erst am 6., als die Sonne wieder zum Vorschein kam, konnten sie ein solches anmachen; und am 7. waren sie wieder im Kloster Dorkia, ihrem Ausgangspunkte, und blieben dort bis zum 11. Dann schlugen sie wieder die Richtung nach dem Norduser des Sees ein, denn es war die Absicht des Reisenden, eine weit nördlich vom See liegende Stadt, Sinning genannt, zu erreichen, aber dieser Plan wurde vereitelt. Von dem schon weiter oben erwähnten Jador Gonpa aus gelangte er am 14. nach Nangba Do; dort sprach man ihm vom See Bul Tscho, der etwa 7 Miles nach Norden hin liege; er erstieg einen Berg und sah in der That diesen See, welcher etwa 6 Miles lang und 5 Miles breit ist. An und in demselben wird Borax gefunden, der hier Bul heißt; daher der Name. In Lhassa und Schigatze wird dieser Borax als Gewürz zu Fleischspeisen und Thee benutzt, auch verwendet man ihn zum Waschen und bei Bädern; er bildet einen nicht unbeträchtlichen Handelsartikel.

Am 18. Februar auf der Ebene von Tschang Phang Tschuja, wo viele heiße Quellen sind, kamen etwa 60 Reiter herangesprengt und begannen sofort die Reisenden auszuplündern. Sie nahmen denselben Alles, nur die Instrumente nicht, weil, wie sie sagten, der Besitz derselben den Behörden auffallen könne. Nur auf vieles Bitten gaben sie jedem ein Kleidungsstück zurück, zwei Schafe, zwei Säcke mit Lebensmitteln, ein Kochgeschirr und einige hölzerne Schalen. „Wenn Ihr damit nicht zufrieden seid, so schlagen wir Euch todt." Mit diesen Worten ritten sie weg.

Von einer Forschungsreise nach Sinning konnte unter solchen Umständen keine Rede mehr sein, und es war geboten, die Richtung nach Süden hin einzuschlagen, um sobald als möglich bewohnte Gegenden zu erreichen und nach Lhassa zu gelangen. Wir gehen nicht auf alle Einzelnheiten dieser beschwerlichen Wanderung ein. Sie waren fast unbekleidet, hatten kein Zelt, nährten sich von Mehl und heißem Wasser, mußten hohe Gebirgspässe übersteigen und konnten erst wieder ausruhen als sie den Dhok-la-Paß hinter sich hatten und am 2. März das große Kloster Jang Talung erreichten. In demselben wohnen zwei Oberlamas und ungefähr 1000 Mönche (dasselbe liegt etwas nördlich von 30° N. und etwas östlich von 91° O.). In diesem Kloster fanden sie eine große Anzahl von Götterbildern in die Wände geschnitzt; jene waren mit Gold verziert. Ueber Jang Talung kommen die nach Sinning gehenden Kameelkarawanen. Am 4. März wurde der Tschack-la-Paß überschritten; als sie an dessen Südseite kamen, sahen sie beim Dorfe Langmo die ersten Anzeichen von Ackerbau seit dem 29. December. Weiterhin traten dann mehrere Dörfer auf; sie kamen dann und wann an Klöstern vorüber und erreichten am 9. März Lhassa, hocherfreut, dem Hungertod nicht erlegen zu sein und den Frost überstanden zu haben. Die Aufnahme welche sie fanden war recht freundlich, aber das zu einer Reise nach Sinning erforderliche Geld wollte Niemand ihnen borgen. Mit großer Mühe gelang es, von einem Handelsmanne, der nach Gartok ging, einen Vorschuß von 150 Rupinen (300 Mark) zu bekommen, und nur unter der Bedingung, daß der Reisende ihn dorthin begleitete; auch nahm er ihm, um ein Faustpfand zu haben, bis auf Weiteres den Aneroidbarometer und den Compas ab. Den erstern hielt er offenbar für eine werthvolle Uhr und gab ihn nur ungern zurück, als ihm sein Geld ausgezahlt wurde.

Der Halbtibetaner langte wohlbehalten bei Major Montgomerie in Indien an. Er hat eine bisher völlig unbekannte Strecke von ungefähr 320 Miles erforscht, manche Breite bestimmt und an 24 Punkten Höhenmessungen vorgenommen. Wir lernen durch ihn einen Flächenraum von etwa 12,000 Quadratmiles kennen; er hat einen nördlichen Zufluß in dessen ganzen Lauf erforscht und die nördliche Wasserscheide dieses Stromes bestimmt. Das Hauptergebniß seiner Reise bleibt aber die Entdeckung des Tengri Nor, seiner Lage, Größe und Höhe über dem Meer, nebst dem Charakter des tibetanischen Systems der Binnenflüsse.

Sklavenhandel in Nubien.

Als Pascha Samuel Baker mit großer Dreistigkeit in die Welt hinausposaunte, daß er dem Sklavenhandel im ägyptischen Sudan definitiv eine Ende gemacht habe, glaubten wir unsererseits ihm das nicht und erklärten seine Behauptung für eine lustige Ruhmredigkeit. Es ist keine leichte Sache eine Hydra zu vernichten, die so viele Köpfe hat. So lange in Arabien und Persien Sklaven gekauft werden und so lange die Sklaverei in den mohammedanischen Ländern mit dem ganzen Leben verwachsen bleibt, wird der Negerhandel nicht aufhören. Er wird heimlich betrieben, selbst heute noch in Konstantinopel.

Ein englischer Reisender, welcher Mitte Januars zwischen Suakin am Rothen Meere und Berber am Nil unterwegs war, um von hier nach Chartum zu gehen und sich in Gondokoro dem Obersten Gordon anzuschließen, erzählt ausführlich, wie er mit einer Sklavenkarawane zusammengetroffen sei („Mail", 5 März). Zwei zu seiner Reisepartie gehörende Herren, Marcopoli und Russell, waren beim Marsch in der Nacht den übrigen vorausgeritten. Aus der Ferne vernahmen sie Geräusch von einer heranziehenden Karawane, und das fiel ihnen auf, weil die Araber nicht bei Nacht zu reisen pflegen falls kein Mond am Himmel steht. Bald kamen die Kameele näher und mit ihnen einige arabische Kaufleute. Hinter ihnen gingen in Abtheilungen von vier und fünf zusammen Knaben und Mädchen im Alter von 10 bis zu 15 Jahren. Dann kamen wieder Kameele, auf einigen derselben saßen zwei, auch wohl drei junge Mädchen; den Schluß des Zuges bildeten Treiber mit Karbatschen in der Hand und mit Speeren bewaffnete Nubier.

Die Araber wurden mit Salam aleïkum begrüßt und sofort gefragt: Wohin geht Ihr? — Wir sind Pilger und unterwegs nach Dschidda; wir gehen jetzt nach Suakin. — Marcopoli ritt ein paar Minuten weiter; dann rief er: Pilger sind sie nicht; das ist eine Sklavenkarawane! Was sollen wir thun? Wir sind nur noch zehn Stunden von Berber entfernt; sollen wir einen Eilmarsch dorthin unternehmen und dem Gouverneur sagen, daß trotz der strengen Befehle des Chedive und hier ganz in seiner Nähe die Sklavenhändler ihm in den Bart lachen? Oder sollen wir die Karawane einholen und selber Hand anlegen?

Wir entschlossen uns zu letzterm, luden unsere Revolver und setzten den Arabern nach. Marcopoli sagte dem obersten Kaufmann geradezu auf den Kopf, daß er eine Sklavenkarawane führe und ohne Weiteres im Namen des Chedive verhaftet sei. — Aber, so lautete die Entgegnung: Wie kann ich wissen, daß Du ermächtigt bist mich anzuhalten? Ein Zweiter rief: Wie könnt Ihr Euch ausweisen, daß Ihr Regierungsbeamte seid? Ein Dritter: Wenn sie Offiziere sind, müssen sie auch Soldaten bei sich haben! Ein Vierter: Ich glaube, sie sind Räuber.

Unsere Soldaten werden gleich hier sein, sprach Marcopoli. Der Zufall wollte, daß bei unserer Partie sich wirklich zwei Soldaten befanden. Nun, wenn das ist, sagte der erste Kaufmann, so will ich mit Euch gehen. Ich fragte Marcopoli ob dann nicht die übrigen Sklavenhändler uns entrinnen würden, er meinte aber sie würden das nicht thun und auf jeden Fall hatten wir ja den Hauptmann als Geisel in unseren Händen.

Als unsere Karawane ankam, ersuchten wir die beiden Soldaten den Araber in Haft zu nehmen. Aber siehe da, beide Theile waren alte Bekannte, grüßten einander und begannen dann ein Gespräch in einem Dialekte, von welchem auch der sprachkundige Herr Marcopoli nichts verstand. Nun wurde den Soldaten befohlen der Sklavenkarawane nachzusetzen und sie zurückzubringen. Nehmt den hier mit, aber laßt ihn nicht entwischen; entkommt er, so kostet es Euch den Kopf.

Sie ritten fort, kamen aber schon nach einer Viertelstunde wieder und sagten, der Araber habe die Dunkelheit benutzt und sei entsprungen.

Wir entgegneten: „Ihr seid Schurken, er hat Euch bestochen! Und dann machten wir uns Alle auf, um hier mitten in der Wüste die ganze Karawane einzufangen, aber bei der dichten Finsterniß waren alle unsere Anstrengungen vergeblich und nach Verlauf einer Stunde kehrten wir um. Marcopoli meinte, daß die Sklavenhändler dennoch abzufassen seien; man könne ihre Spuren verfolgen und jeder gute Wüstenführer werde dieselben ausfindig machen können. Wir wollten so rasch als möglich Berber erreichen und den Gouverneur veranlassen, einige Reiter auf Rennkameelen (Mehari) abzuschicken; sie würden die Karawane einholen, bevor dieselbe an den nächsten Brunnen gelange, und wenn diese Reiter sich nicht auch, wie unsere Soldaten, bestechen ließen, würden die Missethäter nach Berber eingebracht sein, bevor wir von dort nach Chartum abgereist wären.

In Berber wollte der Gouverneur anfangs gar nicht glauben, daß eine Sklavenkarawane hier vorübergekommen sei. Das ist unmöglich, kann in meinem Bezirke gar nicht vorkommen. — Aber es ist vorgekommen, ist eine betrübende Thatsache, entgegnete Marcopoli; sie haben schon 24 Stunden Vorsprung. Schicken Sie ihnen unverweilt eine Abtheilung Soldaten auf Rennkameelen nach und sagen Sie dem Offizier, daß er sie zurückbringen müsse. Wo nicht, so sei klar, daß auch er sich habe bestechen lassen. Es ist doch gar zu arg, daß die Sklavenhändler, den Befehlen des Vicekönigs zum Trotze und hier unter Ihren Augen, ihr schnödes Gewerbe treiben, während nicht nur Europäer und Oberst Gordon, sondern Hunderte Ihrer eigenen Landsleute ihr Leben aufs Spiel setzen, um diesen Handel zu verhindern.

Das machte Eindruck; der Gouverneur schickte Soldaten ab, und gestern, am 12. Januar, wurde die ganze Karawane nach Berber eingebracht. Wir betrachteten sie uns Nachmittags und was wir sahen gewährte einen schauderhaften Anblick. Zwanzig Knaben und achtzehn Frauen und Mädchen, manche von diesen noch in zartestem Alter, trugen handgreifliche Spuren der an ihnen verübten Grausamkeit; wir sahen die Striemen und Wunden; man war mit Karbatschhieben nicht sparsam gewesen! Einige waren auf den Wangen mit Messerschnitten gemärkt. Der Offizier, welcher die Karawane eingefangen hatte, erzählte uns Folgendes. Als die Sklaven sich überzeugten, daß nun ihre Treiber gefangen, sie dagegen frei seien, zeigten einige ihre zerfleischten Hüften und die kranken Füße und stießen Flüche aus; obwohl noch Knaben wollten sie doch über ihre Dränger herstürzen und Vergeltung üben.

Was wird man mit den Sklavenhändlern anfangen, wie werden sie bestraft werden? fragte ich einen alten arabischen Capitän. Die Antwort lautete: Sie werden erschossen; die Befehle des Chedive sind streng und bündig.

Ich will hoffen, daß sie im vorliegenden Falle nicht ein todter Buchstabe bleiben und die Missethäter nicht nach kurzer Haft wieder entlassen werden. Sie würden dann

ohne Zweifel und nun noch mehr gewitzigt ihr schnödes Handwerk doch wieder von vorn beginnen. Es ist ja klar genug, daß dem Sklavenhandel in den ägyptischen Besitzungen nur dann gesteuert werden kann, wenn unnachsichtliche Strenge waltet.

Die Sklaven, welche in der Wüste bei Berber befreit wurden, waren in der Gegend des Bachr el Gasal eingefangen und nach Chartum geschafft, wo sie einige Zeit blieben. (— In Chartum war also den Händlern kein Hinderniß in den Weg gelegt worden! —) Einige konnten etwas Arabisch sprechen, und ihre Besitzer hatten sie dort erst gegen Waaren eingetauscht, die sie aus Suakin an den Markt gebracht. Sie sollten von Suakin über das Rothe Meer nach Djidda und — Suez gebracht werden, wo Jeder zum mindesten mit 50 Mariatheresiathalern bezahlt worden wäre; die hübschesten Mädchen hätten natürlich mehr gekostet.

Was wird aber nun aus den befreiten Sklaven? Es versteht sich von selbst, daß auch nicht ein einziger von ihnen seine Heimath wieder sieht. Die Mädchen werden den ägyptischen Soldaten als Frauen zugetheilt und die Knaben zu Soldaten gemacht. Ein großer Theil des ägyptischen Heeres besteht ja aus Negern, welche den Sklavenhändlern abgenommen worden sind.

Die verschiedenen Völker in Siebenbürgen.

V.

Zigeuner. Juden. Armenier. Bulgaren. Ruthenen.

Außer den früher gezeichneten drei Nationen der Romänen, Ungarn-Szekler und Sachsen ist noch der Zigeuner, der Juden, der Armenier, der Bulgaren und der Ruthenen zu gedenken, die jedoch weder an Seelenzahl einer der genannten Nationen gleichkommen, noch durch sonst ein politisches oder culturhistorisches Moment im Lande wichtig wären.

Am zahlreichsten sind die Zigeuner, die vor 400 Jahren nach Siebenbürgen eingewandert sind, die Höhe von 80,000 Seelen erreichen und nach und nach ihr nomadisches Vagabundenleben aufgaben. An den Enden der Dorfschaften pflegen sie ihre ärmlichen und schmutzigen Ansiedelungen aufzuschlagen und sich durch Kohlenbrennerei, Schmiedearbeiten, Kessel- und Schuhflickerei sowie nicht minder durch Verfertigung von geflochtenen Körben, von Besen, Mulden, Löffeln und ähnlichen Holzwaaren kümmerlich zu nähren. Ihre bekannte Liebe zur Musik spielt manchem Zigeunerjungen eine halb zertrümmerte Geige in die Hand, was gewöhnlich zur Folge hat, daß er fortan sein Brot durch Musik zu erwerben sucht. Herangewachsen ist er oft ein ausgezeichnetes Glied einer allgemein beliebten Zigeunermusikbande, wie sie Kronstadt, Klausenburg u. s. w. besitzt. In nationaler und religiöser Beziehung sind die Zigeuner mehr romanisirt als magyarisirt; ja selbst ihrer eigenen Sprache ziehen sie eine andere vor, was in der That den besten Beweis liefert, daß ihr nationales Bewußtsein von keiner langen Dauer sein kann und daß sie als Nation in eben demselben Augenblick zu leben aufhören, in welchem sie eine höhere Stufe der Cultur erreichen werden.

Die in 16,000 Seelen im ganzen Lande vorkommenden, in compacterer Menge aber in Karlsburg seßhaften Juden unterscheiden sich von ihren Glaubens- und Nationsgenossen anderer Länder in keinem wesentlichen Punkte. Handelsspeculationen scheinen wie anderwärts ihre einzigen Lebenszwecke. Meist je nach den Städten, die sie bewohnen, sprechen sie deutsch oder magyarisch.

Die Armenier zählen bloß 7600 Köpfe, kamen vor nicht ganz 200 Jahren ins Land und bewohnen außer den Städten Szamosch-Ujvar und Elisabethstadt noch die Szeklerstädte Szepviz, Gyergyo-Szent-Miklos, Kezdi-Vasarhely und andere. Auch sonst findet man sie im Lande zerstreut. Sie sind vollständig magyarisirt und eifrige ungarische Patrioten. Ihr Thun und Lassen concentrirt sich wie bei den Juden auf den Handel. Als Banquiers, Agenten und Einkäufer sind sie ganz auf ihrem Platze. Ihr Aeußeres unterscheidet sich von dem der Magyaren namentlich durch den dunklern Teint, die glänzend schwarzen Haare und die lange sogenannte Habichtsnase. Bloß der aus der Türkei oder den Donauprovinzen kommende Armenier zeigt sich in seiner uralten morgenländischen Volkstracht, die in einem langen und breitärmeligen Oberkleid besteht, unter welchem er noch ein rockähnliches langes Kleid trägt, das von einem bunten Shawl umschlossen wird. Dazu bedient er sich langer breiter Beinkleider, steckt die Füße in Halbstiefel oder gar bloß in Pantoffeln und bedeckt das Haupt mit Mützen von Tuch oder Lackleder, aber auch von Biber- und Marderfell. Tressen und Pelzwerk schmücken Kragen und Brustsäume seines weiten Oberkleides.

Der mehr auf Siebenbürgen beschränkte oder nur in Siebenbürgen weilende Armenier erscheint in keiner andern Tracht als in der ungarischen. Seine Wohnung zeigt nicht viel Besonderes und unterscheidet sich von der anderer cultivirter Menschen nur durch die gedrängte Menge des dort angehäuften Möbelwerkes, dann der vielen Decken, Teppiche und Kotzen und endlich durch den eigenthümlichen und scharfen Kräuterduft, der den ganzen Zimmerraum durchweht. Seine Speisen sind die im ganzen Lande üblichen; Käse und Milch, vorzüglich aber geräucherte Ziegenschinken und Ziegenwürste, beide tüchtig gesalzen und gepfeffert, letztere noch zur Hufeisenform platt gedrückt und steinhart, sind die bevorzugten Gegenstände seiner Nahrung. In eben demselben Maße, in welchem er das Gewürz gern hat, liebt er auch alle Arten von Süßigkeiten, das Eingesottene von allen Fruchtgattungen, das Rohat, den Scherbet (Datkakalva), die in Honig gekochten gestoßenen Nüsse und Mohnkörner (Dalausi), die einen Brei bilden, der ganz vortrefflich schmeckt. Seiner Suppe giebt er stets einen säuerlichen Geschmack, indem er in dieselbe feine Stücke eines stark getrockneten Kräuterbreies hineinschabt, der mit saurer Milch zubereitet wird und eine 2 bis 3 Zoll hohe Pyramidenform erhält. Dieser sogenannte Chuent färbt die Suppe ganz grün.

Die Armenier sind im Allgemeinen reinlichkeitsliebend und still häuslich; ihr Vermögensstand ist äußerst selten mißlich und bei Gelegenheiten, wenn sie etwas verdienen können, sind sie schlagfertig den Verdienst zu erzielen. Sie lieben

das Pompöse, aber gewiß nur den Augen der Welt zu Liebe, da sie zu Hause sehr einfach und sparsam leben. Ihre Frauen, die meistens sehr schön wenn auch von dunkler Farbe sind, halten viel auf eine nette elegante Kleidung, kostbares Geschmeide, Edelsteine, Gold und Ringe. Ihr Charakter ist im Allgemeinen gut und friedlich, manchmal aber auch verschlossen, listig und verschmitzt. Ihr Bildungsgrad — obgleich der Schulbesuch niemals versäumt wird — ist ziemlich verschieden. Ihre Religion ist fast ausschließlich die unirt katholische.

Die Bulgaren, vorzüglich im Südwesten, und die Ruthenen an den Grenzen der Bukowina haben sich den Romänen angeschlossen und erscheinen vollständig romanisirt. Sie theilen mit diesen auch die gleichen Verhältnisse und meist nur ihr slavischer Name deutet auf ihre alte Abkunft hin. Sie sind entweder unirte oder nicht unirte Christen.

Die Griechen, eine und dieselbe Religion mit den Romänen theilend, sind nur durch wenige Individuen vertreten. In Kronstadt allein bilden sie eine Gemeinde mit ihrer Geistlichkeit an der Spitze. Sie sprechen das Neugriechische und kleiden sich in der allgemeinen Tracht des Westens. Wie die Armenier und Juden haben auch sie den Handel in Händen. Sie sind durchschnittlich schlanker Gestalt und haben schöne Gesichtsbildungen, doch ist ihr Teint eher dunkel als licht.

Werfen wir einen Rückblick auf die Volksstämme Siebenbürgens, so drängt sich uns die Ueberzeugung auf, daß gewiß nicht alle Bedingungen fehlen, die auf eine gedeihliche Entwickelung der Racen förderlich wirken können. Wenn sich dessen ungeachtet in unseren Schilderungen auch manche Schatten, manche trübe Bilder finden, so vermögen wir die Hoffnung doch nicht zu unterdrücken, daß die Zeit, die ja noch immer culturgemäße Wunder gewirkt hat, dem schönen Lande und seinen Bewohnern doch auch gerecht werden werde. Wenn einmal der Zank der politischen Parteien, der Unionisten und Centralisten, aufgehört hat, der voraussichtlich aber niemals aufhören wird; wenn der Haß der Nationalitäten wie nicht minder die confessionellen Abneigungen ein für alle Mal zu Gunsten einer naturgemäßen und ehrenden Sympathie über Bord geworfen sein werden, die bis zum Augenblick einen sehr beklagenswerthen Spielraum in Siebenbürgen gehabt haben, dann wird Eintracht, zu der doch jedes menschliche Gemüth mehr oder minder befähigt ist, nur jenes Ziel verfolgen, durch welches allein die heutige Physiognomie Siebenbürgens geändert und das Land durch glückliche Bewohner das werden kann, wozu es schon der Allmächtige erschaffen hat: zu einem wahren Eden am steilen Südende der Karpathen.

Aus allen Erdtheilen.

Der Mond der Venus.

In unserm Planetensystem besitzen außer der Erde noch der Jupiter, der Saturn, der Uranus und der Neptun Monde, von einem Satelliten der Venus ist es still geworden, man hat ihn so zu sagen in die astronomische Rumpelkammer geworfen, ihn ganz vergessen. Und doch taucht er jetzt wieder aus derselben empor, seine „Rettung" wird versucht und die Schrift, in welcher dieses geschieht, zeichnet sich durch bündige Beweisführung sowie große Klarheit aus. Dr. F. Schorr in Königsberg, welcher bereits über den Vorübergang der Venus vor der Sonnenscheibe eine vortreffliche Schrift publicirte, hat soeben gleichsam als Fortsetzung derselben eine zweite veröffentlicht, die den Titel führt: Der Venusmond und die Untersuchungen über die früheren Beobachtungen dieses Mondes (Braunschweig, Friedrich Vieweg und Sohn 1875).

Wir rechnen es zu den großen Vorzügen dieses Autors, daß er in der That so zu schreiben versteht, daß jeder Gebildete, auch ohne mathematische Kenntnisse, die ganze Schrift lesen kann und von derselben gefesselt werden muß. Es ist wesentlich historische Astronomie was er giebt, ein reiches und schönes Gebiet, in dem der Verfasser wohl zu Hause ist.

Der Mond der Venus, um dessen Dasein oder Nichtexistenz es sich handelt, ist von den berühmtesten Astronomen constatirt, von eben so berühmten verworfen worden. Der erste Entdecker dieses Mondes, Franz Fontana zu Neapel, war nach Galilei einer der ausgezeichnetsten Himmelsbeobachter, der mit vorzüglichen Fernröhren die Wunder der Planeten beobachtete. Er sah am 15. November 1645 Abends ein dunkles Kügelchen über dem nördlichen Horne der Venus, unter dem ersten aber ein zweites dunkles (wahrscheinlich den Schatten des erstern). Fontana wußte diese Erscheinung nicht anders zu deuten, als daß er glaubte, es befände sich damals irgend eine Lufterscheinung, ein Meteor oder dergleichen vor der Venussichel.

Fanden nun auch einige folgende Beobachter diesen „Mond" nicht, so ist er doch seit seinem Erscheinen bis zum Jahre 1764 von zwölf Astronomen wahrgenommen worden und die Angaben derselben über die Gestalt und den Durchmesser sind sämmtlich übereinstimmend. Der Mond wurde beobachtet 1672 und 1686 von Dominik Cassini, 1740 von Short in London, 1759 von Andreas Meier in Greifswald, 1761 viermal von Montaigne in Limoges, 1764 zweimal von Rödkier in Kopenhagen, in demselben Jahre zweimal von Horrebow in Kopenhagen, in demselben Jahre dreimal von Montbarron in Auxerre. Seitdem nicht wieder. Meier in Greifswalde schrieb am 19. Mai 1759 in das Tagebuch der dortigen Sternwarte: „Abends um 8 Uhr 45′ 50″ sah ich über der Venus ein Kügelchen von viel geringerm Glanze, ungefähr $1\frac{1}{2}$ Diameter der Venus von derselben entfernt. Künftige Beobachtungen werden lehren, ob dieses Kügelchen ein optischer Schein oder der Trabant der Venus gewesen." Der große Cassini, welcher zweimal das Kügelchen sah, es dann aber nicht wieder aufzufinden vermochte, zog daraus den Schluß, „daß der neuentdeckte Mond der Venus selten Licht genug zurückwerfen müsse, damit man ihn sehen könne," und Lambert machte hierzu die Bemerkung: „Man sieht auch in der That keine Nothwendigkeit ein, warum alle Planeten und Satelliten glänzend hell sein oder beständig mit vollem Lichte leuchten müßten. Giebt es doch Fixsterne, die nur zuweilen sichtbar sind."

Der große Lalande und Pater Hell in Wien, ein vorzüglicher Astronom, vermochten trotz eifrigen Suchens den Mond der Venus nicht aufzufinden und 1766 veröffentlichte Hell eine Abhandlung unter dem Titel: „De Satellite Veneris," worin er nachwies, daß der bloße Reflex des Venuslichtes auf das Augenglas des Fernrohrs für einen Mond angesehen worden sei. Da man überhaupt nun nichts mehr von dem vermeintlichen Monde sah, so drang Hell durch und auch Humboldt verwarf im Kosmos den Venusmond als ein Trugbild.

Schorr sucht die Ausstellungen Hell's zu entkräften und bringt eine Anzahl analoger Erscheinungen aus der Sternenwelt bei, aus denen er darthut, daß es einen dunklen, nicht leuchtenden Venusmond geben müsse. Er hofft die erneute Auf-

findung des Mondes gelegentlich der Beobachtungen des Vorüberganges der Venus vor der Sonne. Daß am 9. December 1874 etwas derartiges gesehen worden sei, darüber verlautet bisher noch nichts. „Der dann folgende Vorübergang von 1882 wird ebenfalls Gelegenheit darbieten, um eine genaue Beobachtung aller kleinen Flecken während desselben auf der Sonnenscheibe zu veranlassen. Nach einer hier mitgetheilten Untersuchung — schreibt der Verfasser — halte ich mich zu dem Schlusse berechtigt, daß die früheren Beobachtungen des Venustrabanten keine Täuschungen waren und der Bewegung eines Weltkörpers angehören, der in seiner Bahn die Venus umkreist, jedoch in seiner Sichtbarkeit solchem Lichtwechsel unterworfen ist, daß er uns bisweilen unsichtbar bleibt, doch zu einer andern Zeit wieder mit ziemlich starkem Lichte leuchtet. Der Venusmond gehört zu den Bürgern unseres Sonnensystems; neuere und genauere Beobachtungen als die früheren werden einst seine Existenz außer Zweifel setzen und die Mittel gewähren, seine Bahn so genau zu bestimmen, wie es der gegenwärtige Stand der Wissenschaft erfordert."

Der Volksstamm der Apeiacas im Stromgebiete des Amazonas.

Bisher ist derselbe ganz unbekannt gewesen. Im Jahre 1873 besuchte der Bischof von Para die zu seiner Diöcese gehörenden Sprengel am Tocantins und brachte von dort einige Apeiacas mit zurück. Leute dieses Stammes waren zuerst im August 1869 am linken Ufer dieses Flusses erschienen und seitdem hatten sich dann und wann sehr schüchtern einige in Urubu blicken lassen, das einige Meilen oberhalb Baiao liegt. Man hielt sie anfangs für Miranhas, aber mit Unrecht, denn sie unterscheiden sich von diesem sehr wilden und grausamen Volke wesentlich; der Bischof ermittelte ihren wahren Namen. Sie schweifen hinter der Trocara-Gebirgskette umher, in den weiten Ebenen bis zum Flusse Xingu. Ihr Aeußeres ist recht hübsch, das Antlitz oval, die Augen sind mandelförmig gespalten, die Gesichtszüge regelmäßig. Sie werden als lebhaft, intelligent und sanft geschildert. Sie haben weder die plumpen Gliedmaßen der Chavantes, sondern wohlproportionirte Formen und hellere Hautfarbe. Als Stammeszeichen tättowiren sie sich mit einem Dorn eine blaue Linie über die Wange vom untern Augenlide bis unterhalb des Kinnes, wo dieselbe in einer leichten Krümmung endigt. In die Hautwunden reiben sie Genipa ein, welche die blaue Färbung giebt. Der Jüngling bekommt dieses Stammeszeichen erst nachdem er sich als tüchtigen Jäger bewährt hat. Sie durchbohren auch den Ohrzipfel und den Nasenknorpel.

Als Waffe haben sie Bogen und Pfeil und als einzigen Handelsartikel Jabutis, Landschildkröten. Der Mann ist Jäger und Fischer, alle andere Arbeit liegt den Frauen ob.

Castelnau und Martius sprechen von Apiacas-Indianern (auf Niemeyer's Karten Apiucas), welche sie an den Arinos oder obern Tapajoz versetzen. Es erscheint aber platterdings unmöglich, daß der Stamm, welchen der Bischof kennen lernte, vom Tapajoz her an den Tocantins gekommen sei, durch eine Landstrecke von 10 Grad und durch die Gebiete der wilden und grimmigen Munduruchus, Carijos, Apinages und noch anderer Stämme. Sie hätten über viele Flüsse setzen müssen und die Apeiacas haben weder Kähne noch kennen sie das Ruder. Auch hat ihre Sprache gar keine Aehnlichkeit mit jener der Apiacas.

Der Bischof hat ein kleines Vocabularium zusammengestellt. Sie nennen die Sonne titi, den Mond nuno, die Sterne tirim, den Himmel gabowi, den Wind aptenu, das Wasser paru, das Feuer campot, den Donner imeret, den Blitz jamia mitu, den Wald itua. Diese Wörter haben, wie überhaupt ihre Sprache, mit dem Tupi nichts gemein; sie ist wohlklingend, ohne Gutturale und weicht von jener der Nachbarstämme völlig ab.

Einige Zeit bevor der Bischof mit ihnen zusammentraf, waren sie vom Stamme der Autecas überfallen worden; diese haben als Waffe den „Kopfzerschlager", die Keule, und die Apeiacas berichteten schaudernd, wie viele von ihnen erschlagen worden seien. Allem Anschein nach ist ihre Zahl nicht unbeträchtlich. Als sie sich zuerst bei Urubu blicken ließen, waren ihrer wohl an die Fünfhundert, und der einzige Bewohner, der dort mit seiner Familie wohnt, ein gewisser Camillo, gerieth in großen Schrecken. Die „Naturmenschen" haben keinen Begriff von Mein und Dein und plünderten sofort das ganze Haus, verübten aber sonst keine Gewaltthätigkeiten. Nach und nach erschienen weniger zahlreiche Gruppen, es waren aber niemals die, welche sich vorher eingefunden hatten.

Ihren Häuptling Monpira schildert der Bischof als einen jungen, braven, aufgeweckten Mann; er hat zwei Frauen und will sich gern mit seinem ganzen Stamme am Tocantins niederlassen. In Para befanden sich zwölf dieser Apeiacas; ihr Häuptling heißt Jongra, seine Frau Obighi. Man hat sie bei den Kapuzinern untergebracht, sie werden sich aber schwer, wenn überhaupt, an das sogenannte civilisirte Leben gewöhnen. Brot und Bananen sind ihre Lieblingsspeisen, vor Rindfleisch haben sie einen wahren Abscheu.

Sibirien.

Czekanowski's und Müller's Expedition in Sibirien. Wir meldeten jüngst (S. 192), daß diese beiden Reisenden von der Petersburger geographischen Gesellschaft zurückberufen wurden, weil sie auf ihrer Wanderung nach der Olenka (Olenek) auf allzu große Schwierigkeiten stießen. Unserm geehrten Mitarbeiter, Herrn Albin Kohn, der einen großen Theil Sibiriens aus eigener Anschauung so gründlich kennt, war diese Zurückberufung noch nicht bekannt als er uns die nachstehenden Notizen übermittelte. Er weist darauf hin, daß das nördlich von der Angara, zwischen dem Jenissei und der Lena liegende Gebiet noch wenig bekannt ist. Man wußte bisher kaum, daß zwischen diesen beiden Strömen und zwar parallel mit der Lena ein anderer bedeutender Strom fließt, die Olenka. — — „Herrn Dr. Müller's Person ist mir unbekannt, was aber Herrn Dr. Czechanowski anbelangt, so lernte ich denselben in Alexandrowsk bei Irkutsk kennen, wo er, gleich mir selber, Strafarbeiter war. Er ist eine wissenschaftliche Capacität. Als er noch am Baïkalsee internirt war, widmete er sich dort umfangreichen Studien und sammelte ein bedeutendes wissenschaftliches Material. Dasselbe ging leider verloren während des unseligen Aufstandes der dort internirten Polen, an welchem Dr. Czechanowski nicht im mindesten betheiligt war und dem er nicht vorbeugen konnte. Seine Betheiligung an der Reise in die Olenkagegend kann für deren Erfolg garantiren. Entdeckungen in jenen Gegenden werden nicht ausschließlich von wissenschaftlichem Werthe sein, sondern auch praktischen Nutzen bringen; denn es darf kaum bezweifelt werden, daß sich dort reiche, bis jetzt unberührte Goldlager befinden. Es läßt sich dies, wie ein Blick auf die Karte zeigt, daraus schließen, weil auch die Olekma, in deren Flußgebiete sich ergiebige Goldwäschereien befinden, in jener Gegend fließt."

Die Schuldenlast der Staaten.

Wir brauchen nicht zu sagen der civilisirten Staaten, denn uncivilisirte Völker sind nicht so glücklich Schulden zu machen, und wir, von der durch uns so leicht und fröhlich erklommenen Höhe herab, können sie nur mit Mitleid betrachten. Wir civilisirten Christen haben es in der That herrlich weit gebracht und auch mohammedanischen Staaten ein preiswürdiges Beispiel gegeben. Es ist eine wahre Freude zu sehen wie eifrig sie uns in dem löblichen Beginnen nachahmen.

Nun, Zahlen beweisen. Zwei Londoner Blätter, der „Economist" und die „Pall Mall Gazette", haben sich nun die Mühe gegeben, eine Schuldenliste der „Culturstaaten" anzufertigen und herausgerechnet, daß die Gesammtsumme der Schulden sich stellt auf 4590 Millionen Pfund Sterling.

Es fehlt also nicht viel an zweiundneunzigtausend Millionen Mark. Doch wir geben die Zahlen nach Pfund Sterling, wie wir sie finden, nämlich in runden Summen; bei so colossalen Ziffern kommt auf die Bruchzahlen ohnehin nichts an.

	1873.	1875.	Zunahme.	Abnahme.
Frankreich . . .	748 Mill.	900 Mill.	152 Mill.	—
Großbritannien	790 „	780 „	— „	10 Mill.
Ver. Staaten .	433 „	440 „	7 „	—
Italien	360 „	390 „	30 „	—
Spanien	261 „	375 „	114 „	—
Oesterreich . . .	306 „	350 „	44 „	—
Rußland	355 „	340 „	— „	15 „
Deutsches Reich	208 „	200 „	— „	8 „
Türkei	124 „	135 „	11 „	— „
Indien	108 „	130 „	22 „	— „
	3693 Mill.	4040 Mill.	380 Mill.	33 Mill.

Hier stellt sich also ein Nettozuwachs von 347,000,000 heraus.

Zehn andere Staaten folgen: Brasilien 82 Millionen. — Holland 80. — Aegypten 75. — Portugal 69. — Mexico 63. — Die australischen Colonien 46. — Peru 37. — Belgien 36. — Ungarn 32. — Canada 30. Macht zusammen 550,000,000 Pfund Sterling.

Für die 4590,000,000 müssen an jährlichen Zinsen in den genannten 20 Staaten gezahlt werden 188,550,000.

Dieselben vertheilen sich wie folgt. Es entfallen auf Frankreich 33 Mill. Pf. St. — England 26,700,000. — Vereinigte Staaten von Nordamerika 20,600,000. — Italien 15,350,000. — Oesterreich 15. — Spanien 11. — Rußland 13,450,000. — Türkei 9½. — Deutsches Reich (alle Einzelstaaten desselben zusammengenommen wie oben auch) 9. — Aegypten 7½. — Indien 5,900,000. — Mexico 4. — Brasilien 3,100,000. — Australien 2,700,000. — Peru 2,600,000. — Holland 2,250,000. — Portugal 2,150,000. — Belgien 1,750,000. — Ungarn 1½. — Canada 1½ Millionen.

* * *

— In der Bukowina, die nun in Czernowitz eine deutsche Universität erhält, wohnen unter anderen auch einige Tausende Magyaren. Die ungarische Regierung hat jetzt die Absicht, dieselben zur Auswanderung nach Ungarn zu veranlassen!

— Im Fürstenthume Serbien will man die Möncherei abschaffen. Die jüngst tagende „Skuptschina" beschloß die Aufhebung aller Klöster bis auf fünf, in welche die noch vorhandenen Mönche untergebracht werden sollen. Dieselbe hat auch beschlossen, daß in allen Kreisstädten Realschulen errichtet und die Volksschulen überall auf vier Classen ausgedehnt werden sollen.

— Für den Culturstand im letzten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts sind nicht bloß die Wunder kennzeichnend, an welchen die Gläubigen der vaticanischen Religion sich erfreuen. Die lutherische Orthodoxie liefert auch Wunder, z. B. das vom Pastor Knack entdeckte, weltbekannte, das in der Hauptstadt der Intelligenz entdeckt wurde. Als Mitbewerber um Herrn Knack's Lorbeer und Palme ist nun in Schwerin ein Pastor v. Starck aufgetreten, den man, um der etwas wankenden Erzrechtgläubigkeit im Lande der Obotriten aufzuhelfen, aus Kurhessen verschrieben und auch zum Gymnasiallehrer ernannt hat. In der jüdischen, babylonischen, zoroastrischen und christlich-kirchlichen Mythologie spielen bekanntlich die sogenannten Engel eine große Rolle; die Vorstellungen über diese „Wesen" weichen aber so weit von einander ab und die verschiedenen Secten legen denselben so vielerlei und so verschiedene Eigenschaften bei, daß man über sie eben so viel sicher weiß wie de rebus post mortem. Pastor v. Starck hat aber nun mit Sicherheit ermittelt, und die Naturforscher werden ihm dafür dankbar sein, daß die Gewitter von den Engeln veranstaltet werden. Als ein Gymnasiast naseweise Zweifel darüber vorbrachte, bewies der fromme Mann ihm die Wahrheit seiner Behauptung durch einige Ohrfeigen, worauf der Gymnasiast mit Faustschlägen antwortete und nach einer zehn Minuten lang dauernden orthodox-antiorthodoxen Schlägerei Sieger blieb. Die „Engelein", welche ohne Zweifel dieses Gewitter veranlaßten, hielten selbstverständlich am Grundsatze der Nichtintervention fest und ließen ihren Freund schmählich im Stiche. Der Vorfall gehört in die Geschichte der Uncultur und der „Völkerpsychologie".

— Folgende amtliche Nachweise zeigen, in welcher Weise die radicale Partei in den Vereinigten Staaten bei den Wahlen verfährt, um ihre unheilvolle, verderbliche Wirthschaft weiter treiben zu können. Zu Charlestown in Massachusetts befindet sich ein Schiffsbauhof der Union. Um einem radicalen Handwerkspolitiker Namens Goch wieder einen Sitz im Repräsentantenhause zu verschaffen, wurden kurz vor der Wahl nicht weniger als 1700 Arbeiter angenommen und am Wahltage betrug die Zahl dieses „Stimmviehes" gar 2450. Davon wurden drei Tage nach der Wahl viele entlassen, so daß Anfang Decembers noch 1950 da waren. Diese weißen Mohren hatten ihre Schuldigkeit gethan, zu Neujahr wurden sie abgelohnt und im Januar war die gewöhnliche Anzahl, 250, in Thätigkeit. Die Annahme von etwa 2000 überflüssigen Arbeitern rechtfertigte der biedere Republikaner damit, daß er sie nöthig gehabt habe, „um das vorhandene Eichenholz zu bewachen." Aber die Untersuchung ergab, daß dieses Holz schon seit ein paar Jahren auf dem Bauhofe liegt. Goch unterlag bei der Wahl, aber bestraft worden für seinen Schwindel ist er nicht. Dergleichen gehört zum politischen Handwerk.

— Wunder in Brasilien. Es ist in der That merkwürdig, daß in unseren Tagen die „Wunder" einander förmlich drängen; auch die südliche Erdhälfte bleibt nicht verschont. Die Blätter in Rio de Janeiro melden Folgendes: „Ein frommer Bulle geleitete seinen Besitzer durch dichten Wald in eine Grotte. Der Mann fand in derselben zu seiner freudigen Ueberraschung einen Altar mit dem Bilde der Mutter Gottes und viele Candelaber, Alles von weißem Marmor. Hier war ein Mirakel und die Kunde verbreitete sich bald weit und breit beim dummen Volke. Diese frommen Seelen strömten zu Tausenden nach der „wunderthätigen Capelle", um dort zu beten. Nun sind aber auch ungläubige Naturforscher in die Grotte gegangen und diese gottlosen Menschen behaupten nun, daß der Altar und die Gottesmutter und die Candelaber gar nichts von einem Wunder an sich hätten, denn das, was man dafür ausgebe, seien weiter nichts als — Stalaktiten.

— Der Baumwollenbau auf den Inseln der Südsee, von welchem man vor etwa zehn Jahren große Erwartungen hegte, hat denselben nicht entsprochen. So ist z. B. die große Plantage bei Papeeti auf Tahiti, auf welcher einst etwa 2000 zumeist chinesische Arbeiter beschäftigt waren, aufgegeben worden. Auf Hawaii hat der Anbau der Baumwolle gleichfalls jenem des Zuckerrohrs Platz gemacht, und auf den Fidschi-Inseln geschieht nach und nach dasselbe.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXVII. № 17.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 12 Mark. Einzelne Nummern 50 Pf. 1875.

Von Benares nach Calcutta.

I.

Ueber den Sone nach Behar. — In Patna. — Indische Fürsten und Barone. — Der Wallfahrtsort Gaja; habsüchtige Priester. — Stromfahrt auf einem Dândi. — In Murschedabad. — Nach Bardwan. — Die Ungesundheit des Gangesdelta; Ursprungsstätten der Cholera. — Wie die Mohammedaner Beherrscher von Bengalen wurden. — Panduah als vormalige Hauptstadt. — Triveni Ghât bei Maggra. — Die französische Besitzung Tschandernagor.

Schon um die Mitte des April wird die Hitze im mittlern Indien überaus drückend, im Mai ist sie in Bengalen für einen Europäer fast unerträglich und wer von ihnen es irgend möglich machen kann, flüchtet sich für die Sommermonate ins Gebirge, das man vermittelst der Eisenbahn schnell erreichen kann. Jene von Benares nach Calcutta führt über die Karamnasa, einen hübschen Fluß, der in den Ganges mündet. Man kann ihn als den Styx der Hindus bezeichnen; die Leichen, welche man in ihn wirft, gelangen dem Volksglauben zufolge in den finstern Patal, diese düstere Behausung der Dämonen und Schlangen; seine Ufer sind verflucht, aber es liegen doch an demselben wohlhabende Dörfer und das Wasser ist gesund und wohlschmeckend. Die Locomotive saust durch eine ganz flache Gegend und kommt an den Sone, einen herrlichen Fluß, über welchen eine prächtige Röhrenbrücke geschlagen ist; der Reisende ist nun in Behar, dem alten Reiche Maghada, in welchem einst unzählige Viharas, buddhistische Klöster, lagen. Hier gewährt die Landschaft einen freundlichen Anblick; inmitten der Reisfelder stehen Palmen und Mangos, bei den Dörfern Bananen und Dattelpalmen. Die Hauptstadt dieses Bezirkes ist Patna (25° 35′ N.) auf der Stelle des alten Palibothra, der einst so glänzenden Königsstadt, von deren früherer Pracht freilich keine Spuren mehr vorhanden sind. Die Bazare sind eng und schmutzig, aber der Handel ist nicht unbeträchtlich. Die Einwohner sind in der überwiegenden Mehrzahl Hindus, sie unterscheiden sich aber von denen im Westen dadurch daß sie magerer sind und eine viel dunkelere Hautfarbe haben; die gesammte Seelenzahl beträgt etwa 280,000. Als der unseren Lesern wohlbekannte Reisende Rousselet in Patna verweilte waren mehrere Fürsten und Barone (Radschas und Zemindars) aus der benachbarten Landschaft Tirhut dort und entfalteten nicht geringe Pracht, denn sie besitzen große Ländereien, bauen Indigo und sind sehr reich.

Lohnend ist ein Abstecher nach Gaja, das einst einer der wichtigsten Mittelpunkte des Buddhismus war; jetzt ist es ein brahmanischer Wallfahrtsort und nicht minder berühmt wie Benares oder der Tempel des Dschagannatha. In jedem Jahre kommen wohl anderthalbhunderttausend Pilger, um in dem heiligen Wasser des Flusses Phalgur zu baden, an welchem die Stadt liegt. Sie werfen sich auch nieder im Tempel Wischnu Pad vor den Fußspuren, welche der Gott dort hinterlassen hat. Europäer werden nicht zugelassen. Wischnu kam auf die Erde um den Dämon Gaja zu vernichten. Rousselet war Zeuge wie die dumme, fanatische

Radschas und Semindars aus Tirhut.

Menge sich herbei drängte. Viele waren in wilder Extase und heulten förmlich; Männer und Weiber wollten das Heiligthum sehen, aber die Brahminen, habsüchtig wie sie als Priester sind, ließen keinen zu, der nicht vorher gezahlt hatte. „Wenn ein Pilger nicht genug gab oder nichts hatte, so packten sie ihn, zogen ihm die Kleider vom Leibe, banden ihm die Daumen zusammen und jagten ihn nackt weg. Der Büßer erträgt solche Mißhandlung ohne Murren.“

Südlich bei Gaja liegen die Trümmer buddhistischer Heiligthümer um den berühmten Pipal Buddha's, den Boddhibaum, herum; der jetzige ist etwa dreihundert Jahr alt, aber ein Baum hat an dieser Stelle schon vor zweitausend Jahren gestanden. Auch zu ihm wallfahrten die Pilger; die Brahminen, welche sich alle Heiligthümer der von ihnen vertriebenen Buddhisten aneigneten, haben dieselben den Göttern ihres Pantheon geweiht; selbst Buddha ist durch sie in eine Waischnavagottheit umgewandelt und wird als Gautamdeo bezeichnet.

Die bei Gaja und bei Behar von Menschenhand in den Fels gehauenen Grotten erscheinen archäologisch bemerkenswerth, weil sie die ältesten derartigen Denkmäler Indiens sind. Sie bilden zumeist kleine würfelförmige Gemächer ohne allen Schmuck; nur allein die Lomas-Ritschi-Grotte auf dem Barabarhügel zeigt auf der Vorderseite einige Sculpturen. Die inneren Wände sind sorgfältig geglättet, was man bei keiner andern Grotte in Indien findet. Manche sind gewiß älter als der Buddhismus, z. B. die Grotte von Sattapani.

Von Patna fährt man in ein paar Stunden nach Monghier (Monghyr) durch eine Gegend, welche Opium der feinsten Art liefert. Die Stadt liegt auf einem hohen Landrücken über dem Ganges, der dort bei Hochwasser reichlich eine Wegstunde breit ist. Dort haben sich eine Anzahl europäischer Pflanzer niedergelassen. Südlich von Monghier am Fuße der Karrakpurhügel liegt Dschamalpur, das erst während des Baues der East-Indian-Bahn entstanden ist. Die Verwaltung hat dort Gießereien, Maschinenwerkstätten rc. und hat für ihre zahlreichen europäischen und eurasischen Beamten eine wahre Musterstadt hergerichtet.

In Monghier bestieg Rousselet ein Gangesschiff, ein Dândi. Es giebt zweierlei Arten solcher Fahrzeuge; die eine hat europäisches Gezimmer, die andere besteht aus zusammengenäheten Planken, die wohl kalfatert sind. Beide halten etwa dreißig Tonnen Last, führen Segel und außerdem auch Ruder. Das Schiffsvolk gehört einer besondern Kaste an und kommt von den Gangesmündungen, von wo diese Leute stromauf bis Delhi und Kânpur fahren.

Bengalis von niederer Kaste.

Murschedabad (24° 12′ N.), wohin die Eisenbahn von Bhagalpur führt, liegt auf beiden Seiten des Gangesarmes Bhagaratti. Auch der obere Theil des Gangesdeltas ist während der Regenzeit vielfach überschwemmt und die vielen Deltagewässer haben sich im Verlaufe der Zeit gar nicht selten neue Betten gegraben. So ist z. B. Radschmahal, die frühere Hauptstadt des westlichen Bengalen, die einst am Ganges lag, vom Strome verlassen worden, welchem sie doch ihre Handelsbedeutung verdankte, und nahezu verödet. Der Ganges strömt eigensinnig in diesem Boden, welchen er sich aus dem im Himalaya und aus den Ebenen Hindustans herabgeführten Erdreiche gebildet hat, und bahnt sich einen neuen Weg zum Meere. Solche Katastrophen sind allemal verderblich; so wurde die einst berühmte Stadt Gaur oder Laknöti (24° 55′ N.) in ein Trümmergebiet mit Waldgestrüpp verwandelt, in welchem nun Tiger hausen; der Strom brach sich mehrere Stunden weit entfernt einen andern Weg, nachdem er weit und breit das Land überschwemmt hatte. Noch heute sieht man inmitten von Bäumen und Gesträuch die alten Ufermauern. Wer kann Bürge dafür sein, daß nicht auch einmal Calcutta, die stolze Hauptstadt, von einem ähnlichen Verhängnisse heimgesucht wird?

Murschedabad ist eine der bedeutendsten Städte Bengalens; die von den Eingeborenen bewohnten Viertel bestehen aus elenden, mit Palmblättern gedeckten Lehmhütten, die Straßen sind kothig und ungepflastert; weiterhin aber findet man Backsteinhäuser und bald ganze Straßen, welche an die vornehmen Stadttheile Londons erinnern. Aehnlich ist es in den meisten anderen Städten Bengalens; sie bilden zumeist einen sehr unvortheilhaften Gegensatz zu den eleganten Wohnungen und schönen Bazaren jener in Radschestan und selbst des eigentlichen Hindustan. Rousselet, der aus dem obern Indien kam, betont, daß ihm ein Vergleich der Einwohner mit jenen der eben genannten Gegenden in einer sehr

unvortheilhaften Weise auffiel. (— Wir wollen hier einschalten, daß man 1829 in der Stadt 40,118 Wohnhäuser zählte; davon gehörten 14,281 den 56,090 Mohammedanern, die übrigen den 90,086 Bengalis verschiedener brahmanischer Secten —). Der magere Bengali mit seinen hageren Gliedmaßen, seinem feigen, lügenhaften und verschmitzten Wesen nimmt sich schlecht aus gegenüber dem kräftigen Sikh, dem loyalen, rechtschaffenen Radschputen und dem kräftig gebauten Hindustani. Der Bengali hat nichts Arisches als seine Sprache und einige feinere Gesichtszüge, im Uebrigen ist er ein Gelber. Ob Rousselet nicht zu viel sagt, wenn er behauptet, daß er „der chinesischen Familie eben so ähnele wie der Birmane und daß China an den Ausläufern der Radschmahalberge anfange," möge hier dahin gestellt bleiben.

Murschedabad ist mit der großen Delhi-Calcutta-Bahn durch eine Zweigbahn verbunden, die von Nalhatti an den Ganges zieht. Von dieser Stadt aus fuhr der Reisende nach Bardwan. Die Bahn führt über weite, einförmige Ebenen, in denen nur dann und wann Gruppen von Latan- und Tarapalmen stehen; die Dörfer bestehen aus Anhäufungen von Hütten und sind von Sumpfland umgeben. Unter den heißen Sonnenstrahlen heben sich aus den Gräben der Reisfelder förmliche Dampfsäulen empor, welche dann dichte Qualmmassen bilden und sich wie ein blauer Vorhang ausnehmen. Ueberall zeigt sich Wasser und wenn der Bauer mit der Hacke in den Boden schlägt, quillt es unter derselben hervor. Denn alles Land in diesem ausgedehnten Gangesdelta ist eigentlich nur ein Erdüberzug; zwei Drittel von

Getreide- und Mehlhändler in Patna

Bengalen kann man weder als Land noch als Wasser bezeichnen sondern nur als eine schlammige Masse, deren Oberfläche durch die Sonnenhitze getrocknet wird. In einem andern Klima wäre Bengalen ein unzugänglicher und undurchdringlicher Morast. Der unaufhörliche Kampf zwischen Sonne und Wasser erzeugt die Miasmen in einem Boden, in welchem die faulende, abgestorbene Vegetation die Luft mit feinen, giftigen Dünsten schwängert. Diese bringen die fürchterliche asiatische Cholera zuwege; hier in diesen Ebenen hat sie ihre Urheimath; aus derselben ist sie durch Hindupilger nach den westlichen Landestheilen verschleppt worden und von mohammedanischen Wallfahrern nach Mekka. Die Cholera ist Herrscherin in diesen Deltadörfern, die inmitten nasser Reisfelder liegen und in denen für jeden Europäer auch ein nur kurzer Aufenthalt verhängnißvoll wird.

Bardwan (23° 12′ N.) liegt am Dammuda-Arm und zählt etwa 54,000 Einwohner. Dort residirt ein Vasallenfürst, der über einen Flächenraum von etwas mehr als 100 Geviertmeilen als „Maharadscha" gebietet, aber als britischer Unterthan eine Grundsteuer zahlt, eine Abgabe, die 40 Procent seines reinen Einkommens beträgt. Auf jenen 105 Quadratmeilen wohnen 1,854,150 Menschen, die Volksmenge ist also nicht minder dicht als in den volkreichsten Theilen Chinas. Wenn ganz Indien eben so dicht bevölkert wäre wie Bardwan, dann würde es 800 Millionen Seelen zählen. Der Maharadscha ist ein beneidenswerther Fürst; er hält keine Soldaten, hat mit der Rechtspflege nichts zu schaffen, braucht weder Krieg noch Revolutionen zu fürchten und ihm werden alle Ehrenbezeugungen wie einem Souverän erwiesen. Er sorgt dafür, daß die Straßen der Stadt, die mit Bäumen

bepflanzt sind, in gutem Stand erhalten werden; zwischen den einzelnen Hütten stehen Kokos- und Arekapalmen und die Wasserbecken sind mit breitem Lotos überzogen. Die Bewohner zeigen ganz und gar den bengalischen Typus, gehen fast nackt, da sie nur einen Lendenschurz tragen; wohlhabende Leute legen einen Ueberwurf von Musselin an. Alle scheeren das Haar kurz. Der Maharadscha kleidet sich wie ein Jung-Indier, trägt einen mit Goldborten besetzten europäischen Oberrock, lange Beinkleider und eine Sammetmütze, er hat also mit den alten Ueberlieferungen gebrochen. Große Freude hat er an seinem prächtigen Park, der zugleich eine Art von botanischem Garten bildet und geschmackvoll angelegt ist. Man sieht Pflanzen des gemäßigten Klimas neben der üppigen tropischen Vegetation, durch den Park schlängeln sich klare Bäche, im Gezweige singen die Vögel; Dammwild, Reh und Hirsch weiden auf dem saftigen Grün und an Kiosken zum Ausruhen ist kein Mangel. In einer Abtheilung des Parkes hält der Maharadscha einige dreißig Elephanten und in einer Menagerie Affen, Tiger, Büffel, Bären und manche andere Thiere.

Die Entfernung bis Calcutta beträgt nur 90 Kilometer und die Bahn berührt das Dorf Panduah, das einst glänzendere Tage gesehen hat. Dort hatten im Jahre 1339 die brahmanischen Könige von Bengalen ihre Residenz. Der Gesandte des muselmännischen Beherrschers von Delhi, Firus Toglack, veranstaltete in Panduah, wo ein Sohn ihm geboren war, eine festliche Feier und lud seine brahmanischen Freunde zu Gast. Auf die Tafel kam auch Fleisch von

Kaufleute aus Marwar.

einem Rinde, welches er ganz insgeheim hatte schlachten lassen. Die Knochen waren vorsichtig an einer abgelegenen Stelle vergraben worden, aber sie wurden unglücklicherweise von Schakals ausgescharrt. Nun gerieth das Volk in Wuth und verlangte vom Könige den Tod des Mannes, welcher das heilige Thier gemordet habe. Als er sich nicht dazu verstand, stürmte die erbitterte Menge die Wohnung des Gesandten, der sich noch flüchten konnte, aber sie tödteten den Knaben als Sühnopfer. Dann überzog Toglack den König von Bengalen mit Krieg und schlug denselben vor den Thoren von Panduah aufs Haupt. Die Stadt mußte eine lange Belagerung von den Mohammedanern aushalten. Die Sage erzählt, daß in der Citadelle ein Teich mit Wunder wirkendem Wasser sich befand; alle in den Kämpfen getödteten Krieger wurden wieder lebendig, wenn man sie mit demselben wusch. Endlich aber gelang es den Muselmännern ein Stück Rindfleisch hineinzuwerfen; dadurch wurde das Wunderwasser entheiligt und den Bengalis blieb nichts übrig als sich zu ergeben. Nun waren die Sieger Herren von Bengalen; um das Andenken an ihren Triumph zu verewigen, erbaueten sie in der Ebene einen Siegesthurm, den man von der Eisenbahn aus noch jetzt sieht, ein Backsteingebäude von etwa 40 Meter Höhe; im Innern befindet sich eine Eisenstange; sie heißt Schah Sufi Kalat, die Lanze des Schah Sufi, des siegreichen mohammedanischen Feldherrn. Unten am Thurme steht eine Moschee, deren zweihundert Kuppelwölbungen merkwürdige akustische Töne darbieten.

Bei der Station Maggra zu halten lohnt sich, denn neben derselben liegt der Triveni-Ghât, eine der heiligsten Stellen in Bengalen. Als Triveni bezeichnet man eine

Stelle wo drei Flüsse sich vereinigen (— wie bei Allahabad Ganges, Dschamuna und der mythische Saraswati —), aber auch einen Punkt, wo drei sich trennen um ins Meer zu fließen. Hier sendet der Hugly oder westliche Arm des Ganges zwei Wasserläufe aus, die erst selbständig sind und sich dann in dem unentwirrbaren Geäder des Delta verlieren. Der Ghât, die Stelle am Wasser, hat eine prächtige Treppe, die zum Hugly hinabführt. Dorthin kommen auch aus weiter Ferne Pilger, theils um sich in dem dreimalheiligen Wasser von Sünden zu reinigen, theils um dort die Leiber ihrer Angehörigen zu verbrennen. Unweit vom Ghât liegen die Trümmer eines sehr alten Tempels, und in der benachbarten Ebene stand zu Anfang unserer Zeitrechnung eine blühende Stadt, Saptagrama, d. h. die Stadt der sieben Weisen, mit welcher die Römer in Handelsverbindungen standen; heute liegt auf der Stelle das Dorf Satgân.

Nach einstündiger Fahrt erreicht man Tschandernagor (22° 5′ N.) am Hugly. Die Stadt ist mit ihrem kleinen Umgebiete Besitzung der Franzosen, die vor einhundert Jahren sich dem Ziele nahe glaubten, ganz Indien zu unterwerfen. Nun sind ihnen nur fünf vereinzelte Punkte geblieben: Ponditscherry an der Koromandelküste, an welcher auch Karikal an der Mündung des Kawery liegt; Janaon am Godawery und Mahe an der Malabarküste. Sie haben es nicht verstanden, aus diesen Resten ihres ehemaligen Gebietes Nutzen zu ziehen, und Rousselet stellte darüber in Tschandernagor melancholische Betrachtungen an. Er fand eine Anhäufung niedriger, schmutziger Hütten in der Stadt, welche im Jahr 1740 viel bedeutender war als damals Calcutta und von wo aus Bengalen beherrscht wurde. In den Straßen wächst Gras und sie sind verödet, in den Bazaren ist kein Handel, im Hafen liegen keine Schiffe. „Weshalb steift sich Frankreich darauf, diesen unbedeutenden Fleck zu behaupten? Etwa um uns daran zu erinnern, was wir in Indien hätten sein können und was wir heute dort sind? Oder hat vielleicht ein Punkt militärische Bedeutung, an welchem wir, laut den mit England abgeschlossenen Verträgen, nur fünfzehn Mann Soldaten als Besatzung halten dürfen? Wäre es nicht besser, unsere Flagge hier, wo sie nur Erniedrigung erfährt, einzuziehen? Freilich, England zahlt uns den Werth von 300 Kisten Opium, d. h. eine Summe von einigen Hunderttausend Francs, dafür, daß wir ihm sein Opiummonopol nicht antasten, ist das aber eine Entschädigung für so viele Erniedrigung?“

Die Lage der Stadt am Hugly ist recht hübsch und das Klima vergleichweise nicht ungesund, aber die natürlichen Vortheile sind unbenutzt geblieben und die widersinnige Centralisation der französischen Verwaltung hat sich dort in ihrem ganzen Unverstande gezeigt. Als die Bahn, welche Calcutta mit Delhi verbindet, ausgesteckt wurde, wollte die Compagnie den Schienenweg über Tschandernagor legen, dort Landhäuser, ein Schauspielhaus und Gasthöfe bauen, damit die Europäer aus Calcutta dort einen angenehmen Aufenthalt fänden. Sie verlangte von der französischen Regierung weiter nichts, als den an und für sich werthlosen und unbenutzten Grund und Boden zur Anlage der Häuser und des Bahnhofes. Der Plan wurde nach Paris geschickt, von wo nach langer lieber Zeit eine Antwort erfolgte. Die Regierung war nicht abgeneigt, die Concession zu ertheilen, aber unter allerlei hemmenden Bedingungen; es sollten z. B. alle Bahnhofbeamten und alle auf der im französischen Gebiete bei der Bahn angestellten Leute der französischen Nationalität angehören. Darauf hin führte die englische Gesellschaft die Bahn so, daß das französische Gebiet umgangen wurde, so daß nun der Bahnhof mehr als eine halbe deutsche Meile von der Stadt entfernt auf britischem Grund und Boden liegt.

Die Polarexpedition der Engländer.

1. Die Ausrüstung der Schiffe.

Die Ausrüstung der für dieselbe bestimmten beiden Schiffe Alert und Discovery ist seit Anfang Januars so eifrig betrieben worden, daß schon zu Ende März in der Hauptsache Alles fertig war. Man ist bei derselben mit der größten Umsicht zu Werke gegangen. Die Masten des einen Schiffes passen genau auch für das andere, so daß sie im Nothfalle gewechselt werden können. Das Takelwerk ist leicht aber dauerhaft; Alles was Eisen ist erhält einen Ueberzug von Leder, damit die Hände der Matrosen es angreifen können. In Betreff der Schraube kommt eine neue Methode in Anwendung, der gemäß dieselbe, um sie der Berührung mit dem Eise zu entziehen, herausgehoben werden kann.

Die beiden Dampfer steuern zunächst nach Cap Farewell, der Südspitze Grönlands, wo sie wohl noch Eis antreffen werden. Sie fahren dann gen Norden nach der Disco-Insel (zwischen 69 und 70° N.), „wo sie Hunde und Hundetreiber an Bord nehmen sollen.“ Auf keinen Fall werden sie die gefährlichen Eisslarden in der Melvillebay vor Mitte Juni erreichen. Parry hat auf seinen beiden Polarreisen 1820 und 1827 seine Schlittenfahrten im Juni begonnen und so wird es wohl auch mit Capitän Nares sein. Aber die gegenwärtige Expedition hat den großen Vortheil, daß sie über Dampf verfügt und in einer Weise ausgerüstet ist, die nichts zu wünschen übrig läßt. Belcher wurde seiner Zeit volle fünf Wochen aufgehalten, ehe er durch das Eis der Melvillebay hindurchkam, während 1873 der Dampfer Arctic das in 60 Stunden bewerkstelligte. Die Maschinen des „Alert“ waren ursprünglich für ein Kanonenboot bestimmt, sie haben 100 Pferdekraft, und sein Bug, gleich jenem der „Discovery“, ist derart gepanzert, daß beide Dampfer durch die Eisslarden vordringen können und wahrscheinlich bereits im Smithsunde weit nach Norden vorgedrungen sein werden, bevor sich dort das feste (sogenannte Pfannkuchen-) Eis gebildet hat und die Jahreszeit so weit vorgerückt ist, daß sie sich für die Wintermonate in einem Hafen festlegen.

Die „Discovery“ wird wohl nicht über 82° N. hinausgehen, nicht bis über den Punkt, wo die amerikanische Expedition unter Hall 1871 überwinterte. Fraglich ist, ob der „Alert“ auch unter den allergünstigsten Umständen Aussicht haben wird, über 84° nördl. hinaus zu gelangen. Aber gleichviel wie weit er vordringen möge, bevor er des Eises wegen nicht weiter kann, so viel ist klar, daß er den Nordpol, falls es ihm gelingen sollte ihn zu erreichen, das nur mit Schlitten wird bewerkstelligen können (— die Hypothese von einem „offenen Polarmeere“ hat man in England endlich fallen lassen —). Deshalb ist auf Bau und Einrichtung der Schlitten unter des praktisch erfahrenen Mac

Clintock Leitung die größte Sorgfalt verwandt worden. Parry war auf seiner längsten Schlittenfahrt 60, James Roß auf der seinigen 40 Tage unterwegs und vom Schiff abwesend; Mac Clintock ist nun seinerseits überzeugt, es werde vermöge der von ihm getroffenen Vorkehrungen verhältnißmäßig leicht sein, eine Fahrt von 600 Miles über glattgefrorenes Wasser und auch über Höckereis zu machen vermittelst eines Schlittens, der auf sechs bis sieben Wochen mit Vorräthen beladen sei, und sechs bis acht Leute Bemannung habe. Er sagt: „Es giebt keinen auch noch so entlegenen Punkt, von welchem aus eine wohlausgerüstete Mannschaft nicht durch eigene Anstrengungen die Rückkehr ermöglichen könnte.“ Die Schlitten sind aus amerikanischem Ulmenholze gebaut und die Kufen mit Stahl beschlagen, die Querhölzer mit Leder umwickelt ꝛc. Der beladene Schlitten wird 1646 Pfund schwer sein; der Offizier hat sieben Mann unter sich. Bei der Trennung vom „Alert“ wird er, damit er seine Vorräthe nicht anzugreifen braucht, von anderen Schlitten bis dahin begleitet, von wo aus er dann allein seine Expedition macht.

Die beiden Schiffe sind auf der Innen- wie auf der Außenseite stark bekleidet; jedes ist in fünf wasserdichte Verschläge (— sogenannte Gewelingen, wie unsere deutschen Schiffer sagen —) getheilt: in jedem befindet sich eine Maschine zum Auspumpen. Die Wände sind dick mit Filz und Duffelzeug bekleidet um die Kälte abzuhalten. Für die Gesundheit des Schiffsvolkes wird selbstverständlich gesorgt, eben so für angenehme Unterhaltung durch allerlei Lustbarkeiten. Eine Bibliothek an Bord ist selbstverständlich; ein Handbuch der arktischen Entdeckungen, das speciell für diese Expedition zusammengestellt worden ist und eine Geschichte der bisherigen Polarreisen enthält, fehlt gleichfalls nicht.

Der „Alert“ zählt 62 Köpfe Bemannung: Capitän, Commandeur, 4 Lieutenants, 1 Unterlieutenant, 2 Aerzte, 1 Zahlmeister, 1 Naturforscher ꝛc.; 14 Matrosen, 2 Ingenieure und Eskimos oder Dänen als Hundetreiber. Die „Discovery“ zählt 59 Mann. Auf beiden Schiffen sind alle Offiziere, Matrosen und Seeleute Freiwillige; keiner darf über 31 und unter 25 Jahr alt sein und man ist bei der Auswahl sehr sorgfältig verfahren. Der „Alert“ wird von Capitän Nares befehligt, die „Discovery“ von Capitän Markham.

* * *

Aus den vorstehenden Mittheilungen ergiebt sich, daß das Gelingen der Expedition hauptsächlich davon bedingt ist, daß sie über tüchtige ausdauernde Hunde verfügen könne. Ohne diese sind Schlittenfahrten manchmal unmöglich. Die Engländer wollen sich die Zugthiere in Grönland verschaffen und wer wird nicht wünschen, daß ihre Hoffnungen sich erfüllen? Aber aus dem, was wir nachstehend mittheilen, ergiebt sich, daß doch einige Bedenken obwalten.

* * *

2. Die Krankheit unter den Eskimohunden.

Die phantastische Annahme, daß man den Nordpol zu Schiffe erreichen könne, ist seit fast einem Vierteljahrhundert unablässig in den Vordergrund geschoben worden, und im großen Publicum gewöhnte man sich allmälig daran, sie für ganz richtig zu halten. Hatte sich doch ein ausgezeichneter Polarfahrer, wir wissen nicht ob aus eigenem Antriebe, so weit verstiegen, daß er die Hoffnung aussprach, die deutsche Flagge über dem Nordpole flattern zu sehen!

Diese Phantasien sind nun als Nebelbilder erkannt worden. Julius Payer hat wesentlich dazu beigetragen, sie zu zerstreuen, und auch die Engländer erklären in Bezug auf ihre Polarexpedition, daß es gar nicht im Plane liege, den Nordpol mit einem Schiffe zu erreichen, daß man aber, wie weiter oben gesagt wurde, unter günstigen Umständen den Versuch machen werde, auf Schlitten bis zu diesem Punkte vorzudringen.

Es ist abermals Payer, der gezeigt hat, was vermittelst einer wohlgeführten Schlittenpartie auszurichten sei, und die Winke und Lehren, welche er gegeben, sind von den Engländern nicht unbeachtet geblieben. Sie erwarten von Schlittenfahrten die besten Erfolge. Aber diese hängen vor allen Dingen auch von der Beschaffenheit der Zugthiere ab und als solche kann man nur Hunde verwenden. Die dänische Regierung, welche der Expedition des Capitän Nares in freundlicher Weise jeden Vorschub leisten wird, will dafür sorgen, ihr in Grönland die erforderliche Anzahl von Eskimohunden zu stellen, und allerdings hängt, wie schon bemerkt, eigentlich von der Tüchtigkeit und Ausdauer dieser für jene arktischen Regionen so unentbehrlichen Thiere ungemein viel ab. Nur mit ihrer Hülfe sind Gegenden zu erreichen, wohin ein Schiff nicht dringen kann.

Nun aber fragt sich, ob auch unter allen Umständen auf diese Eskimohunde gerechnet werden könne? Bis in die neuere Zeit hinein waren sie von Seuchen verschont geblieben, namentlich von der Tollwuth, die nicht nach Kamtschatka und auch nicht nach Grönland gekommen war. Die ganze Existenz der Bewohner in den arktischen Gegenden hängt buchstäblich vom Hund ab. Adolf Erman schildert in seiner sibirischen Reise die Ostjaken und deren Schlittenfahrten und bemerkt: „Tollheit unter den Hunden würde hier ein ganz entsetzliches Unheil sein und unfehlbar die Vernichtung ganzer Menschenstämme nach sich ziehen; aber in Obdorsk versicherte man mich, daß sie in diesen Gegenden ganz unbekannt sei.“

Der englische Ingenieur G. Flemming erörtert den Gegenstand, der jetzt eine erhöhete Bedeutung gewonnen hat („Geographical Magazine“, Februar 1875, S. 56 ff.). Bemerkungen in Kane's Reisewerke zeigen, daß unter den arktischen Hunden allerdings Seuchen vorkommen. Am 5. October 1854, als er unter 70° 41′ N. eingefroren war, zeigten sich merkwürdige Symptome bei zwei jungen Hunden. Ihre Mutter lief wankend, mit gesenktem Kopf auf dem Verdeck umher und vor dem geschwollenen Maule stand Schaum; sie schnappte nach Petersen und biß nach seinem Fuße. Sie hatte die Wasserscheu und wurde erschossen.

Kane meinte, die Krankheit entstehe, weil während des langen arktischen Winters die Sonne nicht scheint und in Folge der äußerst strengen Kälte. Aber an beides sind ja die Eskimohunde von Jugend auf gewöhnt und auch Hunde, die man aus Europa mitgebracht hat, sind gesund geblieben. Kane pflegte seine Hunde auf das Sorgfältigste, man kann sagen wie Kinder, aber alle starben. Sie wurden gehirnkrank; alle körperlichen Verrichtungen nahmen ihren gehörigen Fortgang; sie fraßen gierig und schliefen gut. Aber die epileptischen Zufälle verwandelten sich bald in wirklichen Wahnsinn; sie bellten wüthend in die leere Luft hinein, liefen geradeaus oder in krummen Linien unermüdlich hin und her, liebkoseten die Menschen, schienen aber nicht im Stande zu sein zu bemerken, ob man das erwiedere oder nicht und wiegten sich hin und her, wobei ihr Auge einen seltsamen Ausdruck von Angst zeigte. Alle ihre Bewegungen nahmen sich automatisch aus; manchmal lagen sie stundenlang ganz ruhig, dann sprangen sie laut heulend plötzlich auf und liefen umher, als ob sie verfolgt würden. Insgemein starben sie 36 Stunden nach dem ersten Anfalle unter Symptomen von Starrkrampf.

Hayes fand 1860 in Grönland, daß in den sechs vorhergegangenen Monaten die Zahl der Hunde durch eine Seuche

um etwa die Hälfte sich vermindert hatte; kein einziger Jäger besaß die für ihn nöthige Anzahl und es kostete große Mühe einige käuflich zu erwerben. Auch Hayes verlor sie alle; einmal starben ihm sieben in vier Tagen. In der französischen Uebersetzung von Hayes' Reise, welche 1872 erschien, bemerkt der Herausgeber Belin de Launay, daß die Seuche auch in diesem Jahr noch auf der ganzen Strecke von der Smithstraße bis nach Jakobshavn geherrscht habe. Wenn aber alle Hunde dort hinwegsterben, sind auch die Grönländer, wie die Eskimos überhaupt, verloren; denn es fragt sich sehr, ob diese Polarmenschen anderwärts existiren können, ob sie fähig sind, eine ganz andere Lebensweise zu führen.

Julius Payer war vorsichtig genug, seine Schlittenhunde aus Wien mitzunehmen und entging so dem Mißgeschicke, von welchem Kane und Hayes heimgesucht wurden.

Ein gründlicher Kenner Grönlands, Robert Browne, hat 1868, in seinen Arbeiten über die Säugethiere jenes Landes, gleichfalls darauf hingewiesen, daß der Grönländer verloren sei, wenn ihm alle Hunde hinwegsterben. Es ist für ihn unmöglich, die Seehunde, Narwale, Haifische und weißen Wale, die er im Winter an den offenen Wasserlöchern geschossen hat, ohne Hunde nach seiner Wohnung zu schaffen. Er kann ohne sie keine weiten Wanderzüge mit seiner Familie unternehmen und nicht aus einem Jagdgebiet zum andern gelangen. Vor 15 (also nun 21) Jahren brach unter den arktischen Hunden eine Krankheit aus, über deren Beschaffenheit die Thierärzte nicht sogleich ins Reine kamen; sie war (wie schon weiter oben bemerkt) verbreitet vom Smithsunde bis Jakobshavn, hier aber wurde sie durch den Eisfjord verhindert, weiter nach Süden zu dringen. Die dänische Regierung trifft alle möglichen Vorkehrungen, jede Berührung zwischen den Hunden aus dem Norden und Süden mit einander zu verhindern.

„In allen dänischen Niederlassungen sind die Leute durch das Hundesterben verarmt. Wer seine Hunde eingebüßt hat, gilt nicht mehr für respectabel. Als ich in Jakobshavn mich befand, verging während der letzten Zeit meines Aufenthaltes kaum ein Tag, an welchem nicht einige erkrankte Hunde getödtet werden mußten. Der von der dänischen Regierung hergeschickte Thierarzt wußte kein Gegenmittel zu finden. Auch auf Kamtschatka werden die Hunde durch eine ähnliche Seuche decimirt und sind schon derart vermindert, daß ein Russe vergeblich 100 Rubel für ein Gespann von Sechsen geboten hat. Die Kamtschadalen aber haben eine Aushülfe am Renthiere, welches sie als Zug- und Lastthier verwenden können."

In Grönland ist die Seuche ansteckend, gleichviel ob ein Hund gebissen worden ist oder nicht. Wenn die englische Expedition Eskimohunde verwenden will, so ist es gerathen, daß sie dieselben in den noch von der Seuche freien Niederlassungen südlich von Jakobshavn sich verschafft, also in Egedesminde, Christianshaab oder Claushavn. An der Westseite der Davisstraße ist die Krankheit noch nicht bemerkt worden.

Zur Morphologie der geographischen Grenzen.

Ein Beitrag zur vergleichenden Erdkunde. Von **G. C. Petzet** in Breslau.

III.

Ueberblick der Gebirge in allen Erdtheilen. — Modificirung von Gebirgsgrenzen. — Künstliche Grenzen. — Zeichen und Mittel derselben. — Unterschiede landschaftlicher Erscheinung. — Confessionelle und nationale Grenzen. — Offene und halboffene Grenzen.

Die Grenzscheide zwischen Europa und Asien bildend hat der Ural das Recht, den hervorragenden Grenzgebirgen eingereiht zu werden, ohne doch in geographischer oder ethnographischer Hinsicht einen schroff abscheidenden Charakter zu tragen; vielmehr scheint sein nicht gerade schmaler Rücken eher zur angliedernden Verbindung einer großen Halbinsel mit ihrem Continent als zum natürlichen Grenzwall zweier Erdtheile bestimmt zu sein. Den wahren natürlichen Scheidegrund Europas und Asiens haben wir ja auch schon kennen gelernt.

In weit höherm Grade ist der Kaukasus eine natürliche Länder- und Völkerscheide. An und für sich selbst betrachtet allerdings zunächst ein Nest und Sammelpunkt zahlreicher Völkerschaften, von einer Mannigfaltigkeit, gegen welche die Schweiz eintönig erscheint, fällt sein nördlicher Fuß in eine Ebene ab, die sich der südrussischen Steppe angliedert, während sich südwärts das Gebirgsland nach Armenien und Persien hin in so allmäligen Uebergängen fortsetzt, daß die Grenze, welche die Geschichte hier gezogen, für die Geographie mit aller Entschiedenheit an dem nördlichen Abhange des erinnerungsreichen Gebirges und die Grenze des kaukasischen Landes gegen Armenien an dem Kamme des Kleinen Kaukasus haften bleibt.

Am Altai und am Daurischen Gebirge, denen beiden der Charakter des Kammgebirges abgeht, besitzen die südlichen Regionen der russisch-sibirischen Lande keine Grenzwälle gegen das innere und östliche Asien. Außer der Wüste Gobi hemmen in jenen Gegenden keinerlei natürliche Hindernisse die seit Jahrhunderten eingehaltene Vorwärtsbewegung der russischen Grenzen gegen den Südosten. Sogar als diese Bewegung in den letzten Jahrzehnten den Amur erreicht hatte, blieb sie nur eine Strecke weit an demselben stehen, während sie ihn oberhalb seiner Mündung weithin nach Süden ausgreifend überschritt und erst am Ocean ihr Ziel gesetzt fand.

Noch in jüngster Zeit ist durch einen diplomatischen Schriftwechsel zwischen Rußland und Großbritannien, welcher neben seinem politischen Interesse culturhistorische und geographische Bedeutung besitzt, bezüglich der entscheidendsten centralasiatischen Fragen in gewichtiger Weise constatirt worden, daß Rußland, obwohl in südlicher Richtung zwischen seinem Gebiete und dem anglo-indischen Reiche der Thian-Schian, der Küen-lün und der Karakorum nacheinander als parallele und dabei sehr hohe Kammgebirgswälle aufgerichtet sind, bei dem sich zu beiden Seiten jener Gebirge fortsetzen-

den Hochplateaucharakter dieser innerasiatischen Gebiete als die natürlichen Grenzschranken seines Machtbereiches in Asien erst den Himalaya und den Hindukusch betrachtet. Vorläufig freilich dienen diese beiden Gebirge noch anderen Völkern und Staatsgebilden zu Grenzscheiden; doch muß man vom geographischen wie vom historischen Standpunkt aus der russischen Auffassung darin beistimmen, daß eine wahrhaft maßgebende Naturgrenze und Völkerscheide erst mit den letztgenannten Gebirgszügen erreicht sein wird.

Der Himalaya scheidet nicht bloß das chinesische Reich von dem anglo-indischen, sondern auch das hohe und rauhe Gebirgsland Innerasiens von der meist ebenen, durchaus milden, nach dem tropischen Süden ausragenden Halbinsel Hindustan — eine klimatisch-geographische und politisch-ethnographische Grenzscheide von allerhöchster und vielseitigster Bedeutung. Die an den Südfuß des Gebirges angeschlossenen Reiche von Nipal und Bhotan, die ihrerseits wieder südwärts vom Bhaver-Sahlwalde („Terai") begrenzt werden, dürfen bei den Größenverhältnissen der hier sich begegnenden Weltreiche kaum als Zwischenglieder in Betracht kommen.

In ähnlicher Weise stellt der Hindukusch zwischen Turkestan und Afghanistan (Kabul) eine Scheidewand her, in deren Nähe allerdings die Bergvölker jener Gegenden sich in sehr unregelmäßigen Grenzen angesiedelt haben. Weiter gegen Süden trennt sodann noch das dem Indus parallel laufende Suleimangebirge Afghanistan und Beludschistan vom vorderindischen Gebiete.

Afrika bewährt seine mangelhafte Gliederung namentlich auch dadurch, daß es keine Grenzgebirge aufweist. In den wenigen Fällen, wo die Gestaltung seiner Gebirge dieselben zu Grenzscheiden geeignet erscheinen ließe, wird eine solche Wirkung durch die Breitengrade, unter denen sie liegen, fast gänzlich aufgehoben. Selbst der Atlas, welcher noch am meisten zu einer Naturgrenze passen würde, schließt die cultivirteren Theile von Algier und Marokko im Süden nicht ab und wird nicht bloß politisch, sondern auch geographisch und ethnographisch durch die unter seiner Breitenzone in den Vordergrund tretenden günstigen Wirkungen des Gebirgslandscharakters in der Wirkung als Grenze neutralisirt, so daß Staaten wie Bevölkerungen seines nördlichen Saumgebietes erst an der im Süden folgenden Steppe, oder sogar erst der Wüste ihre Grenze finden. — In wie weit vielleicht der Süden des massigen Erdtheils das allgemeine Bild desselben auch nach dieser Richtung hin modificiren wird, muß einer vollständigern Durchforschung desselben anheimgestellt bleiben; bis jetzt scheint er die bisherige Ansicht nur zu bestätigen.

Auch die innere Gliederung Amerikas wird, wie durch seine Küstenconfiguration, so durch seine Gebirgsformationen nur in geringem Maße unterstützt. In Nordamerika treten, bei dessen günstigerer Küstengestaltung, sowie durch die Alleghanies, das Felsengebirge und — in gegensätzlicher Ergänzung der trockenen Binnengrenzen — durch die Wasserscheide der canadischen Seen, einige natürliche Abgrenzungen im Innern hervor. Das Hauptgebirge des Continents aber hat, trotz seiner Kammnatur und seiner alle Gebirge der gesammten Erde übertreffenden Ausdehnung, durch seine der ganzen Erstreckung der längsten Küstengrenze folgende und dabei allen Abzweigungen abgewandte Richtung, namentlich in Südamerika, jede natürliche Gliederung des Erdtheils anderen Factoren überlassen. Im Norden hat nur das Oregongebiet („Columbia"), im Süden das Küstenland Chile durch die Cordilleren der Andes eine natürliche Basis der Abgrenzung erhalten.

Von dem australischen Continent endlich muß für unsere Betrachtung im Hinblick auf den Mangel jeder natürlichen Gliederung gänzlich abgesehen werden. Auf die Abgrenzung innerhalb dieses Erdtheils könnte man nur von einem ganz andern Gesichtspunkte eingehen, dessen wir im letzten Theile unserer Betrachtung zu gedenken haben werden.

Haben wir oben am Schlusse unserer Untersuchung der nassen Grenzen darauf hinweisen müssen, daß Flüsse auf höheren Stufen der Culturentwickelung ihrer Anwohner den Charakter von Grenzscheiden immer mehr verlieren und im Gegensatze zu jener Function selbst zu einigenden Bändern für benachbarte Bevölkerungen und zu Hülfsmitteln der Staatsbildung werden können, so müssen wir jetzt auch in Bezug auf die Gebirge noch bemerken, daß dieselben ebenfalls Völkern und Staaten kein unter allen Umständen unübersteigliches Hinderniß entgegenzustellen vermögen, daß auch manche Kammgebirge im Laufe der Zeiten bei Neubildungen und Erweiterungen von Staatsgebieten überschritten worden sind, und daß in neuester Zeit selbst die höchsten und unwegsamsten Kammgebirge Ueberführungen von Straßen und Eisenbahnen sowie Durchbrüche von Tunnels erfahren haben, welche, als staunenswerthe Zeugnisse der Uebermacht des sieghaften Menschengeistes über die Naturgewalten, auch die schroffsten natürlichen Abgrenzungen wenigstens an einzelnen Stellen ihrer trennenden Wirkungen entledigt und damit ihren geographischen Charakter wesentlich modificirt haben.

So sind die Alpen durch eine Anzahl großartiger Hochstraßen dem Verkehr zwischen den sich an ihnen begegnenden Grenzlanden erschlossen und in neuester Zeit in ihrer östlichen Hälfte an zwei Stellen mit einer Eisenstraße überbrückt, im Westen und in der Mitte aber durch meilenlange Tunnels durchbrochen worden, so daß Niederösterreich und Steiermark, Nord- und Südtirol, Savoyen und Piemont, Uri und Tessin — und in weiterm Sinne Deutschland, die Schweiz und Frankreich mit Italien jetzt durch die bequemsten Verkehrswege verbunden sind. Aehnliche großartige Denkmäler über die mächtigsten Naturgrenzen erkämpfter Siege zeigen: der Kaukasus, das nordamerikanische Felsengebirge und neuestens der peruanische Schienenweg über die Cordillere, dem nunmehr noch ein zweiter von Chile nach Argentinien folgen soll.

Wo natürliche Grenzen fehlen, ist die Abgrenzung der Länder, beziehungsweise der Staaten, auf künstliche Mittel angewiesen, so daß an Stelle von Erscheinungen der physischen Geographie eine Aufgabe der politischen Geographie uns gegenübertritt, deren morphologische Beziehungen ebenfalls einer nähern Betrachtung unterzogen werden müssen. Auch hier läßt sich eine gewisse Regelmäßigkeit der Erscheinungen erkennen, die zum Theil nur auf niedrigeren Entwickelungsstufen der Völker hervortreten, zum Theil jedoch ihre Geltung noch für die Culturperiode der Gegenwart bewahrt haben.

In älteren Zeiten wurde der Mangel natürlicher Grenzen nicht selten durch ebenso auffällige wie kostspielige Markzeichen ersetzt. Die gewaltsame Herstellung wüster Grenzgürtel, die mühsame Ausschachtung von Canälen und Aufführung von Wällen, ja sogar von Mauern auf langen Grenzstrecken liefern Beweise dafür. Noch heute können wir den Trajanswall, den mecklenburgisch-pommerschen Landgraben, die Teufelsmauer in Südwestdeutschland, die Grenzmauer der Picten und Scoten, die große chinesische Mauer als Beispiele anführen. Ein moderner Nachklang solcher Grenzmittel ist es, wenn in unserer Zeit noch zuweilen aus gebieterischen militärischen Rücksichten, zum bessern Schutze der Grenzen eines Landes, starke Festungen zu drohenden Grenzwarten gemacht werden, wie dies mit Krakau, Verona,

Metz und anderen geschehen ist. Die vorgeschrittene Cultur begnügt sich für gewöhnlich mit der Aufstellung regelmäßiger Grenzzeichen, namentlich mit der „Versteinung" der Grenzen, an geeigneter Stelle verstärkt durch Walddurchhau, Gräbenziehung und ähnliche einfache Mittel. Zuweilen — und auch hierfür giebt es schon ältere neben zahlreichen neuesten Beispielen — beschränkt man sich, von allen realen Grenzzeichen absehend, auf die bloße vertragsmäßige Festsetzung des geographischen Längen- oder Breitengrades, welcher, ohne alle Rücksicht auf die natürliche Beschaffenheit des Grenzgebietes, über ebene Flächen wie über hervortretende Hindernisse aller Art hinwegsetzend, das Theilungswerk zwischen zwei Staaten vollzieht. Allerdings sind derartige Grenzregulirungen nur in so jungfräulichen, so gut wie unbebauten und unbewohnten Landstrichen praktisch unbedenklich, wie es die der natürlichen und der geschichtlichen Sonderung entbehrenden Flächen Australiens und Amerikas sind. Wenn auch die Westgrenze Nubiens einem geographischen Grade folgt, so bietet hierfür die Libysche Wüste den noch einfachern Grund dar.

Was den Unterschied der landschaftlichen Erscheinung diesseits und jenseits einer künstlichen Grenze betrifft, so kann derselbe aus verschiedenen Gründen ein größerer oder ein geringerer sein. Zwischen Culturländern beschränken sich die äußeren Zeichen der Verschiedenheit auf so Weniges, daß das allgemeine Landschaftsbild auf beiden Seiten in allem Wesentlichen das gleiche zu sein pflegt. So entbehren unsere deutschen Grenzmarken gegen Niederland, Belgien, Frankreich, die Schweiz und Oesterreich so gut wie gänzlich der äußerlichen Unterschiede. Merklicher dagegen gestalten sich die Abweichungen in der örtlichen und landschaftlichen Ansicht, wo an den Culturstaat ein Land von entschieden niedrigerer Culturstufe angrenzt. Selbst wenn die unmittelbar mit einander zusammenstoßenden Bezirke der Nachbarstaaten in Bodenverhältnissen wie in wirthschaftlichen und socialen Bedingungen einander sehr nahe stehen, kann die Verschiedenheit der benachbarten Staatsgebiete noch deutlich erkennbar hervortreten. Die Differenz der politischen Institutionen, der Gesetzgebung und Rechtspflege, der kirchlichen und gemeindlichen Einrichtungen und ihrer Verwaltung beeinflußt so zahlreiche Symptome des wirthschaftlichen und öffentlichen Lebens, daß die Art des Anbaues, die Dichtigkeit und äußere Erscheinung der Wohnstätten, der Bestand und die Pflege der Wälder, der Zustand der Straßen und Wege und anderes mehr einen merkbar abweichenden Anblick darbieten kann. Wer aus Oberschlesien oder Ostpreußen in das benachbarte Russisch-Polen übertritt, hat weder hinsichtlich der Formation und Beschaffenheit des Bodens noch in Betreff der Nationalsprache und Abstammung der Bewohner einen Wechsel durchzumachen; mehrfach sind sogar die natürlichen Verhältnisse auf russischer Seite günstiger als auf preußischer; trotzdem aber wird keinem geübten Auge der Unterschied in der Physiognomie der Ort- und Landschaften auf beiden Seiten entgehen. Es wird zwar diesseits wie jenseits der Brynitza polnisch gesprochen, katholisch gebetet und vorzugsweise Bergbau betrieben, aber selbst der verhältnißmäßig wohlgebauete russisch-polnische Bergflecken Dombrowa kann sich in keiner Richtung mit der jüngsten preußischen Stadt, Kattowitz, messen, und bei den Dörfern tritt der Abstand des russisch-polnischen vom preußisch-schlesischen Typus noch augenfälliger hervor. Ebensowenig bedürfte es bei Wirballen russischer Bauart und griechischer Kirche, um dem die Scheschuppe Ueberschreitenden bemerklich zu machen, daß mit Eydtkuhnen die mitteleuropäische Cultur wenigstens im Volksleben aufhört.

Bei dieser Gelegenheit müssen wir noch eines Momentes gedenken, welches, ohne zur äußerlichen Verschiedenheit viel beitragen zu können, doch nicht unwesentlich zur Schärfung oder zur Abschwächung politischer Grenzen mitwirkt. Es ist dies die kirchlich confessionelle Zugehörigkeit des betreffenden Landestheils. Wenn die Staatsgrenze sich mit der Grenze eines kirchlichen Rayons deckt, so erhalten die politisch-administrativen wie die ökonomisch-materiellen Differenzen dadurch noch einen verstärkten Nachdruck. Decken sich jene beiden Grenzen nicht, so entsteht ein gemischtes Verhältniß, welches namentlich bei solchen Confessionen, die das religiöse Element mit dem nationalen oder dem politischen zu verquicken pflegen, nicht ohne ausgeprägte Folgen bleiben kann. Zwischen Preußen und Oesterreich, Oesterreich und Rußland, Rußland und dem Osmanischen Reiche bestehen mehrfach solche — allerdings noch mehr politisch und social wirksame als geographisch und statistisch hervortretende — Wechselbeziehungen, welche zu einer weitern ethnographischen Betrachtung hinüberleiten.

Nicht so leicht nämlich als die staatlichen Grenzen lassen sich oft diejenigen zweier Nationalitäten feststellen, deren richtige Sonderung doch auch eine Aufgabe der politischen Geographie ist. Nicht überall scheiden sich die Völker nach Abstammung, Sprache, Cultur und Sitte so scharf und deutlich von einander, wie es zwischen Deutsch und Wälsch an Deutschlands West- und Südgrenze, zwischen Französisch und Italienisch an den westlichen Alpen, zwischen Französisch und Spanisch an den Pyrenäen und in sonstigen ähnlichen Fällen zu sehen ist. Namentlich beim Mangel natürlicher Grenzen stellt sich oft ein mehr oder minder umfängliches Gebiet als streitiger Kampfplatz zweier Völker dar, von denen jedes für sich die Herrschaft beansprucht und das politisch unterlegene den Kampf selten gänzlich aufgiebt. In der That ist es zuweilen selbst vom neutralen Standpunkte schwer zu entscheiden, welche von den beiden concurrirenden Nationalitäten die wirklich überwiegende sei. Die numerisch schwächere kann dadurch, daß sie in den Städten vorherrscht, den größern Theil des Grundbesitzes, des Verkehrs und der öffentlichen Institutionen in Händen hat, überhaupt die geistige und wirthschaftliche Führung und Präponderanz besitzt, thatsächlich die wichtigere, ja die ausschlaggebende der beiden Nationalitäten sein. Auch der Fall kommt vor — wenn auch selten —, daß zweisprachige Elemente in einer gemischten Bevölkerung so zahlreich vertreten sind, daß die Ziehung der nationalen Grenzlinie sehr erschwert und unsicher wird. Oft werden sogar im Familienleben zwei Sprachen gebraucht, wie dies in slawischen Ländern, in Ungarn, in Nordamerika und anderwärts vielfach vorkommt. Noch häufiger ist die officielle von der im Privatleben üblichen Sprache, die Gerichts-, die Kirchen- und die Schulsprache von der Volkssprache verschieden: — Beispiele hierfür bieten mehrere Kronlande der habsburgischen Monarchie, Nordschleswig, Polen und ein großer Theil Rußlands, Belgien, Graubünden, die Baskenlande, die Bretagne, Wales und andere mehr. Politische Veränderungen sowohl als die verschiedenen Bewegungen des Verkehrs, massenhafte Auswanderungen wie gewaltsame Versetzungen ganzer Volksstämme können im Laufe der Zeit nicht unbedeutende Verschiebungen in den Grenzen der Sprachgebiete herbeiführen. Dies beweisen St. Petersburg, die Krim, der Kaukasus, das Lapland und Algerien, ferner Nord- wie Südamerika, im Einzelnen noch besonders Louisiana, Canada, Californien, Texas; ebenso manche Küstenstrecken und Inseln Australiens und des südlichen und östlichen Asiens.

Vielleicht ist es keine unzutreffende Bezeichnung, wenn wir nach den geschilderten Verhältnissen von völlig geschlossenen und im Gegensatze dazu von offenen oder halb-

offenen Grenzen in ethnographischer Hinsicht reden. Franz von Löher bezeichnet in diesem Sinne Länder wie Ungarn und Polen, gegen welche hin sich auszudehnen das Deutschthum offenbaren Beruf hat, als unsere „Colonialländer“, als „Germanisirungsländer“, als „Zwischen- und Uebergangsländer“, auch wohl als unsere „Vorlande“, bildlich als „die Puffer“, welche die Stöße von außen abhalten, damit der Volkskern nicht so bald getroffen werde.

Fastnacht, Tänze und Melodien der Sibiriaken.

Von **Albin Kohn.**

Gleich nach dem Feste der Taufe Christi (6. Januar a. St.) beginnen in Dörfern und Städten die Freuden der Fastnacht. Das junge Volk zieht maskirt in Banden einher, bis tief nach Mitternacht von Haus zu Haus, wobei es freilich ohne Orgien nicht abgeht. In jedem Hause werden die ungebetenen Gäste freudig aufgenommen, mit Speise und Trank bewirthet, ja sogar, wenn sie arme Schlucker sind, mit kleinen Geldgaben beschenkt.

Bei dieser Gelegenheit singen einige der verkappten Gäste, während die anderen tanzen. Der Großrusse, und zu diesem Stamm gehört ja hauptsächlich der Sibirier, hat keinen Nationaltanz. Die Versammelten nehmen sich, so viel eben der Raum es erlaubt, an die Hände, bilden einen Kreis und gehen nun wechselweise im Kreise herum nach rechts und links. Oft singen alle Tanzenden und die erfreueten Zuschauer mit ihnen. Ein Nationaltanz konnte sich in Rußland nicht, wie bei anderen Völkern, ausbilden. Seine ungeheueren Wälder und Sümpfe, sein tiefer Schnee während des langen Winters erlauben keine leichte, flüchtige Bewegung im Leben, welche der Tanz, idealisirt und mit einer gewissen Mimik geschmückt, nachahmt. Das Volk von Sklaven hatte übrigens gar keine Laune sich dem fröhlichen, hüpfenden Tanze hinzugeben; dieses hätte vielleicht den „Eigenthümer der Seele“ gereizt und ihn veranlaßt, auch bei der schweren Arbeit mehr Rührigkeit vom zweibeinigen Inventarium zu verlangen.

Eine Ritterschaft gab es nicht in Rußland; wenigstens war sie nicht im Sinne des westlichen Europas vorhanden. (— Bemerkenswerth ist, daß das Wort, mit welchem die russische Sprache den privilegirten Stand der Gutsbesitzer bezeichnet, nicht „Adel“ bedeutet. Man nennt ihn „Dworjanin“ von „Dwor“, Hof, also den Hofdiener. Die Menschen brauchten sich nicht durch Höheres, durch Seelenadel, auszuzeichnen, um das Privilegium, Sklaven besitzen zu dürfen, zu erhalten. Die polnische Sprache leitet, wie die deutsche und andere westeuropäischen Sprachen, das Wort zur Bezeichnung des privilegirten Standes vom Worte „schlachetny“, edel, ab. —) Während der langen Sklaverei des ganzen russischen Volkes kämpfte der dem Großfürsten anhängende Adel nicht um die eigene Freiheit, sondern um die Herrschaft des meistbietenden Rivalen, wie diese wiederum die Unabhängigkeit nicht durch großartige, heldenmüthige Anstrengungen, sondern durch Ränke anstrebten. Sie säeten Zwietracht in der goldenen Horde und schlugen die Tataren durch die Mongolen und die Mongolen durch die Tataren. Also auch die höheren Schichten des großrussischen Volksstammes hatten keine äußere Veranlassung einen Volks- oder Nationaltanz auszubilden. Wie die ganze politische Bewegung ein Gehen von einem Großchan zum andern, von einem Großfürsten zum andern war, so ist auch der Tanz ein Gehen nach rechts und links, ohne Grazie, ohne Schönheit und Reiz.

Auch ein eigentliches Volkslied hat der Großrusse nicht, und um so weniger der Sibirier; beide haben nur Melodien, welchen sie gelegentlich Worte unterlegen, und das, was man in einem Dorfe singt, ist im Nachbardorfe unbekannt. Die Melodien sind immer traurig, weich — sie wurden durch das Joch der Fremden und den Druck des Baryn (Herrn) herausgepreßt und konnten nicht heiter und fröhlich sein.

Merkwürdig aber sind zwei in ganz Rußland und Sibirien beliebte Lieder, welche man nicht etwa bloß in den Mauern der Gefängnisse, sondern auch in den Wohnungen des freien Menschen singt. Das eine ist das Lied vom Räuber Lanzot, welcher aus dem Gefängnisse entfliehen will, aber vorher dem Gefangenwärter vorsingt wie er seine Flucht bewerkstelligen und was er in der Freiheit treiben werde. Er wird sich in Kammern (Ambary) einschleichen und diese ausräumen; er wird Pelze und Geld stehlen, kurz sein früheres Handwerk, nur mit mehr Vorsicht, betreiben. Der Gefängnißwärter glaubt natürlich nicht an das, was ihm Lanzot vorsingt, bewacht den Gefangenen nicht hinreichend und eines Tages ist er verschwunden. Das Ende dieses Liedes hat zwei Versionen. Die eine läßt Lanzot glücklich entkommen, die andere aber ihn beim Sprunge von der Gefängnißmauer verunglücken und wieder in die einsame Zelle gelangen.

Das zweite Lied ist das Lied einer unnatürlichen Mutter, welche ihr Kind, die Frucht einer vom Popen nicht gebenedeieten Liebe, ermordete und später an der Leiche Thränen der Reue vergießt, ihr aber doch sagt, sie habe die That aus Liebe begangen, da sie dem lebenden Kinde nicht den Namen seines Vaters hätte nennen können und drob vor Scham umgekommen wäre.

Der Leser wird sich wohl die Moral aus diesen beiden Liedern, welche fast die Bedeutung von Volksliedern haben, selber zu ziehen vermögen. Beide Lieder werden übrigens in den Spinnstuben während der „Abendchen“ (wjetschorynki) von der Dorfjugend gesungen. Solche Abendchen erinnerten mich immer an die russischen Gefängnisse, in denen beide Lieder Tag und Nacht gegrölt werden.

Vierzehn Tage vor Beginn der eigentlichen Faste begeht man die „feiste“ Woche, in welcher selbst am Freitage Fleisch genossen wird, und man genießt desselben so viel eben der Magen verträgt. Die nächst folgende Woche ist die sogenannte „Maslanitza“, die Butterwoche, in welcher Milchspeisen, Eier und dergleichen genossen werden. Einen Haupttheil der Speisen während dieser Woche bildet der „Blin“, ein einfacher stark mit Mehl versetzter Eierkuchen, der zusammengelegt und mit Käsequark gefüllt, oder auch ohne solchen, verzehrt wird. Während der ganzen Woche fährt man im Dorfe und in der Stadt umher, stattet Besuche ab, empfängt solche und lebt in Saus und Braus, um später während vierzig Tagen sich aller kräftigeren Speisen zu enthalten.

Auf uns Europäer machten solche eigenthümliche Orgien

einen um so unangenehmern Eindruck, weil sich an ihnen die Frauen und Mädchen betheiligen. Sie sind schon, wenn nüchtern, nicht eben sehr schön, obgleich jede den Grazien zuzurufen scheint: „entweder vier, oder eine!“ Wenn sie aber betrunken durch die Straßen wandeln und schamlos ihre Reize zur Schau tragen, sind sie abscheulich, bis zum Ekel häßlich. Der Sibirier findet sie reizend — und ich sage: ländlich, sittlich.

Nachrichten über Gordon's Expedition im ägyptischen Sudan.

Ueber Gordon's Expedition haben wir neuere Nachrichten; sie sind datirt von der Station, welche an der Mündung des Sobât gegründet worden ist, vom 7. Februar 1875. Die Hütten der Soldaten sind aus Schlamm und Stroh aufgeführt und als Befestigung dient ein Zaun von dornigem Gesträuche, der leicht in Brand gesteckt werden kann. Doch fühlt die ägyptische Besatzung sich sicher, da die Schilluks, in deren Gebiete diese Station liegt, sich unterworfen haben; sie helfen den Soldaten, wenn diese Holz für die Dampfer schlagen. Noch vor einigen Jahren lagen sie in steter Fehde mit den Aegyptern, welche sich nur in starken, wohlbewaffneten Haufen aus der weiter oberhalb am Nil liegenden Station Faschoda hervorwagen durften und auch dann vor Angriffen nicht sicher waren. Die Feindseligkeit der Schilluks erklärt sich dadurch, daß die Sklavenhändler bei ihnen Menschenraub trieben; diesem Unfuge hat der Vicekönig gesteuert; jetzt haben sich viele von ihnen in der Nähe der Station niedergelassen und wohnen in reinlichen Hütten. Sie sind so glücklich weder Kirche noch Geld zu kennen, sich nicht mit Phantasien über ein sogenanntes Jenseits den Kopf zu zerbrechen und treiben nur Tauschhandel. Für das was einer bedarf giebt er Durrakorn; ist an diesem etwa Mangel, nährt man sich von Fischen an denen Ueberfluß ist und verschmäht auch Krokodilfleisch nicht. Das für den Europäer so gefährliche Klima ficht diese Landeskinder nicht an.

Die Schilluks waren sehr erfreut als sie hörten, daß der Große Pascha, nämlich Gordon, die Niederlassung besuchen werde; er ist unter ihnen sehr beliebt und angesehen, weil er ihren Beschwerden abhilft und schon mehrmals Soldaten, welche sich Uebergriffe zu schulden kommen ließen, streng bestraft hat. Er richtet bei den Schilluks, wie weiter oben am Nil bei den Bari, mit Güte mehr aus als weiland Baker durch Gewaltthätigkeit erreichen konnte.

Am 6. Februar rief der Soldat, welcher auf einem hohen Baume Schildwacht saß, daß der Dampfer Chedive in Sicht sei und nilabwärts komme. Sofort war die ganze Besatzung auf den Beinen; sie besteht aus 17 Soldaten unter einem schwarzen Hauptmann, der zugleich Gouverneur ist. Sie zogen in voller Uniform ans Ufer, wo sich eine Menge Volks aufstellte. Der Dampfer legte an, die Soldaten präsentirten das Gewehr und ans Land trat ein kurzgewachsener, wohlbeleibter Mann, der kerngesund aussah und die Interimsuniform eines Genieobersten trug. Das war Gordon. Mit ihm kam vom obern Nil her der Ingenieur Watson, der wegen seiner zerrütteten Gesundheit nach Europa zurückgeht. Aus Baker's ehemaliger Leibwache (den von ihm eingehend geschilderten „vierzig Dieben“) hatte Gordon einige als Begleiter bei sich, hoch und kräftig gewachsene Leute, die sich in ihren scharlachrothen Mänteln stattlich genug ausnahmen.

Gordon ging an Bord zurück und erledigte dort allerlei Geschäfte; er sprach Recht, lobte oder tadelte die Beamten, ließ Strafen vollziehen, gab Belohnungen; als Vermittler diente ein ägyptischer Dolmetscher. Mit welchen Widerwärtigkeiten er zu kämpfen hat, können wir aus Folgendem abnehmen. Er bekam am Sobât die Nachricht, daß zwei englische Ingenieure in Chartum eingetroffen waren, um dort einen Dampfer zusammenzusetzen, dessen einzelne Bestandtheile dorthin vorausgeschickt worden waren. Aber man hatte vergessen, den Plan des Schiffes beizulegen, oder ein Verzeichniß der einzelnen Stücke und ebensowenig war der Inhalt der einzelnen Kisten angegeben. Nun kam aber Alles darauf an, den Dampfer vor Eintritt der Regenzeit fertig zu stellen; geschah das nicht, so war ein Jahr verloren. In diesen Dampfern sollte Rauf Pascha mit 500 Mann und einer Musikbande stromauf geschafft werden; Gordon ersah aus einem Schreiben, daß derselbe von Aegypten nach Chartum unterwegs sei und sie alle sollten auf jenen Fahrzeugen befördert werden; auch sollten sie für sieben Monate Getreide (Durra) stromauf bringen! — Der Gouverneur von Sobât meldete, daß zwölf Sklaven, welche man den Sklavenhändlern abgenommen hatte, bei ihm ein Unterkommen gefunden. Sie waren einer Station, welche etwas weiter aufwärts am Sobât liegt, zugetheilt worden, hatten dort Schießgewehre gestohlen, behaupteten schlecht behandelt worden zu sein und waren nun hier. Sie thaten aber nicht gut; es wurde ermittelt, daß ihre Beschwerden völlig grundlos waren und da brachen sie bei Nacht aus und feuerten auf die zu ihrer Verfolgung ausgeschickten Soldaten. Man hatte sie indeß eingefangen und jetzt bekamen sie zur Strafe einhundert Hiebe mit einem Schiffsseile. Sie sollten dann nach Faschoda gebracht werden. „Dorthin schickt man die Verbrecher; dasselbe ist ein Sibirien, aber ein gluthheißes und höchst ungesund. Fieber und Dysenterie richten große Verheerungen an und der Ort würde aussterben, wenn er nicht durch Verbrecher schlimmster Art frischen Zuwachs erhielte.“ —

Nachdem Gordon seine amtlichen Geschäfte besorgt hatte, gab er den Engländern, welche ihn in Sobât erwartet hatten, um sich ihm anzuschließen, einen Bericht über die Ereignisse des verflossenen Jahres. Er fand in „seinen Provinzen“ nur drei Stationen: Fatiko, Faucira (Foweira) und Gondokoro. In diesem letztern Posten wagte sich die Besatzung kaum einige hundert Schritt über ihre Verschanzungen hinaus, weil die Baris (— welche bekanntlich von Baker in schnöder Weise mißhandelt worden sind —) auf der Lauer lagen. Gordon bemühete sich mit ihnen in gutes Einvernehmen zu kommen und dann eine Anzahl befestigter Stationen anzulegen; die Besatzung für dieselben nahm er aus den paar hundert Mann, welche er in Gondokoro fand. Zuerst gründete er weit unten am Strome die eben erwähnte Station zwei Tagereisen oberhalb der Mündung am Sobât, diese sogenannte Nazar-Station; Nazar, der Agent nach welchem sie den Namen führt, war früher Sklav; Gordon nahm ihn in seinen Dienst. Die zweite Station war jene an der Mündung des Sobât, welche er jetzt eben besuchte; sie ist auch in strategischer Hinsicht ein wichtiger

Punkt. Die dritte war die Niederlassung Natichambe, 250 Miles stromauf; sie wurde aber wieder aufgegeben, weil sie überaus ungesund ist, und sechs Tagereisen weit landein nach Westen verlegt, um mit den Eingeborenen Elfenbeinhandel zu treiben. Etwa 90 Miles oberhalb des verlassenen Punktes liegt am Strome selbst die Bor-Station. Hier wird die Landschaft, welche bis dahin ganz trostlos ist, etwas weniger einförmig; man sah nur schwimmende Inseln und Pflanzen in Verwesung, Sumpf und Morast an beiden Ufern, ein wahres Treibhaus für die Malaria und das Fieber; auf dem Wasser sieht man fortwährend aufsteigende Blasen, welche übelriechendes Gas entleeren; der Nil ist hier dem Styx vergleichbar. Südwestlich von Bor weit landeinwärts ist bei Macracka eine Station gegründet worden; dorthin waren eben (Februar) der Amerikaner Major Long und Ernst Marno aus Wien unterwegs. Long ist derselbe, welcher dem Könige Mtese einen Besuch abgestattet und dann auf der Rückreise am Victoria-Nil von Camaraggas-Leuten unweit Faucira angegriffen wurde. Er war in einem Nachen und hatte nur zwei ägyptische Soldaten bei sich; diese drei aber unterhielten ein so lebhaftes Feuer gegen die Schwarzen, von denen sie vom Ufer aus mit Pfeilen beschossen wurden, daß jene nach einem Verluste von mehr als 60 Todten und Verwundeten sich zurückziehen mußten.

Von Bor liegt 90 Miles stromaufwärts Lardo, die bedeutendste der bis jetzt von Gordon angelegten Stationen, nur etwa 10 Miles von Gondokoro entfernt. Dieser seit Jahren vielgenannte Punkt (— den Baker in Ismaïlia umgetauft hatte —) ist nun von Gordon aufgegeben worden. Er hat von dort Alles was beweglich war, nach Lardo schaffen lassen und dies ist nun, nachdem Gondokoro völlig verödet ist, Hauptquartier der Provinz geworden. Dasselbe ist nach Watson's und Chippendale's Berechnung fast genau 1000 Miles von Chartum entfernt. Diese beiden jungen Ingenieure haben in der 12 Miles weiter aufwärts gelegenen Station Ragaff den Durchgang der Venus beobachtet.

Zehn Miles oberhalb Ragaff hört der Nil auf schiffbar zu sein; es liegt ein Plan vor, diese Station durch einen Canal oder eine Eisenbahn in Verbindung mit Dufle zu bringen, der nächsten, zwölf Tagereisen entfernten Station. Gegenwärtig läßt Gordon in Dufle am Nil einen kleinen Dampfer zusammensetzen; die einzelnen Bestandtheile sind dorthin von Ragaff aus über Land geschafft worden. Der mit der Arbeit beauftragte Ingenieur Kemp ist aber krank geworden, und Gordon will nach seiner Rückkehr nach Ragaff die noch fehlenden Materialien nach Dufle bringen, was bei der Bodenbeschaffenheit jener Gegend keine leichte Aufgabe ist. Dufle liegt am linken Stromufer, dem von Baker erwähnten Ibrahimia gegenüber.

Lieutenant Chippendale ist jetzt (Februar) mit 180 Soldaten und 500 Trägern von Ragaff unterwegs, um über den Posten Labore so gut es eben angeht, den Asua zu überschreiten, nach Ibrahimia. Der Asua ist in der trockenen Jahreszeit schiffbar, in der Regenzeit dagegen ist seine Strömung allzureißend. Chippendale wird den größten Theil seiner Mannschaft in Ibrahimia zurücklassen und mit so viel Leuten als er für nöthig erachtet, landein gehen um an den Albert Nyanza zu gelangen. Hier soll er sich mit Güte oder Gewalt ein Fahrzeug verschaffen und wo möglich auf der Rückreise vom See auf dem Nil nach Dufle hinabfahren, um so zu ermitteln, ob der Strom zwischen beiden Punkten schiffbar ist. Ergiebt sich, daß er nicht schiffbar ist, dann bleibt allerdings nichts anderes übrig, als den Dampfer von Dufle aus in Stücken zu Land bis an den See zu schaffen und ihn dort zusammenzusetzen. Auf jeden Fall hat Chippendale eine sehr schwierige Aufgabe zu lösen.

Gordon hat auch eine Station in dem schon in Baker's frühern Reisewerke oft genannten und auf seiner Karte verzeichneten Fatiko, das ein für den Elfenbeinhandel wichtiger Punkt ist; derselbe liegt von Dufle in südöstlicher Richtung landeinwärts. Weiterhin liegt Tanira, der am weitesten vorgeschobene Punkt, an welchem ägyptische Soldaten liegen, am Victoria-Nyanza-See, dort wo dieser dem Albert Nyanza am nächsten rückt. Long ist auf seiner Tour nach Urondogani und zu Mtese durch Tanira gekommen, und auf seiner Rückreise entdeckte er einen See, von dem so viel die Rede ist. Aber unglücklicherweise war er ohne Instrumente und konnte weder die genaue Lage noch die Grenzen desselben angeben; er ist nicht sicher über die Ausdehnung desselben, befand sich überdies unwohl und so steht es in Frage ob der neue See nicht etwa ein Ueberschwemmungswasser des sogenannten Victoriaflusses ist.

Der Häuptling Camaragga, Baker's erbitterter Feind, dessen Leute den Angriff auf Major Long machten, hat die Uniform Baker's und eines von dessen Lieutenants nach Lardo geschickt; beide fielen in seine Hände als Baker sich von Masindi zurückziehen mußte.

Das ganze Gebiet von Sobât aufwärts bis Lardo steht nun unter der Verwaltung Rauf Paschas; Gordon's District beginnt in Ragaff; von dort aus wird er im laufenden Jahre eine Anzahl von Militärposten gründen, deren jeder eine Tagereise weit vom andern entfernt ist. Auf solche Weise glaubt er ungehindert immer weiter ins Innere vordringen zu können.

Gordon's Berichterstatter, welchem wir die vorstehenden Angaben entnehmen („Mail" 29. März), ist der Ansicht, daß demnächst das Elfenbein in Europa bedeutend im Preise steigen werde. Der Handel mit demselben ist jetzt Monopol der ägyptischen Regierung und sie bestreitet gegenwärtig die Kosten der Expedition und was dazu gehört aus den Erträgen, welchen die Elephantenzähne ihr abwerfen. Die Vorräthe, welche sie erhält, sind nicht die Zähne welche die Jagd in einem Jahre liefert, sondern solche, welche von den verschiedenen Häuptlingen seit Jahren angesammelt worden sind. Diese werden an Gordon's Stationen von den Beamten aufgekauft; sie geben für die Okka ($2^3/_4$ Pfund) $2^1/_2$ ägyptische Piaster Werth in Glasperlen, sage 1 Pf. St. für 100 Pfund und diese werden in Agypten mit 40 Pf. St. bezahlt. Die Vorräthe aber werden sich in den nächsten Jahren beträchtlich vermindern und dann kann es nicht fehlen, daß in Europa der Preis stark in die Höhe geht. Uebrigens ist bei geregelten Verhältnissen der centrale Sudan im Stande, eine Menge anderer werthvoller Erzeugnisse in den Handel zu liefern; bisher ist der letztere bekanntlich auf Sklaven und Elfenbein beschränkt gewesen; alles andere galt als Nebensache. Dieser Sudan hat Ueberfluß an Häuten und Gummi; zwischen Chartum und Sobât würde der Anbau von Taback und Zucker lohnen; am Giraffenflusse kann man Hippopotamusthran in Menge haben. Ueberhaupt bleibt den Chartumer Kaufleuten ein weites Feld für ihre Thätigkeit und redlichen Geschäftsbetrieb. Mit dem Sklavenhandel in alter Weise ist es ein- für allemal vorbei und das Elfenbein ist, wie gesagt, Regierungsmonopol geworden.

Aus allen Erdtheilen.

Wilde Leute in der Bretagne.

Auf der Grenze der Normandie und der Bretagne wohnt eine an Zahl allerdings nur schwache Bevölkerung in den Wäldern, deren Kleidung aus Thierfellen besteht. So erzählte ein Landmann aus jener Gegend Herrn Roujon, welcher in der Anthropologischen Gesellschaft zu Paris über mehrere bisher wenig beachtete, ganz eigenthümliche Volksgruppen Nachweisungen geliefert hat. Er bemerkt, daß in dem Departement Finistère, in einigen Theilen von Ille et Vilaine und auch der Untern Loire Gruppen wohnen, welche hinter den Bewohnern des Morbihan und der Nordküsten intellectuell sehr zurückstehen.

Merkwürdig ist, was ihm ein tüchtiger Geolog, der Graf von Limur, aus eigener Beobachtung als Augenzeuge brieflich mitgetheilt hat.

Ich besuchte, so schreibt der Graf, in jedem Jahre die Gruben von Huelgoat. Der Weg dorthin führt durch eine wilde Gegend über die Berge von Edern nach Pléiben, von hier nach L'an'hedern, L'och'effert &c. Ich ging nicht auf der Poststraße oder auf den von Touristen betretenen Wegen, und fand Dörfer, die buchstäblich von Wilden bewohnt sind. Unter der Bezeichnung Dorf ist aber nicht zu verstehen, was man in anderen Theilen Frankreichs so nennt. Hier besteht solch ein Dorf im Gebirge aus sechs bis acht Häusern, manchmal sind es auch nicht so viele, die unregelmäßig neben einander liegen. Kein Gedanke von einer Straße oder auch nur einem Gäßchen, wohl aber Schlamm und Schmutz, in welchem um die Wette mit den Schweinen sich Kinder umhertreiben. Sie laufen weg, sobald sie einen Fremden kommen sehen; sie sind wild wie ihre Väter auch. Diese Leute wohnen in kleinen mit Stechginster gedeckten Hütten; die Männer sind unzertrennlich von ihrem Pen bas (Pen = Kopf; bas = spalten), also dem Kopfspalter. Derselbe besteht aus einem dicken Knüttel von der Stechpalme mit einem starken Knorren als Knopf und hat zum Festhalten einen ledernen Riemen. Er gleicht den Keulen der Neuseeländer oder Australier. Wenn sie, allemal betrunken, von einer Hochzeit oder auch von einem benachbarten Marktorte heimgehen, kann man den wilden Schrei Torriben, Torriben! hören, d. h. wir wollen den Kopf zerschlagen! Und um diese Waffe in Bewegung zu setzen bedarf es häufig nur eines geringen Anlasses.

Das Feld wird dürftig bestellt; Hausthiere fehlen. Aber diese Wilden treiben Handel mit Pferden, und diese sind, wie die Menschen, von einer besondern Race, klein, nicht größer wie ein Esel, und wohl, nebst den Bergpferden Corsicas, die kleinsten in Europa. Alle, ohne Ausnahme, haben schwarzes Haar, wie diese Menschen auch, sind ungemein zäh und ausdauernd. Ich weiß, daß solch ein Gaul 24 Lieues gemacht hat, ohne daß er angegriffen schien. Man bezeichnet diese Pferde als Pléiber- oder Bergrace und ich halte sie, wie die Menschen auch, für sehr alten Ursprungs. Die letzteren kleiden sich in Schaffelle, sind wild und bösartig und vor den Schwurgerichten des Departements Finistère haben sie sich oftmals zu verantworten, weil Verwundungen mit dem Messer oder dem Pen bas so häufig vorkommen.

Es ist für Jemand, der nicht Bretonisch spricht, keineswegs gerathen, das Gebirge zu durchwandern, um nach L'an'hedran zu gehen, nach Saint Herbot, L'och'effert, la Feuillée, Saint Roch, Trezevel; er wird sonst, falls er nicht etwa im Lande bekannt ist, für einen Feind gehalten. Man sucht ihn auf Irrwege zu verlocken und spielt ihm böse Streiche.

Diese Wilden haben einen kümmerlichen Wuchs und niemals die Größe, um als Recruten eingestellt werden zu können. Ich habe sie bei der Untersuchung zu Hunderten beobachtet; alle waren schmutzig, viele mit der Krätze behaftet; sie hatten dünne Beine, wenig oder nichts von Wade, vorstehenden Bauch, schwarzes, völlig glanzloses Haar, das nach dem zwanzigsten Jahre sehr dick steht, vorher aber sehr dürftig ist. Auch die Frauen haben fast keine Waden, sehen mit dreißig Jahren schon alt aus, und wenn sie in Lumpen gehüllt aus ihren Hütten kommen, nehmen sie sich aus wie Zigeunerinnen. Ihre Moralität steht auf einer sehr niedrigen Stufe; der Rand um die Brustwarze ist sehr groß und sehr dunkel. Das Haar bei beiden Geschlechtern ist, wie gesagt, entweder matt kohlenschwarz oder auch ziegelsteinroth; braun kommt selten vor, blond noch viel seltener.

So sind diese Wilden. Auf der andern Seite der Bretagne, im Departement der Untern Loire, findet man dagegen einen ganz andern Menschenschlag. Die Männer sind schlank, wohlgewachsen, ihr ganzer Typus ist schön; sie haben blaue Augen und blondes Haar. Sie wohnen in drei bis vier großen Dörfern, heirathen nur unter einander und sprechen nicht Bretonisch; es sind die Palludiers von Bourg de Bas, von Saillé-Kermoison. Es giebt kein Beispiel, daß sie sich mit Bauern aus anderen Dörfern verheirathet hätten. Einer Ueberlieferung zufolge wären sie aus dem nördlichen Schweden gekommen. Der Pfarrer von Bourg de Bas gab ihnen ein rühmliches Zeugniß als er auf der Kanzel die Worte sprach: „Setzt in meinem Dorf eine Kugel in Bewegung und gleichviel wo sie liegen bleibt, sie bleibt vor der Thür eines rechtschaffenen Mannes liegen."

Seit Huxley seine schwindelhaften „Australoiden" in Scene gesetzt hat, spuken dieselben vielfach umher, auch im Kopfe des Grafen Limur, der jene Wilden für Austroloïdes presque purs hält! Er ließe das besser unterwegs.

Von der afrikanischen Ostküste.

Als Sir Bartle Frere den Sultan von Sansibar zu dem bekannten Vertrage wegen Abschaffung des Sklavenhandels drängte, war in England heller Jubel, daß nun auch auf der Ostseite Afrikas diesem schnöden Gewerbe ein Ende gemacht worden sei. Wo dieser Menschenhandel in Frage kommt sind die Engländer überaus leichtgläubig; sie meinen, was sie wünschen werde auch geschehen. Wir unsererseits faßten, in Anbetracht der thatsächlichen Verhältnisse, die Dinge weniger sanguinisch auf und äußerten vor länger als einem Jahre die Befürchtung, jener Vertrag müsse zur nothwendigen Folge haben, daß die Ostküste schweren Wirren anheimfallen werde, ohne daß es den Engländern oder dem Sultan gelingen könne, dem Sklavenhandel zu steuern. Der Verlauf der Dinge hat unsere Ansicht vollauf bestätigt. Die Leser des „Globus" wissen, was Cameron über den Fortgang dieses Handels im Binnenlande berichtet hat, und es waren englische Blätter, welche, wenn auch ungern, eingestanden, daß aus den nördlichen Häfen die Sklavenverschiffung ihren Fortgang nehme.

Bekanntlich wird dieser Handel von Arabern, die zumeist in Hadramaut oder in Oman ihre Heimath haben, seit vielen Jahren betrieben, und sie sind weit ins Innere, bis über den Tanganyikasee hinaus, gedrungen; Livingstone fand sie auch in Manyema und er hat mit lebhaften Farben geschildert, wie grausam sie zu Werke gehen. Sie haben ihre befestigten

Lagerplätze, ähnlich wie die Nubier ihre Seriben am Bachr el Gasal. Nominell sind sie Unterthanen des Sultans von Sansibar, aber thatsächlich ist die Herrschaft desselben nur auf einen schmalen Saum des Gestadelandes und auf die Hafenplätze beschränkt. Seit dem Abschlusse des Vertrages mit England sind diese Araber dem Sultan feindselig und er hat nicht Macht genug, sie zu Paaren zu treiben. Er stört ihnen ihr Handwerk, weil er von Ungläubigen dazu gezwungen wird, und deshalb rebelliren sie gegen ihn.

Die neuesten Nachrichten, aus der letzten Januarwoche, bringen nun bedenkliche Nachrichten. In Mombas, das 140 Seemeilen nördlich von Sansibar liegt, war eine Rebellion ausgebrochen. Ein Häuptling Namens Abdallah hatte sich mit 400 Mann des alten, einst von den Portugiesen gebaueten Forts bemächtigt, auf ein volles Jahr mit Lebensmitteln und Schießbedarf versehen und den Befehlen des Sultans Trotz geboten. Am 15. Januar brachte eine Dhau (d. h. arabisches Fahrzeug) nach Sansibar die Nachricht, daß Abdallah einen Ausfall gemacht, die Leute des Sultans angegriffen und die Stadt eingeäschert habe. Was blieb dem Sultan zu thun übrig? Er wandte sich an Capitän Prideaux, den britischen Consul, um Hülfe, und dieser ließ dann auch gleich im Dampfer Nassau 100 Matrosen und Seesoldaten nach Mombas abgehen, während der Sultan seinerseits 2000 Mann im englischen Dampfer Deerhound nachschicken wollte.

In Kisuludini, ganz in der Nähe von Mombas, steht unser Landsmann Rebmann seit nun 30 Jahren einer Mission bei den Eingeborenen jener Gegend, den Wanika, vor; er hat dort, wie sein College Krapf sich ausdrückte, „ein kleines Gemeindelein". Man war sehr besorgt, daß durch Abdallah's Leute auch die Mission zu Schaden kommen könne.

Von Mombas hat Otto Kersten (v. d. Decken's Reisen in Ostafrika, I, S. 191 ff.) eine vortreffliche Schilderung geliefert und dieselbe durch Karten und Bilder sehr anschaulich gemacht. „Von diesem Lande weiß die Geschichte nicht wenig zu erzählen, einem Lande, in welchem vor Jahrhunderten europäische Entdecker und Eroberer sich niederließen, Festungen, Kirchen und Denkmäler baueten, Kriege führten, Greuelthaten verübten und endlich hinweggetrieben wurden, ohne daß von ihrer Thätigkeit andere Spuren zurückgeblieben wären als der Zerstörung trotzende Steine und Trümmer eingeäscherter Städte. Links vom schäumenden Riff im Norden (Mombas liegt auf einer Insel), auf welchem Fischer in elenden Kähnen dem Meer eine Beute abzugewinnen suchen, erhebt sich auf steilem Felsen die Zwingburg der Unterdrücker, ein großartiges, massives Steingebäude, die Festung, welche nächst den Portugiesen (— welche sie erbaueten —) in buntem Wechsel nach einander Suaheli und Araber, Engländer und Söhne Beludschistans beherbergte. Sie beherrscht den schmalen Eingang zu dem Nord- und dem Südhafen."

„Mombas ist nicht mehr das alte, welches die portugiesischen Entdecker besangen, weil es durch Schönheit und Bauart sie an die heimathlichen Städte erinnerte; von welchem sie rühmten, daß es die höchsten Thürme, die schönsten Frauen und die kühnsten Reiter habe. Die Herrlichkeit der alten Mombasa ist gesunken, die Wuth der Eroberer hat sie zu mehreren Malen vernichtet; was jetzt noch steht, ist ein aus Schutt emporgewachsener ärmlicher Anfang. Mombas kann sich nicht mit Sansibar vergleichen in Bezug auf stattliches Aeußere, Größe und Lebhaftigkeit des Verkehrs, aber Sansibar ist ein Emporkömmling von gestern. Die Größe von Mombas liegt in der Vergangenheit, von welcher Ruinen und Inschriften zeugen, und in der Zukunft, welche sein Hafen und seine Lage ihm verschaffen werden. Mombas wird wieder aufblühen unter der Herrschaft eines gesitteten Volkes, über lang oder kurz; denn die Vortheile, welche es bietet, sind auch dem Blinden nicht verkennbar." Kersten schildert dann sehr ausführlich die wechselvollen Schicksale, welche Mombas erlebt hat.

Auch im portugiesischen Mosambik sind Unruhen ausgebrochen, über welche wir im Augenblicke noch keine näheren Nachrichten haben. Wir lesen nur, daß die Eingeborenen den Portugiesen große Noth verursachten; in der Fernan-Velosa-Bay hatten sie ein Boot überfallen und das Schiffsvolk niedergemacht.

Wir wollen hier bemerken, daß in England schon mehrfach der Plan erörtert wurde, Mombas zu besetzen und darüber mit dem Sultan von Sansibar ein Abkommen zu treffen. Allerdings ist die Weltlage dieses Platzes ganz vortrefflich. In der Januarnummer der Monatsberichte des „Church Missionary Intelligencer" finden wir das Schreiben des Missionars W. S. Price, datirt Mombas, 19. November 1874. Derselbe war von Sansibar gekommen; er bemerkt, es sei auch die Ueberzeugung der englischen Flottenoffiziere, daß dem Sklavenhandel noch keineswegs gesteuert worden sei. „Tagtäglich werden Sklaven in Sansibar selbst eingeschmuggelt und es ist unmöglich das zu verhindern." Er betont dann, daß es nothwendig und auch thunlich sei, „eine Colonie im Wanikalande zu gründen." — „Es ist für uns von der größten Wichtigkeit, einen passenden Punkt auszuwählen und ich werde zu diesem Zwecke demnächst einen Ausflug in das Schimbaland machen. Im Fall wir eine Niederlassung gründen, müssen wir die Möglichkeit in Betracht ziehen, daß uns viele befreiete Sklaven überantwortet werden. Unsere betriebsame christliche Niederlassung im Herzen des Wanikalandes liegt gerade in dem Striche, welchen der Sklavenhandel nimmt, und wird, mit Gottes Hülfe, gute Früchte tragen, auch wenn wir dorthin keine befreieten Sklaven erhalten sollten."

Es ist begreiflich, daß die Araber, welche sich gerade durch die Engländer im Betriebe des Sklavenhandels gestört finden, in diesen Ungläubigen die bittersten Feinde sehen. Wir erfahren nun, daß der oben erwähnte Abdallah auch die anglikanische Mission in der Stadt Mombas selber zerstört hat. Dafür sollte er gezüchtigt werden. Außer dem schon oben erwähnten Dampfer „Nassau" gingen noch zwei andere aus Sansibar ab, und begannen am 20. Januar die portugiesische Festung, welche Abdallah besetzt hielt, zu bombardiren. Nachdem er etwa vier Stunden lang das Feuer ausgehalten, strich er die Flagge und übergab die Schlüssel des Forts an Generalconsul Prideaux. Als dann die Engländer in dasselbe einrückten, um es für den Sultan in Sansibar in Besitz zu nehmen, fanden sie viele Todte und Verwundete; aber den Häuptling Abdallah ließen sie frei abziehen und gaben ihm sicheres Geleit, „weil sein Auftreten gegen den Sultan ziemlich gerechtfertigt erschien. Dieser hatte ihn feindselig behandelt, nachdem Abdallah sich geweigert hatte, eine dem Sultan feindlich gesinnte Person, welche er nach Mombas geschickt hatte, um sie dort ermorden zu lassen, aus dem Wege zu räumen."

Die Engländer werden lange liebe Zeit an jener Ostküste alle Hände voll zu thun behalten, denn sie haben in der That in ein gefährliches Wespennest gestochen.

Amoenitates americanae.

„Der allerfrechste unter den Yankees." So ist der seit seinen „Löffeldiebstählen" in Neuorleans weltbekannte Advocat aus Massachusetts, „General" Benjamin Butler, oftmals in nordamerikanischen Blättern bezeichnet worden. Gewiß mit Recht; dieses Individuum ist einzig in seiner Art, unverschämt im höchsten Grad, ohne eine Spur von Scham und Rechtlichkeitsgefühl; aufdringlich, rabulistisch, stets im Vordertreffen wo es sich darum handelt schlechte Sachen zu vertheidigen und betrügerischen Jobs Vorschub zu leisten, auch aller Ehre bar. So wurde er in der Presse und in öffentlichen Versammlungen gekennzeichnet, als er im Novem-

der sich wieder um ein Mandat bewarb, um abermals in das Repräsentantenhaus in Washington gewählt zu werden. Er war lange ein großer Mann in Massachusetts gewesen und im Congresse stand er als Leiter und Führer der radicalen Partei da. Dann überhäufte man ihn in seinem heimathlichen Staate mit Schimpf und Schande und wählte ihn nicht wieder. Butler ist der specielle Vertrauete des solcher Gesellschaft vollkommen würdigen Präsidenten Grant, dessen Pläne auf einen dritten Präsidentschaftstermin er eifrig förderte. „General" Butler hat sich niemals um Genugthuung an die Gerichte gewandt, wenn man ihn, was seit Jahren täglich geschieht, als „Dieb, Betrüger, Gauner, Halunke, Schurke" bezeichnet, er läßt das Alles an seiner Hippopotamushaut abgleiten. Schlimm genug für die „Musterrepublik" Grant's, daß solche Subjecte so lange Zeit eine so einflußreiche Stellung behaupten können. — Dieser Butler gehört zu dem bekannten Schlage von „Philanthropen", welche mit den Negern kokettiren. Die radicale Partei hat bekanntlich den Schwarzen das Wahlrecht gegeben, um durch die 800,000 diesen Ganz- oder Halbbarbaren zuertheilten Stimmen ihre Herrschaft zu behaupten. Den Gimpeln sagt sie, das sei von wegen der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit geschehen. Die Neger haben längst alle bürgerlichen und politischen Rechte; die Radicalen aber, um die Schwarzen noch mehr an sich zu ketten, wollten ihnen nun auch vermöge einer sogenannten Civilrightsbill die gesellschaftliche Gleichstellung erzwingen. Dafür trat Benjamin Butler in einer salbungsvollen Rede auf. Seine Partei habe einen großen Fehler begangen, indem sie jene Bill nicht schon vor einem Jahre durchgedrückt habe. Butler hatte auch die Tyrannei, welche Grant in Louisiana übt, zu rechtfertigen gesucht, und sich des als Lügner öffentlich gebrandmarkten General Sheridan angenommen, welcher die weißen Leute in Louisiana als Banditen bezeichnet hatte. Dagegen erhob sich ein Repräsentant aus Kentucky Namens Browne, der in der That starke Fractur sprach und dem mit Grant so intim verbundenen Löffeldiebe Folgendes ins Gesicht schleuderte:

„Es ist hier wiederholt worden, daß die Leute in Louisiana Diebe und Mörder seien. Was würde man aber sagen, wenn eine solche Anklage aus dem Munde eines Mannes käme, der in seiner eigenen Heimath (— Butler in Massachusetts —) vogelfrei und wie ein Aussätziger von der Gesellschaft ausgeschlossen ist. Dessen Name gleichbedeutend mit Lüge ist; der bei jeder Gelegenheit Vorkämpfer jeglichen Betruges war, welcher ein Vorkämpfer und Vertheidiger ist von Dieben und ein solches Monstrum von Laster und Niederträchtigkeit, daß eine Schilderung seiner Infamien die Menschen krank machen würde. Auch die stärksten Ausdrücke dafür wären zu schwach."

„Einst war ein Mann (— Burke —) in Schottland, dessen Geschäft der Mord war; er lebte davon, daß er die Leichen seiner Opfer für Geld verkaufte. Sein Name ist nun mit jedem derartigen Verbrechen verbunden; man bezeichnet dasselbe als Burking."

Der Sprecher fragte, ob der Redner auf ein Mitglied des Hauses anspiele, worauf Browne fortfuhr: „Ich nenne keinen Namen, aber ich kennzeichne Charaktere. Jenes Mannes Namen klebt als Burking seinem Verbrechen an. Wenn ich aber Alles ausdrücken wollte, was feig ist im Kriege, unmenschlich im Frieden, ehrlos in der Moral, infam in der Politik, so würde ich es als Butlerismus bezeichnen."

Dabei verwandte Browne keinen Blick von Grant's Freunde, dem Löffeldieb-General Butler, der todtenbleich dasaß und sich zu einem Lächeln zwang. Es wurde beantragt, Browne einen Verweis zu ertheilen oder auch ihn vom Hause auszuschließen, indeß erklärte ein anderes Mitglied, „der General habe die derbe Ohrfeige durch die von ihm ausgegangenen Provocationen reichlich verdient." Browne wurde aufgefordert, eine mildernde Erläuterung zu geben, er aber sprach: „Was ich gesagt habe, ist klar und verständlich und dabei bleibt es." Nachträglich wurde ihm ein Verweis ertheilt und der „Freund des Präsidenten" steckte jene Complimente ein.

* * *

— Klöster in Deutschland. Vor 1825 gab es deren nur sehr wenige. Als in Bayern und in Preußen Romantiker auf den Thron kamen, wurde es anders. Unter Maximilian I. von Bayern wurden nur 7 gegründet; unter Ludwig I. schon — 154; unter Max II. gar 280, und unter dem jetzt regierenden Ludwig II. bisher 190! Das ist in der zweiten Kammer zu München vom Appellationsrath Dürrschmidt nachgewiesen worden. In Preußen gab es vor 1840 auch nur wenige Klöster und mit denselben zusammenhängende Anstalten; jetzt zwischen 800 und 900. Friedrich Wilhelm der Vierte fand Gefallen daran, sein Nachfolger weniger.

— Timkowsky, der in früheren Zeiten oft genannte russische Reisende, ist im Februar in St. Petersburg gestorben; er hat ein Alter von nahezu 85 Jahren erreicht. Vor nun mehr als einem halben Jahrhundert, in den Jahren 1820 und 1821, unternahm er als Vorstand (Pristaw) der russischen geistlichen Mission in Peking eine Reise nach China, deren Beschreibung er 1823 veröffentlichte. Sie ist wegen ihrer Genauigkeit und Zuverlässigkeit sehr werthvoll, giebt insbesondere wichtige Nachrichten über die Mongolei und deren Stämme und wurde auch ins Deutsche übersetzt. Mit Timkowsky ging Pater Hyacinth Bitschurin nach dem Blumenreiche der Mitte, und diesem verdankt man eine Anzahl sehr werthvoller Arbeiten über China.

— Jung-Amerika zählt in seinen Reihen eine große Menge von Taugenichtsen, die völlig verwildert sind und deren Beschäftigung darin besteht, Brutalitäten der ärgsten Art und alle möglichen schlechten Streiche zu verüben. Von Kindererziehung und von Zucht ist bei sehr vielen Yankeefamilien gar keine Rede. In Californien werden jene Taugenichtse, für welche wir dringend recht tüchtige Prügel als Strafe empfehlen, als Hoodlums bezeichnet. Die Praxis der ordentlichen Leute besteht darin, daß sie die auf frischer That bei Bubenstreichen ergriffenen Bösewichter unbarmherzig aber wohlverdienter Weise durchbläuen und dann erst der Polizei überantworten. Zu Healdsburg in Californien trieben die Hoodlums den Unfug so arg, daß die Stadtbehörde folgende Verordnung gegeben hat: „Knaben unter 17 Jahren ist hiermit verboten, in der Zeit zwischen dem 15. October und 15. April nach 8 Uhr und in den übrigen Monaten des Jahres nach 9 Uhr Abends sich auf der Straße blicken zu lassen." Als Motiv wird angegeben, daß der Unfug der Hoodlums allzuarg geworden und kein ruhiger und rechtlicher Mensch auf der Straße sicher gewesen sei.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXVII. № 18.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 12 Mark. Einzelne Nummern 50 Pf. | 1875.

Von Delhi nach Calcutta.

II.

In Calcutta. — Die ersten Eindrücke. — Kennzeichnung der Bengalis. — Reformbestrebungen der Mittelclasse. — Die Babus; der Brahmo Somadsch. — Verehrung der Göttin Kali; die Ceremonie des Charak Pudscha. — Ein Turnplatz. — Fanatismus und Kastenwesen. — Im botanischen Garten. — Der Adjutantenvogel. — Ein Ausflug in das Stromgewirr der Sanderbands. — Ueber Goalanda nach Dakka. — Diamond Harbour.

Calcutta macht auf den Europäer, welcher nach einer Seefahrt den Hugly aufwärts dampft und die Hauptstadt Indiens in Sicht bekommt, einen großartigen Eindruck. Vor ihm erhebt sich eine lange Reihenfolge von Prachtpalästen, im Hafen liegen zahlreiche Schiffe, am Ufer drängt sich eine geschäftige Menge, stattliche Carossen sausen neben Palankins vorüber; er ist erstaunt über die bunten, malerischen Bilder, die sich vor ihm hin- und herbewegen. Er geht ans Land, in die Stadt hinein und glaubt sich in die vornehmen Stadtviertel Londons versetzt; die stattlichen Wohnhäuser sind von Gärten mit Teichen umgeben; in den Straßen liegt ein prachtvoller Waarenladen neben dem andern, viele Gebäude nehmen sich mit ihren Säulen und Giebeln wie griechische Tempel aus. Wenn er aber weiter ins Innere eindringt, verschwindet dieser Glanz; er betritt schmale, dunkele Gassen und sieht nur armselige Strohhütten; der Uebergang von Pracht zur Armseligkeit ist schroff, nicht, wie in Bombay, allmälig durch Uebergänge vermittelt.

Auch bietet in Calcutta die Bevölkerung keineswegs die bunte und pittoreske Mannigfaltigkeit dar, welche für Bombay so sehr kennzeichnend ist; dort am Hugly sieht man allerdings Leute aus den verschiedenen Völkerschaften Indiens: Hindustanis, Kaufleute aus Marwar, die vorzugsweise Geldwechsler sind und mit europäischen Manufacturwaaren handeln; Lastträger aus Orissa oder Birbhum, dann und wann einen Chinesen oder Birmanen; aber die überwiegende Mehrzahl der Volksmenge und der Mittelclasse besteht aus Bengalis; die Adelsaristokratie ist spärlich vertreten, desto mehr die Classe der reich gewordenen Emporkömmlinge.

Rousselet kann von den Bengalis im Allgemeinen nicht viel Gutes sagen. Er schildert die unteren Classen als unwissend, abergläubig, feig, verschmitzt und fanatisch, als ein trauriges Muster der Hindurace; dagegen erschien ihm die Mittelclasse interessant, weil diese Babus in Folge vielfacher Berührung mit Europäern in mancher Beziehung Reformen zugänglich sind. Sie gründeten Lehranstalten, in welchen die Wissenschaften auf europäische Art gelehrt werden; die in denselben gebildeten jungen Männer bestanden die Prüfungen und hatten damit ein Anrecht in den Staats- und Verwaltungsdienst zu treten. Wir gehen gelegentlich näher auf die Stellung ein, welche diese Inder den Engländern gegenüber einnehmen und deuten hier nur einige Reformen an. Das Lossagen von dem mit vielen wüsten Dogmen überladenen Brahmanismus der Gegenwart kann Leuten, welchen die europäischen Wissenschaften zugänglich geworden sind, nicht schwer fallen; sie kennen aber ihre Landsleute hin-

länglich und wissen wohl, wie zäh dieselben am Hergebrachten und an wenn auch noch so widersinnigen und abscheulichen Gebräuchen hängen, die mit dem verknüpft sind, was man für Religion hält. Die aufdringlichen Missionäre stellten ihnen eine Zumuthung; hätten sie derselben Folge gegeben, so würden sie flugs sich jeder Einwirkung auf die Hindus begeben haben und es kommt ihnen doch Alles darauf an, diese von alten Vorurtheilen loszureißen. Die Babus ließen sich also nicht darauf ein, Christen zu werden, sie hätten ja dann auch ihre Kaste verloren und damit aufgehört, zu den Hindus gerechnet zu werden. Scheinbar neigen sie sich dem Systeme der Wedas zu, in Wahrheit sind sie, welche sich zum Brahmo Somadsch bekennen, Deisten. Sie nehmen einen einheitlichen Gott an, dem sie den Namen Brahma lassen; der Mensch ist vollkommen unabhängig; im „künftigen Leben“ hängt Alles von den auf Erden verübten Handlungen, keineswegs von religiösen Gebräuchen ab. Eine solche Auffassung paßt für die Massen nicht, und diese nehmen auch vom Brahmo Somadsch keine Notiz. Auch die Missionäre sind auf denselben nicht gut zu sprechen, weil sie bei den Anhängern desselben gar keine Aussicht auf Annahme ihrer Dogmen und ihres Tritheismus haben. Jedenfalls ist diese wir können, sagen philosophische Reformbewegung eine in hohem Grade bemerkenswerthe Erscheinung, über die wir wohl

Die Göttin Kali.

einmal nähere Mittheilungen geben. — Dem Volke behagt es nicht, daß die Babus Mädchenschulen gründen und die Wiederheirath der Wittwen befürworten; bei diesen Reformbestrebungen finden sie bei den Conservativen zähen Widerstand, während dieselben von Seiten der englischen Regierung unterstützt werden. Es kommt nun vor, daß Wittwen geheirathet werden, aber bisher, wie schon neulich im „Globus“ nachgewiesen wurde, doch noch nicht so häufig wie man erwartet hatte. Immerhin ist aber eine alte Schranke niedergebrochen worden und Wittwenverbrennungen, Satties, sind bekanntlich schon seit längerer Zeit streng verboten.

Die Volksmassen in Calcutta verehren vorzugsweise die bluttriefende Göttin Kali, Siwa's Gemahlin. Früher wurde ihr, der Göttin des Mordes, Menschenblut als Opfer dargebracht; ihre Götzenbilder sind stets mit Gerippen und Schädeln umgeben; der ganze Cultus ist widerwärtig, abscheulich. Die Hauptfestlichkeit zu Ehren der Göttin wurde früher im Juli oder August veranstaltet. Die Gläubigen zogen aus der Stadt auf eine große Ebene, um der Ceremonie des Charak Pudscha beizuwohnen; der Name bedeutet: anbeten, indem man sich dreht. Man rannte einen hohen Pfahl ein, an welchem, wie bei den Spielen unserer Kinder, an den auslaufenden Armen oben Seile befestigt sind, an welchen unten sich Ringe befinden; wer sich um den Pfahl herumschwingen will, faßt mit den Händen einen Ring; hier aber sind unten an jedem Seile scharfe eiserne Haken angebracht und der Fanatiker befestigt einen solchen in seinem

Bengalische Brahminen.

Fleische. Dann wird die Maschine in Bewegung gesetzt und sie wirbelt diese Selbstpeiniger mit großer Heftigkeit so lange rundum in der Luft bis der Haken aus dem Fleische reißt und sie selber zu Boden fallen. Die englische Regierung hat ein strenges Verbot gegen diesen Frömmigkeitsbrauch erlassen, kann aber die Fanatiker nicht verhindern, daß sie sich von einer hohen Stelle hinabstürzen, sich den Leib zerfleischen und andere Greuel an sich verüben, um der Göttin Huldigung zu bezeigen.

Die Babus nun haben eine ganz andere Weise der Festfeier eingeführt. Die Ebene ist von ihnen in einen großen Turnplatz umgewandelt worden; sie haben dort Barren, Reck und alle anderen Turngeräthe aufgestellt; große und kleine Turner ziehen unter Gesang hinaus, stellen ihre Uebungen an und erhalten Turnpreise. Auch ein Sängerbund mit Instrumentalmusik fehlt nicht. Die meisten Knaben gehören niederen Kasten an, viele aber auch dem Mittelstande, und da alle Turner sind, findet freundlicher Verkehr unter ihnen statt. Darin liegt gegen früher ein großer Fortschritt, das Kastensystem wird durchlöchert. Selbst die Brahminen können hier das alte starre System nicht festhalten. In Bengalen sind drei Viertel von ihnen im Dienste von Leuten anderer Kasten; viele treiben Handel, verkaufen auch Spirituosen; manche liefern sogar Fleisch an die Metzger und tragen Schuhe von Kalbsleder. Es mag hier bemerkt werden, daß wir eine der besten Schilderungen, welche von Calcutta entworfen worden sind, der Gräfin Pauline Nostitz verdanken. Sie war mit ihrem ersten Gemahle, dem Naturforscher

J. W. Helfer, in Indien und ist eine ganz prächtige Frau, von herrlichem Gemüthe und feinster Beobachtungsgabe. Wir werden ihr vortreffliches Buch *) demnächst besprechen, und begnügen uns heute mit einer Einschaltung an diesem Orte. Frau Helfer besuchte einen Tempel der Durga-Kali, welchen sie eingehend schildert, und erwähnt, daß andere fanatische Gebräuche noch fortbestehen, gegen welche die Regierung nichts ausrichten kann. Noch wird Kranken, wenn sie Oribali sprechen, d. h. ich rufe Gott an, der Mund mit heiligem Gangesschlamm gefüllt, damit sie dem Tode durch Erstickung geweihet werden. Wer trotzdem am Leben bleibt, ist von den Göttern verworfen und wird deshalb auch von den Menschen verstoßen, denn der Unglückliche verliert seine Kaste und sucht ein schützendes Asyl auf der Gangesinsel Kassembagar, in dem Dorfe der Auferstandenen, das als besonders heilig gilt. — Dann wird das Priesterwesen geschildert: „Die Priester haben in einem unermeßlich reichen Lande wie Indien einen zahlreichen Menschenstamm von schönem, edelm Körperbau, von sanftem Gemüth und hoher geistiger Begabung, der zu jeder Stufe der Cultur und ihrer Segnungen befähigt wäre, seit vielen Jahrhunderten in starre, unauflösbare Bande gekettet, jede Regung des Selbstbewußtseins ertödtet und das Gefühl für die Heilighaltung der Wahrheit so gänzlich erstickt, daß Lügen und falsches Zeugnißablegen zu einem allgemein tief eingewurzelten Laster des Volkes geworden sind; aber sich haben sie den Genuß alles irdischen Wohlseins und die Hoffnung auf einstige Glückseligkeit vorbehalten.“ Dr. Helfer nahm einen kastenlosen Mann, einen Paria, in Dienst, weil keiner seiner neun bengalischen Diener sich beim Einfangen und Tödten der Thiere betheiligen wollte. Als aber der Paria erschien, entfloh diese ganze Dienerschaft voll Entsetzen und faßte keinen von jenem berührten Gegenstand mehr an. Sogar das Haus durfte er nicht betreten, auch Helfer's Arbeitszimmer nicht, das nun in einen außerhalb stehenden Pavillon verlegt werden mußte. Aber auch die Europäer sind den Indern nicht minder ein Gegenstand vorurtheilsvoller Verachtung als die Kasten unter einander. „Nach einem Spaziergange trat ich durstig in eine ärmliche aber sauber aussehende Hinduhütte und bat um einen Trunk Wasser. Sogleich wurde mir ein Krug gereicht, eines jener porösen Thongefäße, welche zur Abkühlung dem Luftzug ausgesetzt werden. Mit vollen Zügen genoß ich den labenden Trank und reichte das halbgeleerte Gefäß dankend dem Manne zurück. Er nahm es mir aus der Hand, warf es aber augenblicklich zu Boden so daß es zertrümmerte! Da stand ich, durch meine weiße Haut den Wenigen angehörig, welche über Millionen allmächtig herrschen und doch verachtet von dem ärmsten Hüttenbewohner, der durch seine Gemeinschaft mit mir sich für verunglimpft hielt. Nachdenklich, mit gesenktem Kopfe schlich ich von dannen.“

*) Joh. Wilh. Helfer's Reisen in Vorderasien und Indien. Von Gräfin Pauline Nostitz. Leipzig, F. A. Brockhaus. 2 Bände.

Bengalische Diener.

Der Hugly ist bei Calcutta einen Kilometer breit und sehr tief. Früher gewährte es einen widerwärtigen Anblick, daß viele Menschenleichen den Strom hinabtrieben und von gierigen Raubvögeln zerfleischt wurden. Die Regierung hat den Anwohnern untersagt, ihre Todten ins Wasser zu werfen und das geschah auch nur von Seiten armer Leute, welche die Verbrennungskosten nicht erschwingen konnten. Deshalb ist ihnen eine städtische Verbrennungsanstalt angewiesen, wo man den Leib kostenfrei in Asche verwandeln lassen kann.

Uebrigens ist Calcutta bei Weitem nicht mehr so ungesund als ehemals; es sind Abzugsgräben angelegt worden, es wird zwangsweise für die Reinigung der Straßen gesorgt, nicht minder für Zuzug frischer Luft, immerhin jedoch bleibt das Klima für Europäer unzuträglich.

Kein Reisender versäumt den prächtigen botanischen Garten zu besuchen, den Hooker angelegt hat; man findet in der Welt seinesgleichen nicht. Dort sieht man in freier Luft und freier Erde Prachtexemplare der Flora verschiedener Erdtheile bei einander. Dort steht ein Baobab, dessen Stamm 15 Meter im Umfange hat, dann auch ein Banianenbaum, der mit seinen vielen Stämmen den Raum eines Quadratkilometers einnimmt, aber leider während eines großen Wirbelsturmes viel gelitten hat.

Diese Cyclonen, in deren Bereiche Calcutta liegt, sind in der That entsetzlich, und bei dem, welcher 1864 so fürchterliche Verheerungen anrichtete, war die Stadt der Vernichtung nahe. Der Wirbelsturm trieb das Wasser des Hugly stromauf, über die Ufer, quetschte die 240 vor Anker liegenden Schiffe gegen einander, rasete durch die Stadt hin, legte die Quartiere der ärmeren Einwohner zu Boden, hob ganze Hütten empor und trieb sie durch die Luft weit hinweg, knickte stämmige Palmen wie dünnes Rohr. So beraubte er mehr als einmalhunderttausend Menschen ihres Obdaches, und dann brach ein fürchterlicher Platzregen aus dem schwarzen Gewölk hervor. In der Prachtstadt der Europäer richtete er nicht minder Verwüstungen an; er stürzte Mauern und Säulen um, hob Dächer ab, brach die Söller nieder und krümmte dicke Eisenstangen als seien sie Draht. Jedermann glaubte, daß Calcutta dem Untergange verfallen sei, — da, als der Cyclon am ärgsten wüthete, trat urplötzlich Stille ein. Man kam wieder zur Besinnung, aber in der Stadt wurden 20,000, in den Umgebungen mehr als 100,000 Leichen gefunden, im ganzen untern Bengalen war kein Dorf verschont geblieben und überall die Ernte verloren.

Die Reinlichkeitspolizei wird zu nicht geringem Theil

von den Argilas, d. h. den Adjutanten, besorgt. Der Ankömmling sieht nicht ohne Ueberraschung, wie diese großen Vögel gravitätisch in den Straßen zwischen der Menschenmenge umherwandeln oder auf den Dächern sitzen. Aus ihrem kahlen Kopfe mit den runden, rothen Augen steht ein gewaltiger, sehr spitzer Schnabel hervor; der Adjutant kann auf einmal ein ganzes Huhn verschlucken und in der Sacktasche unterbringen, welche dem Magen gleichsam als Vorzimmer dient. Das Gefieder ist weiß mit schwarzen Streifen auf den Flügeln, die gelben Beine haben eine sehr respectable Länge. Dieser Vogel räumt jede Unreinlichkeit hinweg, welche er erspäht; er ist deshalb ein wahrer Wohlthäter für Calcutta und mit vollem Rechte steht er unter dem Schutze des Gesetzes; es ist bei beträchtlicher Geldstrafe verboten, ihn irgendwie zu behelligen oder zu stören. Der Adjutant ist übrigens gleichsam der General einer ganzen Heerschaar patentirter Reinlichkeitsbeamter; dieselbe besteht aus Geiern, Weihen, Störchen, Raben und anderen Vögeln, die aber alle vor seinem gewaltigen Schnabel Achtung haben und ihm die besten Bissen überlassen, wenn von solchen die Rede sein kann. Seine Gefräßigkeit ist groß und wenn er sich auch soeben voll gefressen hat, schnappt er doch gern einen naseweisen Raben hinweg und bringt ihn auch noch in der schon gefüllten Tasche unter. In jedem Jahre verläßt dieser Vogel die Stadt für etwa drei Monate, um auswärts zu brüten, kommt dann aber regelmäßig zurück, um seinen frühern Posten wieder einzunehmen. Darüber ist man völlig im Klaren, weil man einzelnen Individuen Ringe angelegt hat, an welchen man sie leicht erkennt; ein „Gardist“ versieht schon seit dreißig Jahren seinen Dienst im Palaste des Vicekönigs.

Wasserträger in Calcutta.

Nicht viele Europäer wagen sich in das unendlich verflochtene Stromgewirr des Deltas, dessen südlicher Theil nicht mehr Ocean und doch noch kein festes Land ist. Man bezeichnet diese merkwürdige Region als die Sanderbands. Rousselet versäumte nicht, dieselbe näher kennen zu lernen. Er fuhr auf der Bahn bis Port Canning, einem Hafen, den man im vorigen Jahrzehnt an der Matlamündung des Ganges angelegt hat, weil diese leichter zugänglich ist als jene des Hugly; derselbe ist aber nicht zu eigentlichem Aufschwunge gekommen. Der Reisende miethete dort eine Barke um mit einem kundigen Führer Wasserfahrten zu unternehmen.

Zunächst fuhr er in einen Canal, dessen gelbes, stagnirendes Wasser sich zwischen niedrigen, morastigen Inseln hindurchschlängelte; sie waren dicht mit Waldgestrüppe bewachsen, aus welchem da und dort Kokospalmen hervorragten. Die Ufer verschwanden förmlich unter einem Gewirr von zu Tage stehenden Wurzeln und Wasserpflanzen, aber die Vögel fühlten sich dort sehr wohl, insbesondere der Riesenreiher, der große schwarze Storch, der Adjutant und der braune Ibis. Manche saßen wie Schildwachen auf den Strebepfeilern des Mangrovegebüsches, sahen stumpfsinnig der Fahrt der Barke zu und ließen sich ruhig niederschießen. Brahminenenten und Taucher treiben in großer Menge ihr Spiel inmitten von Wasserhühnern mit purpurrothem oder indigoblauem Gefieder; diese liefen rasch auf den breiten Lotosblättern umher. Gern hätte der Jäger einige derselben, die er geschossen, abgebalgt, aber ehe er nahe kam, verschwanden sie auf geheimnißvolle Weise unter dem Wasser. Sie wurden von den Krokodilen hinabgezogen, von denen es dort wimmelt, die sich jetzt aber nicht auf der Oberfläche blicken ließen, weil sie durch die Schüsse erschreckt worden waren.

Gegen Abend warf der Barkenführer bei einigen armseligen Hütten Anker und die Matrosen gingen ans Land um ihr Essen zu bereiten. Neben der Anlände waren viele Pfähle in den Boden getrieben und umfriedigten eine Art von Tränke. Die Leute haben eine solche Befestigung nöthig, sonst könnten sie nicht ohne Gefahr Wasser schöpfen oder Zeug waschen, weil die Krokodile stets auf der Lauer liegen. Manchmal gelingt es ihnen trotzdem einzudringen und eine Frau oder ein Kind hinwegzuschnappen.

Aber sie sind nicht die einzigen Feinde, vor denen die Menschen in den Sanderbands sich hüten müssen. In den Wäldern sind mancherlei Raubthiere häufig und am schlimmsten und gefährlichsten sind die Tiger. Sie schwimmen mit Leichtigkeit von einer Insel zur andern und es kommt vor, daß eine Anzahl derselben Dörfer belagert; man muß die Hütten mit Pfahlwerk umgeben und sich auf eine förmliche Belagerung gefaßt machen. Im Jahr 1862 überfiel ein ganzer Trupp Tiger die Beamten der Telegraphenstation auf der Insel Saugor und alle wurden aufgefressen!

Uebrigens führen die Eingeborenen einen erbitterten Krieg gegen diese Katzenthiere, nicht mit Schießgewehren oder blanken Waffen, sondern mit sinnreich ausgedachten Fallen. Seitdem die Engländer den Reisbau auch in diesen Gegenden aufmuntern, geben sie den Leuten Strychnin und durch dieses werden sehr viele Tiger vergiftet; aber die Zahl derselben ist trotzdem immer noch sehr beträchtlich.

Die Bewohner der Sanderbands werden als Molanghis bezeichnet; sie haben im Allgemeinen eine sehr schwarze Hautfarbe, kleinen Wuchs und unansehnlichen Körperbau; ihre Beschäftigung besteht im Fischfang und in der Herstellung von Seesalz. Der delicate Mangofisch findet in Calcutta willige Abnehmer; er ist goldgelb und ohne Gräten. Die meisten Inseln sind unbewohnt, weil der schwammige Boden

keinen Anbau erlaubt; sie bleiben ganz und gar den wilden Thieren überlassen; auf anderen Eilanden dagegen findet man Plantagen von Reis, Indigo und Zucker.

Von Calcutta aus führt die Eastern-Bengal-Bahn durch die ganze Breite des Deltas nach Goalanda, das am rechten Ufer des Gangesarmes liegt, welcher als Hauptader des Stromes betrachtet wird aber doch keine beträchtliche Breite hat, weil er schon so viele Nebenarme abgegeben hat; er fließt langsam zwischen niedrigen Ufern dahin.

Von Goalanda gehen Dampfer auf dem Delasseri, einem Deltacanale, nach Dakka. Derselbe gehört aber eigentlich nicht mehr zum Stromsysteme des Ganges sondern bildet eine Abzweigung des großen westlichen Brahmaputra-Armes. Dakka war einst Hauptstadt des östlichen Bengalen; seine

Diamond Harbour an der Mündung des Hugly.

Neustadt bildet heute ein wichtiges Handelscentrum, die Bazare sind sehr gut mit Waaren aller Art versehen und man trifft dort schon den Typus der hinterindischen Völker eben so zahlreich vertreten wie den Hindutypus. Das erklärt sich leicht; die Stadt liegt nahezu an der Ostgrenze Indiens; wenige Meilen nach Osten hin bezeichnet der Megna, dieser Hauptarm des Brahmaputra, die Scheidelinie für die indische Welt; die Berge, welche man am Horizonte gewahrt, sind von Kuhis, Luschais, überhaupt von „indochinesischen" Stämmen bewohnt.

Eine unserer Illustrationen veranschaulicht das Fort des Diamond Harbour. Dieser kleine Hafen liegt an der Mündung des Hugly und dort legen die Dampfer noch einmal an, um die letzten durch den Telegraphen dorthin gelangten Nachrichten zu empfangen, bevor sie die Fahrt über den Ocean antreten.

Karl Mauch.

In dem fürchterlichen Ende, das Karl Mauch gefunden, hat sich die ergreifende Tragik seines ganzen Lebens ins Grauenhafte gesteigert. Sein Tod erinnert uns an jenen John Hanning Speke's; er, der quer durch Afrika gezogen von Sansibar bis Alexandria, der weder dem Fieber noch dem mörderischen Pfeile der Eingeborenen erlag, starb in Folge einer auf der Jagd erlittenen Wunde, nicht lange nach seiner Heimkehr. Mauch war nach achtjährigen Wanderungen durch Südafrika im Januar 1873 heimgekehrt und schon zwei Jahre darauf erlag er einem unglücklichen Sturze (4. April 1875 Abends). Er, der selbstgemachte Mann, der alles der eigenen Energie und Tüchtigkeit zu verdanken hat, verdient es um seines edeln Charakters wie um seiner Leistungen als Reisender willen, daß wir hier seiner gedenken.

Karl Mauch war geboren am 7. Mai 1837 zu Stetten im würtembergischen Remsthal; er besuchte die Realschule zu Ludwigsburg, wo sein Vater Militärbeamter war, wurde dann zum Lehrfache bestimmt, ging zwei Jahre lang auf ein Seminar und erhielt eine Stelle als kärglich besoldeter Lehrergehülfe zu Isny. Allein sein thatendurstiger, der Wissenschaft zugewandter Geist duldete es nicht, daß er solchergestalt verkümmerte. Schon seit seinem fünfzehnten Jahre verfolgte ihn unablässig der Gedanke, zur Erweiterung der Kenntniß Afrikas nach Kräften mitzuwirken, und die Ausdauer, mit der er sein Ziel verfolgte und endlich erreichte, muß unsere Bewunderung in hohem Grade erregen. Zunächst lag ihm daran, sich seiner großen Aufgabe gewachsen zu machen und sich weiter auszubilden. Er trieb in seinen Mußestunden Lateinisch, Naturwissenschaften und neuere Sprachen. Dann erhielt er eine Hofmeisterstelle in Oesterreich, in welcher er bis zum Jahre 1859 verblieb, stets redlich bemüht, die Lücken seiner Ausbildung zu füllen. Zu Marburg und Graz in

Steiermark sehen wir ihn dann 1860 bis 1862 mit dem Studium des Arabischen beschäftigt; er suchte medicinische Kenntnisse zu erwerben und stählte seinen Körper durch meilenweite Fußreisen, die er bei jeder Witterung und Jahreszeit oft ohne Speise und Trank zurücklegte.

August Petermann, an welchen Mauch sich 1863 um Unterstützung seines Vorhabens wendete, konnte ihm damals wenig Aussichten eröffnen, da er selbst mit den Expeditionen v. Beurmann's und v. Heuglin's vollauf beschäftigt war. Nichts jedoch vermochte Mauch von der zum Lebenszwecke erkorenen Aufgabe abzuhalten. Er kannte keine Schwierigkeiten und hatte nur den einen Gedanken sein Ziel zu erreichen.

Mit den geringen Mitteln, die ihm zu Gebote standen, seinen Ersparnissen, ging Mauch Ende 1863 nach London, wo er unter den allermißlichsten Umständen, oft mit der Noth kämpfend, Gelegenheit fand, sich fünf Monate lang im britischen Museum, dem zoologischen und botanischen Garten mit naturwissenschaftlichen Studien zu beschäftigen. Dann ging er zur See nach Südafrika, wo er seit Juni 1865 die Transvaalrepublik zum Felde seiner Forschungen und zum Ausgangspunkte seiner weiteren Reisen machte. Die erste Frucht seiner Arbeiten war eine im Anfange des Jahres 1866 gezeichnete Karte der Republik, die, durch Aufnahmen von Jeppe, Merensky, Forßmann und Anderen bereichert, im Jahre 1868 im Ergänzungsheft Nro. 24 von A. Petermann veröffentlicht wurde. Durch Mauch's bis ins Jahr 1870 fortgesetzte Arbeiten hat die Karte dieser Republik ein völlig verändertes Ansehen erhalten, weit wichtiger jedoch als seine Forschungen auf diesem immerhin bekannten Felde waren seine Reisen im Gebiete zwischen Limpopo und Sambesi auf großentheils unbetretenen Pfaden, welche zu den

Karl Mauch.

beiden glänzenden Entdeckungen führten, die für immer mit Mauch's Namen verknüpft sein werden: zur Auffindung der südafrikanischen Goldfelder und der merkwürdigen Ruinen von Zimbabye. Alles leistete er aber unter wahrhaft kläglichen Verhältnissen, stets mit Mangel und Noth kämpfend.

Mit einem gebildeten und trefflichen Elephantenjäger, A. Hartley, der bei allen Kaffernstämmen weit und breit wohlbekannt und beliebt war, brach er am 22. Mai 1866 von Magaliesberg im Süden der Transvaalrepublik auf und erreichte, längs 28° östlicher Länge nach Norden vorschreitend, über Sekomo das Reich des gefürchteten Mosilekatse. In Begleitung seines Freundes befand sich Mauch hier vollkommen sicher, wenn er auch nur im Geheimen dort Skizzen, seinen Compaß benutzen oder wissenschaftliche Sammlungen machen konnte. Er überschritt dann die Wasserscheide zwischen dem Limpopo und Sambesi und gelangte bis in die Nähe des letztern großen innerafrikanischen Stromes. Am 10. Januar 1867 war er wieder nach Potschefstrom zurückgekehrt. Die lineare Ausdehnung dieser ersten Reise betrug nicht weniger als 485 deutsche Meilen und würde in gerader Linie quer am Aequator durch den ganzen afrikanischen Continent von Küste zu Küste reichen.

Auf der zweiten Reise vom März bis December 1867 entdeckte er die Goldfelder im Maschona-Lande und am Tati, welche seitdem so viel von sich reden machten und Abenteurer von nah und fern heranlockten. Der Entdecker aller dieser Schätze aber, welche in späterer Zeit wohl noch reiche Ausbeute liefern werden, ist all sein Lebtag arm geblieben wie eine Kirchenmaus.

Petermann, der von Anfang an sich Mauch's warm angenommen, veranstaltete nach diesen ersten Leistungen eine Sammlung für ihn, die 2600 Thlr. ergab und ihn in den Stand setzte, eine dritte Reise zu unternehmen (Mai bis October 1868), wobei er den Osten der Transvaalrepublik durchzog, sich nördlich wendend den Limpopo überschritt und

an dessen Nebenfluß Bubye aufwärts unter unsäglichen Entbehrungen die Missionsstation Inyati erreichte. Weit und breit herrschte entsetzliche Dürre im Lande, die Eingeborenen ernährten sich von Gras und Zwiebelwurzeln, Wild war nur sparsam vorhanden. So groß war die Hungersnoth, daß Mauch zum Verzehren einer Bohnenart (Canavallia) gezwungen wurde, die als giftig galt und ihm heftiges Erbrechen verursachte; ja, als nichts mehr vorhanden war, verzehrte er seine Sandalen aus Büffelleder; sein werthvoller Hund starb, sein einziger Packochse wurde von der Tsetsefliege gebissen und mußte erschossen werden.

Von Inyati machte er im Januar 1869 einen größern Ausflug nach Norden zum Umnjatifluß und kehrte dann nach seinem Hauptquartier Potschefstrom zurück. Als Resultat dieser drei Reisen erschien 1870 in Petermann's Mittheilungen Tafel I. der „Originalkarte von K. Mauch's Reisen im Innern von Südafrika zwischen Potschefstrom und Sambesi", auf welcher die einzelnen Reiserouten sowie die entdeckten Goldfelder eingetragen sind. Ueberhaupt sind sämmtliche von Karl Mauch bisher publicirten Arbeiten in Petermann's Mittheilungen (seit 1866) enthalten. Wir ersehen aus denselben, daß er noch im Jahre 1869 seine Aufnahmen im nordwestlichen Theile der Transvaalrepublik vervollständigte und 1870 sich nach der Delagoabai begab, um eine gerade Linie zur Anlage einer Poststraße zu suchen, welche die im Binnenlande abgeschiedene Transvaalrepublik mit dem Meere verknüpfen sollte. Feinde haben ihn wegen dieses Vorgehens verdächtigt und in die Zahl der fictiven „Bismarck'schen Agenten" gestellt, ja sogar ausgesprengt, daß er für einen Anschluß der Transvaalrepublik an Deutschland gewirkt habe!

Die Ruinen von Zimbabye. Rechts im Vordergrunde das Haus der „Großfrau".

Als die Diamantfelder am Vaal entdeckt worden waren, führte Mauch im December 1870 und Januar 1871 eine gefahrvolle Reise auf diesem Flusse abwärts aus, um ihn auf seine Brauchbarkeit als Verkehrsader zu untersuchen. 21 Tage dauerte diese Wasserfahrt in einem lecken Nachen; 33 Stromschnellen und Katarakte sowie ein Wasserfall von 25 Fuß Höhe mußten passirt werden und der Wasserstand war dabei anfangs ein so hoher, daß Mauch zwischen den Wipfeln der noch über dem Spiegel emporragenden Bäume dahinglitt. Er beschäftigte sich dann noch mit Aufnahmen im Nordosten der Republik und trat von Albasini aus am 30. Juli 1871 seine letzte große epochemachende Reise an.

Grundriß des Hauses der Großfrau.

Er war ganz auf sich allein angewiesen und trug seine Instrumente selbst, so daß er mit 60 Pfund beschwert war; nur neun Träger konnte er mit Tauschwaaren beladen, die ihm jedoch bald gestohlen wurden, wie es ihm denn auf dieser Reise wieder ungemein schlecht erging. Er zog über den Limpopo ins Gebiet der Makalaka, von denen wir durch ihn die erste ausführliche Schilderung erhielten, und nahete dann „dem schönsten Resultate aller seiner Reisen", den Ruinen von Zimbabye, welche er am 5. September 1871 entdeckte und deren Lage er zu 20° 14′ südl. Br. und 31° 48′ östl. L. v. Gr. bestimmte. Die ausführlichen Schilderungen dieser Ruinen, deren Entdeckung das größte Aufsehen erregte, sind in Petermann's Mittheilungen enthalten. Wir verweisen darauf, geben hier aber eine Abbildung derselben, nach einer autographirten vertraulichen Mittheilung Mauch's, die er kurz nach seiner Rückkehr aus Afrika von Gotha aus verschickte.

So viel wir wissen ist eine Illustration dieser Ruinen bisher nirgends veröffentlicht worden. Mauch ging von der

unglücklichen und von der Kritik ziemlich einstimmig verworfenen Ansicht aus, das Ophir der Bibel gefunden zu haben und in Bezug auf die Ruinen ließ der sonst so nüchterne Mann seiner Phantasie freien Lauf. „Ich glaube nicht zu irren, wenn ich annehme, daß die Ruine auf dem Berge eine Nachbildung des Salomonischen Tempels auf dem Berge Moria, die Ruine in der Ebene eine Nachbildung jenes Palastes ist, worin die Königin von Saba während ihres Besuches bei Salomo wohnte u. s. w." Wie dem auch sein möge, Mauch gebührt das große Verdienst, diese immer noch räthselhaften Ruinen, von denen man schon längere Zeit gehört und welche schon den Portugiesen im sechszehnten Jahrhundert bekannt waren, wirklich aufgefunden zu haben.

Auf völlig neuen vor ihm unbetretenen Pfaden wandte er sich, den obern Lauf des Sabia passirend — der ihm an die Königin von Saba anklingt (!) —, nach Norden, überschritt 18° südl. Br. und fand ein neues Goldfeld, „Kaiser-Wilhelm-Feld", welches von den beiden Bergen „Bismarck" und „Moltke" flankirt wird. Nun östlich durch das Land der Batoka ziehend, gelangte er bei Sena an den Sambesi und wieder in das Bereich der europäischen Civilisation. In Quilimane schiffte er sich auf einem französischen Segelfahrzeuge ein, welches ihn im December 1872 in Marseille wieder auf europäischem Boden landete. Diese letzte große Reise schilderte Mauch im Ergänzungsheft Nro. 37 zu Petermann's Mittheilungen.

In der Heimath, wo er mit allen Ehren empfangen wurde, hatte Mauch zunächst die durch Fieber zerrüttete Gesundheit wiederherzustellen; er hielt mit vielem Beifall aufgenommene Vorträge, namentlich in Schwaben, und entschloß sich 1874, als Begleiter des Botanikers Kunze aus Leipzig, mit diesem eine Reise um die Erde zu machen. Er gelangte auch bis Mittelamerika, kehrte jedoch, da keine Harmonie zwischen den Gefährten bestand, von dort nach Deutschland zurück und fand ein Unterkommen in Blaubeuren. Ein Freund, der ihm im „Pforzheimer Beobachter" vom 7. April einen Nekrolog schrieb, spricht sich über seine letzte Lebenszeit und — sehr richtig — über seinen Charakter folgendermaßen aus: „Erst vor einigen Monaten nahm sein Schicksal in materieller Hinsicht eine günstige Wendung. Er sollte endgültig die Direction einer Cementfabrik in Blaubeuren übernehmen, wozu ihn seine chemischen und mineralogischen Kenntnisse befähigten, als die schreckliche Katastrophe eintrat. Nicht für sich allein, auch für seine Mutter, die er seit Jahren unterstützte, ersehnte Mauch diese Stellung, und es ist tief bewegend, wenn der Mann, dessen Berühmtheit weit über Deutschlands Grenzen hinausgeht, noch kurz vor seinem Tode, den er freilich nicht ahnte, Empfindungen des Glückes ausspricht, welche die Aussicht auf ein Ausruhen von den herben Kämpfen um die nothwendigsten Existenzbedürfnisse darbot. Und wie heftig mußte die Misère eines Alltaglebens einen Mann verwunden, der so äußerst nobel und feinfühlend war wie er.

Ich hatte das Glück, Karl Mauch in einer Abendgesellschaft kennen zu lernen und ich kann sagen, nie hat Jemand bei der ersten Begegnung meine Zuneigung, mein ganzes Mitgefühl so für sich gewonnen wie er. Da hörte man keine Klage über die Herbheit des Schicksals, oder Undank und dergleichen, oder eine noch so leise Andeutung eines außergewöhnlichen Selbstgefühls. Uebte schon sein schöner Kopf mit dem biedern, gutmüthigen Gesicht einen Zauber aus, so zog er die Herzen noch mehr an sich durch den Reiz, welchen die liebenswürdigste Anspruchslosigkeit und Bescheidenheit über seine Unterhaltung verbreitete, es mochte diese sich bewegen auf welchem Gebiete sie wollte. So machte er auf Alle, die ihn kennen lernten, den unvergeßlichen Eindruck einer durchaus edeln, selbstlosen Persönlichkeit."

Zur Morphologie der geographischen Grenzen.

Ein Beitrag zur vergleichenden Erdkunde. Von **G. C. Petzet** in Breslau.

IV.

Offene und halboffene Grenzen. — Abgrenzung von Stämmen und Mundarten. — Innere Abgrenzung in Provinzen und Bezirke. — Verschiedene Gesichtspunkte und Einflüsse. — Spanien. — Polen. — Schluß.

Für die ethnographische Abgrenzung ist auch die Stärke der nationalen Elemente von Bedeutung, die zwischen zwei oder mehreren größeren Völkern eine Grenzstellung einnehmen. Besitzt eine Nationalität auf einer solchen Grenzscheide diejenigen Kräfte, welche zu einer selbständigen Existenz befähigen, so wird sie alle ihre in geographischer Verbindung stehenden Angehörigen auch staatlich zu einem festen Kerne zu einigen suchen. Fehlen ihr dagegen die zur selbständigen politischen Constituirung nothwendigen Bedingungen und Hülfsmittel, so wird die natürliche Folge die sein, daß sie mit ihrem Gebiete zum Object einer Theilung zwischen den Grenzmächten wird. Dabei wird der Löwenantheil derjenigen Macht zufallen, die mit dem Interesse an der geographischen Abrundung die höhere geistige und politische Einwirkung zu verbinden weiß. Nach derselben Richtung wird dann auch der nationale Assimilirungsproceß vor sich gehen, wie sich das ja in verschiedenen Theilen Europas an mehrfachen Beispielen gezeigt hat.

Was die Abgrenzung innerhalb der Gebiete größerer Nationen betrifft, so ist vor Allem diejenige nach Stämmen und Mundarten von morphologischem Interesse. Es würde freilich zu weit führen, wollten wir auf die Abscheidung der geographischen Grenzen der einzelnen Dialekte eingehen, deren Mannigfaltigkeit namentlich in den an Bodenerhebungen so reichen Ländern des Südens und der Mitte Europas sehr groß ist. Für solche kleinere mundartliche Provinzen genüge die Andeutung, daß ihre Gestaltung in der Regel durch Gebirgs- und Höhenzüge beeinflußt ist. Von Wichtigkeit aber ist es, die Wahrnehmung festzustellen, daß die bedeutenden und durchgreifenden Unterschiede, welche bei den zahlreichsten und ausgebreitetsten Nationen des europäischen Continentes meist eine Zwei- oder Dreitheilung des Gesammtbestandes an Stämmen und mundartlichen Gruppirungen herbeigeführt haben, in geographischer Hinsicht wesentlich mit den Grenzen zwischen den gebirgigen Theilen und Hochflächen der betreffenden Länder einerseits und ihren

niedriger gelegenen und ebeneren Theilen andererseits zusammenfallen, daß jene Hauptunterschiede aber auch mit den ethnographischen Mischungsverhältnissen in Zusammenhang stehen, die bei den romanischen Nationen zumeist durch die keltischen und germanischen Einwanderungen, bei den germanischen Völkern hauptsächlich durch die Reste des Kelten- und Slawenthums, bei den Slawen wiederum durch die von verschiedenen Seiten eingedrungenen erobernden und colonisatorischen Elemente vermittelt worden sind. Schon ein flüchtiger Blick auf die einzelnen europäischen Hauptländer wird dies näher erklären.

In unserm Lande fällt bekanntlich die Scheide zwischen Hoch- und Niederdeutsch in eine geographisch leicht zu verfolgende Linie, die sich von Aachen über Bonn und Kassel mit einer schmalen, nach Norden zum Harz vorspringenden Ausbuchtung weiterhin nach Osten, nunmehr in der Ebene, fortsetzt. Wollen wir noch ein Mitteldeutschland von dem eigentlichen Oberdeutschland abscheiden, so ist für diese Abgrenzung weiter im Süden eine Linie vom nördlichen Wasgau über Karlsruhe ostwärts nach Nördlingen und weiterhin über Regensburg an den Böhmerwald zu ziehen. In klimatischer Hinsicht trägt der auf diese Weise abgegrenzte mitteldeutsche Landgürtel mit seinen freundlichen Thalgebieten und Hügelzügen, die sich höchstens zu Mittelgebirgen erhöhen, offenbar überwiegend einen mildern Charakter als der Schwarzwald, die schwäbisch-bayerische Hochebene und die Landstriche der rhätischen und norischen Alpen, welche das südwärts verbleibende Gebiet des eigentlichen Oberdeutschlands bilden. In ethnographischer Hinsicht haben wir in diesem Oberdeutschland das ehemalige Keltenthum, im eigentlichen Niederdeutschland auch altes Gebiet des Slawenthums — wie auch des räumlich und numerisch nicht sehr bedeutenden Friesenthums — zu suchen, während das geringste Mischungsverhältniß verschiedener nationaler Elemente in den mitteldeutschen, namentlich in den mittelrheinischen Landschaften nachzuweisen sein wird.

In Frankreich ist das die größere nördliche Hälfte einnehmende, zumeist ebene oder hügelige Gebiet der langue d'oui oder d'oeil von dem südlichern, wenigstens theilweise gebirgigen der langue d'oc ostwestwärts von Savoyen her über Lyon und die Auvergne durch eine Linie abzuscheiden, welche ungefähr mit den Grenzen der seinerzeit erfolgten Besitzergreifung der von Süden wie von Norden her ins Werk gesetzten Invasionen zusammenfällt.

Bei den östlichen Nachbarn Deutschlands, den Polen, ist der mundartliche Hauptunterschied an den zwei Seiten einer Grenzlinie zu finden, welche das hügelige Kleinpolen und Galizien von dem ebenen Großpolen und Masovien scheidet. Bei der Abgrenzung Großrußlands von Kleinrußland und Weißrußland, wo die Bodenerhebung natürlich noch eine weit geringere Rolle spielt, war einerseits wohl Steppe und Sumpfland, andererseits aber auch die ethnographische Mischung von Bedeutung, welche dem Russenthum durch tatarische und mongolische wie durch warägische und lechische Elemente zugeführt wurde.

Kräftigere geographische und ethnographische Gegensätze treten im Südwesten unseres Erdtheils auf der Iberischen Halbinsel hervor. Hier verläuft allerdings die Markscheide der sprachlichen und stammlichen Differenzen nicht in ostwestlicher, sondern in nordsüdlicher Richtung, indem sie einmal den dem Französischen zuneigenden catalonisch-valencianischen Dialekt dem hochspanisch-castilianischen gegenüberstellt, sodann aber noch im Westen der Halbinsel in der Abscheidung der galicischen Mundart und der südwärts hoch anschließenden portugiesischen Sprache eine weitere Illustration zu der oben bezeichneten Regel der beobachteten geographisch-ethnographischen Erscheinung darbietet.

Bei der weitern innern Abgrenzung der Länder und Staaten, namentlich bei der Eintheilung derselben in Provinzen und Districte wiederholen sich in verjüngtem Maßstabe mehr oder minder deutlich alle die Formen, Arten und Mittel der Begrenzung, welche wir bei den Markscheiden der Länder in größeren Verhältnissen kennen gelernt haben. Wie die Formen und Größenverhältnisse der Länder von denen der Erdtheile in einer unverkennbaren Abhängigkeit stehen, so ist dies bei Provinzen und Bezirken der Fall gegenüber den einzelnen Ländern und Staaten. Die größte Mannigfaltigkeit der natürlichen wie der künstlichen Abgrenzungen kommt in den verschiedenen Ländern, ja zuweilen sogar in demselben Lande, nach einander oder auch gleichzeitig, nach verschiedenen Gesichtspunkten der Eintheilung angewandt, zur Erscheinung. Manches Staatsgebiet besteht aus so vielen geographisch verschiedenen Individualitäten von Ländern, daß deren natürliche Gliederung die sachlich und formell gebotene Eintheilung von selbst darbietet. So ist es z. B. in dem vielgestaltigen Ländercomplex des österreichisch-ungarischen Kaiserstaates. — Andere Reiche tragen in ihrem Areal so entschieden den reinen Flächencharakter, daß die Eintheilung nach einer Durchschnittsausdehnung oder Durchschnittsseelenzahl keinen natürlichen Hindernissen begegnete. Nach diesem Gesichtspunkt ist Rußland, nachdem es aus einem regellosen Conglomerat von Kleinstaaten zu einer staatlichen Zusammenfassung gelangt war, zu einer geordneten Gliederung seines weitläufigen Besitzstandes übergegangen. — Wieder andere Staaten konnten sowohl natürlich gegebene als einflußreiche historische Momente neben einander bei der innern Gliederung ihres Gebietes zur Anwendung bringen, wie sich dies bei der reichen Binnenabgrenzung und der national und politisch triebkräftigen geschichtlichen Entwickelung der Balkan- und der Iberischen Halbinsel zeigt. Ein äußerlich abgeschlossenes, im Innern wenig gegliedertes Land wie Großbritannien dagegen behielt eine auf früher selbständiger Organisation der Bevölkerung beruhende Eintheilung bei, deren geographische und morphologische Bedeutung denn auch nur von geringem Belang ist. Einige andere Staaten zeigen in ihrer provinzialen Eintheilung den Proceß allmäligen angliedernden Wachsthums auf, wie wir das bei Preußen beobachten können. Zahlreiche Staaten haben sich von einer auf der Naturverschiedenheit der Gebietsfläche oder auch auf geschichtlichen Vorgängen begründeten provinzialen Gliederung, die sich zur Vertretung landschaftlich particularer Interessen am besten eignete, einer nach grundsätzlicher Feststellung der entscheidenden allgemeinen Interessen gleichmäßig durchgeführten Bezirkseintheilung zugewendet, die sich äußerlich an physische Merkmale anschließt, in der Hauptsache aber nach einer bestimmten mittlern Größe, Bevölkerung und Steuerkraft regelt. Zu diesem Princip ist Frankreich aus seiner ehemaligen provinzialen Eintheilung, Italien aus seiner frühern kleinstaatlichen Gliederung übergegangen. Vielfach ist die frühere provinziale Eintheilung ganz in Wegfall gekommen oder hat wenigstens ihre überwiegende Bedeutung aufgeben müssen zu Gunsten einer Districtseintheilung, bei welcher in fruchtbarer Consequenz der ganzen socialpolitischen und wirthschaftlichen Entwickelung einer Nation die Selbständigkeit und Leistungsfähigkeit einer gewissen Volkszahl in Herstellung und Verwaltung der im modernen Culturstaate nothwendigen Institutionen einer örtlichen Gemeinschaft das maßgebende Princip bildete. Solche Bezirke (Kreise, Aemter) sind dann einerseits in die entsprechenden Unterabtheilungen ausgestaltet, andererseits sind ihnen größere zusammenfassende Verbände übergeordnet.

In Deutschland liefern die Mittelstaaten Baden, Sachsen und Würtemberg wie die jetzige Provinz Hannover Belege für solche Gestaltungen, denen wir neuerdings weitere Nachbildungen folgen sehen.

Unter den natürlichen Begrenzungsmitteln, die bei der Scheidung von Provinzen und Districten in jener Eigenschaft verwendet werden, spielen in der neuesten Zeit namentlich die Flüsse vielfach eine Hauptrolle. Dies geschieht allerdings seltener in der Art, daß sie unmittelbar als Zeichen der Abgrenzung benutzt werden — wiewohl sich auch hierfür zahlreiche Beispiele beibringen lassen —, dafür aber um so häufiger in mittelbarer Weise, indem Flüsse zu Anhaltspunkten oder besser zu Anschließungsmitteln für die einzelnen Bezirksflächen gewählt werden. In dem modernsten Großstaate, der nordamerikanischen Union, finden wir diese Regel noch in größerm Verhältniß bei der Abgrenzung der einzelnen Bundesstaaten angewandt. In Europa hat zunächst Frankreich bei seiner aus der Revolutionszeit herstammenden Departementaleintheilung in geographischer Hinsicht den Anschluß an die Flüsse zu Grunde gelegt. Mehrere kleinere Staaten sind ihm darin nachgefolgt, meist freilich nur, um später wieder zu historisch oder natürlich motivirten oder auch zu administrativ zweckmäßigeren Eintheilungen zurückzukehren, wie dies unter andern in Bayern der Fall war.

Dem Zuschnitte der Verwaltungsbezirke nach physisch-geographischen wie nach technisch-administrativen Gesichtspunkten gegenüber sind für die morphologische Betrachtung der inneren Abgrenzungen eines Staatsgebietes noch einige künstliche Einflüsse einer besondern Beachtung werth. So kommt es vor, daß die einen längern Zeitraum hindurch wirksame Begünstigung eines Ortes als Residenz eines Fürsten, als Sitz von Behörden und allerlei Anstalten, oder die Bedeutung einer Stadt als Industrie- und Handelsplatz eine so starke Gemeinschaft wichtiger Interessen für den Rayon eines solchen Centralpunktes ausgebildet haben, daß dieselbe in ihrer Gesammtwirkung die abweichende Richtung physischer Einflüsse allmälig überwiegen und zurückdrängen konnte und der örtlichen Richtung und Abgrenzung des Verkehrslebens wie schließlich selbst der administrativen Bezirkseintheilung neue Bahnen anwies. Namentlich sind auch die veränderten Vekehrswege im Verein mit neuen Verkehrsmitteln, besonders den Eisenbahnen, für die betreffenden Bereiche von Einfluß gewesen. Nicht minder kann auch die populationistische Entwickelung eines Bezirks, die meist durch den Aufschwung einzelner Industriezweige verursacht sein wird, Modificationen der Grenztheilung nothwendig machen. So hat z. B. der frühere Kreis Beuthen in Oberschlesien, dessen montanistisch-industrielle Entwickelung demselben in ein paar Jahrzehnten eine Vervielfachung der Bevölkerung zugeführt hatte, in vier Kreise zergliedert werden müssen, um der zwiespältigen Eigenschaften eines nach der Bodenfläche niedern, nach der Bevökerung höhern Verwaltungsbezirks ledig zu werden.

Der Einfluß, den die bezeichneten und angedeuteten Factoren bei der innern Abgrenzung der Länder ausüben, wird in ein helleres Licht treten, wenn wir diese Abgrenzung bei ein paar Ländern im Einzelnen näher betrachten. Wir wählen zu diesem Behufe ein physisch reich ausgestattetes, alt- und hochcultivirtes Land im Westen und ein von Natur ziemlich ebenmäßiges, in der Cultur zurückstehendes Land im Osten Europas: dort Spanien, hier Polen.

Auf der Pyrenäischen Halbinsel zeigen die natürlichen, meist aus Bergzügen bestehenden Markscheiden zwischen Castilien, Aragonien, Baskenland, Asturien, Galicien, Portugal, Andalusien, Granada u. s. w. unter den verschiedensten politischen Ordnungen stets das entschiedene Streben zum Ausdruck zu gelangen. Und wie in der Natur des so mannigfaltige Unterschiede in sich schließenden Landes — worüber ein Blick auf die Karte genügend belehrt —, so liegen auch in seinen ethnographischen Verhältnissen und in seinen politischen Wechselzuständen mächtige Motive für eine vielfache, stark ausgeprägte provinziale Abgrenzung. Ein kurzer geschichtlicher Ueberblick wird dies deutlicher machen.

Zur Zeit der ersten Niederlassungen germanischer Völker auf der Iberischen Halbinsel — etwa 411 bis 420 nach Christi Geburt — nahmen die Alanen das Innere des Landes und Lusitanien, die Vandalen und Sueven Galicien und das nördliche Portugal, die silingischen Vandalen Andalusien ein, während Taraconensis dem später sich ausbreitenden Reiche der Westgothen angehörte und Cantabrien — wie in den meisten folgenden Perioden der Geschichte — seine Selbständigkeit behauptete.

Nach solchen Anfängen der neuern Völkermischung in Spanien werden wir keinen Zweifel hegen können, daß neben den geographischen Sonderungen auch die verschiedenen ethnographischen Mischungen und Einwirkungen zu der vielgestaltigen innern Abzweigung der Halbinsel beigetragen haben, auch ohne die Fortbildung jener Einflüsse unter der suevischen, westgothischen, arabischen und der seit dem dreizehnten Jahrhundert sich ausbreitenden und gegen den Ausgang des fünfzehnten Jahrhunderts durch die Vereinigung von Castilien und Aragon sowie durch den endlichen Fall von Granada zur definitiven Ausschließlichkeit gelangenden christlichen Beherrschung im Einzelnen zu verfolgen. Selbst die Unterabtheilungen der provinzialen Hauptgruppen, welche die Summe der Verwaltungsdistricte Spaniens in der neuesten Zeit fast auf ein halbes Hundert gebracht haben, finden größtentheils schon in diesem Entwickelungsgange ihre Begründung, und noch die neueste Geschichte des offenbar noch mit keiner dauerhaften Ordnung beglückten Landes zeigt — im schroffen Gegensatze zu den einigenden Tendenzen anderer Völker — das alte autonomistische Absonderungsstreben der Provinzen noch in erhöheter Potenz.

Im Gegensatze zu Spanien können wir in dem ebenen Flächenlande Polen die politisch-administrativen und willkürlich veränderten Abgrenzungen moderner Staatskunst an einem classischen Beispiele kennen lernen.

Schon die alte polnische Republik war bei der Unterabtheilung ihrer drei Provinzen: Großpolen, Kleinpolen und Litthauen, in die einzelnen Wojewodschaften, deren jede Provinz elf bis vierzehn zählte, weder durch geographische und ethnographische, noch durch bedeutsame historische Momente eingeengt worden; die wenigen Landschaften, die unter sich noch besonders verbunden waren, hatten ihr Land in dieser Hinsicht von der officiellen Eintheilung unabhängig geknüpft. Die schließliche Theilung des gesammten altpolnischen Gebietes unter die Grenzmächte erfolgte nach ziemlich willkürlich gewählten, in geographischer und ethnographischer Beziehung von sehr mangelhafter Einsicht zeugenden Gesichtspunkten, deren wiederholte Modificirung schon die Schwäche ihrer Motivirung andeutet. Freilich muß dabei anerkannt werden, daß in der Hauptsache: der Theilung zwischen Rußland und Polen, selbst bloß ethnographisch betrachtet, eine der schwierigsten Aufgaben der politischen Geographie zur Lösung vorliegt *) — ein Problem, dem gegenüber auch eine gereiftere Wissenschaft und Staatskunst zu keinem vollständig befriedigenden Resultate gelangen würde —, ein Proceß, der, sogar nachdem er eine innere Angelegenheit

*) „Es ist ein alter Streit im slawischen Geschlechte,
Und keines Fremden Blick entscheidet hier das Rechte."
Puschkin.

Rußlands geworden, von einer endgültigen Austragung noch immer weit entfernt zu sein scheint. Billiger Weise darf man hier nur einen solchen Ausgleich beanspruchen, der den wesentlichsten geistig-sittlichen und wirthschaftlichen Bedingungen und Interessen Genüge bietet.

Das durch den Wiener Congreß geschaffene Königreich Polen wurde anfänglich im Anschluß an historische und natürliche Abgrenzungen, wobei Flüsse die Hauptrolle spielten, in acht Wojewodschaften eingetheilt, später infolge der nach russischem Muster assimilirenden Umgestaltung seiner Administration in fünf Gouvernements, zuletzt nach der Bewältigung der letzten aufständischen Bewegung in zehn Regierungsbezirke zerlegt. Namentlich bei dieser letzten Eintheilung hatten geographische und historische Factoren nur wenig zu sagen. Die Zweckmäßigkeit einer dem herrschenden Element möglichst bequemen, rasch und sicher ein- und durchgreifenden Administration war so sehr der entscheidende Gesichtspunkt, daß die ältest gewohnte Zusammengehörigkeit durchbrochen wurde, sobald größere Nähe oder leichtere Erreichbarkeit für eine veränderte Eintheilung sprachen. Das neugeschaffene Gouvernement Petrikau liefert durch die für dasselbe erfolgte Abzweigung der an der Eisenbahn liegenden Striche des alten Krakauer Landes den schlagendsten Beleg hierfür. In noch höherm Grade ist die Unterabtheilung in mehr als achtzig Verwaltungsbezirke — statt der früheren weniger als die Hälfte davon betragenden — aus dem rein politischen Motiv der Herstellung eines die rascheste Handhabung ermöglichenden administrativen Apparats hervorgegangen.

* * *

Mit diesen Beispielen glauben wir die verschiedenen Factoren der innern Abgrenzung für unsern Zweck genügend beleuchtet zu haben. Selbstverständlicher Weise würden sich bei fortgesetzter Forschung noch weitere Momente erkennen und nachweisen lassen, welche bei der innern wie bei der äußern Abgrenzung von Ländern und Staaten von Einfluß sind; indessen glauben wir mit unseren Ausführungen bereits an der Grenze angelangt zu sein, wo die Geographie das Gebiet der Statistik, ja sogar dasjenige der praktischen Politik streift und in Gefahr geräth in jene Bereiche hinunterzugreifen, was unsere Absicht nicht sein kann. Wenn die Erörterung so mannigfaltiger Erscheinungen auf dem Gebiete der geographischen Grenzen noch nicht hinreicht, um ein vollständiges morphologisches System zu gewinnen, welches nirgends auf bloßer Congruenz der Symptome, sondern durchaus auf der Uebereinstimmung der Ursachen beruht, so wird damit nur der Werth solcher Untersuchungen auf ihr richtiges Maß beschränkt und ein Antrieb zur weitern Fortsetzung der Arbeit an der Lösung der morphologischen Aufgaben der Erdkunde gegeben.

Bei den Zeltbewohnern in Marokko.

Von **Gerhard Rohlfs.**

Geburt, Beschneidung, Hochzeit und Begräbniß.

I.

Wie geschäftig die Frauen seit dem Morgen schon die Esel zusammentreiben! Unter Lachen und Schreien haben die Knaben und Jünglinge dabei geholfen, die Langohren vor einem großen Zelte (es gehört dem Kaid Abu Ssalam) zusammen zu halten.

Heute wird eine große Festlichkeit vor sich gehen; man erwartet stündlich die Entbindung der zweiten Frau des Kaids, der Lella Mariam, einer jungen reizenden Frau von vornehmstem Zelte. Kaid Abu Ssalam, der selbst nicht aus dem Geschlechte Mohammed's ist, sonst aber auch aus einem großen Zelte *) stammt, hat durch seinen Reichthum es möglich gemacht, eine Scherifa zur Frau zu bekommen, d. h. eine Dame vom Stamme des Propheten. Um so mehr ist das zu bewundern als Abu Ssalam schon eine Frau besitzt und Lella Mariam nicht nur jung und schön, ihr Alter betrug 15 Jahre, sondern auch reich ist. Aber welch stattlicher Mann ist auch Kaid Abu Ssalam, und wie geachtet und unabhängig im ganzen Lande. Selbst der Sultan liebt ihn.

Vom Stamme der Beni-Amer hatte er vor etwa 30 Jahren, als die Ungläubigen das Gebiet von Tlemsen besetzten, die dortige Gegend verlassen und nach einer dreijährigen Wanderung, immer nach Westen ziehend, und oft genug mit der langen Flinte sich einen Weg bahnend, hat er den eigentlichen Westen erreicht, den Gharb el djoani, das gelobte Land der Gläubigen. Der Sultan ertheilte gern die Erlaubniß zum Bleiben, und nachdem die üblichen Abgaben geregelt waren, erhielt Abu Ssalam, es war das schon zu Lebzeiten des Sultans Mulei Abd er Rahman ben Hischam, die Erlaubniß, seinen Stamm an die Ufer des Ued Ssebu zu führen.

Abu Ssalam herrschte über drei Duar (Zeltdörfer), von denen das größere sich aus circa 30 Zelten zusammensetzte, und dem er selbst vorstand; die beiden kleineren, aus je 20 und 24 Zelten aufgeschlagen, waren von seinen jüngeren Brüdern beherrscht. Bei dem jüngsten lebte außerdem noch ihr gemeinschaftlicher Vater, der Hadj Omar ben Edris, der aber schon lange die Kaidschaft an seinen ältesten Sohn abgetreten hatte.

Die drei Duar, so ziemlich in einer Linie gelegen, machten Front nach Westen und lehnten sich an einen Bergrücken; hier bestand derselbe aus herrlichen Wiesen, während nach dem Gipfel zu immergrüne Bäume, aus Korkeichen, Lentisken und Juniperen bestehend, den Berg bedeckten. Etwa eine Viertelstunde unterhalb der drei Zeltdörfer schlängelte sich der Ued Ssebu vorbei und ganz in der Entfernung erglänzte der blaue Ocean. Der Raum zwischen den Dörfern und dem Flusse war durchweg beackert, aber unmittelbar neben den Zeltdörfern befanden sich auch kleine Gemüsegärtchen,

---

*) Wie man bei uns sagt, er stammt aus einem großen Hause, so sagt man in Marokko min cheima kebira („von einem großen Zelt“).

eingezäunt von großen Dorngebüschen des stacheligen Lotusstrauches, das obschon todt, dennoch hinlänglichen Schutz gewährte gegen weidende Thiere.

Von dem großen Zelte Abu Ssalam's also zogen sie ab, eine ganze Karawane lachender Frauen und Mädchen, einige zwanzig Esel mit leeren ledernen Schläuchen beladen vor sich hertreibend. Wohl manche mochte hoffen heute bei der Festlichkeit das Herz irgend eines Jünglings zu fesseln; die jungen Mädchen erzählten einander, wie viele Armbänder sie anlegen würden. Da sagte eine andere, sie würde ihr Haar frisch machen lassen *) und unter Jubeln und Lachen war der Ssebu erreicht.

Die Schläuche füllen aus einem mächtigen Strome ist leichte Arbeit. Die jungen Mädchen gingen bis an die Knie in den Strom, ließen das Wasser hineinlaufen, und nachdem sodann noch einige die Zeit dazu benutzten ein Bad zu nehmen, wurden die Schläuche, je zwei, einem Esel aufgeladen und zurück ging es zum Duar.

Unter der Zeit war die Geburt vor sich gegangen und Abu Ssalam's größter Wunsch war erfüllt; seine junge Frau hatte ihm einen kräftigen Knaben geschenkt. Zu Ehren seines Vaters erhielt derselbe noch am selben Tage den Namen Omar. Es ist Sitte, daß das Namengeben noch am Tage der Geburt geschieht. Wie war nun die Geburt vor sich gegangen? Wir können nur nach Hörensagen berichten, denn nie und wenn auch die Frau dadurch vom Tode hätte gerettet werden können, darf ein Mann, ein Arzt oder Geburtshelfer bei einem solchen Acte zugegen sein.

Es scheint, daß bei Lella Mariam die Geburt leicht von Statten ging; Abends vorher waren Hülfsweiber gekommen, und als am andern Morgen die Frauen vom Wasserholen zurückkamen, ertönte durch die Duar der Ruf: „El Hamd ul Labi mabruck uldo, Gott sei gelobt, der Sohn sei ihm zum Segen." Und vor dem Zelte auf einem Arbater Teppiche saß Abu Ssalam und empfing die Glückwünsche der männlichen Bevölkerung der drei Zeltdörfer. Auch manche alte Frau, ja manches junge Mädchen kam herbei, beugte rasch ein Knie und küßte Abu Ssalam's Hand, den Gruß Rbi ithol amru, Gott verlängere seine Existenz, flüsternd. Und er konnte recht stolz sein, unser Abu Ssalam; sein heißer Wunsch, einen Nachfolger, einen Sohn, zu haben, war erfüllt. Zwar sein Stamm konnte so leicht nicht aussterben; den Stammbaum direct bis zum Chalifen Omar zurückführend, waren die Beni Amer jetzt einer der mächtigsten Stämme unter den Arabern, ihre Duar zogen sich durch ganz Nordafrika. Seine eigenen Leute näherer Verwandtschaft, die er nach dem Rharb (Marokko) geführt hatte, zählten über 100 Leute männlichen Geschlechtes. Genau hatte Abu Ssalam sie nie gezählt, denn ein rechter Gläubiger zählt die Seinigen nicht. Aber er selbst hatte von seiner zuerst angeheiratheten Frau Minana nur zwei Töchter, und Minana mit ihren 21 Jahren schien ihm wenig Hoffnung zu machen, ihm noch einen Sohn zu geben. Daher hatte er denn auch vor etwa neun Monaten die liebliche Lella Mariam geheirathet.

Jede Vorkehrung war aber auch diesmal getroffen worden, damit Abu Ssalam einen Sohn bekäme. Er selbst war nicht nur vor mehreren Monaten nach Uesan gepilgert, um die Intervention Sidi el Hadj Abd es Ssalam's anzurufen, er hatte sogar das feste Versprechen Sidi's **) erlangt, daß der Allerhöchste ihm einen Sohn schenken würde, und der Großscherif hatte freundlich dafür ein Pferd als Geschenk anzunehmen geruht; ja um ganz sicher zu gehen, war er nach Fes zum Grabmal Mulei Edris' gepilgert, und hatte den Tholba (Schriftgelehrten) der Djenma (Gotteshaus) des Mulei Edris fünfzig Duros geopfert; mußte da Allah ihm nicht einen Sohn schenken?

„Gott segne den Großscherif!" rief Abu Ssalam, „Gott gewähre Mulei Edris alle Freuden des Paradieses," fügte er hinzu, „denn sie waren es, die mir den Knaben schenkten." Und da kam auch schon Lella Mariam aus dem kleinen Zelte, welches neben dem Zelte ihres Mannes war, nicht in Festgewändern, aber doch in einen neuen Haik gehüllt. Sie hatte vor sich das Knäblein, und niederknieend legte sie den neuen Familienstammhalter vor ihren Gatten hin. Sie selbst in aufgelöstem Haare *), da sie genau nach den Vorschriften des Gesandten Gottes lebte, hielt sich knieend abseits, da ihr Mann sie doch nicht, weil sie unrein war, berühren durfte. Nachdem die junge Mutter und das Knäblein den Segen vom Manne und Vater erhalten, und der danebensitzende Fakih (Doctor der Theologie) der Zeltdörfer das Fötah (erstes Capitel des Koran) gebetet hatte, ging sie ins Zelt zurück; schon am anderen Morgen machte sich die junge Frau an ihre gewöhnlichen Beschäftigungen, denn ein Wochenbett abhalten, wie bei uns die Frauen in Europa es zu thun gewohnt sind, kennt man in Marokko nicht.

Am selben Abend aber war großes Festessen vor dem Zelte Abu Ssalam's. Er hatte viele Hämmel und Ziegen schlachten lassen zu Ehren des Tages, und die Frauen des Duars hatten den ganzen Tag Kuskussu bereiten müssen, der in großen hölzernen Schüsseln für die Gäste hingesetzt wurde.

Was mich anbetrifft, so wollte ich gern Näheres über den Geburtsact erfahren. Auf mein Befragen erzählte man mir, es sei Sitte, wenn eine Frau in Nöthen sei, so lasse man zuerst einen Fakih kommen, der durch Weihrauch und fromme Sprüche den Teufel zu bannen versuche, denn der Teufel ist auch in Marokko die Ursache allen Uebels. Hilft das nicht, so bekommt die Frau Koransprüche, die auf eine hölzerne Tafel geschrieben werden, zu trinken, indem die Sprüche von der Tafel abgewaschen werden; hilft auch das Verfahren noch nicht, so werden Koransprüche auf Papier geschrieben, zerstampft und mit Wasser gemischt der Leidenden eingegeben. Aber manchmal hat der Satan das Weib derart in Besitz genommen, daß er selbst durch das heilige Buch nicht ausgetrieben wird. Dann werden allerlei Amulete angewandt, z. B. die in ein Ledersäckchen eingenäheten Haare eines großen Heiligen, die man der Kreißenden auf die Brust legt, oder Wasser vom Brunnen Semsem, welches man ihr zu trinken giebt, oder Staub aus dem Tempel von Mekka **), welchen man auf ihr Ruhebett legt. In einigen Fällen läßt sodann der Teufel seine Beute los und der Vorgang erfolgt für die Mutter auf glückliche Weise. Es kommen jedoch genug Fälle vor, wo der Iblis (Teufel) derart sich des Weibes bemächtigt hat, daß er keinem Mittel weichen will; die Hülfsweiber nehmen dann selbst den Kampf mit ihm auf. Unter Beschwörungen und fortwährend laut rufend: Rham-ek-Lah! (Gott erbarme sich Deiner!) wird die Frau ergriffen, ein starkes Band um den Rücken und unter die Achsel durchgeschlungen und so in die Luft gezogen. Dadurch wollen sie die Wehen beschleunigen, und zeigt sich möglicher Weise ein Theil des Kindes, entweder der Kopf oder die Füße, so versuchen sie diese Theile zu ergreifen und durch starkes Reißen und Ziehen das Kind zu Tage zu befördern. Nur selten

*) In Marokko flechten und kämmen die Frauen und Mädchen ihr Haar keineswegs alle Tage, sondern nur bei festlichen Gelegenheiten.

**) Sidi ist der Titel des Großscherifs der heiligen Stadt Uesan.

*) Mohammed sagt im Koran: „Niemand trage seine Haare in Flechten bis zu den Schultern herab." Weil, S. 251.

**) Obschon es ausdrücklich von Mohammed verboten ist, Staub aus dem Tempel als Reliquie mitzunehmen, thun es die meisten marokkanischen Pilger doch.

gelingt das, meist wird das Kind zerrissen, und fast immer ist Tod der Mutter Folge dieses barbarischen Verfahrens: Gott verfluche den Teufel!

Der kleine Omar wuchs kräftig heran; wie sollte er auch nicht. Zwei Jahre hatte ihn seine Mutter Lella Mariam selbst gesäugt und nur wenig war er während dieser Zeit Tags vom Rücken seiner Mutter gekommen, und Nachts aus dem Schooße derselben. Denn die Frauen pflegen ihre Kinder so aufzuziehen, daß sie mit Ausnahme der Augenblicke, wo dem Kleinen die Brust gereicht wird, Tags über in einer Falte des Haiks (großes Umschlagetuch) auf dem Rücken der Mutter in reitender Stellung sich befinden. Es hat das zur Folge, daß die meisten Marokkaner sowohl männlichen wie weiblichen Geschlechtes Säbelbeine haben. Nachts aber ruht das Kindchen vor seiner Mutter, die während der zwei Jahre beständig allein lebt, obschon es ihrem Manne nach Ablauf von drei Perioden gestattet ist, sie wieder zu besuchen und mit ihr Umgang zu pflegen. Nachdem die zwei Jahre vorbei waren und Omar statt der süßen Muttermilch jetzt saure Buttermilch und Abends Kuskussu zu essen bekam, wurde ihm auch zum ersten Mal das Kopfhaar geschoren; aber sein Vater Abu Ssalam gab wohl Acht, daß am Scheitel des Kopfes eine Locke, Gotaya, sowie an der rechten Seite des Kopfes außerdem ein Streifen von Haaren in Form eines Halbmondes stehen blieb, denn die Kinder der Beni-Amer hatten seit undenklichen Zeiten einen solchen Schmuck getragen. Am selben Tage gab er seinem Zelt*) einen Hammel zum Besten, sonstige Festlichkeiten fanden nicht statt.

Dafür wurde aber die Beschneidung Omar's in seinem achten Jahre desto festlicher begangen. Omar war jetzt ein kräftiger Bursche geworden; fortwährend in der freien Natur, hatte er tagelang die Schafe und Ziegen seines Vaters mit hüten helfen und gewöhnlich auch das Pferd zur Schwemme reiten müssen; er verstand es schon die eigenen Kameele oder die der etwa ankommenden Fremden mit niederknien zu machen, und der Thaleb **) der Zeltdörfer hatte ihn das erste Capitel des Koran gelehrt.

*) Man sagt so, natürlich sind die Insassen des Zeltes gemeint.
**) Schreiber.

Aus allen Erdtheilen.

Zur magyarischen Cultur.

p. Bekanntlich sind die Magyaren keine allzugroßen Freunde der Deutschen. Die Redensart „deutsche List" steckt Jedermann im Munde. Und dennoch stammt auch das wenige Gute, das man in Ungarn antrifft, von den Deutschen her. Es giebt dort keine Gebildeten, die sich nicht in deutschen Schulen ihre Bildung angeeignet hätten. Nun ist es sonderbar, daß gerade diese am meisten gegen das Deutsche wüthen, wobei wieder deutsche und andere Renegaten, die in den letzten zehn Jahren wie Pilze auftauchten, die Heißsporne sind. So ist Toldy, der beste Kenner der magyarischen Literatur, ein ehemaliger Schädel. Dieser Renegat, ein Erzmagyarone, propagirt unablässig für das Magyarenthum und es wurde ihm für „seine großen Verdienste" vor einigen Jahren von der „heldenmüthigen Nation" durch den Landtag eine lebenslängliche Pension von 5000 Gulden votirt. Diesen Winter tagte in Pest (oder, wie es jetzt heißt, in Buda-Pest) ein Congreß der Mittelschullehrer. Als die deutsche Sprache als Lehrgegenstand auf die Tagesordnung kam, war eine große Anzahl der Congreßtheilnehmer dafür, daß dieselbe ganz aus dem Lehrplane gestrichen werden solle, „denn," so drückte sich einer der dortigen Salomone aus, „es wäre ja überhaupt zu wünschen, daß Niemand Deutsch verstehe." Daß übrigens diese ungarischen Mittelschullehrer keine lumina mundi sein müssen, ersieht man schon daraus, daß, wie wir unlängst im „P. Lloyd" (einer eminent magyarenfreundlichen Zeitung) lasen, ein Professor an der Oberrealschule in Szegedin, der zweitgrößten Stadt im Lande, nicht wußte, was er mit der Elektrisirmaschine beginnen solle, bis ein Beamter von der österreichischen Staatsbahn die räthselhafte Maschine in ihren geheimnißvollen Gang brachte. Dieselbe Stadt beherbergt an derselben Anstalt einen andern Lehrer für deutsche Sprache, der „eigene deutsche Grammatik" treibt.

Daß übrigens die Deutschen in Ungarn nicht mehr lange in ihrer Indolenz verharren werden, dafür spricht mehr als ein Anzeichen. Die Erfolge des letzten großen Krieges haben entschieden auch hier ihre Früchte getragen. Die siebenbürgischen Sachsen verharren fortwährend in ihrer Opposition gegen die Regierung und im verflossenen Jahre begannen auch die Deutschen im westlichen Theile des Landes, namentlich in Preßburg, sich zu regen. Daß man von Seite der magyarischen Regierung diese Bewegung zu unterdrücken oder wenigstens zu verhüllen sucht, ist natürlich. Denn wenn sich die zwei Millionen Deutschen in Ungarn, unstreitig der intelligenteste und arbeitsamste Theil der Bevölkerung, mit den anderen nichtmagyarischen Nationen verbinden, dann ist das Lied von der magyarischen Herrlichkeit bald ausgesungen. —

Das Vorstehende erhielten wir von einem Bürger Ungarns, der nicht Deutscher, nicht Magyar und auch nicht Jude ist. Das hypernationale Treiben der Magyaren wird immer wüster und widerwärtiger, was ja auch von Franz Löher so drastisch nachgewiesen worden ist.

Aus dem russischen Reiche.

m. Waldschinderei im Gouvernement Charkow. In demselben beschäftigt man sich schon seit einigen Jahren mit Torfstechen und mit Nachforschungen nach Steinkohlenlagern. Gegenwärtig ist dort mineralische Beheizung unumgänglich nothwendig geworden, nachdem dieses Gouvernement, welches einst prachtvolle Wälder gehabt hatte, nunmehr beinahe zu einer waldlosen Steppe umgeschaffen wurde. Trotz des Mangels an Wäldern werden doch die wenigen noch vorhandenen meistens gänzlich abgeholzt. Die Zuckerfabriken allein verbrauchen 50,000 Cubikklafter, wozu alljährlich 2000 Dessiätinen Wald ausgehauen werden. Die Stadt Charkow verbrennt jährlich 38,000 Cubikklafter, was 1520 Dessiätinen Wald gleichkommt. Deshalb ist dort in letzter Zeit das Brennholz so hoch im Preise gestiegen, daß jetzt ein Cubikklafter mindestens 32 Silberrubel kostet, während dessen Preis vor ungefähr zehn Jahren höchstens 18 Silberrubel betragen hat. Das Baumaterial ist noch theurer als das Brennholz geworden. Da auf solche Weise ganze Waldflächen förmlich verschwinden und der junge Nachwuchs überdies vom weidenden Vieh vernichtet wird, so kann man schon heute voraussehen, daß nach Verlauf von 50 Jahren das Gouvernement von Wäldern ganz entblößt sein wird. Dieser Umstand liefert einen traurigen Beweis sowohl von der Sorglosigkeit der dortigen Einwohner als auch von der Nachlässigkeit der russischen Regierung, die solchem Treiben keine Schranken zu setzen vermag.

Unter bewandten Verhältnissen erscheint demnach eine genaue Erforschung des Bodens in geologischer Hinsicht doppelt wichtig.

Torf wird in den Bezirken von Sumy, Lebiedin und Achtyrka ausgebeutet, wo man denselben in den Brennereien und Zuckerfabriken verwendet. Vor drei Jahren wurden mächtige Torflager im Bezirke von Woltschansk aufgedeckt. Die bis jetzt bearbeiteten Torflager nehmen einen Raum von 3000 Dessiätinen ein; die Dicke der Lager schwankt zwischen 4 bis 10 Fuß. Jedoch ist die Anzahl der noch nicht erforschten Torflager bedeutend größer. Wenn man annimmt, daß sich dieselben auf einer Oberfläche von 15,000 Dessiätinen erstrecken, so möchte sich ein Vorrath von 10 Millionen Cubikklaftern im Werthe von 50 Millionen Silberrubeln herausstellen. Die Zukunft wird zeigen, ob sich diese vielleicht etwas zu hoch gegriffene Behauptung erfüllt.

In den Bezirken von Isjum und Kopjansk befinden sich Steinkohlenlager, doch sind dieselben noch nicht in Angriff genommen worden. Das ganze Charkower Gouvernement bezieht den nöthigen Kohlenbedarf aus den Bergwerken des Jekaterinoslawer Gouvernements, theilweise auch den Donezer Anthracit. Man verbrauchte im Jahre 1873 ungefähr 4 Millionen Pud Steinkohlen, wovon auf Eisenbahnen $2\frac{1}{2}$ Mill., auf Salzsiedereien 300,000 und auf Gasanstalten circa 200,000 Pud entfallen. Der Rest vertheilt sich auf verschiedene Fabriken, öffentliche Anstalten und dergleichen.

— Als Curiosum verdient hier erwähnt zu werden, was ein russisches Blatt über eine förmliche Katzenmenagerie berichtet. Im Mihajlowskischen Bezirk des Gouvernements Riasansk leben drei Schwestern, alte vermögende Jungfern, welche die artige Anzahl von 227 Katzen gezüchtet haben! In Aussicht steht noch eine Vermehrung dieser Familie. Die Katzenlegion nimmt sechs große Zimmer ein, die mit verschiedenen Bettchen, Körben und allerlei Bettutensilien angefüllt sind. Als Nahrung für diese gefräßige Schaar wird die Milch von zwanzig Kühen benutzt.

— In einigen Dörfern des Petersburger Gouvernements, welche an Finnland angrenzen, namentlich in der Nähe von Bielooftrow und Siestrovietsk wird seit ungefähr zwei Jahren von den dort ansässigen Finnen eine große Anzahl von blechernen, mit Malereien verzierten Theebrettern fabricirt. Es ist bemerkenswerth, daß diese recht hübschen Malereien vorwiegend von Frauen ausgeführt werden, welche die hierzu nöthige Anleitung von einigen dortigen Malern erhalten. Da diese Theebretter solid gearbeitet sind und zu billigen Preisen abgegeben werden, so ist auch ihr Absatz besonders in Petersburg ein massenhafter. Gegenwärtig beträgt die Zahl der damit beschäftigten Meister 75, deren jeder jährlich im Durchschnitt 500 Silberrubel verdient, wobei ihm nach Abzug aller Unkosten 200 Silberrubel als reiner Gewinn verbleiben.

— Im Laufe des vorigen Jahres waren an der Murmanskischen Küste 3438 Leute auf 817 Kähnen mit Fischfang beschäftigt. Das Gewicht der gefangenen Fische erreichte 455,000 Pud, welche einen Werth von 256,000 Silberrubel brutto repräsentirten; nach Abzug dagegen aller Unkosten kann das reine Erträgniß mit ungefähr 128,000 Silberrubel angenommen werden. Fischthran wurde für den Betrag von 130,000 Silberrubel ausgeführt.

— Die Nivellirung Sibiriens, zunächst vom Ural, bis Irkutsk, wird demnächst in Angriff genommen werden. Man will durch dasselbe eine feste Grundlage für Höhenbestimmungen und meteorologische Arbeiten gewinnen. Die bisherigen Höhenbestimmungen beruhen nur auf barometrischen Nivellirungen, welche bei der großen Entfernung der Vergleichsorte nur eine sehr unsichere Geltung haben können.

Neuseeland.

Keine andere der vielen britischen Colonien kann sich eines raschern Fortschritts und einer in wirthschaftlicher Hinsicht gediegenern Entwickelung rühmen als diese Inselgruppe in der fernen Südsee. Darüber hat jüngst Sir James Fergusson, in einem zu Glasgow gehaltenen Vortrage, wieder Nachweise geliefert. Die für den Ackerbau geeignete Fläche entspricht etwa jener der britischen Inseln, die Südinsel jener von England mit Wales, die Nordinsel dem Flächenraum Englands ohne Wales. Fergusson war an der Duskybay gerade einhundert Jahr nachdem Cook dort gelandet und konnte nach dessen Beschreibung noch die Linie auffinden, welche Cook in den Urwald hat schlagen lassen um Sonnenbeobachtungen anzustellen. Die Provinz Canterbury gemahnt auffallend an die Grafschaften im östlichen England auch in Bezug auf Sitten und Gebräuche der Einwohner. Die Ostküste der Südinsel hat vortreffliche Häfen, welche durch Krater gebildet werden und nach der Seeseite hin offen sind. Der Hafen von Dunedin ist immer bequem zugänglich, aber die Westküste der beiden großen Eilande hat keine sicheren Häfen; dieselben werden von den Mündungen der Ströme gebildet, vor welchen Sandbarren liegen.

Die Zustände auf der Südinsel sind durchaus befriedigend, weil die Ansiedler nicht durch Kriege beunruhigt wurden. Aber die Nordinsel hat entschiedene Vorzüge; sie hat bessern Boden, ein viel milderes Klima, namentlich im westlichen Theile ganz herrliche Wälder, und ist für Ackerbau wie für Viehzucht trefflich geeignet. Vor nun 35 Jahren kamen Engländer als Colonisten; wenn man aber heute von den Hügeln bei Auckland die Gegend überschaut, so findet man sich in hohem Grad überrascht und glaubt sich in eine europäische Culturlandschaft versetzt. Seit 23 Jahren hat Neuseeland eine Verfassung und zwei Parlamentshäuser; jede einzelne Provinz hat außerdem ihr örtliches Parlament. Die Colonie geht energisch vor; sie verwendet 10 Mill. Pf. St. auf Werke öffentlichen Nutzens, wovon 6 Mill. auf Eisenbahnen, 1 Mill. auf Beförderung der Einwanderung; sie steht bekanntlich einerseits mit Australien, andererseits mit Californien und mehreren Inselgruppen der Südsee in Dampferverbindungen.

Fergusson sprach auch über die Maoris, mit welchen er als Gouverneur in vielfacher Berührung gestanden hat. Er schilderte sie als eine „noble Race“, als die nobelste farbige Race, mit welcher die Engländer jemals in Berührung gekommen seien; sie haben vortreffliche Anlagen und in den Schulen machen die Maorikinder dieselben Fortschritte wie die weißen. Sie sind bessere Christen als sehr viele Engländer, gastfrei, gütig und doch können sie unter Umständen in die größten und grausamsten Barbareien verfallen, was übrigens bekanntlich bei den civilisirten Weißen auch keineswegs selten der Fall ist. Wenn Fergusson behauptet, daß die englischen Ansiedler stets gewünscht hätten, mit diesen Eingeborenen ehrlich und rechtschaffen umzugehen und nie die Absicht gehabt hätten, sie zu verkürzen oder zu betrügen, so sagt er einfach eine arge Unwahrheit, welcher eine Menge von Thatsachen widersprechen.

Der jüngsten Zählung zufolge sind die Maoris nun auf 46,000 Köpfe zusammengeschmolzen. „Wir sehen, wie sie vor unseren Augen hinwegsterben, obwohl es ihnen an ärztlicher Hülfe nicht fehlt. Sie sind im Vergleiche zu unserm Volke reich. Es sind alle Anstrengungen gemacht worden, sie zu einer gesundern Lebensweise zu veranlassen, und ihre Existenz zu verlängern, aber trotzdem sterben sie. Es ist ein großes Uebel, daß sie so stark Taback rauchen; das Fleisch vertrocknet ihnen auf den Knochen. Man kann sehr häufig sehen, daß eine Mutter die Tabackspfeife aus dem Munde nimmt und sie dem Säugling in den Mund steckt, und der Säugling schreiet wenn man sie ihm nicht giebt. Ich befürchte, daß die Maoris als Race geliefert sind.“ Das sind allerdings sehr oberflächliche Bemerkungen; Fergusson vergißt die Laster und Uebelstände zu erwähnen, welche die Civilisation den Maoris gebracht hat, und eben so wenig erwähnt er die psychischen Einwirkungen, welche

auch auf Neuseeland mehr als alles Andere beitragen, die Eingeborenen zu Grunde zu richten. Auch sie sind Opfer der — „Civilisation".

* * *

— Hexerei und Teufelaustreiben. Vor einiger Zeit konnten wir mittheilen, daß in Dresden ein Proceß wegen behexter Ziegenmilch vorkam. Das Dorf, in welchem eine Frau einer andern bösen Leumund gemacht und behauptet hatte, ihr sei die Ziege verhext worden, liegt an der Eisenbahn, heißt Niedersetzlitz und ist die erste Station von Dresden nach Königstein. Wir berichteten auch über einen andern Behexungsproceß, welcher vom Gerichte zu Zweibrücken entschieden wurde. Jetzt lesen wir daß auch vor dem Zuchtpolizeigerichte in Aachen über einen Hexenproceß verhandelt worden ist. Die Frau des Bauers Widdau war von einer andern Bäuerin Namens Schäfer beschuldigt worden, daß sie hexen könne; diese habe ihr das Vieh derart verhext, daß ihre Kühe keine Milch gäben, daß ihre Kinder Ungeziefer bekämen und dergleichen mehr. Sieben Zeugen bestätigten, daß die Schäfer diese Aeußerungen gethan habe. Die Zeugen wurden befragt, ob sie der Schäfer solche Dinge zutrauen; sie antworteten entweder ausweichend oder sagten: das könne man nicht wissen. Zeuge Mathias Stark, ein „Hexenaustreiber", sagte eidlich aus: Die Frau habe durch das seinerseits vorgenommene Kochen der Milch wieder den Nutzen von ihrem Vieh bekommen, aber das Kochen allein thue es nicht; in die Milch kämen „geweihete Sachen", man bete dabei und — „das Uebrige bewirkt die heilige Dreifaltigkeit". Auch müsse er bemerken, daß Frau Widdau ihm gesagt habe, sie wolle der Schäfer etwas anthun, was sie ihr jetzt noch nicht angethan habe; sie könne auch ihn (den Zeugen und Hexenaustreiber) festhexen; sie vermöge vermittelst des Christophelbuches auch den Menschen Ungeziefer anzuhexen und auch noch mehr. Auch sei es wahr daß die von ihm „besprochene" vorher von der Frau Widdau behexte Kuh zwar wieder Milch gegeben, auf diese aber kein Rahm gekommen sei. Dagegen habe jedoch ein Geistlicher geholfen und hinzugefügt: „wenn man nicht zu ihm gekommen wäre, so hätte man ihnen am Ende noch die Hälse umgedreht." Die „Aachener Zeitung" bemerkte, daß die Verhandlung den allerpeinlichsten Eindruck gemacht habe; dieselbe erinnerte, wie so vieles in dieser vielgepriesenen Zeit der Civilisation, an das dunkelste Mittelalter. Frau Schäfer wurde zu einer Geldstrafe von 10 Mark verurtheilt. — Ergötzlich sind die Teufelaustreibungen durch Bärenführer, über welche vor einiger Zeit die „Danziger Zeitung" aus Behrent eine Bekanntmachung des Landrathes veröffentlichte. Das Geschäft ist sehr einträglich. Der Meister dieser Teufelaustreiber in Westpreußen heißt Abdulasses Abdulszalilow. Er verfolgte in einer Ankündigung des „Amtsblattes" von Konitz aus einen seiner dienenden Brüder der ihm entwichen war; derselbe habe ihm eine Bärin mitgenommen und der Mann sei „zur Sache gar nicht qualificirt". Diese modernen Teufelaustreiber kommen mit ihren Bären aus Polen herüber und sind Russen. In Polen geht das Geschäft dermalen jetzt schlecht, es blüht dagegen in Preußen, wie man aus den in Filehne und den in vielen anderen Orten im Posenschen anhängig gemachten Hexenprocessen ersehen kann. „Gehandelt wird bei uns nicht!" sagte ein Bärenführer in dem eine halbe Meile von Behrent gelegenen Tagelöhnerdorfe Sarkowo, wo der Bär aus verschiedenen Ställen den Teufel austreiben mußte. Er nahm dabei den armen, erzverdummten Leuten in kurzer Zeit 9 Thaler 12 Silbergroschen ab, und bekam außerdem noch Schweine und Gänse. Um die vom Teufel besessenen Weiler und Gehöfte auszuspioniren, schicken die Bärenführer besondere Geschäftsleute voraus, welche die „Verzauberten" auskundschaften müssen. Der Wahnwitz an einen „Teufel" zu glauben, der sogar im christlichen Katechismus seine dogmatische Rolle spielt und über welchen der Berliner Pastor Disselhof, der mit ihm sehr genau bekannt ist, ein ergötzliches Büchlein veröffentlicht hat, dieser Glaube ist für Gauner im geistlichen Gewand wie Laien im Schafspelz eine wahre Prämie, und sie können sagen Vivat Diabolus!

— Die „Wassersimpel und Temperenzmucker" machen in den Vereinigten Staaten Fortschritte. Sie bilden in acht Staaten eine eigene politische Partei (in Connecticut, Illinois, Michigan, Nebraska, Neuhampshire, Neuyork, Ohio und Pennsylvanien), die bei den Wahlen 1872 erst 5608 Stimmen abgab, im Herbst 1874 schon 36,167; hat also binnen zwei Jahren um 30,000 Stimmen zugenommen. In mehreren Staaten sind, abgesehen von jener Parteiorganisation, die „Temperenzler" so zahlreich, daß sie bei den Wahlen den Ausschlag geben. In Illinois z. B. sind sie sehr einflußreich und sie haben in der dortigen Legislatur einen Gesetzentwurf eingebracht. Diesem zufolge soll jeder Wirth für die Erlaubniß geistige Getränke zu verkaufen eine Abgabe zahlen, die je nach der Größe der Ortschaften 100, 150 und 500 Dollars beträgt. Die Erlaubniß soll nur ertheilt werden, wenn sich zu Gunsten derselben wenigstens zehn Hausbesitzer und deren Frauen in der Nachbarschaft verwandt haben. Dies auf dem platten Lande, in Städten sind 20 bis 50 erforderlich. Jeder Wirth soll verpflichtet sein wenigstens sechs Betten zu halten und einen Stall für vier Pferde. Außerdem muß er in seinem Hause ein Zimmer einrichten und ausstatten zur Aufnahme armer, mittelloser Reisenden. Diese soll er über Nacht beherbergen und ihnen am Morgen eine Tasse Kaffee und ein Stück Brot verabfolgen. Außerdem hat er Namen, Alter und Geburtsort in ein Buch einzutragen. Jeder Nachbar eines Wirthes hat das Recht, demselben solche arme Reisende zur Beherbergung zuzuschicken, muß aber dem Ansuchenden ein von ihm, dem Nachbar, unterzeichnetes Begleitschreiben mitgeben. Die Herbergskosten dürfen nicht mehr als 15 Cents betragen. Die republikanische Freiheit im transatlantischen Musterstaate macht immer mehr Fortschritte.

— Auf Neuseeland hat man beim Bau der Wasserwerke in Waimea interessante geologische Entdeckungen gemacht. Man fand, eine gute deutsche Meile vom heutigen Strande entfernt, 500 Fuß über der Meeresfläche Walfischknochen in einer Ablagerung von blauem Lias, in welchem auch Muschelschalen und Spuren von Meerespflanzen in großer Menge vorkommen. In der Nähe sind vor einiger Zeit auch Knochen des Riesenvogels Moa gefunden worden und zwar in den oberen Schichten, während die Walfischknochen in den älteren Lagen vorkommen. Sie sind sehr gut erhalten und nicht versteinert, obwohl sie dort Hunderttausende von Jahren früher als seit „Erschaffung der Welt nach der Jüden Rechnung" verflossen sind, gelegen haben.

— Die deutschen Colonisten in der südbrasilianischen Colonie Rio grande do Sul haben 1872 etwa 1500 Tonnen Taback geerntet.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXVII. № 19.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 12 Mark. Einzelne Nummern 50 Pf. | 1875.

Die Geyserregion am obern Yellowstone.

I.

Das „Neue Wunderland" am obern Yellowstone, eine der merkwürdigsten vulcanischen Regionen unseres Erdballes, ist erst seit dem Herbste des Jahres 1870 bekannt geworden. Die gewaltige Kette der Felsengebirge war seit einem halben Jahrhundert vielfach nicht bloß von Fallenstellern, sondern auch von Forschungsreisenden durchzogen worden, aber in den Winkel, welcher im nordwestlichen Wyoming, an der Grenze von Montana und Wyoming liegt, war Niemand eingedrungen. Und gerade dort fand man eine vulcanische Region, welche in ihrer großartigen Eigenthümlichkeit ihresgleichen nicht hat. Allgemein war die Ueberraschung, als nähere Einzelheiten über dieses „Wunderland" bekannt wurden; an der Wahrhaftigkeit der staunenerregenden Berichte war nicht zu zweifeln. Wir unsererseits haben nicht unterlassen, sofort nachdem dieselben veröffentlicht wurden, auf die Entdeckung hinzuweisen. Wir theilten („Globus" Band XX, S. 41. 1871) die Ergebnisse der Streifzüge Washburne's mit, und einige Zeit nachher (Band XXI, S. 118, Februar 1872) jene der ersten Forschungsreise Hayden's und Elliot's, welche zu geologischen Zwecken unternommen war. Seitdem hat Hayden alljährlich jene Region wieder besucht; seinen Bemühungen ist es zu verdanken, daß dieselbe so erhalten bleibt, wie sie ist, daß man also der Habsucht der Yankees einen Riegel vorgeschoben hat.

Diese sogenannte Geyserregion ist 1872 von der Regierung der Vereinigten Staaten zum Nationalpark erklärt worden und steht unter dem Schutze derselben, damit sie unangetastet bleibe. Ein Flächenraum von 55 bis 65 Miles, zwischen 44 und 45° N. (westlich von 110° W.), kann nicht in die Hände von Privatleuten übergehen und nicht durch Goldgräber verwüstet werden. Diese Gegend liegt in der Nähe der Quellen des Missouri (des Madison, welcher einen der drei Quellarme desselben bildet) und des Yellowstone, mehr als 6000 Fuß über dem Meere, der Yellowstonesee 7427 Fuß englisch hoch, während die das Thal umgebenden Bergketten bis zu 10,000 und 12,000 Fuß aufgipfeln und das ganze Jahr hindurch mit Schnee bedeckt sind. Solch ein Land ist für den Ackerbau nicht geeignet und kein Monat im Jahr ist ohne Fröste. Im Juni, Juli und August ist das Klima kräftigend, dann sind Sturmwinde und Regengüsse selten. „Diese Gegend wird nach Verlauf einiger Jahre von vielen Kranken besucht werden, welche dort auf Wiederherstellung ihrer Gesundheit hoffen können; sie wird Reisende in Menge anziehen, denn die Geyser auf Island erscheinen unbedeutend neben den heißen Quellen im Becken des Yellowstone und des Firehole."

Am 1. März 1872 genehmigte der Congreß den „Nationalpark", dessen Beaufsichtigung dem Ministerium des Innern obliegt.

Wir wollen auf eine nähere Schilderung dieses „Wunderlandes" eingehen, welches diese Bezeichnung mit vollem Rechte trägt und lassen die Entdecker und Forscher selbst erzählen, weil wir dadurch die frischesten Eindrücke erhalten; vor ihnen that sich eine neue Welt mit ungeahnten Ueberraschungen auf.

Zug durch den Wald.

Im August 1870 erhielt der Reiterlieutenant Gustav Doane Befehl, den General Washburne auf einem Ausfluge nach dem Yellowstonesee zu begleiten. Nach seiner Rückkehr sandte er einen Bericht ein, aus welchem hervorging, daß die Aussagen einzelner Trappers über eine geradezu ungeheure Menge heißer Quellen nichts weniger als übertrieben und nicht etwa, wie man angenommen hatte, Fabeln seien. Gleichzeitig schilderte ein anderer Begleiter Washburne's, Langford, seine Reiseeindrücke, welche gleichfalls, auch unter den Männern der Wissenschaft Aufmerksamkeit erregten. Darauf hin wurde Prof. Hayden, ein ausgezeichneter Geolog, von Seiten der Regierung beauftragt, die Geyserregion speciell zu erforschen. Wir geben den wesentlichen Inhalt seiner Berichte nebst Illustrationen im nächsten

Thurmcascade.

Bande des „Globus" und beschränken uns vorerst auf die Darstellungen Doane's und Langford's, welche ohnehin eine nicht unbeträchtliche Anzahl unserer Spalten einnehmen.

Washburne war Generalinspector des Territoriums Montana, in dessen südlichem Theile (nördlich von der Geyserregion) Fort Ellis liegt; Doane begleitete ihn mit vier Reitern, die als Bedeckung dienten, er nahm ein Zelt, Lebensmittel für vierzig Tage und hinreichende Munition mit. In Fort Ellis schlossen sich Langford und sieben andere Männer aus der Stadt Helena in Montana nebst einigen Dienern und Köchen an. Sechs Miles von Fort Ellis überstiegen sie das Gebirge in mehr als 6000 Fuß Höhe; dasselbe bildet die Scheide zwischen den Becken des Gallatin (der einer der drei Quellarme des Missouri ist) und des Yellowstone, welchem sie am 23. August 1870 sich näherten. Die Gegend nahm mehr und mehr einen ausgesprochen vulcanischen Charakter an, überall traten gewaltige Massen basaltischer Lava auf, die mehrere hundert Fuß hoch waren und manchmal Thürmen oder gothischen Burgen glichen. Nachmittags, so schreibt Doane, lag der Yellowstone mit

seinem Thale vor uns, ein ausgedehntes Panorama, das von sehr hohen vulcanischen Bergen umschlossen wird. Diese Piks bestehen aus schwarzer Lava und ihre ausgezackten Gipfel hoben sich mit großer Klarheit vom Himmel ab. In den Spalten der Abhänge lagen gewaltige Schneemassen, welche im Sommer Hunderte von Gießbächen bilden; diese strömen durch die dichten Wälder, mit welchen die Berge weiter abwärts bekleidet sind.

Für eine so hochliegende Gegend fanden wir das Klima ziemlich mild. Der Yellowstone hat hier eine Breite von 50 bis 100 Yards, 4 Fuß Tiefe und eine sehr rasche Strömung. Wir zogen sechs Miles weit thalab und lagerten dann am Eingang eines Cañon, d. h. einer engen Schlucht mit senkrecht abfallenden Wänden. Nachts stellten wir Schildwachen aus, denn wir hatten Spuren von Indianern bemerkt; man darf in diesen Gegenden Vorsicht nicht außer Acht lassen.

Der große Cañon.

Am folgenden Tage zogen wir durch einen der Cañons des Yellowstone und er war so eng, daß wir im Gänsemarsche gehen mußten. Unter uns tobte der Fluß in geräuschvollen Stromschnellen über ein mit mächtigen Felsen förmlich besäetes Bett. An manchen Stellen hingen über unserm Pfade hundert Fuß hohe Lavamauern, die drohend aussahen als wollten sie jeden Augenblick herabstürzen. Wir wanden uns durch dieses Gewirr hindurch so gut wir konnten und störten dabei eine Menge Klapperschlangen. Etwa eintausend Fuß oberhalb des Flusses fanden wir einen zwar kleinen aber sehr hübschen See; wir stiegen dann in das hier bis zu etwa zwei Miles breite, völlig sterile Thal hinab und lagerten am Flusse Gardiner, der von Süden her durch eine tiefe Schlucht kommt; von dort aus bemerkten wir Feuer im Gebirge, ein Beweis daß Indianer in der Nähe seien. Während des Tages fanden wir manche verlassene Pingen; hier waren also schon Goldsucher gewesen.

Am 26. August überschritten wir den Gardiner, welcher

hier ein Bergwasser von 20 Yards Breite und 3 Fuß Tiefe ist; ein vor uns liegender Cañon war nicht zu passiren und wir mußten ein 7331 Fuß hohes Felsenplateau überschreiten. Zweitausend Fuß unterhalb desselben floß in einer unzugänglichen Schlucht der Yellowstone in einem felsigen Bett und bildete zahlreiche Cascaden; von unserer Höhe gesehen glich er einem breiten Schaumbande. Dieser ungeheure Abgrund ist nicht durch das Wasser ausgehöhlt worden, er ist ein durch vulcanische Wirkungen hervorgebrachter Spalt, wie sich aus seiner unregelmäßigen, zerrissenen Structur ergiebt. Man hört oben, wenn man über den Rand des Cañons hinabsieht, nur ein melancholisches Geräusch, ein unheimliches Gemurmel, das einer erstickten Klage gleicht und ergreifend wirkt. Die gewaltigen Fichten nehmen sich aus wie kleine Sträucher. In den Felsenspalten haben Adler ihren Horst. Die ganze Einöde macht einen überaus niederschlagenden Eindruck.

Oberer Katarakt des Yellowstone.

Nachmittags kamen wir wieder durch eine Schlucht und dann in ein Thal, wo der Yellowstone einen Nebenfluß aufnimmt. Die das Thal einschließenden Berge bestehen ganz aus Lava, welche die seltsamsten Gestalten zeigt. Als wir vom Plateau durch die steilen Schluchten hinabstiegen, trafen wir die erste heiße Quelle. Am andern Tage machte ich einen Ritt in der Umgegend, fand überall die Spuren vulcanischer Thätigkeit und überzeugte mich daß auch hier schon Goldsucher gewesen waren. Auf einer Oberfläche von zwei Miles in der Vertiefung, in welcher der Fluß strömt, bemerkte ich eine große Anzahl von Mineral- und Schwefelquellen und die Schwefeldämpfe roch man auf eine halbe Mile weit; in der Schlucht war der Kalkstein an manchen Stellen durch Schwefel glänzend gelb gefärbt. Die Wände zeigten allerlei seltsame Gestalten, manchmal in täuschender Nachahmung, namentlich farbige Thürme und Minarets. Einen merkwürdigen Anblick gewährte die Thurmcascade. Ein kleiner Fluß stürzt sich ungetheilt etwa 150 Fuß in

eine Schlucht und vereinigt sich weiter abwärts mit dem Yellowstone; er hat sich, wie die Illustration zeigt, eine Bahn gebrochen zwischen Bergmassen, die von 50 bis 100 Fuß hoch, und so leicht zerreibbar sind, daß ihr Gestein zwischen den Fingern sofort zerbröckelt werden kann. Das völlig klare Wasser stürzt dann weiter in einen mehr als 200 Fuß tiefen Schlund und weiter in einen engen Cañon, dessen Wände viele mit Moos überzogene Höhlen zeigen. Dieser Wasserfall ist von oben und unten zugänglich und macht aus der Ferne einiger hundert Schritt einen reizenden Eindruck mit seinem friedlichen Gemurmel.

Die Indianer, welche uns nachgegangen waren, hatten den Fluß überschritten; zwei unserer Jäger fanden die Gerippe zweier anderer Jäger, die dort vor zwei Jahren von den Wilden ermordet worden waren. Am 29. August erreichten wir einen Punkt, von welchem man den großen Cañon des Yellowstone überblicken kann; derselbe zieht sich in gerader Richtung durch eine hohe Gebirgskette, seine steilabfallenden Wände sind schwefelgelb bekleidet und der obere Rand ist mit dichtem Walde bestanden so weit das Auge reicht. Dieser obere Cañon ist etwa zwanzig Miles lang, zieht sich bis an den Fuß der Katarakten des Yellowstone und hat nirgends eine Stelle, an welcher man ihn passiren kann. Durch die Breche, welche er im Gebirge offen läßt, an den äußeren Abhängen desselben, bemerkten wir eine Dampfsäule, welche über die Waldung wohl einige hundert Fuß emporstieg. Einer von uns beobachtete, daß der Dampf gleichsam ruckweis sich in die Höhe hob und das war richtig; wir hatten vor uns eine Dampfsäule, welche an der andern Seite des Gebirges in Stößen aus dem Boden hervorkam. Sie wurde mit lautem Jubel begrüßt; wir überstiegen den Mount Washburne in einer Höhe von 9966 Fuß und nun lag das Becken des Yellowstonesees vor uns. Der Blick von diesem Gipfel aus ist über alle Beschreibung großartig. Bei der klaren, durchsichtigen Luft kann man auf Strecken von zwanzig Miles weit alle Einzelheiten der ganzen Gegend genau unterscheiden. Ringsum ist das Becken von Schneebergen eingeschlossen, nur gen Osten hin öffnet sich der gähnende große Cañon und bricht dem Strome Bahn durch die gewaltige Kette. Er ist so tief, daß man den Fluß von oben nicht sehen kann und auch sein Getöse nicht vernimmt.

Dieses Becken hat einst den Krater eines nun längst erloschenen Vulcanes gebildet. Nach Süden hin erblickten wir den Yellowstonesee; neben dem großen Cañon stieg die Dampfsäule empor, welche wir am Morgen bemerkt hatten; in einer weiter entfernten Schlucht bemerkten wir sechs und etwas weiter nach Süden hin eine Gruppe von zwanzig Dampfsäulen. Außerdem stiegen in dem weiten Becken nach allen Richtungen hin noch sehr viele andere empor. Ich war den Uebrigen vorausgeritten und traf im Föhrenwald an einem Bach auf ein Rudel Hirsche, wahre Prachtthiere, die hier, wie auch das Elen, in Menge vorkommen; auch Bären sind häufig.

Abends gelangten wir an eine Anzahl warmer Quellen und gleich nachher an ein förmliches System kochender Schlammquellen, aus welchen Dampfwolken aufstiegen. Die größte maß 25 bis 30 Fuß, ihr Wasser war schieferfarbig; eine zweite war 4 Fuß breit, kochte heftig, trat über und hatte dunkelbraunes Wasser; eine dritte von 20 bis 25 Fuß schleuderte von Zeit zu Zeit mit Heftigkeit eine Dampfsäule bis gegen 100 Fuß in die Höhe. Sie war mit einer kalkartigen, schwefeligen Formation bekleidet; an der einen Seite fanden wir eine Ablagerung in Gestalt einer Honigwabe; sie war äußerst hübsch gefärbt; der sublimirte Schwefel hatte eine Unterlage die sich wie Silber ausnahm. Diese Ablagerung war mehrere Fuß hoch und mochte wohl einige Tonnen (zu 2000 Pfund) schwer sein. Aus offenen Zwischenräumen zischte der Dampf pfeifend heraus. Weiterhin bemerkten wir noch zwei ähnliche und außerdem noch viele kleinere. Der Boden war dort gehoben und zerbrechlich wie eine Teigkruste, so daß man sich mit Vorsicht bewegen mußte, denn sobald der Fuß dieselbe durchtrat, schoß sofort Schwefeldampf hervor.

Die geographische Verbreitung der europäischen Lurche und Kriecher.

Es fehlte bisher an einem Werke, welches die europäischen Amphibien und Reptilien ausschließlich und eingehend erörterte, während auf anderen Gebieten der Zoologie monographische Bearbeitungen in genügender Anzahl vorhanden waren. Dem Mangel abzuhelfen hat Dr. Egid Schreiber, Director der Oberrealschule zu Görz, unternommen in seinem soeben erschienenen Werke: „Herpetologia Europaea. Eine systematische Bearbeitung der Amphibien und Reptilien, welche bisher in Europa aufgefunden sind“ (Braunschweig, Friedrich Vieweg und Sohn, 1875). Die Aufgabe ist vortrefflich, mit außerordentlichem Fleiße durchgeführt worden, mit einer Ausführlichkeit die nichts zu wünschen übrig läßt. Fast alle europäischen Lurche und Kriecher lagen dem Verfasser vor, er zeichnete sie selbst nach der Natur und bereicherte dadurch sein Werk mit höchst instructiven Abbildungen.

Schreiber beginnt mit den Amphibien, welche in die schwanztragenden (Urodela) und schwanzlosen (Anura) eingetheilt werden. Zur erstern Ordnung gehören die Gattungen Proteus (der Olm, höchst wahrscheinlich ein nicht vollständig entwickeltes Thier), Triton, Pleurodeles, Chioglossa, Spelerpes, Bradybates, Salamandrina und Salamandra mit zusammen 16 Arten. Die Abbildungen sind so gezeichnet, daß auf einen Blick die speciellen Unterschiede in die Augen fallen müssen; wir geben zu diesem Zwecke diejenigen wieder, welche die nahe verwandten Arten Triton taeniatus (unser Wassersalamander) und Triton helveticus darstellen.

Die Anuren (Kröten und Frösche) sind durch die Gattungen Pelobates, Bombinator, Pelodytes, Alytes, Hyla, Discoglossus, Rana und Bufo mit zusammen 12 Arten vertreten, so daß Europa überhaupt 28 Amphibien aufweist.

In höchst ausführlicher Weise wird das uns besonders interessirende Capitel der geographischen Verbreitung dieser Lurche behandelt, wenn auch die Grenzen einzelner Arten noch nicht genügend festgestellt erscheinen. Immerhin hat man schon interessante Ergebnisse an der Hand der bisher bekannten gefunden. Schreiber theilt Europa in 14 faunistische Gebiete ein, die folgendermaßen mit Amphibien gesegnet sind. Island keine; Skandinavien 11; Großbritannien und Irland 8; Dänemark 8; Niederlande und Belgien 12; Frankreich 21; Pyrenäische Halbinsel 18; Deutschland 15; Italien 16; Illyrien und Dalmatien 14; Ungarn und Kar-

pathenländer 13; Balkanhalbinsel 5; Rußland 11 und die Taurische Halbinsel 4. Frankreich ist somit das reichste Land in dieser Beziehung, es besitzt über zwei Drittel sämmtlicher Arten; Spanien, Italien, Deutschland über die Hälfte, und so fort, bis die Balkanhalbinsel mit weniger als einem Viertel und die Krim mit nur einem Siebentel der vorkommenden europäischen Lurche schließen. Von eigenthümlichen Arten, welche außerhalb des betreffenden Gebietes nicht gefunden werden, besitzt Frankreich zwei (Pelodytes punctatus und Triton Blasii), die Pyrenäische Halbinsel drei (Discoglossus pictus, Pleurodeles Waltli und Bradybates ventricosus), Italien zwei (Spelerpes fuscus und Salamandrina perspicillata) und Illyrien eine (Proteus anguineus).

Triton taeniatus Schnd.
a Schwanzspitze, Hinterfuß des brünstigen ♂.

Es ergiebt sich ferner, daß die Schwanzlurche viel häufiger auf einzelne und kleinere Gebiete beschränkt sind, während die froschartigen Amphibien durchschnittlich eine viel weitere und gleichmäßigere Verbreitung besitzen. Im Westen Europas sind beide Ordnungen der Amphibien ziemlich gleichmäßig vertreten, während nach Osten hin die Anuren das Uebergewicht erhalten, so daß die Fauna des östlichen Europa vorherrschend aus froschartigen Amphibien besteht. Nach Süden zu nehmen die Amphibien zu, so daß Südeuropa 24 Arten, Nordeuropa (von 55° nordwärts) nur 11 Arten besitzt; auf Mitteleuropa (55° bis 45° nördl. Br.) entfallen 20 Arten. Unter allen europäischen Lurchen scheint Rana temporaria am weitesten nach Norden vorzudringen, da sie noch bei Quicjock in Lappmarken vorkommt. Endlich ergiebt sich daß Westeuropa weit reicher an Amphibien ist als der Osten unseres Erdtheils, indem 28 Arten im Westen und 14 im Osten vorkommen.

So wie die Lurche behandelt Schreiber auch die Reptilien und ihre drei Ordnungen: Schlangen (Ophidia), Eidechsen (Sauria) und Schildkröten (Chelonia). Europa besitzt 24 Arten Schlangen, welche den Gattungen Trigonocephalus, Vipera, Pelias, Tarbophis, Psammophis, Coelopeltis, Tropidonotus, Elaphis, Periops, Zamenis, Callopeltis, Rhinechis, Coronella, Eryx und Typhlops angehören. Rhinechis scalaris aus dem südlichen Europa ist die stärkste europäische Schlange, indem sie bei einer Länge von 4 bis 5 (selten 6) Fuß eine Dicke von 2 Zoll erreicht. Die giftigste unter allen ist Vipera Ammodites, die zumal im Süden häufig ist und nördlich bis Steiermark reicht. Sie ist ein Nachtthier und lebt fast ausschließlich von Mäusen. Ihr Biß tödtet schnell, was schon die Alten wußten.

Vipera ammodites Linné.

Reichlicher als die Schlangen sind bei uns die Eidechsen vertreten, nämlich mit 35 Arten, welche den Gattungen Blanus, Ophiomorus, Anguis, Seps, Ablepharus, Gongylus Pseudopus, Ophiops, Podarcis, Acanthodactylus, Psammodromus, Lacerta, Notopholis, Tropidosaura, Phrynocephalus, Agama, Stellio, Uromastix, Gymnodactylus, Phyllodactylus, Hemidactylus, Platydactylus und Chamaeleon angehören. Sehr verschieden in Form und Gestaltung der Füße. Eine allgemeine Uebereinstimmung findet hier nur insofern statt, als dieselben bei den meisten Eidechsen sowohl hinten als vorn fünf Zehen besitzen, die aber sehr mannichfaltig gebildet sein können, wie aus der Abbildung hervorgeht.

Triton helveticus Razoum.
a Schwanzspitze, b Hinterfuß des brünstigen ♂.

A Greiffuß von Chamaeleon vulgaris. — B Hinterfuß von Phrynocephalus auritus mit gesägten Zehen. — C Hinterzehe von Acanthodactylus vulgaris mit gezähntem Rande (a) und gekielter Unterseite (b) — D Kletterfuß von Ascalabotes fascicularis mit ganz erweiterten, zum Theile krallenlosen Zehen; daneben ein einzelner Finger von unten mit quergestellten Haftlamellen. — E theilweise erweiterte Hinterzehe von Hemidactylus verruculatus mit linsenförmigen, zweireihig gestellten Haftscheiben auf der Unterseite.

Am schwächsten sind die Schildkröten in Europa vertreten; Schreiber zählt nur acht Arten auf, welche den Gattungen Sphargis, Thalassochelys, Chelone, Emys, Cistudo und Testudo angehören. Alle 64 Arten europäischer Reptilien vertheilen sich folgendermaßen in absteigender Ordnung über die europäischen Faunengebiete:

Balkanhalbinsel	35 Arten in	27 Gattungen,
Italien	34 „	24 „
Rußland	32 „	24 „
Pyrenäische Halbinsel	31 „	22 „
Frankreich	27 „	19 „
Illyrien und Dalmatien . . .	25 „	18 „

Ungarn und Karpathenländer	14 Arten in 11	Gattungen,
Krim	13 „ 10	„
Deutschland	13 „ 8	„
Niederlande und Belgien	7 „ 5	„
Skandinavien	6 „ 5	„
Großbritannien und Irland	6 „ 5	„
Dänemark	6 „ 5	„

Es entfallen demnach auf die Balkanhalbinsel, auf Italien und Rußland sowie die Pyrenäische Halbinsel etwa die Hälfte; auf Frankreich, Illyrien und Dalmatien über ein Drittel, auf Ungarn und die Karpathenländer, Deutschland und die Krim etwa ein Fünftel, auf die übrigen Gebiete etwa nur ein Zehntel aller einheimischen Kriecher. Von eigenthümlichen Arten, die außerhalb der betreffenden Gebiete nicht vorkommen, finden sich in Rußland 6 (Trigonocephalus halys, Elaphis dione, Ophiops elegans, Podarcis velox, Phrynocephalus auritus, Agama sanguinolenta), auf der Pyrenäischen Halbinsel 3 (Blanus cinereus, Acanthodactylus lineo-maculatus, Chamaeleon vulgaris), auf der Balkanhalbinsel ebenfalls 3 (Typhlops lumbricalis, Notopholis morcotica, Gymnodactylus geccoides), in Italien 2 (Notopholis Fitzingeri, Phyllodactylus europaeus) und auf der Krim endlich nur 1 Art (Acanthodactylus Savignyi). Einzelne der oben in der Tabelle angeführten Arten sind ausschließlich pelasgische Thiere, welche auf den betreffenden Festländern vollkommen fehlen und nur auf den dazu gehörigen Inseln vorkommen. Dies ist bei Italien mit 7 (Coelopeltis lacertina, Tropidonotus viperinus, Periops hippocrepis, Gongylus ocellatus, Lacerta taurica, Notopholis Fitzingeri, Phyllodactylus europaeus), bei der Balkanhalbinsel ebenfalls mit 7 (Tropidonotus viperinus et tesselatus, Eryx jaculus, Gongylus ocellatus, Tropidosaura algira, Stellio vulgaris, Uromastix spinipes), bei der Pyrenäischen Halbinsel mit 1 (Testudo graeca) und bei Frankreich auch nur mit 1 Art (Lacertai oxycephala) der Fall. Als echt europäische Charaktergattungen sind Tropidonotus (Natter), Anguis (Blindschleiche) und Lacerta (Eidechse) anzusehen, indem sie, wiewohl nicht immer in denselben Arten, über alle dreizehn Ländergebiete verbreitet sind; diesen zunächst steht die Gattung Coronella.

Nach Zonen eingetheilt gehören 6 Arten dem Norden, 29 der Mitte und 62 dem Süden Europas an, der Süden besitzt also zehnmal so viel Reptilien als der Norden. Dagegen zeigt sich hier nicht dasselbe Gesetz wie bei den Lurchen, die im Westen stärker als im Osten vertreten sind, indem die Kriecher fast gleich stark über West- wie Osteuropa verbreitet sind. Im Westen kommen 30, im Osten 36 Arten vor. Die Chelonier fehlen im Norden vollkommen; am weitesten nach Norden geht von den Schildkröten die kleine Cistudo lutaria, die von Mecklenburg an durch Brandenburg, Posen und Schlesien, Oesterreich, Ungarn bis Griechenland sich verbreitet.

Seeräuber auf Celebes.

Der italienische Naturforscher Beccari, welcher sich augenblicklich wiederum in Neu-Guinea befindet, und zwar auf Kosten seiner Vaterstadt Genua, hatte nach Vollendung seiner ersten Reise auf der Insel der Papua im niederländischen Ostindien seine Sammlungen fortgesetzt, zuletzt auf der südöstlichen Halbinsel des buchtenreichen Celebes. Auf deren Ostküste liegt etwa unter 4° südl. Br. Landschaft, Stadt und Fluß Kendari, von wo Beccari am 15. Mai 1874 mit sechs Mann und Vorrath für einen Monat in seinem Boote absegelte. Unter seinen Leuten befand sich auch ein Tokkia, welchen ihm der Radscha der Tokkias selbst mitgegeben hatte; von dieser Seite her hatte er also nichts zu fürchten. Auch die Kopfjäger, welche damals gerade in großer Anzahl von den südlich gelegenen Bergen von Kanawi (Koenawei) herabgestiegen waren, und vor denen er gewarnt worden war, erschienen ihm nicht so fürchterlich; dieselben wagen keinen Angriff, sobald sie den geringsten Widerstand befürchten müssen. Schon sein Bart, meint Beccari, würde genügt haben, sie, die nie einen weißen Mann gesehen, in die Flucht zu jagen.

Aber anders und schlimmer stand die Sache mit den Seeräubern, welche jene Küsten unsicher machen; für sie bedeutet die Anwesenheit eines „Orang putih“ (weißer Mann) soviel, als Aussicht auf gute Beute. Ihretwegen ist jene ganze Küste völlig unbewohnt. Beccari war deshalb ganz auf sein Boot angewiesen; und da er in der großen Bay von Kendari (Vosmaers baai der holländischen Karten) keine große Ausbeute an Schätzen des Thier- und Pflanzenreiches machte, so umfuhr er das jenen Meerbusen nördlich begrenzende Cap Ripa-Ripa, um nach Lembó bei der Insel Labenki ($3^1/_2$° südl. Br.) vorzudringen. Mehrere Tage lang versuchte er vergeblich, die starke, durch den Einfluß des Samparaflusses erzeugte Strömung mit Rudern zu überwinden; da erhielt er am 24. Mai von fünf mit Drehbassen wohl bewaffneten Prahus aus Kendari die Nachricht, daß die Piraten in Lembó geplündert hätten. An eine Weiterreise war nicht zu denken; er mußte nach Kendari zurück. Am 25. Mai landete er, um womöglich frische Provisionen sich zu verschaffen. Eben durchschritt er mit dreien seiner Leute ein Reisfeld der Alfuros, als er in der Richtung, in welcher sein Boot lag, Kanonenschüsse hörte. Unzweifelhaft waren die Prahus von Kendari auf die Seeräuber gestoßen und hatten den Kampf mit ihnen aufgenommen. Da war keine Zeit zu verlieren; Hals über Kopf eilte der Reisende bergab zum Strande, so daß seine Begleiter mit ihren nackten Füßen kaum Schritt halten konnten. Am Prahu angelangt, sandte er zwei seiner Leute in dem kleinen Boote hinaus an die Ausfahrt der Bucht, um den Stand der Dinge zu erfahren, während er selber mit den übrigen seine Waffen in Stand setzte, namentlich einen starken, doppelläufigen Hinterlader, dessen Sprenggeschosse sich vortrefflich eigneten, um die leichten Piratenboote zum Sinken zu bringen. Jeder der sechs Leute besaß eine doppelläufige Vogelflinte, einen Speer, Parang und Kris.

Bald kehrte das Boot mit der Kunde zurück, daß sieben kleine Piratenschiffe in Sicht seien, welche gerade auf die Bucht, wo der Reisende sich befand, lossteuerten. Sieben Boote aber mußten mindestens siebenzig Mann enthalten, also die zehnfache Anzahl von Beccari's Macht. Zwar war das Ufer nahe, um sich zu retten, aber Beccari entschloß sich, anzugreifen. Der Anker ging in die Höhe und die Prahu wurde den Feinden entgegen gerudert. Auf 1000 Meter

Entfernung wollte er das Feuer eröffnen, um die Piraten durch seine weittragenden Waffen womöglich einzuschüchtern, als seine Leute ihm zuriefen, daß die Boote anscheinend von Kendari seien. Und so war es auch; es waren dieselben, welche er Tags zuvor getroffen hatte, und welche eben draußen drei Piratenschiffe angegriffen, aber nicht weit verfolgt hatten, weil noch zehn andere in Sicht waren. Alle zusammen kehrten nun heim; bei Bokori, hinter dem Cap Ripa-Ripa (auf den holländischen Karten Nipa-Nipa) trafen sie auf eine ganze Flotte von Kendari-Booten, den Radscha selbst an Bord, welche durch die Kanonenschüsse aufmerksam gemacht zu Hülfe geeilt waren. Als sie am nächsten Tage in Kendari anlangten, fanden sie die ganze Stadt in voller Aufregung: man erwartete in der folgenden Nacht den Angriff der Räuber und zwar von der Landseite aus, weshalb man alles Tragbare in die Boote flüchtete. Beccari freilich glaubte nicht daran und brachte seine Habseligkeiten und Sammlungen lieber an Land.

Am 27. Mai näherten sich die Feinde endlich der Stadt; einige Boote fuhren ihnen entgegen, wagten sie aber wegen ihrer großen Anzahl nicht anzugreifen und baten um Verstärkung. Folgenden Tages segelte der Italiener selbst mit zehn Prahus, alle mit kleinen Kanonen versehen, hinaus; diesmal aber suchten die Piraten das Weite, und ihre Verfolgung war wegen des widrigen Windes unmöglich.

Natürlich konnte Beccari nicht daran denken, seine Bootsreisen fortzusetzen; er sammelte also Pflanzen in Lepo-Lepo, ohne sonderlich viel Neues zu finden. Inzwischen war es einigen Booten gelungen, Mangkasar, die Hauptstadt, zu erreichen und den dortigen Behörden den Blockadezustand, den es Seitens der Seeräuber zu erleiden hatte, mitzutheilen. Diese beeilten sich in sehr anerkennenswerther Weise, das erste einlaufende Kriegsschiff, die „Sumatra", nach Kendari abzuschicken. Auf diesem kehrte der Reisende dann wohlbehalten im August nach Mangkasar zurück.

Aus dem häuslichen Leben der alten Mexicaner.

Von **Hubert H. Bancroft** in San Francisco.

I.

Erziehung und Unterricht der Kinder. — Verheirathungen und Hochzeitsfeierlichkeiten.

Die nachstehenden Angaben, welche allesammt auf Quellenangaben beruhen, werden dem Leser einen Einblick in das Familienleben der alten Mexicaner gewähren. Die geschichtlichen und staatlichen Verhältnisse sind oftmals, zum Theil von ausgezeichneten Historikern, geschildert, auf die häuslichen Verhältnisse ist von denselben weniger Rücksicht genommen worden. Deshalb wird, wie wir glauben, unsere Darstellung nicht unwillkommen sein.

I.

Auf die Erziehung wurde große Sorgfalt verwandt; sie begann gleich sobald das Kind laufen konnte und das bei ihr befolgte System ist in seiner Art in der That bewundernswürdig. Eltern und Priester waren eifrig beflissen, ihren Zöglingen Liebe zur Wahrhaftigkeit und Abscheu gegen das Böse einzuflößen; vor allen Dingen wurde ihnen Achtung vor den Eltern und bescheidenes Betragen eingeschärft. Lüge wurde streng bestraft.

Eine Reihe alter aztekischer Gemälde, welche eine hieroglyphische Geschichte dieses Volkes darstellen, veranschaulichen auch sehr deutlich die Art und Weise der Erziehung; wir sehen was die Kinder zu essen bekamen, wie sie beschäftigt wurden und mit welchen Strafen man sie belegte. Eines der Bilder stellt eine aus Vater, Mutter, Knaben und Mädchen bestehende Familie dar. Drei kleine Kreise, von denen jeder ein Jahr bedeutet, deuten an daß die Kinder drei Jahr alt waren; man sieht daß der Vater ihnen gute Lehren giebt; ein in der Breite getheiltes Oval zeigt, daß in diesem Alter ein halber Kuchen die Mahlzeit eines Kindes bildet. Gleich nach vollendetem vierten Jahre wurden die Knaben zu leichter Arbeit angehalten; dem Mädchen zeigt die Mutter eine Spindel und lehrt sie mit derselben umzugehen. Jetzt bekommt das Kind schon einen ganzen Kuchen zu essen.

Das Gemälde veranschaulicht ferner, wie die Eltern ihre Kinder zu nützlichen Arbeiten gewöhnen. Der Knabe folgt dem Vater auf den Markt, trägt eine leichte Last dorthin und sammelt dann Maiskörner und andere Dinge, welche an der Erde umherliegen. Das Mädchen spinnt, während die Mutter ihm Belehrung ertheilt. Jetzt bekommen die Kinder schon anderthalb Kuchen bis zum dreizehnten Jahre.

Wir sehen ferner die verschiedenen Strafen mit welchen unartige Kinder gezüchtigt wurden. Bis zum achten Jahre werden die Strafwerkzeuge ihnen zur Warnung nur vorgezeigt. Ein ungehorsamer zehnjähriger Knabe wird an Händen und Füßen gebunden und an verschiedenen Körpertheilen mit Stacheln des Maguey (der amerikanischen Agave) gestochen; den Mädchen versetzt man solche Stiche nur in die Hand und die Handgelenke; wenn sie dann nicht artig sind bekommen sie Stockprügel. Unartige von elf Jahren werden über einen Haufen spanischen Pfeffers (Chilli) gehalten; dieser ist angezündet und sie müssen den Rauch davon einathmen, was ihnen großen Schmerz verursacht. Einen zwölfjährigen Knaben, dem Hände und Füße gebunden sind, finden wir nackt einen ganzen Tag lang in einem feuchten Gemache liegen; ein ungezogenes Mädchen desselben Alters muß in der Nacht aufstehen und das ganze Haus rein fegen.

Vom dreizehnten Jahr an bekommen die Kinder zwei ganze Kuchen. Der Knabe muß nun Holz holen, solches auch in Kähnen herbeischaffen und Fische fangen; die Mädchen zerreiben Mais, kochen und weben. Mit dem fünfzehnten Jahre kommt der Knabe unter die Obhut der Priester und wird von denselben in der Religion unterrichtet, oder er wird einem Offizier, dem Achcauhtli, übergeben, der ihn zum Soldaten heranbildet.

Die Schulen waren mit den Tempeln verbunden und der Unterricht beider Geschlechter war Monopol der Priester. Im Allgemeinen kamen die Knaben zwischen dem sechsten und neunten Jahre in die Schule; sie trugen schwarze Klei-

der, unverschnittenes Haar und beim Unterrichten wurde auf den zukünftigen Beruf der Einzelnen Rücksicht genommen. Weibliche Personen durften die Schulgebäude nicht betreten und die Knaben mit den Mädchen keinerlei Umgang haben; zu bestimmten Zeiten mußten sie sich gewisser Speisen enthalten.

Die Volksschulen wurden als Telpochcalli bezeichnet, d. h. Häuser der Jungen, und jedes Stadtviertel hatte eine solche. Sie zeigen viel Aehnlichkeit mit unseren Volksschulen und die Eltern waren verpflichtet ihre Kinder mit dem fünften Jahre dorthin zu schicken. Der Telpochtlato, Oberhaupt der Jugend, unterwies sie im Reinigen des Allerheiligsten im Tempel, im Anzünden des Feuers in den geweiheten Räucherbecken, im Fegen des Schulgebäudes, auch wie sie Buße zu thun hatten. Sie mußten Holz aus dem Walde für den Tempel holen. Sie aßen bei ihren Eltern aber Nachts mußten sie im Seminarium schlafen. Nach Sonnenuntergang versammelten sie sich im Cuicacalco oder Hause des Gesanges; Singen und Tanzen lernen gehörte zur mexicanischen Erziehung eben so wohl wie Uebung im Gebrauche der Waffen. Bis zum sechszehnten Jahre blieben die Kinder in der Volksschule; sie wurden aus derselben entlassen, nachdem die Eltern dem Oberhaupte der Jugend ein Geschenk gemacht hatten.

Die Schulen für die Söhne der Vornehmen, in welchen auch die für den Priesterstand bestimmten unterrichtet wurden, hießen Kalmekak, d. h. Gymnasium. Hier verrichteten die Zöglinge weniger Handarbeit als in den Volksschulen und aßen auch nicht bei ihren Eltern sondern im Schulgebäude. Sie standen unter Aufsicht und Leitung der Priester vom Tlamacazqui-Orden und wurden von ihnen sowohl in allen Gegenständen unterrichtet welche in der Volksschule gelehrt wurden, dann aber auch in Künsten und Wissenschaften. Sie mußten die Heldengesänge und die religiösen Hymnen auswendig lernen, sie wurden unterrichtet in Geschichte, Religion, Philosophie, Gesetzeskunde, Astronomie, Astrologie und im Schreiben und Erklären der Hieroglyphen. Wer nicht fleißig war, bekam weniger zu essen und mehr Arbeiten. Streng wurde ihnen eingeschärft, tugendhaft zu leben und einen keuschen Wandel zu führen; sie konnten den Tempel erst verlassen wenn sie mit väterlicher Erlaubniß in den Ehestand traten oder in den Krieg zogen. Die für den Kriegsdienst bestimmten wurden im Turnen, im Bogenschießen und im Gebrauche des Schildes geübt; man unterwarf ihren Muth, ihre Kraft und ihre Ausdauer mancher harten Probe, gewöhnte sie an die Entbehrungen des Lagerlebens; schon als Knaben mußten sie den Soldaten Proviant zutragen; wer sich durch Muth und Tüchtigkeit hervorthat, wurde ausgezeichnet und befördert.

Auch die Erziehungsanstalten für Mädchen der vornehmen Classen, insbesondere für die Töchter hoher Würdenträger und für Prinzessinnen befanden sich bei den Tempeln. Dieselben standen unter der Leitung von Priesterinnen, die wir als Vestalinnen bezeichnen können; sie übten die sorgsamste Aufsicht. Die Gebäude wurden Tag und Nacht von bejahrten Männern überwacht und irgend welcher Verkehr mit Personen des andern Geschlechtes durfte nicht stattfinden. Wenn die Mädchen ausgingen, geschah es allemal unter Begleitung von Matronen; sie durften die Augen nicht aufschlagen oder sich um andere Leute bekümmern; wer dagegen verfehlte wurde streng bestraft. Es war Obliegenheit dieser weiblichen Zöglinge die sämmtlichen Tempelgebäude zu fegen und des heiligen Feuers zu warten; sie wurden in den religiösen Gebräuchen unterrichtet und bekamen Anweisung darüber, wie man beim Opfern für die Götter dem menschlichen Körper Blut entziehen müsse. Sie lernten zierliche Arbeiten aus Vogelfedern zu verfertigen, das Spinnen und auch das Weben von Mänteln. Auf höchste Sauberkeit wurde genau geachtet, häufig gebadet, und auch Hausarbeiten mußten verrichtet werden. Ehrfurcht vor den Eltern und Bescheidenheit im Reden und Betragen wurden ganz besonders eingeschärft. Sie mußten früh aufstehen; Nachts schliefen sie in großen Räumen unter Ueberwachung von Matronen. Töchter von Edelleuten blieben in der Anstalt bis sie verheirathet wurden.

Solche Kinder, die im Hause der Eltern ihre Erziehung bekamen, wurden häufig in den Tempel geführt, um mit den religiösen Ceremonien vertraut zu werden. Die für den Kriegerstand bestimmten erhielten eine demgemäße Abrichtung, gleich jenen welche Gewerbe oder Handel treiben sollten. Lügner wurden damit bestraft, daß man ihnen schmerzhafte Stiche mit Dornen in die Lippen versetzte und wenn sie wiederholt logen, versetzte man ihnen leichte Schnitte in die Lippen. Ungehorsame und Widerspenstige wurden gleichfalls mit Dornen geprickelt oder man kniff ihnen in sehr empfindlicher Weise die Haut. Mädchen, die gern auf die Straße liefen, wurden auch mit Dornen geprickelt und man band ihnen die Füße zusammen.

Während der Regierung Nezahualcoyotl's stand in Tezcuco an der Westseite eines Tempels ein großes Gebäude mit geräumigen Hallen und sonstigen Räumen, das als Tlacoteo bezeichnet wurde. Dort wurden die Söhne des Königs erzogen und sorgfältig unterrichtet in Künsten und Wissenschaften und insbesondere auch mit dem Gebrauche der Metalle und Edelsteine bekannt gemacht. Die Erziehung der Prinzessinnen fand in einer besondern Abtheilung statt.

Einem Reichsgesetze zufolge mußte die gesammte königliche Familie, nebst ihren Verwandten, den Erziehern und Lehrern der Prinzen und Prinzessinnen, sodann den hohen Würdenträgern sich allemal nach Ablauf von achtzig Tagen in der großen Halle des Tlacoteo versammeln. Dort nahmen alle ihrem Range nach Platz, die Männer auf der einen, die Frauen auf der andern Seite. Alle Männer, auch die von königlichem Geblüte, trugen grobe Kleider, die aus Nequem, den Fasern des Maguey, verfertigt waren. Dann betrat ein Redner die Emporbühne; man kann ihn als eine Art von Censor betrachten, denn er tadelte ohne allen Rückhalt die, welche während der verflossenen achtzig Tage sich unlöblicher Handlungen schuldig gemacht hatten, ließ aber auch denen, welchen er Gutes nachrühmen konnte, Anerkennung zu Theil werden. Selbst der König wurde nicht mit Tadel verschont, falls er Anlaß zu solchem gegeben.

Sahagun und andere spanische Schriftsteller der frühern Zeit haben den Text der Ermahnungen bewahrt, welche die Eltern an ihre Kinder richteten. Wir geben dieselben hier nicht wörtlich wieder; H. Bancroft theilt den vollen Wortlaut mit, und wollen wir nur bemerken, daß sie die reinste Moral einschärfen und sich mit den Moralgeboten der Christen vollauf messen können, auch außerdem sehr praktische Lebensregeln enthalten. „Ich rathe Euch, meine Kinder, stimmt gnädig für Euch die Götter, die unsichtbar und ungreifbar sind; weihet Euch denselben mit Leib und Seele. Seid nicht stolz und nicht übermüthig, nicht hartnäckig, nicht schwach und schwankend im Gemüthe, sondern sanftmüthig, bescheiden und setzt Euer Vertrauen auf die Götter, sonst werden sie die Vergehen an Euch heimsuchen, denn ihnen bleibt nichts verborgen und sie strafen wann und wo es ihnen beliebt. Meine Söhne! Lebt in Friede und Eintracht mit Euren Nebenmenschen; behandelt Jedermann freundlich und mit Achtung; wenn Jemand Uebeles von Euch spricht, so vergeltet nicht Gleiches mit Gleichem; benehmt Euch zuvorkommend, werdet aber nicht allzuvertraulich; gebt Keinem schlechte Nachrede; seid geduldig; wenn Euch Böses widerfährt so vergeltet es mit Gutem und überlaßt den Göttern das Unrecht zu sühnen, welches

Euch widerfahren ist. Und nun schärfe ich Euch noch Folgendes ein: Vergeudet nicht unnütz Eure Zeit und haltet gut Haus mit Eurer Habe, denn beide sind kostbare Güter; achtet auch auf alle Dinge die von Nutzen sind."

Gewöhnlich heirathete der junge Mann zwischen dem zwanzigsten und zweiundzwanzigsten Jahr, das Mädchen zwischen dem elften und achtzehnten. Ehen zwischen Blutsverwandten und Leuten, die von einem gemeinschaftlichen Vorvater abstammten, waren verboten. Ein Mann konnte seine verwittwete Schwägerin ehelichen und das war eigentlich geboten, „damit die nachgelassenen Kinder nicht vaterlos blieben."

Wenn der Jüngling heirathen sollte, wandten sich seine Eltern zunächst an dessen Lehrer um Einwilligung. Selten konnte der Bräutigam seine eigene Wahl treffen; man nahm an daß er mit der von seinen Eltern getroffenen einverstanden sei. Eine Verheirathung ohne elterliche Einwilligung galt als verwerflich und erfuhr strengen Tadel. In einigen Landestheilen befahl der Oberpriester den jungen Leuten, wann sie heirathen sollten; wer diesem Gebote nicht folgte, mußte sein Leben lang enthaltsam bleiben und sich dem Dienste der Götter widmen. Wenn er etwa hinterher Reue zeigte und gern heirathen wollte, dann fiel er allgemeiner Verachtung anheim und wurde öffentlich für ehrlos erklärt, weil er ein Schwächling sei und das Gelübde der Keuschheit nicht halten wolle, welches er doch freiwillig abgelegt habe. Kein achtbares Mädchen würde einen solchen geheirathet haben. In Tlascala wurde Jedem, der das Keuschheitsgelübde abgelegt hatte, das Haar kurz geschoren und er ward dann aus der Gemeinschaft seiner bisherigen Jugendfreunde ausgeschlossen.

Verkürzen des Haares, aber in anderer Art als wenn das Abscheeren zur Strafe stattfand, bildete einen Theil der Heirathsceremonie. Alle Verwandten wurden zusammenberufen; der Vater erklärte, daß sein Sohn nun Mann geworden sei und heirathen solle. Er trat dann vor; der Vater hielt eine Anrede und forderte ihn auf, sein Anliegen bei dem Lehrer vorzubringen. Dann wurden Speisen aufgetragen und man legte auch eine kleine Axt daneben. Priester und Verwandte waren als Gäste zugegen und es wurde Taback geraucht. Nach der Mahlzeit hielt ein Verwandter eine passende Anrede an die Priester, welche Lehrer des jungen Mannes gewesen waren. „Hier, in Anwesenheit Aller bitten wir Euch, nicht ungehalten darüber zu sein, daß dieser junge Mann eine Frau nehmen will; sehet diese Axt hier, sie ist ein Zeichen, daß er sich nun von Euch trennen will; nehmt sie, nach alter Landessitte, und überlaßt uns den Jüngling." Ein Priester entgegnete sofort, daß diesem Wunsche nichts entgegenstehe und gab dann dem jungen Manne noch manche gute Lehre; er solle fortwandeln auf dem Pfade der Tugend, fortfahren, die Götter zu ehren, rechtschaffen für den Unterhalt seiner Frau sorgen und die Kinder gut erziehen. Im Kriege solle er Tapferkeit zeigen, immerdar seinen Eltern gehorsam bleiben und bejahrten Leuten Achtung bezeigen. Dann entfernten sich die Priester, nahmen die Axt mit und von nun an blieb der Jüngling bis zum Abschlusse seiner Ehe im väterlichen Hause.

Bei Auswahl der Braut wurde großes Gewicht auf Tag und Himmelszeichen der Geburt gelegt und man zog Astrologen und Wahrsager zu Rathe, welche dann ihre Berechnungen anstellten; dasselbe war schon vorher in Bezug auf die Nativität des Bräutigams geschehen. Bei günstigem Horoskop wurde Glück verkündet; bei ungünstigem fand keine Verbindung statt und hinterher wurde eine andere Wahl getroffen, für welche die Anzeichen günstig waren. Zwei alte Frauen dienten von Seiten des Vaters als Unterhändlerinnen bei den Eltern der Braut und fanden sich bei diesen kurz nach Mitternacht ein oder gegen Morgen, überbrachten Geschenke und baten um die Hand des Mädchens. Der erste Antrag wurde allemal zurückgewiesen und zwar unter irgend einem nichtssagenden Vorwande, z. B. das Mädchen sei noch nicht alt genug oder der großen Ehre nicht würdig. Nach einigen Tagen kamen dann die Unterhändlerinnen wieder und brachten abermals Geschenke. Jetzt nahm das Freiwerben schon eine praktische Wendung; man erörterte, was und wie viel jeder Theil dem Haushalte zubringen werde, und die Eltern der Braut versprachen, sich nun die Sache näher zu überlegen. Freilich sei ihre Tochter gar nicht werth einem so achtbaren jungen Mann anzugehören, da man aber doch darauf dringe, so solle am nächsten Tag eine Familienbesprechung stattfinden und man bitte die beiden Frauen dabei gegenwärtig zu sein. Während derselben bekam dann das Mädchen viele gute Lehren und dann wurde die Einwilligung zur Hochzeit gegeben. Alsbald begannen die Vorbereitungen zu der Feierlichkeit und die Wahrsager mußten einen glücklichen Tag für dieselbe aussuchen. Die Zeichen Acatl, Ozomatli, Cipactli, Quauhtli oder Calli galten für die günstigsten und eines derselben wurde ausgewählt. Man lud Freunde und Verwandte zur Hochzeit ein, die allemal im Hause des Bräutigams stattfand. Dasselbe wurde mit sehr geschmackvoll angeordneten Baumzweigen und Blumengewinden verziert und der Boden mit Blumen bestreut. In der Mitte des Gemaches stand ein brennendes Kohlenbecken. Eine Braut aus vornehmer Familie wurde auf einer Tragbahre gebracht, wenn nicht von hohem Rang auf den Schultern von Brautfrauen getragen, begleitet von zwei Reihen Fackelträgern nebst einem zahlreichen Gefolge. Die Braut befand sich in der Mitte des Zuges, hinter ihr gingen die nächsten Verwandten.

Der Bräutigam empfing sie an seiner Hausthür; vor ihm gingen vier Frauen mit lodernden Fackeln; er trug ein Gefäß in welchem Weihrauch brannte und ein solches wurde auch der Braut eingehändigt. Nachdem beide einander beräuchert hatten, nahm er sie bei der Hand und führte sie ins Haus, wo ihr seine Mutter Geschenke überreichte, nachdem sie beide auf einer Matte neben dem Herde Platz genommen hatten; sie saß zu seiner Linken. Sie wurde dann von der Schwiegermutter mit dem Huipil bekleidet, einem kurzen Gewande, und zu ihren Füßen legte man ein Cuatli hin, einen zierlich geschmückten hemdartigen Ueberwurf. Die Mutter der Braut überreichte ihrerseits dem Bräutigam Geschenke, bekleidete ihn mit einem Mantel, den sie über der Schulter befestigte und legte ihm ein Maxtli zu Füßen.

Nun hielt der Priester eine lange Anrede an das Paar, welchem er Pflichten einschärfte. Die Frau solle dem Manne gehorsam, dieser aber friedlich und gütig gegen sie sein und rechtschaffen für die Familie sorgen 2c. Er sagte genau dasselbe was bei den Trauungsreden der Christen vorgebracht zu werden pflegt. Nach beendigtem Sermon erhob sich das Paar und nun band der Priester den Mantel des Mannes mit dem Kleide der jungen Frau zusammen. So gingen sie sieben Mal rund um das Feuerbecken, warfen Copal und Weihrauch in dasselbe und überreichten dann einander Geschenke, während Freunde und Verwandte ihnen Blumengewinde über die Schultern hingen und Kränze auf den Kopf setzten. Die Mutter der Braut brachte Speisen und gab davon ihr wie dem jungen Manne vier Mund voll.

Nachdem das Alles geschehen brachte man Glückwünsche dar, die Musik spielte auf und das Tanzen begann. Und unter Musik und Tanz wurde das Paar zum Tempel geleitet, wo die Tlamacazques, Priester, es in Empfang nahmen. Sie trugen ihre Festkleider, schwangen Rauchfässer und räucherten ihrerseits die Vermählten ein. Ein Priester stellte sich zwischen beide, hatte den Mann zur Rechten, die

Frau zur Linken, nahm beide an der Hand, führte sie zum Altar des Gottes und murmelte Gebete. Am Altare warf er über jeden ein feines buntfarbiges Wolltuch, in dessen Mitte ein Menschengerippe gemalt war, als Symbol, daß nur der Tod die beiden trennen könne. Sie wurden dann abermals eingeräuchert und zogen unter Musik und Tanz wieder nach Hause, wo der Hochzeitsschmaus begann.

An diesem nahm das Brautpaar nicht Theil, denn für dieses war die Zeit des Fastens und der Buße gekommen, die vier Tage dauerte. Beide mußten in ihrem Zimmer eingeschlossen bleiben und wurden von alten Frauen streng bewacht; sie durften dasselbe nur verlassen um ein unabweisbares Bedürfniß zu befriedigen oder den Göttern zu opfern. Sie waren beisammen, durften aber einander um keinen Preis eine Annäherung gestatten, sondern mußten immerfort beten! Die Priester hatten ihnen gesagt, daß fleischliche Berührung in jener Zeit unbedingt Zwietracht, vielerlei Unglück und baldigen Tod zur Folge haben werde! Durch solche Abschließung, durch Ueberwachung, Fasten und Buße sollten ihre Leidenschaften abgetödtet, ihr Geist gereinigt werden. So vorbereitet würden sie künftig ihre Pflichten besser erfüllen und unreinen Begierden besser widerstehen können. Die wenige Nahrung, welche man ihnen gestattete, wurde ihnen von den alten Wächterinnen zugetheilt; sie durften sich während der vier Tage nicht waschen oder ein Bad nehmen, trugen aber neue Kleider und waren mit Zauber- und Götzenamuleten behängt. Um Mitternacht mußten sie herauskommen um vor dem Hausaltar Opfer zu bringen und Weihrauch verbrennen. Und während sie, nach den von den Priestern anbefohlenen Bräuchen, derart gemartert wurden, zechten die Hochzeitsgäste während der ganzen Zeit munter fort und das Musiciren und Tanzen nahm kein Ende.

Erst am vierten Abend durfte die Ehe vollzogen werden und auch dabei waren wieder die Priester (— immer die Priester, wie so vielfach auch im „civilisirten" Europa —) geschäftig. Zwei derselben legten zwei Matten als Lager hin und zwischen dieselben einige Federn und einen smaragdfarbigen Stein, einen Chalchiuite, unter diesen ein Stück von einem Tigerfell und zu Häupten Baumwollenzeug. An den vier Ecken dieses Lagers standen wohlriechende Rohrstengel und Dornen vom Maguey fehlten nicht, damit das Paar Blut aus Zunge und Ohren hervorlocke, das als Opfer für die Götter galt. Am nächsten Morgen brachte das Paar dann diese Matten, Rohrstengel und die den Göttern während der vier Bußtage dargebrachten Opfer in den Tempel als Opfergabe.

Es galt als böse Vorbedeutung, wenn im Brautgemache Asche oder Kohle gefunden wurde; ein gutes Vorzeichen dagegen war es, wenn Mais- oder andere Samenkörner in demselben lagen; das deutete auf lange, glückliche Ehe. Auch eine Art von Taufe wurde vollzogen; das Paar mußte sich auf frische Binsenmatten setzen und wurde von den Priestern mit Wasser überschüttet. Vornehmen Männern wurden vier Abwaschungen mit Wasser zu Theil zu Ehren der Chalchihuitlicue, der Göttin des Wassers, und vier mit Wein, zu Ehren des Weingottes Tetzcatzoncatl. Nach solchem Bade legten sie neue Kleider an; der Braut schmückte man das Haar mit weißen, die Hand- und Fußknöchel mit rothen Federn. Der junge Ehemann bekam ein mit Weihrauch gefülltes Gefäß, um damit den Hausgöttern Rauchopfer darzubringen. Zum Schlusse der Hochzeitfeier wurden Kleider und allerlei Geschenke vertheilt und noch einmal geschmaust und getanzt. Das Paar war aber auch jetzt noch nicht von Quälerei verschont, weil die Schwiegermütter und obendrein noch Verwandte ihnen wieder gute Lehren gaben. Auf eine Schilderung der Keuschheitsprobe können wir hier nicht näher eingehen und wollen nur bemerken, daß der junge Mann, falls dieselbe nicht befriedigend ausfiel, die Frau verlassen konnte.

Im Königreiche Miztecapan wurde vor dem oben erwähnten Zusammenbinden der Kleider dem Bräutigam und der Braut eine Haarlocke abgeschnitten; dann nahm er das Mädchen auf seinen Rücken, trug es eine Weile umher und damit war die Feier vorüber.

Ein ganz eigenthümlicher Brauch herrschte in Ixcatlan. Ein Mann, der heirathen wollte, ging zu den Priestern, die ihn in den Tempel führten, ihm vor den Götterbildern etwas Haar abschnitten, dieses dem versammelten Volke vorzeigten und dabei laut riefen: „Dieser Mann wünscht sich zu verheirathen!" Er mußte dann die Tempelstufen hinabsteigen und das erste beste Mädchen, welches ihm in den Weg kam, zur Frau nehmen; man nahm an daß sie ihm von den Göttern bestimmt sei. Bei den Mazateken enthielt sich das vermählte Paar aller fleischlichen Berührung zwei volle Wochen lang; es fastete und that Buße. Bei den Chichimeken heiratheten die Männer früh, aber mit seiner Frau durfte keiner nähern Umgang haben als bis dieselbe das — vierzigste Jahr erreicht hatte! Nachdem sie in vielfache Berührung mit den Azteken gekommen waren, wurde dieser auf Erden einzige und überaus seltsame Brauch nach und nach abgeschafft, aber bei den Fürsten und Edelleuten blieb er doch noch längere Zeit in Geltung.

Zustände in Sarawak auf Borneo.

Ein großer und guter Mann, gewiß einer der besten Charaktere, welche England hervorgebracht hat, Sir James Brooke, gründete durch eigene Kraft und mit eigenen Mitteln als Privatmann die Colonie Sarawak an der Nordwestküste von Borneo. Es gelang seiner Klugheit und Energie den Seeräubereien der Malayen in jenen Gegenden zu steuern, dem Kopfjagen der Dayacks ein Ende zu machen und wilde Piraten und Menschenfänger in friedliche Ackerbauer und Seefahrer umzuwandeln. Als Gebieter des Landes, als Radscha, wußte er durch strenge Gerechtigkeit und durch die Fürsorge, welche er seinen Unterthanen widmete, das volle Vertrauen und die Anhänglichkeit derselben zu gewinnen. Als er vor einigen Jahren, in Folge großer Anstrengungen, viel zu früh aus dem Leben schied, ging die Regierung an einen seiner Neffen über, der sie im Sinne und System seines Oheims führt und unter welchem das Radschahat Sarawak sich der Ruhe, des Gedeihens und Wohlstandes erfreut.

Es ist keine leichte Aufgabe solch ein Land im indischen Archipelagus so zu verwalten, daß die Bevölkerung sich zufrieden fühlt und einem an Glauben, Hautfarbe und Herkunft ihr völlig fremden Privatmanne gern und willig gehorcht. Aber auch der junge Radscha löst das schwierige Problem mit Erfolg. Sarawak erfreut sich ungestörter Ruhe, der Ackerbau gewinnt an Ausdehnung, der Handel

wächst mit jedem Jahre, die Abgaben sind gering und billig vertheilt, die Rechtspflege wird gelobt. Es ist verständig von Seiten des Radscha, daß er den Malayen und Dayacks nicht das was man als europäische Civilisation bezeichnet, aufzwingen will; thäte er es und folgte er dem widersinnigen Begehren der sogenannten Philanthropen, die überall ihr Quacksalberrecept, diese Giftmedicin, anpreisen, so wäre es flugs mit Frieden, Eintracht und Wohlstand vorbei. Er aber kennt das Völkermaterial mit welchem er zu schaffen hat; er weiß was auch in psychischer Beziehung die verschiedene Racenanlage bedeutet und daß man diese in Erwägung ziehen muß, wenn man ersprießlich wirken will. Mit dem Einführen dessen, was an der europäischen Civilisation Gutes ist, geht er vorsichtig und allmälig zu Werke; er verordnet kein Quacksalbergift, läßt die Leute bei ihrem Glauben, verwundet sie nicht in ihren religiösen Ueberzeugungen und schont ihre Vorurtheile, die er nach und nach zu beseitigen trachtet. Ein Eingreifen mit roher Philanthropenfaust und mit Zwang würde seinen humanen Bestrebungen sofort ein Ende machen.

Vor uns liegen mehrere Mittheilungen, welche uns einen Einblick in die Anschauungen und das Leben der Eingeborenen von Sarawak geben. Vieles von dem was uns mit Recht anstößig erscheint ist von beiden Brooke vermöge des praktischen von ihnen befolgten Systems schon beseitigt worden; anderen Vorurtheilen und bösen Gebräuchen wird allmälig die Wurzel abgegraben, damit auch sie absterben.

Vor allen Dingen hatte der ältere Brooke es darauf abgesehen, den Seeräubern ihr abscheuliches Handwerk zu legen. In jedem Jahre machten die Illanos (Lanuns) aus dem Suluarchipel und andere Piraten von der Nordküste Borneos Raubzüge, überfielen bei Nacht friedliche Dörfer, ermordeten die bejahrten Leute und Kinder und schleppten Männer, Frauen und Mädchen fort, die dann auf den Suluinseln als Sklaven verkauft wurden.

Im Gebiete von Sarawak herrschte grauenhafter Aberglaube. Die Kaians und Melanons (Dayackstämme) opferten Sklaven um die bösen Geister zu versöhnen.

Wenn ein Häuptling ein neues Haus bauen ließ, wurde der erste Pfahl durch den Leib einer Jungfrau in die Erde getrieben. Dadurch wurde der Wohnung Glück gesichert.

Nach Ausbruch einer Seuche wurde ein junges Mädchen geopfert; man setzte dasselbe in einen Kahn, welcher mit der Ebbe seewärts trieb. Nach dem Tod eines Häuptlings wurden neben dem Sarge Sklaven an Pfähle gebunden. Man ließ sie Hungers sterben; sie sollten in der „andern Welt“ ihrem Herrn zu Diensten sein. Zu welchen Abscheulichkeiten hat nicht der Wahn von einer andern Welt geführt!

Dergleichen kommt nun nicht mehr vor. Bei den Malayen fand Sklaverei statt, aber in einer sehr milden Form. Herren und Sklaven lebten insgemein auf bestem Fuße mit einander und die letzteren wurden gut behandelt. Ausnahmen fanden allerdings statt. So entwirft Spencer St. John, der jahrelang in Brunei lebte, eine Schilderung der dortigen Zustände.

Brunei (die Stadt Borneo) hat ungefähr 25,000 Einwohner, von denen wohl die Hälfte Sklaven der Edelleute sind. Im Namen der letzteren führen sie ein System der Plünderung durch, für das ein Europäer gar kein Verständniß hat. Man schickt sie nach Dörfern um Abgaben zu erpressen, wobei sie die Hälfte sich selber aneignen. Denen welche Zahlung verweigern, werden die Kinder weggenommen und hinterher verkauft. Ich kenne einen Mann Namens Sirudin, der einmal 17 Kinder mitbrachte, welche er den Leuten von Tutong entführt hatte. Die Eltern führten Klage beim Sultan, aber die Kinder waren bereits an angesehene Edelleute verkauft worden und dabei blieb es, obwohl der Sultan sich sehr zornig stellte. — Eines Tages fiel mir in der Nähe des Consulates ein böser Geruch auf, der von den Bäumen am Flusse herkam; es wurde ermittelt daß dort die Leiche eines dreizehnjährigen Mädchens lag. Ich erzählte das dem Sultan und erfuhr Folgendes. Zwei Frauen waren übereingekommen, ihre Sklaven auszutauschen, einen Knaben für ein Mädchen, doch unterblieb die Sache. Die Besitzerin des Mädchens sandte dieses, das krank war, zu jener des Knaben, welche die Kranke nicht annehmen wollte. Diese wurde nun einen ganzen Tag über im Sonnenbrande in einem Kahne zwischen beiden Theilen bald hinüber bald herüber geschickt; Abends wurde eine Matte über sie geworfen und der Nachen am Ufer in der Nähe der Besitzerin des Knaben festgebunden. Am Morgen fand man sie todt und ihre Herrin gab sich nicht einmal die Mühe sie zu begraben. Dafür wurde sie bestraft, nicht für ihre Hartherzigkeit.

Im Jahre 1872 war ich Augenzeuge des Folgenden. Der Radscha Mudah von Patani auf der malayischen Halbinsel ließ einem Sklaven die Hände binden, prügelte ihn mit einem Knüttel halb todt und gab dann Befehl ihn zu erwürgen. Der Sklav hatte eine Kuhhaut im Werthe von einigen Dollars gestohlen. Dergleichen geschah ganz in der Nähe der britischen Stadt Singapore! —

So in Brunei. An der Küste von Sarawak kommt, wie bemerkt, Seeraub nicht mehr vor, jene abergläubischen Bräuche sind verschwunden, aber bei den Malayen findet Sklaverei noch statt, jedoch in so abgeschwächter Art, daß der Name kaum noch paßt. Die Regierung des Radscha erkennt ihnen gesetzliche Rechte zu und hat Verordnungen zu ihrem Schutze gegeben. Sie können vor Gericht Klage führen, sind auch befugt sich frei zu kaufen für eine so mäßige Summe, daß sie dieselbe, wenn sie fleißig sind, erwerben können. Dadurch nimmt ihre Zahl mehr und mehr ab und insgemein ist ihre Lage so, daß sie eigentlich besser daran sind als wenn sie für sich sorgen müßten. Man darf nicht vergessen, daß der Malaye einen andern Begriff als der Europäer von dem hat, was dieser als Sklaven bezeichnet.

Vor Brooke's Herrschaft war kein Unterthan seines Lebens oder seiner Freiheit sicher. Die Fürsten konnten ihm sein Land nehmen und wenn er sich widersetzte, führten sie ihn ab und verkauften ihn an den Meistbietenden. Die Sklaven waren vollkommen rechtlos, es gab keine Gesetze zu ihren Gunsten, sie wurden als Sachen betrachtet.

In Sarawak giebt es jetzt noch Tausende von männlichen und weiblichen „Sklaven“. Sie gelten als Mitglieder der Familie und essen mit ihr an demselben Tische. So kenne ich einen, der zehn Mal mehr Habe besitzt als sein Herr, aber nichtsdestoweniger in seinem alten Verhältnisse bleibt; er heißt Juru Bata Salli, und ist Sklav des Awang Abdullah in Muka. Der Sklav ist durch das Gesetz in seinem Eigenthum gesichert und der Herr hat nur dann Anspruch auf dasselbe, wenn jener ohne Erben gestorben ist.

Während meines nun zehnjährigen Aufenthalts in Sarawak habe ich nur sehr selten gehört, daß das Wort Ulun, d. h. Höriger, Sklav, auf im Lande geborene Personen angewandt wird; insgemein bezeichnet man sie als Kawan, d. h. Gefährte, Einer der einem folgt, Begleiter. Ulun ist allerdings das malayische Wort für Sklav. — Der Besitzer ist gesetzlich verpflichtet, für seinen Sklaven unter allen Umständen zu sorgen, kann über denselben ohne dessen Einwilligung keine Verfügung treffen und mißhandelt er ihn so wird jener durch das Gesetz freigesprochen. Ein Herr, der mit einer Sklavin vertraueten Umgang hat, ist gesetzlich verpflichtet, sie als eine Freie zu betrachten; das letztere gilt auch, wenn

er ihr gestattete, längere Zeit mit einem freien Manne zu leben. Für Kinder von Eltern, deren eines Sklav ist, gilt Folgendes. Ist die Mutter frei, so sind die beiden erstgeborenen Kinder frei und zwar das erste von Rechtswegen, das zweite weil der Vater der Mutter kein Brautgeschenk gegeben hat; die später geborenen sind wechselsweise frei oder nicht frei.

Es giebt vier Classen von Sklaven. 1. Erbliche Haussklaven, welche der Besitzer ererbt hat die im Hause sind. — 2. Erbliche Haussklaven, die von Anderen gekauft worden sind. — 3. Sklaven wegen Schulden, die eigentlich keine Sklaven sind, sondern Freie, welche Leib, Freiheit und Dienste auf Zeit verpfändet haben und deren Abhängigkeit aufhört, sobald sie Zahlung geleistet haben. — 4. Sogenannte Außensklaven, die jedoch wesentlich unabhängig sind. Man nimmt an, daß ihre Vorväter einmal Sklaven gewesen seien; ihre sogenannten Besitzer haben dann von den Nachkommen gelegentlich Dienstleistungen verlangt; das hat aber nun nahezu aufgehört. Diese Leute wohnen in eigenen Häusern und was sie vom Acker erzielen und der Ertrag des Fischfangs gehört lediglich ihnen und Niemand kann Anspruch auf sie machen.

Aus allen Erdtheilen.

Die rumänischen Bojaren.

p. Der rumänische Adel, die Bojaren, geht, wie Viele meinen, rasch seinem Untergange entgegen. Eine beispiellose und sinnlose Verschwendungssucht hat wie eine epidemische Krankheit diese Leute ergriffen. Ihre „brozzenhaften Gestalten" kennt man hinlänglich auch im westlichen Europa, denn es wird wohl keinen irgendwie bekannten Badeort geben, der nicht einen oder mehrere solcher Bojaren unter seinen Badegästen zählte. Besonders diejenigen Quellen, an denen die Göttin des Spieles ihren Tempel etablirt hat, haben für sie eine unwiderstehliche Anziehungskraft. Die Leute sind von der Spielsucht gleichsam besessen und dieser fröhnen sie nicht nur im Auslande, sondern auch in der Heimath finden sie genug Gelegenheit, ihr Laster auszuüben. Ich betrachtete einst Dutzende von ihnen in Baden-Baden, wo sie hartnäckig die Spieltische umlagerten. Das Roulettespiel florirt, wenn auch nicht öffentlich, in Bukarest, Krajowa, Braila und vielen anderen rumänischen Städten; es wird wohl kein Land in Europa geben, wo überhaupt so viel hazardirt wird, wie in Rumänien. Daraus kann man den Schluß ziehen über die Stellung der Moral bei der Bevölkerung in einem solchen Lande. Den eingewanderten Fremden kommt das natürlich zu Gute, welche die meisten Bojarengüter in Pacht haben. Von verbürgter Seite wird ein Fall erzählt, auf welche Weise ein Fremder zu einem colossalen Vermögen gelangt ist. Derselbe hielt ein Bojarengut in Pacht. Der Bojar mußte den Winter in Rumänien zubringen, weil er schon im Sommer den ganzen Pachterlös verthan hatte. Als der Sommer kam und mit ihm die Badesaison, nahm er das halbjährige Pachtgeld im Voraus und reiste nach Baden-Baden. Hier besuchte er den Spielsalon und in zwei, drei Tagen verlor er zwanzig bis dreißig Tausend Ducaten. Was nun beginnen? Der Bojar schrieb seinem Pächter, daß er ihm die Hälfte der Pachtsumme für die folgenden sechs Monate erlassen werde, falls er ihm die andere Hälfte sogleich schicke. Der Pächter beeilte sich, den Wunsch zu erfüllen. Der Bojar bekam die Hälfte, verspielte sie in kurzer Zeit und kehrte sodann nach Hause zurück. Was blieb ihm hier Anderes übrig als sich die Pachtsumme für das künftige Jahr im Voraus auszahlen zu lassen, natürlich mit 50 Procent Nachlaß. Doch auch in Rumänien ließ ihn der Spielteufel nicht ruhen, er gerieth oftmals in Geldnoth und immer war der treue Pächter bei der Hand, um Hülfe zu bringen. So überbürdete der Bojar seine Güter mit Schulden und der Pächter war ein gemachter Mann. Man könnte glauben, daß die Gerichte solche Wuchergeschäfte nicht zulassen würden. Doch das wäre paradox für das „freie" Rumänien; die Gerichte sagen: jeder Rumäne ist ein freier Mann, als solcher hat er seinen freien Willen und diesen kann Niemand dort einschränken!, wo es die Gesetze nicht thun; das Gesetz schränkt nur die Zinsen ein, nicht die Vergütung.

Aus Ostindien.

Eine Aehrenlese aus Hindu-Zeitungen. Die Engländer haben den Hindus und Mohammedanern volle Preßfreiheit gegeben, finden aber, daß damit in Anbetracht der thatsächlichen Verhältnisse viele Uebelstände und selbst Gefahren verbunden sind. Es ist nicht zu leugnen, daß sie es redlich mit den Hindus meinen und daß ihre Herrschaft schon deshalb eine wahre Wohlthat für das Land ist, weil sie Ordnung, Ruhe und Frieden in demselben aufrecht erhalten. Aber der ethnische Gegensatz ist doch zu stark ausgeprägt und die Fremden sind unbeliebt. Man sagt ihnen das offen ins Gesicht.

Aus dem neuesten Blaubuch über Indien geht hervor, daß nicht weniger als 153 Zeitungen und Zeitschriften in den verschiedenen Landessprachen erscheinen und von Eingeborenen redigirt werden. Der „Oriental" sagt: „Viele derselben machen uns zur Zielscheibe ihrer Spötteleien, Verdächtigungen, falscher Angaben und Behauptungen. Wenn man uns das, was wir jetzt hören müssen und was man uns in unsere Zähne hinein sagt, unter dem alten Regime gesagt hätte, so würden wir wohl gegen die Ueberraschung von 1857 (die große Meuterei) besser auf der Hut gewesen sein. Aber wir hatten uns in Selbstgenügsamkeit eingewickelt; wir wähnten, die Hindus seien uns zugethan. Jetzt freilich ist der Schleier gelüftet, und die Aufmunterung, welche wir der Ausbildung der Eingeborenen zu Theil werden lassen, trägt ihre Früchte."

Der „Indian Economist" hat eine Aehrenlese aus indischen Blättern veranstaltet, aus welchen bittere Feindseligkeit gegen die Engländer hervorgeht. Wir wollen einige Stellen herausheben.

„Die Regierung hat gar keine Theilnahme für das Volk, wir haben eine Herrschaft des Schreckens und Humbug."

„Man behauptet, die von den Engländern gegebenen Gesetze seien für Alle gleich. Aber es ist nur die Gleichheit, welche der Wolf der Ziege gestattet, indem er sie am Wasser trinken läßt, um sie verzehren zu können."

„Wozu nützt es, englische Beamte zu schicken, die vor einem Parlamentsausschusse Aussagen machen sollen? Was weiß der Schlächter von dem Schmerze des sterbenden Thieres? Weiß der Sklavenhalter etwas von dem Jammer des afrikanischen Sklaven?"

„Die englischen Kaufleute meinen, das Volk in Indien sei da, um ihre Habsucht zu befriedigen. So sieht auch der Tiger auf das Schaf, die Schlange auf den Frosch und die Kuh auf das Gras."

„Was hat denn," so ruft der „Armita Bazaar Patrika" aus, „das Volk in Indien gethan? Weshalb wird dieses friedliche Volk so unmenschlich behandelt? Die Magistrate bleiben allmächtig. Möge der Himmel dieses ruhige Volk in Schutz nehmen gegen Gewalthaber, welche es für die beste Regierungsmethode erachten, dieses Volk fortwährend in Kerkerbanden zu halten. In anderen Ländern bedeutet eine neue Maßregel Fortschritt, in Indien ist sie gleichbedeutend mit einer neuen Quelle der Unterdrückung. So lange ein Gesetz von weißen Leuten vollzogen wird, ist es den Engländern höchst gleichgültig ob es gut oder schlecht sei."

Die „Eigenschaften der Engländer" werden von der Zeitung „India Prekast" folgendermaßen geschildert: „Sie sind sehr hochmüthig, nehmen gern Geschenke, geben aber keine. Sie erwarten, daß man ihnen die Aufwartung mache, statten aber keine Gegenbesuche ab. Sie zeichnen sich aus durch „Bunnianism", d. h. äußerste Schamlosigkeit, um auf alle mögliche Weise Geld zu machen. Sie haben betrügerische Schlauheit. Sie sind filzige Knicker, die keinem Bettler ein Almosen geben, gelehrte Leute nicht unterstützen und keine Einkehrhäuser, Brunnen oder Schulen auf ihre Kosten bauen. Ein reicher Mann ist in ihren Augen auch ein guter Mann, und gegen reiche Leute zeigen sie die größte Unterwürfigkeit. Sie unterstützen einander auf Kosten der armen Bauern. Sie sind im höchsten Grade selbstsüchtig und unaufrichtig. Sie sind kühn und verwegen, weil ihr Heimathsland stark bevölkert ist und nicht hinreichende Nahrungsmittel liefert. Deshalb ist ein abenteuerlicher Geist in sie gefahren und sie haben sich über die ganze Welt verbreitet, um ihren Magen zu füllen. Uebrigens haben sie viel Moralität und Ausdauer in dem was sie einmal angefangen haben. Nun, so kommt doch, Ihr lieben rothhaarigen Mitunterthanen mit dem bleichen Angesichte! Aber laßt den salbungsreichen Ton weg; wir wissen gar wohl wer und was Ihr seid und Ihr wißt auch recht gut, daß wir Euch durchschauen. Wenn Ihr uns so viel über Sittlichkeit, Ehrenhaftigkeit, Treue, Wahrheitsliebe und so weiter vorpredigt, so bewundern wir Eure Unverschämtheit, sagen Euch aber rund heraus, daß Ihr ganz andere Wege einschlagen müßt, wenn Ihr uns imponiren wollt. Es ist für einen Hindu unmöglich, so schlecht zu sein wie die Engländer; wäre er es, so hätten diese niemals Indien erobern können. Ausgeprägte thierische Neigungen führen zu Verbrechen und die Engländer sind viel thierischer als die Hindus."

Man sieht, daß hier verbissene Wuth und wilder Ingrimm sich Luft machen. Und so schreiben Leute, die auf Kosten der Regierung in den Lehranstalten englischen Unterricht erhalten haben und nachdem soeben unerhörte Anstrengungen gemacht worden sind, um die große Hungersnoth erfolgreich zu mildern. Solche Anklagen werden in Flugblättern verbreitet und in den Dörfern vorgelesen um das Landvolk aufzustacheln. „Eines passet nicht für Alle," das begreifen nun die Engländer in Indien und jetzt wird befürwortet, die Censur einzuführen; sie wollen weder die Veröffentlichung von Thatsachen noch die freie Meinungsäußerung irgendwie hindern, aber falsche Angaben, die aus offenbarer Böswilligkeit gemacht werden, nicht dulden.

Wir wollen auch ein paar Mittheilungen aus solchen Hindublättern geben, welche den Engländern nicht feindlich sind.

„Wenn man englische Lackstiefel trägt, eine Cravatte um den Hals schlingt, ein englisirtes Hindustani radebrecht, und umherbummelt, so thut das Alles kein gut, falls Haltung und Aufführung nicht tadellos sind." „Akhbar i Alam."

„Die Civilisation besteht nicht darin, daß man die Kleidung der Engländer nachahmt, oder daß man einen großen dicken Turban, einen langen wallenden Rock, einen Goldstreifen als Gürtel, eng anschließende Hosen und englische Stiefel trägt. Sie besteht darin, daß man seinen Charakter ausbildet." „Noor ü'l Absar."

„Der größte Ehrgeiz englisch erzogener Jünglinge besteht darin, daß sie mit einem englischen Polizeiinspector oder mit einem Eisenbahninspector Englisch sprechen können, und daß sie einige gepfefferte Bemerkungen in das Beschwerdebuch der Station kritzeln." „Gujerat Mitra."

„Wenn die jungen Hindus denn so versessen darauf sind, die Manieren der Engländer nachzumachen, weshalb ahmen sie ihnen denn nicht auch nach in so manchen guten Eigenschaften als da sind: Tapferkeit, Energie, Betriebsamkeit, Ausdauer und gemeinsames Zusammenhalten?" „Akhbar i Alam."

„Viele, welche eine englische Erziehung bekamen, haben dieselbe auf Kosten der armen Bauern (Reiots) erhalten; ihre Väter hätten das dazu erforderliche Geld nicht aufbringen können. Sie sollten sich also den Bauern gegenüber dankbar fühlen! Jeder von ihnen sollte bedenken, daß er noch nicht den einhunderttausendsten Theil der großen Menge ausmacht, welche keinen Unterricht im Englischen erhielten. Sie werden, falls sie das erwägen, weniger hochmüthig sich gebärden." „Indu Prakash."

* * *

Herr de Valbesen, ein Franzose, der lange in Indien gelebt hat, wird demnächst eine Geschichte der großen Meuterei von 1857 veröffentlichen. In einem Aufsatze der „Revue des deux Mondes" hat er folgende Betrachtungen angestellt: „Es ist ein wunderbares Reich; es steht auf thönernen Füßen. In jenem Lande wohnen viele Millionen von Asiaten, die in ihren Gewohnheiten und in ihrem Glauben unveränderlich sind. Sie ertragen die britische Herrschaft nicht aus loyaler Dankbarkeit, sondern aus Apathie, Schüchternheit, Furcht. Indien steht nun seit langer Zeit unter einer Regierung des Fortschrittes, welche da, wo früher Anarchie war, Ordnung geschaffen hat; aber diese Wohlthaten haben keinen Eindruck gemacht; der Einfluß des europäischen Gebieters ist nicht einmal durch die Oberfläche gedrungen. Indien ist unverändert geblieben. England hat vergeblich allen seinen politischen Einfluß aufgeboten, Eroberungen gemacht, welche jene des alten Roms in Schatten stellen und allen Widerstand niedergeschlagen. Allerdings genügen etwa ein halbes Tausend Beamte, verhältnißmäßig wenige europäische Soldaten, ein von 4000 englischen Offizieren befehligtes, aus Eingeborenen zusammengesetztes Heer, um eine Völkermasse von 150 Millionen Menschen unter dem Scepter Großbritanniens zu halten. Diese Macht ist mit allem Pompe des Orientes umgeben, sie verfügt über alle Kräfte der europäischen Civilisation und doch sind ihr Schranken gezogen, gegen welche Intelligenz und Gewalt gleich ohnmächtig erscheinen. Der Vicekönig selber würde einen Bettler niederer Kaste, der auf seinem armseligen Lager dem Hungertode nahe ist, nicht vermögen können, aus seiner Hand Reis anzunehmen. Die indische Gesellschaft ist von europäischen Einflüssen kaum erst an der Oberfläche leicht angestreift worden und wir können mit voller Wahrheit behaupten, daß England keine andere Stütze zur Behauptung seiner Macht in Indien hat und haben wird, als lediglich die europäischen Bayonnete."

Die Wanderungen von Buddha's Zahn.

Sobald die ursprüngliche Reinheit einer Religion Trübung erfährt, ein geistlicher Stand sich gebildet und Einfluß gewonnen hat, tritt die Verehrung der Reliquien, insbesondere der Knochendienst auf. So ist es auch im Buddhismus der Fall gewesen. In diesem waren und sind die „Heilthümer" mancher Art, z. B. vermeintliche Theile von Buddha's Körper, die Schale, in welcher er als Bettler Almosen sammelte, der Baum, unter welchem er bei Gaya gesessen hat. Am Fuße der Ruinen von Alt-Kandahar ist noch heute sein Wassertopf zu sehen; derselbe ist von Stein und faßt nicht weniger als 80 Quart. Er wird hoch verehrt, die Moham-

medaner aber haben ihn umgetauft und bezeichnen ihn als Ali's Wassertopf. Der bekannte chinesische Reisende Hiuentsang, welcher im siebenten Jahrhundert in Indien reiste, besuchte zwei Oertlichkeiten, wo Buddha seinen Schatten gelassen hatte. Derselbe war, so sagt er, in alten Zeiten so leuchtend und strahlend, als wäre er Buddha selbst gewesen, in späterer Zeit jedoch hat man ihn nicht länger vollständig sehen können, er hat jetzt nur noch eine zweifelhafte und schwache Aehnlichkeit. — In der großen Pagode zu Rangun in Pegu sollen acht Haare Buddha's ruhen.

Unter allen Reliquien gilt aber Buddha's Zahn für die hochheiligste und die Sage ist folgende. Nach Buddha's Tode nahm ein Priester den linken Augenzahn heraus und brachte denselben nach Dantapura (— danta, Zahn; pura, Stadt —) in Kalinga oder Koromandel. Dort ist er einige Jahrhunderte lang geblieben und später auf Befehl des Panda, eines brahminischen Königs, nach Patna geschafft worden. Panda versuchte alles Mögliche, diese heilige Reliquie zu vernichten; er ließ den Zahn auf einen Ambos legen, mit schweren Hämmern schlagen und dann in einen Graben werfen. Aber der Zahn blieb ganz und heil und da das ein großes Wunder war, so bekehrte sich Panda und wurde Buddhist.

Jetzt wanderte das Heiligthum wieder nach Kalinga, war aber dort allerlei Gefahr ausgesetzt. Die Stadt wurde von Feinden hart bedrängt und als der König von Dantapura in größten Nöthen war, rettete er seine Tochter Hemamala und ihren Gemahl Danta Kumara auf ein Schiff und sie segelten nach Ceylon. Den heiligen Zahn hatten sie mitgenommen, aber unterwegs litten sie Schiffbruch. Die Prinzessin hatte den Zahn wohlverwahrt an sich; doch als sie schlief kam ein Schlangenkönig und entfremdete ihr die Reliquie. Da legte sich dann ein Heiliger ins Mittel, zwang den Schlangenkönig, den Zahn wieder herauszugeben und die Flüchtigen kamen dann wohlbehalten nach Ceylon.

Das war im Jahre 312 n. Chr. Der fromme König von Ceylon setzte den heiligen Zahn mit großen Feierlichkeiten in einem Schreine zu Anuradhapura bei, doch ist die Reliquie manchen Wechselfällen unterworfen gewesen, und nach einander nach 14 oder 15 verschiedenen Stätten auf Ceylon gebracht worden. Schlimm für ihn war das Jahr 1560, denn damals fiel er in die Hände der Portugiesen, welche ihn vernichteten. Die Ceylonesen aber behaupten, man habe diese Europäer hinters Licht geführt; der echte Zahn sei geborgen worden und den Fremdlingen habe man einen falschen in die Hände gespielt. Im Jahre 1818, während des Aufstandes gegen die Engländer, wurde von dem Wunderzahne viel gesprochen. Gegenwärtig befindet er sich zu Kandy im Tempel Maligawa. Als im vorigen Jahre die Gesandtschaft des Königs von Birma aus Europa heimkehrte, fanden sich die Würdenträger auf besondern Befehl ihres Herrschers in vollem Staate am Schrein ein, um ihre Huldigungen darzubringen. Europäer, welche den Zahn gesehen haben, beschreiben ihn als ein Stück gelblichen Elfenbeins, das 2 Zoll lang und gekrümmt ist. Die Buddhisten sagen, an der Länge dürfe man keinen Anstoß nehmen, denn zu Buddha's Zeiten seien die Menschen viel größer gewesen als heutzutage.

Ueber die frühere Geschichte des Zahnes giebt es ein episches Gedicht in Pali, dessen Verfasser Dhammakiti zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts lebte; es führt den Titel Dathavansa und gilt für das beste Specimen der mittelalterlichen Paliliteratur. Soeben ist dasselbe bei Trübner in London von einem indischen Gelehrten herausgegeben worden: The Dathavansa, or the History of the Tooth-relic of Gotama Buddha. Edited in the original Pali and translated into English by Sir Mutu Coomara Swamy.

* * *

— Das Indianerdepartement in den Vereinigten Staaten kostet viel Geld, von welchem aber nur ein geringer Theil in die Hände der braunen Leute, der sogenannten Rothhäute, gelangt. Für das vorige Finanzjahr betrugen die Bewilligungen in runder Summe 5¾ Millionen Dollars, für das laufende 6¾ Millionen; ein großer Theil fließt in die Taschen betrügerischer Beamten, Agenten, bestechlicher Handwerkspolitiker &c. Ein deutsch-amerikanisches Blatt zeigt, in welcher Weise man verfährt: „Nehmen wir eine bestimmte Nation, etwa die der Sioux, und stellen fest: wie viele Köpfe sie nach der Angabe der Regierungsagenten zählt und wie viel Geld nach der Angabe derselben Agenten auf diese Köpfe verwandt wird. Für sie verlangt der Secretär des Innern im neuen Budget 1,025,800 Dollars. Und das zu ihrer Ernährung mittelst Rindfleisch, Mehl, Schinken und Zucker; zu ihrer Bekleidung mit wollenen und baumwollenen Stoffen; zur Anschaffung von Sämereien und Ackergeräthen und zur Aufstellung von Aerzten und Grobschmieden. Außerdem meint Herr Delano behufs Veränderung der Sioux-Reservation noch 1,300,000 Dollars nöthig zu haben. — Nun zählen aber die Sioux, an welche überhaupt Seitens der Bundesregierung gezahlt wird, nicht mehr als dreitausend Köpfe. Dividirt man durch diese 3000 jene 2,325,800 Dollars, so erhält man auf den Kopf eine Kleinigkeit weniger als 800 Dollars. Und so ist es mit allen übrigen. Ja zu den großen, ihnen bestimmten Summen kommen noch die Gehalte, welche die zwei Indianer-Superintendenten, unsere achtundsechzig General- und sieben Special-Indianer-Agenten beanspruchen. Von den beinahe zahllosen Inspectoren, Dolmetschern und Clerks noch gar nicht einmal zu reden."

Unter solchen Umständen sollte der Congreß den Vorschlag eines östlichen Blattes auf das Ernstlichste in Betracht ziehen: ob es nicht wirklich zweckmäßig wäre, das ganze sogenannte Indianerdepartement zum Kuckuck zu jagen und die guten Rothhäute Mann für Mann sammt ihren Weibern und Kindern in große Hotels oder Boardinghäuser erster Classe einzuquartieren.

— Die Quecksilbererzeugung Californiens hat sich im Jahre 1874 auf 28,000 Flaschen gestellt. Es lieferten die Gruben von Neu-Almaden, in runden Ziffern, 9000; Neu-Idria 7000; die Redington-Mine 7200; Pope Valley in Napa County und Vallejo 1900; Great Western 1500; Napak Lake und Sonoma 1600. Man erwartet 1875 eine noch weit stärkere Ausbeute.

— Im Londoner zoologischen Garten befindet sich seit einiger Zeit eine Hanadryadenschlange, Ophiophagus elaps. Dieses indische Reptil, welches zu den Cobras (Nagas) gehört, ist eines der allergiftigsten und erreicht eine Länge bis zu 12 Fuß; das Londoner Exemplar ist 8 Fuß lang. Der Ophiophagus nährt sich, wie schon sein Name andeutet, im freien Zustande vorzugsweise von anderen Schlangen.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXVII. № 20.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 12 Mark. Einzelne Nummern 50 Pf. 1875.

Die Geyserregion am obern Yellowstone.

II.

Drei Miles weiter kamen wir an ein dichtes Gehölz am Rande des großen Cañon und mußten stehen bleiben, denn die Wände desselben fielen steil 1500 Fuß tief ab bis zu einem Fichtenwalde, in dessen Mitte sich ein tiefer, schmaler Abgrund öffnete. Bald gelangten wir an die Katarakten. Der Fluß schießt etwa eine halbe Mile weit mit rasender Schnelligkeit über ein nur etwa 80 Fuß breites Lavabett hinab und macht dann über eine senkrecht abfallende Wand einen Sprung von 115 Fuß. Die Entfernung zwischen dem ersten und dem zweiten Katarakte beträgt nicht viel über eine halbe Mile; der letztere ist da wo er beginnt 90 Fuß breit und oberhalb ohne Stromschnellen. Von einem etwa 120 Fuß hohen Felsenvorsprunge hat man einen Gesammtüberblick. Man sieht, wie die gewaltige Wassermenge sich in Schaum verwandelt und dann in einen runden Kessel fällt, der von gigantischen Mauern umschlossen ist. Aus der Tiefe desselben kommt ein dumpfes Getöse, nicht ein wildes Brüllen wie beim obern Falle, der großartiger und malerischer ist als der zweite. Im Cañon bildet dann der Fluß eine Reihenfolge unzähliger Stromschnellen und die Felsenwände werden immer höher; noch weiter abwärts sprudeln einige Fuß oberhalb des Wassers viele heiße Quellen aus dem Boden. Die Gypswände sind an vielen Stellen schneeweiß mit Kalk incrustirt; anderwärts ist das Gestein reich an krystallinischen Bildungen, die zumeist aus dunkelgelbem Schwefel bestehen; derselbe ist von rothen, grünen und schwarzen Streifen durchzogen, welche von den Filtrationen der heißen Mineralquellen herrühren, die aus Tausenden von Oeffnungen hervordringen. Der Reichthum dieser metallischen Färbungen an den Wänden ist geradezu wunderbar und hat schwerlich irgendwo auf der weiten Welt seinesgleichen.

Drei Miles unterhalb des Falles hat der Abgrund eine Tiefe von 1500 Fuß. An manchen Stellen sind Gesteinsmassen hinuntergestürzt und bilden hohe Trümmerhaufen, andere dagegen bilden Vorsprünge und Spitzen mit seltsamen, phantastischen Gestalten, die jeder Beschreibung spotten. Ich drang mit einem meiner Reiter etwa vier Miles weit in die Schlucht ein; als ich an den colossalen Wänden empor in die Höhe blickte sah ich, es war um drei Uhr Nachmittags, die Sterne am Himmel. Der Cañon hat zwei Geschosse, die in etwa halber Höhe sich trennen; die Gesammttiefe beträgt mindestens dritthalbtausend, vielleicht mehr als dreitausend Fuß. Es giebt möglicherweise längere und tiefere Schluchten, aber gewiß kann sich keine in Bezug auf geologische Formation und vulcanische wie chemische Merkwürdigkeiten mit diesem Cañon des Yellowstone messen.

Am 1. September setzten wir unsere Wanderung fort. Der Fluß nimmt nun einen ganz andern Charakter an und strömt in einem 200 bis 400 Fuß breiten Bette ruhig zwischen grasbewachsenen Ufern dahin. Sechs Miles unterhalb der Katarakten gelangten wir in ein breites Thal, das einst ein See gewesen. Nach Norden hin bemerkten wir, daß aus den Schluchten Dämpfe aufstiegen. Vor uns stieg der Bo-

Die Grotte.

den an; er bildete Höhen von 200 bis 500 Fuß, Ablagerungen einer einzigen Quelle! Ich stieg auf zwei solcher Hügel und fand auf den Gipfeln beider alte, eingestürzte Krater. Ueberall wo die Pferde durchtraten quoll Dampf hervor, der Boden unter unseren Füßen gab einen hohlen Ton und der Dampf war so heiß, daß wir eilig unsern Rückzug antraten. Die beträchtlichste unter den Quellen, aus welcher dichte Dampfwolken aufsteigen, hat 15 bis 20 Fuß Tiefe; allemal nach Verlauf von fünf Minuten erhebt sich die ganze Wasserfläche um etwa 4 Fuß, so daß sie auf- und absteigt, gleichsam Ebbe und Fluth hat. Das Becken hat ringsum einen festen Rand von etwa 4 Fuß Höhe und diese Masse krystallisirten Schwefels hat sicherlich ein Gewicht von 40 Tonnen. Das Wasser ist klar und spielt ein wenig ins Weißliche; man muß wenigstens 20 Fuß vom Becken entfernt bleiben, weil die siedenden Dämpfe eine größere Annäherung nicht gestatten. Etwas weiterhin an der Basis desselben Hügels entdeckten wir eine Schwefelhöhle von 8 Fuß Durchmesser und anscheinend 20 Fuß Tiefe; aus derselben drangen Dämpfe hervor mit einem Geräusch, das an jenes bei Dampfmaschinen, die unter Hochdruck arbeiten, erinnerte.

In der Nähe fanden wir auf einem etwa vier Acker großen Raume 20 bis 30 Schlammquellen von 2 bis zu 20 Fuß Durchmesser und 3 bis 8 Fuß Tiefe. Der von ihnen ausgeworfene Schlamm war von sehr verschiedener Consistenz, im Allgemeinen aber etwa so dick wie gewöhnlicher Mörtel und vielfach dunkel rostfarbig. Dieser Mörtel kocht langsam; dabei drangen Gaskügelchen hervor, während von Zeit zu Zeit die Masse 2 bis 40 Fuß emporschoß und beim Herabfallen der Schlamm klatschend weit umherspritzte. Ein Former würde über diese Masse in Entzücken gerathen; sie ist so überaus fein, daß man sie in großen Stücken an der Sonne oder im Feuer trocknen kann, ohne daß sie den geringsten Riß oder Sprung zeigt und dann einen Stein vom feinsten Korn bildet, ähnlich wie Meerschaum.

Wir schlugen unser Lager am Ufer des Flusses auf, der uns Forellen in Menge lieferte. Am 2. September, dem zwölften Tag unserer Wanderung, besuchten wir die Quellen in der Nähe und fanden am Abhang einer kleinen Schlucht einen Schlammvulcan, dessen Mund 30 Fuß Durchmesser hat, sich dann verengt und in 40 Fuß Tiefe nur noch 15 Fuß hat. Aus diesem Krater quellen ungeheuere Dampfmassen bis zu 300 Fuß Höhe empor; im Innern der Erde ist ein Rollen und Grollen, das sich allemal nach fünf Secunden wiederholt, wobei auf ein paar Hundert Ellen im Umkreise der Boden erdröhnt. Bei jedem Grollen erfolgt ein Schlammausbruch. Von Zeit zu Zeit hörte man eine Explosion als ob schwere Kanonen abgefeuert würden und dann zitterte die Erde weit und breit, während die Dampfmassen viel stärker wurden. Dieser Vulcan kann noch lange in Thätigkeit sein, denn unter der Krateröffnung liegen junge abgestorbene Fichten, auf der Höhe aber stehen Bäume in bestem Wuchse. Der Schlamm wird weit hin fortgeschleudert. Oberhalb des Kraters, auf einer etwa 100 Fuß hohen steilen Terrasse, stehen Bäume von 110 Fuß Höhe und die höchsten Zweige derselben waren mit Schlamm beworfen; um das zu ermöglichen muß er bis etwa 300 Fuß emporgestiegen sein.

Der Bienenkorb.

Am 3. September durchwateten wir den Fluß und folgten dem Laufe desselben gen Osten hin bis zu einem Cañon, der zwar nicht sehr tief aber nicht zu passiren war; wie setzten deshalb unsere Wanderung auf der bewaldeten Höhe fort. Plötzlich wurde uns ein überraschender Anblick; vor uns lag ein ausgedehnter Wasserspiegel — der Yellowstonesee.

* * *

Der Yellowstonesee bietet einen prachtvollen Anblick dar. Vor unserm Lagerplatz an der Nordseite (wo der Fluß ihn verläßt und seinen Lauf in nördlicher Richtung nimmt) breitete sich sein Spiegel nach Süden hin etwa 26 Miles weit aus; an manchen Stellen hat er kleine Inseln. Das östliche Ufer ist flach, das Wasser nicht tief und der Sand besteht dort aus Obsidian; man findet in ihm viele kleine Krystalle, diese sogenannten californischen Diamanten. Weiterhin treten Ausläufer der Bergmassen in den See hinaus, dessen größte Breite etwa 18 Miles beträgt; das westliche Ufer ist flach und bewaldet. Die Inseln sind noch unerforscht und wohl noch nie vom Fuß eines Menschen betreten worden, bis Hayden im Jahr 1871 den See in einer kleinen Barke befuhr.

An manchen Uferstellen dringen Dämpfe aus dem Bo-

den; das dunkelblaue Wasser des Sees ist krystallklar und in der Mitte sehr tief. Muscheln findet man am Ufer nicht und Alles läßt darauf schließen, daß sein Niveau nie höher gewesen ist als gegenwärtig. Er ist überaus reich an Forellen und andere Fische sind in ihm nicht gefunden worden; als Köder dienen Heuschrecken. Die Forellen im offenen See haben gelbes Fleisch, die in den Buchten blutrothes. Bei vielen fanden wir lange, weiße Würmer im ganzen Körper bis unter die Haut, aber trotzdem waren die Fische munter und lebendig.

Am 5. September zogen wir am Ostufer nach Süden hin und kamen mehrmals an erloschenen Kratern vorüber, welche durch Wellenschlag zerstört waren; an einem Vorsprunge stiegen mehrere Dampfsäulen mit großem Geräusch empor; weiterhin mußten wir das Ufer verlassen und bewaldete Höhen erklimmen, in denen wir, der vielen umgefallenen Baumstämme wegen, nur langsam und beschwerlich vorwärts kamen. Dort fanden wir mehrere alkalinische Quellen und viele sumpfige Niederungen.

In diesem Thalbecken sind Pflanzenwuchs und Klima von denen der außerhalb liegenden Regionen verschieden. Der Sommer ist kurz aber trotz der beträchtlichen Höhenlage sehr heiß; es regnet dann oft und so ist die Luft vergleichweise feucht. Der Graswuchs ist saftig und die Pflanzen sind grün und üppig, während jene in den tiefer liegenden Thälern draußen durch die Sonne verdorrt sind. Farrenkräuter und andere Pflanzen welche Feuchtigkeit lieben, treten in Menge auf, erreichen aber keinen hohen Wuchs. Im Winter

Krater des großen Geyser.

ist der Schneefall beträchtlich, die Kälte aber für eine so hohe Lage nicht allzustreng; vielleicht wirken die vielen heißen Dämpfe einigermaßen auf das Klima ein. Es haben einmal zwei Männer dort überwintert und beide waren im Frühjahre mit Kröpfen behaftet. Diese kommen bei den Krähenindianern sehr häufig vor und viele alte Frauen derselben haben solche Geschwülste, die vom Kinne bis auf die Brust herabhängen.

Wir kamen an das Schwefelbecken. Dort sind die unteren Bergabhänge mit Ablagerungen gelben Kalkes oder blauen Thones bedeckt und diese haben Millionen kleine Löcher, aus welchen Schwefeldampf hervorquillt; dieser lagert sich dann an den Rändern ab. Solche Schwefelbecken kommen in Menge vor und manche nehmen einen Flächenraum von einigen Geviertmiles ein. Sie sind im Allgemeinen nicht zu passiren, weil die Krusten sehr dünn sind; unterhalb derselben liegt eine Masse weißlichen Schlammes und diese bildet den gefährlichsten Morast, welchen man sich nur denken kann. Der Ausgang aus diesem Thalbecken war beschwerlich, weil so viele todte Bäume im Wege lagen; wir mußten deshalb an dem schlammigen Ufer hingehen, bis wir das Südostende des Sees erreichten. Dort aber war das Ufer durch angetriebene Fichtenstämme wie verrammelt. Nachts hörten wir oftmals Gebrüll californischer Löwen. Am andern Morgen bestieg ich mit Langford den höchsten Punkt der östlichen Kette; wir ließen unsere Pferde da wo die Wälder aufhören, stiegen vier Stunden bergauf und hatten dann einen so deutlichen Ueberblick über den ganzen See, daß ich

eine genaue Karte seiner Umrisse und Inseln entwerfen konnte.

Nach Osten hin lagen hinter einander steile, vulcanische Berge, die von unzugänglichen Schluchten durchrissen waren; es sah aus als ob einst das ganze Gebirge im Schmelzen und im Flusse gewesen sei und nur Getrümmer und Asche zurückgelassen habe. Eine Kette von Spitzbergen war nicht vorhanden, die Höhen bildeten fast einerlei Niveau mit einer wagerechten Lavadecke; diese Formation setzte sich fort, so weit unser Blick reichte. Die tiefen, engen Thäler waren grün und bewaldet und wir sahen in der Ferne Flüsse und Seen in Menge. Ueberhaupt findet man in dieser Region überall Seen von sehr verschiedener Größe und Gestalt, mit allen Arten Wasser und in allen denkbaren Lagen, auf Berggipfeln, auf den Terrassen der Abhänge, in den Thälern und Schluchten.

Nachdem wir hinabgestiegen waren, um uns mit der Expedition, die vorausgezogen war, wieder zu vereinigen, verirrten wir uns in der Dunkelheit mehrmals, indem wir Pfade der Elenthiere einschlugen, erreichten aber doch unsere Gefährten, die uns schon im Gebirge verloren glaubten.

Kleiner Geyser.

Am 8. September zogen wir durch einen dichten Wald, der überaus beschwerlich zu passiren war. Mehrere Pferde waren manchmal zwischen den Bäumen dermaßen eingeklemmt, daß wir nur mit großer Anstrengung sie wieder losmachen konnten und Mühe hatten, das in Unordnung gerathene Gepäck wieder herzustellen. Unser Gesicht wurde zerkratzt, unsere Kleidung zerrissen, unsere Glieder erhielten schmerzhafte Schläge und Stöße. Nachdem wir alle Noth überstanden, kamen wir an ein hübsches Thal, durch welches ein Bach floß, wo wir lagerten. In dieser Gegend sind Bären sehr häufig; sie finden an Beeren und Fichtenzapfen Nahrung vollauf; die ganze Gegend ist für diese Thiere wie geschaffen. Die Zahl der Quellen, welche auf den Höhen entspringen, ist ganz erstaunlich; ihr Wasser bildet weiter abwärts Sümpfe, welche man nicht durchwaten kann. Das Wasser welches aus dem Gestein hervorkommt ist stets gut, alles andere aber schlecht. In den kleinen Seen sind Flußottern häufig; sobald die Dämmerung eintritt, kann man sie zu Hunderten auf dem Wasser spielen sehen; auch Biber sind vorhanden.

Aus dem Rhodopegebirge in der europäischen Türkei.

Von Wilhelm Freiherrn **von Berg**.

I.

Das Rhodopegebirge. — Schwierigkeit der Gebirgsreisen.

Wenn man mit der neuen türkischen Eisenbahn, welche in wenig Jahren Oesterreich mit dem Oriente verbinden soll, von Konstantinopel über Adrianopel und Philippopel hinaus fährt, so sieht man südlich von dieser letztern Stadt einen mächtigen Gebirgszug. Derselbe wird mit dem Namen Rhodope-Gebirge bezeichnet. Der „Globus“ brachte in Nro. 17 des Jahres 1874 ein Bild von Philippopel, welches im Hintergrunde die hohen Berge jenes Gebirgsstockes zeigt. Diese nun waren das Ziel meiner Reise. Und wenn ich es mir auch vorzugsweise zur Aufgabe gemacht hatte, den forstlichen Zustand dieser Gegend zu erheben, so war es keineswegs ausgeschlossen, den Blick des Reisenden nicht auch nach

rechts und links über Land und Leute, über Felder und Wiesen, oder über Handel und Industrie schweifen zu lassen.

Als ich mich im Winter 1873 auf 1874 für die Reise vorbereitete, durchging ich sorgfältig einen großen Theil der Literatur, welche das Innere der Türkei beschreibt, um mir namentlich ein Bild über die Verbreitung und Ausdehnung der Wälder zu machen. Ich durchsuchte die interessanten und werthvollen Berichte von Hahn, Kanitz, Hochstetter, Lejean und Anderen mehr, aber in keinem fand ich den gewünschten Aufschluß. Da finden wir wohl die anziehendsten Bilder über Land und Leute, über Handel und Wandel, interessante Mittheilungen über die Topographie und die geognostischen Verhältnisse des Landes, umfassende Beschreibungen über Cultur und Sitte des Volkes und dergleichen, aber des *Waldes*, dieses so ungemein wichtigen Factors im Haushalte der Natur, ist nirgends oder doch nur ganz nebensächlich gedacht. Nur hier und da fand ich Andeutungen, aus welchen wohl zu schließen war, daß die Behandlung der Wälder in der Türkei sehr im Argen liegen müsse, und daß ein großer Theil derselben bereits der Viehweide zum Opfer gefallen ist, indessen gaben andere Mittheilungen der Vermuthung Raum, daß, wenn auch die Vorberge entwaldet, der eigentliche Stock der ausgedehnten Gebirge dennoch mit colossalen Wäldern bedeckt sein müsse. So z. B. sagt Herr von Hochstetter in seiner höchst interessanten Reisebeschreibung durch Rumelien *) über den Waldzustand im Rhodope-Gebirge: „*Die vorderen Gehänge des Gebirges sind leider gänzlich entwaldet, aber tiefer im Gebirge giebt es noch die prächtigsten Tannen- und Fichtenwälder, wahre Urwälder, so daß man sie ausbrennt, um Culturen anzulegen und nur die Asche gewonnen wird.*"

Wir werden nun später sehen, wie es mit den „*Urwäldern*" bestellt ist und wie Berichte, die der kritischen Anschauung des *forstlichen* Auges entbehren, irre führen können. Der *Forstmann* kann sich nicht damit begnügen, nur die großen Thäler und Hauptstraßen des Landes zu bereisen, den Wald nur aus weiter Ferne zu beschauen, oder bloß aus den Mittheilungen der Eingeborenen zu schöpfen, er muß hinein in das *Waldesdunkel*, um richtig urtheilen zu können. Und darin liegt eben die Schwierigkeit. Nicht jeder Reisende verfügt über die Mittel, um weit ab von der Straße seine Excursionen über ein unzugängliches Gebirge auszudehnen, wo er weder Unterkunft noch genügenden Schutz für seine Person findet, in welches man sich nur mit einem Zelte, mit Reit- und Packpferden, mit einem Dragoman und einigen Zaptiés (Polizeisoldaten) wagen kann, um seines Lebens sicher zu sein, und sich mit allen möglichen Lebensmitteln versehen muß, um nicht zu verhungern.

Han und Schmiede in Sestrino. Original von W. v. Berg.

Da giebt es wohl Dörfer im Gebirge, aber keine Wirthshäuser und Schenken im civilisirten Sinne, um eine Unterkunft zu suchen, sondern höchstens einen elenden *türkischen Han*, der Einem nichts bietet als einen allenfalls genießbaren schwarzen Kaffee, den man in Ermangelung der bei uns gebräuchlichen Tische und Sessel überdies à la turca in der bekannten Stellung mit untergeschlagenen Beinen zu sich nehmen muß. Solch einen Han stelle ich dem freundlichen Leser in dem nebenstehenden Bilde vor. Dort, wo gegenwärtig die Eisenbahn endet, in *Bellova*, einem bulgarischen Dorfe am Fuße des Rhodope-Gebirges, hatte ich mein Hauptquartier aufgeschlagen. Von hier aus unternahm ich meine Excursionen ins Gebirge, welche volle acht Wochen in Anspruch nahmen. Obwohl ich nun jedem türkischen Han sorgfältig auswich und dies um so leichter thun konnte, da ich Zelt und Feldbett auf Packpferden bei mir führte, war es dennoch manchmal unvermeidlich, eine unfreiwillige Einkehr in einem Gasthause zu halten. Unsere Reitpferde hatten etliche Eisen verloren und mußten neu beschlagen werden, da uns schwierige Gebirgspfade bevorstanden. Im Dorfe Sestrino sollte sich ein ganz besonders geschickter Schmied befinden und so machten wir denn Halt vor dem dortigen Han.

Von außen sieht freilich solch ein Han gar nicht übel, sogar recht einladend aus, aber wenn man hineinkommt, so entbehrt die innere Einrichtung wohl einer jeden Bequem-

*) Mittheilungen der geogr. Gesellschaft in Wien. Nr. 2. S. 74.

lichkeit, die man sonst an ein Geschäft, welches sich die Gastfreundschaft zur Aufgabe gemacht hat, zu stellen berechtigt ist. Und obgleich wir es in dem vorliegenden Falle mit einem bulgarischen, daher mit einem christlichen Han zu thun haben, ist es damit doch nicht besser als in den rein türkischen Gast- und Kaffeehäusern bestellt. Die Bulgaren, ein gefügiges Volk, welches seit Jahrhunderten unter dem Drucke der Osmanli seufzt, haben sehr viele orientalische Sitten angenommen und ihr Haus- und Wirthschaftsgeräth nach dem Muster ihrer Herren eingerichtet. So sind denn auch die bulgarischen Wirthshäuser nichts anderes als türkische Hans. Von Tischen und Bänken im Gastzimmer ist keine Rede. Die Gäste stehen im Zimmer herum und wer sich setzen will, kann sich à la turca niederhocken. Nur selten findet man Bänke und Tische und dann nur in der urwüchsigsten Form, mit welchen der Wirth seine Gäste bedient. Von Gläsern oder Krügen keine Spur; in einem Gefäß aus Zinn, von außen schmutzig, von innen nicht rein, credenzt man den Gästen den Wein. Derselbe ist immer roth, trübe und schmeckt nach Holzessig, Schimmel und Erde. Dazu ein schwarzes, unter den Zähnen knirschendes Kornbrot, gekochte Eier und ein Schaf- oder Ziegenkäse, das ist Alles was das Wirthshaus bietet. Mitunter allerdings ist wohl auch Braten vorhanden. Aber wenn ein alter Schafbock abgestochen und, weil ja das Fleisch der großen Hitze wegen im Sommer nicht haltbar ist, sofort in den Backofen hineingeschoben wird, so kann man sich denken wie zäh er ist! Zur Ehre der türkischen wie bulgarischen Hans sei es übrigens gesagt, daß man manchmal einen Pillaf (Hühnerfleisch mit Reis) oder in Gemüse gedunstetes Geflügel bekommt, welches ganz genießbar ist.

Wie sieht es nun aber mit der Unterkunft aus? Vom Pferdestall aus führt eine Art Hühnersteige in den obern Stock hinauf; dort sind ein oder zwei „Zimmer“ für Gäste „eingerichtet“. Das ist ein Raum, der zwar aus vier Wänden besteht, sonst aber nichts enthält, als eine sechs Zoll hohe Pritsche (Mender) von Brettern, auf welcher der Reisende sein Bett oder seinen Teppich aufschlagen darf, um die Nacht, wenn ihm sonst die bekannten türkischen Bewohner Ruhe lassen, „köstlich“ darauf zu ruhen. Im Sommer geht das noch, aber im Winter, wenn's draußen kalt ist und man genöthigt ist, beim Mangal (einem Kohlenbecken anstatt des Ofens) zu sitzen, dann soll's schrecklich sein. Ein deutscher Reisender, welcher alle diese Beschwerden durchmachte, schrieb an die Wand eines solchen Hans zum Abschiede:

Wer Pillaf nie mit Unschlitt aß,
Wer frierend nie beim Mangal saß,
Wer nie im Bett den Schirm aufspannte,
Der kennt dich nicht, du göttliche Levante!

Kann man sich unter solchen Umständen noch wundern, daß sich nur selten ein Reisender von den großen Straßen entfernt und die unzugänglichen Gebirge nur selten zum Gegenstande seiner Durchforschung erwählt! Und kann es namentlich noch auffallen, daß man von den forstlichen Zuständen der Türkei bisher so viel als nichts erfuhr! Der Forstmann findet in der Regel keine Wälder an den Straßen, ihm bleibt nichts anderes übrig, als sich hinauszuwagen in die Gebirge und Wälder, die vom Fuße des Reisenden kaum jemals betreten wurden. Von dort nun will ich dem freundlichen Leser erzählen, wie es denn aussieht im schönen grünen Walde, dort oben auf den Bergen, in den Thälern und in den Dörfern.

Ehe ich aber zur Darlegung meiner Beobachtungen schreite, sei es mir gestattet, meine Reiseroute in kurzen Umrissen anzugeben. Wie ich bereits erwähnte, schlug ich mein Standquartier am Ausgangspunkt der Eisenbahn, in Bellova, auf. Von dort erstreckten sich meine Excursionen bis an den Ursprung des Marizza-Flusses, über das ganze Rhodope-Gebirge, über den Karlyk-Stock, über die Ausläufer des Dospad Jailasy, den Perseng und einen Theil des Kara-Balkans.

Von Bellova aus hatte ich bereits einige Excursionen in das Jadoniza-Thal gemacht. Das ist eine Gebirgsschlucht, welche theilweise von jähen Felswänden, durch die sich schäumend der Jadoniza-Bach durchdrängt, eingeengt ist. Noch vor wenigen Jahren war diese Schlucht beinahe ganz unzugänglich, nur die Jäger wagten sich hinein. Als aber der Eisenbahnbau Fortschritte machte, wurde das Jadoniza-Thal durch eine von Holz construirte Rollbahn zugänglich gemacht, um die zum Bahnbau erforderlichen Hölzer zu gewinnen. Die ungemein schwierige Ausbringung ist jedenfalls auch die Ursache gewesen, daß dieses Thalgebiet noch bedeutende Holzvorräthe enthält und daß sich in demselben der Wald noch in einem befriedigenden Zustande befindet. Das ist aber auch das einzige Thal in dem ganzen großen Gebirgsstocke, welches noch Wald aufzuweisen hat, alle übrigen Theile sind auf eine gräßliche Weise devastirt. Von Weitem sehen die Wälder mitunter gar nicht schlecht aus, aber wenn man hineinkommt, wendet sich der Forstmann mit Ekel davon ab. Selbstverständlich darf man ja Wälder in so uncivilisirten Ländern nicht mit deutschen Augen betrachten, aber eine gewisse Schonung, eine gewisse Achtung vor dem Walde darf man denn doch wohl erwarten. Der arme Wald wird gesengt und gebrannt, um das Weideterrain auszudehnen, er wird von habgierigen Speculanten ausgebeutet und auf eine Weise mißhandelt, welche den gänzlichen Ruin unbedingt zur Folge haben muß.

Bei den Zeltbewohnern in Marokko.

Von **Gerhard Rohlfs.**

II.

Der feierliche Augenblick war gekommen, wodurch der kleine Omar jetzt in die Gemeinschaft der Muselmanen aufgenommen werden sollte. Um den Glanz des Festes noch mehr zu erhöhen hatte Abu Ssalam es übernommen, sämmtliche gleichalterige Knaben der drei Zeltdörfer der Beni Amer, und es waren deren noch sieben auf seine Kosten beschneiden zu lassen. Ja ohne den Neid und die Mißgunst seines eigenen Fakihs *) und der Tholba **) der Duars zu erregen, weil

*) Doctor der Theologie. **) Schreiber, Plur. von Thaleb.

sie auch ihre Gebühren bekamen, hatte er einen in hohem Ansehen stehenden Schriftgelehrten aus Fes kommen lassen. Die Gebühr für die Beschneidung, 3 Metkal, erlegte er im Voraus. Wie reich aber mußte Abu Ssalam sein, daß er so große Summen zahlen konnte, denn zahlte er doch, wie gesagt, seinen eigenen Schriftgelehrten die nämliche Summe. Und wenn man bedenkt, daß man in Marokko für die Beschneidung sonst nichts zu bezahlen braucht, der bemittelte Mann höchstens eine Maß Korn oder ein Huhn oder einige Eier dem Schriftgelehrten für seine Bemühung giebt, so kann man ermessen, wie freudig die Eltern ihre Söhne herbeibrachten. Das Glück vom heiligen Sidi Mussa aus Fes beschnitten zu werden war zu groß. Abu Ssalam aber hatte es von jeher als eine Regel der Klugheit betrachtet, mit den heiligen Leuten, mit der Geistlichkeit, auf gutem Fuße zu leben, und er hatte längst eingesehen, daß man mit der Geistlichkeit nur dann auf gutem Fuße lebt, wenn man sie tüchtig zahlt. Aber dafür war er auch des Paradieses sicher; der Segen, den sie ihm ertheilten, war länger als der für die übrigen Gläubigen, und durch die vielen Wohlthaten, die er den Fakihs und Tholba erwiesen hatte und noch immer erwies, war Abu Ssalam selbst in den Ruf großer Frömmigkeit gekommen.

Die acht Knaben wurden vor das Djemmazelt *) in einer Reihe aufgestellt und nachdem vom Fakih Sidi Mussa ein langes Gebet war gesprochen worden, ging er auf Omar zu, der von seinem Vater gehalten und ermahnt wurde, standhaft zu sein, ergriff sodann das Präputium und trennte es mit einem raschen Schnitte von der übrigen Haut; das noch übrig gebliebene Frenulum wurde mit einem zweiten Schnitte getrennt, und sodann kam ein anderer Thaleb und streute pulverisirten Schöb (Alaun) auf die blutenden Ränder. Standhaft hatte der Knabe Omar ausgehalten, seine Zähne zusammenbeißend murmelte er fortwährend: „Gott ist der Größte, es giebt nur Einen Gott." Sein Vater trug ihn, Omar war fast ohnmächtig geworden, nun gleich ins väterliche Zelt zurück, während ein Sklav ein ganz neues Hemd und eine neue weißwollene Djilaba **) vor ihm hertrug, Festgeschenke seines Vaters, welche aber erst angelegt werden durften, wenn der Kranke vollkommen genesen war. Die Beschneidung der übrigen Knaben erfolgte auf dieselbe Weise, nur daß einige von ihnen ein entsetzliches Schmerzensgeschrei ausstießen, und merkwürdigerweise war einer unter ihnen ohne Präputium, oder doch wenigstens nur mit einer Andeutung davon. Natürlich wurde er gleich für heilig erklärt, denn wie selten trifft es sich, daß ein Mensch beschnitten zur Welt kommt. Die Geschichte (d. h. nach der Auffassung der Marokkaner) nennt nur Mulei Edris, Sidna Mohammed, Sidna Brahim, Sidna Daud und Sidna Mussa als von Gott beschnittene Leute, d. h. ohne Präputium zur Welt gekommen. Der so ausgezeichnete Knabe Namens Hamd-Allahi hat denn auch später eine wichtige Rolle gespielt; er war von Gott beschnitten, er war ein Heiliger vor Gott, und wer weiß ob er nicht einst dazu berufen ist, alle Menschen zum Islam zurückzuführen ***), damit alle Menschen des Paradieses theilhaftig werden, das Gott ihnen durch seinen Liebling Mohammed verheißen hat.

Aber wie segensreich sollte überhaupt diese Beschneidung für die acht Knaben werden, wie überhaupt für diesen ganzen Stamm der Beni Amer! Die Beschneidung war nämlich vollzogen worden mit einem Mus min Hedjr *) (Steinmesser). Seit undenklichen Zeiten vererbte sich ein Steinmesser vom Vater auf den Sohn in diesem Stamme der Beni Amer, und einer schriftlichen Tradition zufolge soll die Beschneidung Sidna Omar's, des Stammvaters der Beni Amer und zweiten Kalifen, mit diesem selben Messer vorgenommen worden sein. Wie ein Heiligthum wurde dasselbe in der Familie bewahrt, und selbst als es bei Eroberung der Provinz Tlemsen durch die Ungläubigen, bei der Plünderung des Duars durch die Christenhunde, verloren gegangen war, kam es durch ein Wunder wieder in den Besitz des Kaids Abu Ssalam. Der Kalif Sidna Omar hatte es ihm selbst eines Nachts zurückgebracht, er fand es unter seinem Kopfkissen. Alle umliegenden Stämme beneideten die Beni Amer um einen so köstlichen Schatz. Die meisten Marokkaner lassen sich mit gewöhnlichen Rasirmessern beschneiden, d. h. diese haben den Namen Rasirmesser, sind aber weiter nichts als die elendesten Klingen dieser Art.

Omar verbrachte nun die nächsten Jahre damit, den Koran zu lernen, d. h. schriftlich und auswendig; denn heute gilt es in Marokko für einen Mann, der einst Kaid seines Stammes sein will, für unerläßlich selbst lesen und schreiben zu können. Nicht als ob er jemals diese Wissenschaften praktisch verwerthen würde, aber es gehört zum guten Ton, und wie auch in Marokko in dieser Beziehung die Mode anfängt unerbittlich zu sein, so mußte sich Omar den langweiligen Unterrichtsstunden im Koranlesen und Buchstabenmalen unterwerfen. Sein Vater war glücklicher gewesen; zu seiner Zeit erheischte man noch nicht von den jungen Leuten Lesen und Schreiben zu lernen. Omar machte dann in Gemeinsamkeit mit seinem Vater mehrere Reisen in Marokko, denn Kaid Abu Ssalam hatte den Entschluß gefaßt die Pilgerfahrt nach Mekka erst dann zu machen wenn sein Sohn eine Frau habe: dann solle die ganze Familie das Haus Gottes besuchen. Aber er lernte doch Fes kennen, er sah in Mikenes den Sultan, er unternahm eine Siara (Pilgerreise) nach der heiligen Stadt Uesan, er kam nach Tanger um dort die Feuerschiffe der ungläubigen Hunde zu bewundern, und hatte das achtzehnte Jahr erreicht, um daran denken zu können eine Frau zu nehmen.

Bei den freien Zeltbewohnern Marokkos ist es keineswegs Sitte, daß die Frauen sich verschleiern wie in den Städten; Jünglinge und Jungfrauen haben daher auch Gelegenheit sich zu sehen, kennen zu lernen und zu lieben. Auf dem Lande werden daher auch häufig genug Heirathen aus wahrer Neigung geschlossen. Omar hatte seit längerer Zeit Gelegenheit gehabt die Reize und Vorzüge eines jungen Mädchens kennen zu lernen, welches nur einige Stunden von seinem Duar entfernt lebte. Es war das Aïscha beni Abu Thaleb vom Stamme der Uled Hassan. Die beiden Väter waren seit Langem durch Freundschaft verbunden; der Duar der Uled Hassan lag auf dem Wege vom Ssebu nach Fes. Wenn nun Abu Ssalam nach der Hauptstadt reiste, was häufig genug vorkam, so nächtigte er nicht im allgemeinen Dar diaf (Fremdenzelt) der Uled Hassan, sondern ging zum Zelte des Abu Thaleb selbst, und umgekehrt machte es dieser so wenn sein Weg ihn in die Nähe des Uled Ssebu führte.

Omar war dann mehrere Male in Begleitung seines Vaters gewesen und seit vier Jahren war ihm die wunderbare Schönheit Aïscha's aufgefallen; Aïscha selbst mochte als er sie zum ersten Male sah 10 Jahre alt sein, jetzt hatte

*) In jedem marokkanischen Duar befindet sich ein Zelt, das zum Abhalten des freitäglichen Chotbagebetes bestimmt und Gitun el Djemma heißt; in der Regel dient es auch als Herberge für Fremde und heißt dann Gitun el Diaf.

**) Wollenes Uebergewand.

***) Dies sind selbstverständlich immer nur die Gedanken der Mohammedaner.

*) In einzelnen Familien haben sich behufs der Beschneidung Steinmesser oder vielmehr scharfe Steinscherben vom Vater auf den Sohn vererbt und wahrscheinlich sind sie aus Arabien mit herübergebracht worden.

sie 14. Kein Mädchen hatte seiner Meinung nach so feurige Gazellenaugen, keine hatte einen kleinern Granatmund und längeres schwarzes Haar, keine hatte so volle Formen und kleinere Hände und Füße.

In seinen Augen verstand kein anderes Mädchen so gut die Ziegen zu melken wie Aischa, oder mit gleich lieblicher Anmuth einen Teller Brot anzubieten, oder eine Schale mit Milch zu credenzen. Aber was war alles das gegen den Zauber ihrer Stimme? Zwar hatte Omar selbst nur ein Mal mit ihr gesprochen, als er ermüdet das Zelt ihres Vaters erreichte und um einen Trunk Wasser bat. Da schoß Aischa wie ein Reh davon und aus dem Schlauch eine Tasse füllend, überreichte sie dieselbe mit den Worten: „Bism Allah!" (im Namen Gottes). Das war alles was Aischa direct zu ihm gesprochen hatte. Aber von dem Augenblicke an sagte Omar zu sich: Du kannst nur Aischa zum Weibe nehmen und keine andere. Er glaubte nun auch zu wissen, daß Aischa gern seine Frau werden würde, er schien bei ihr eine gewisse Sympathie für sich bemerkt zu haben, und ohne daß man mit Worten seine Gedanken auszutauschen braucht merken die jungen Leute in Marokko ebensoleicht wie bei uns was Liebe ist.

Omar war im Frühling, nur von Gefährten und Sklaven begleitet, von Fes zurückgekommen, er hatte wieder bei Abu Thaleb die Nacht zugebracht, er hatte die großen Augen Aischa's wieder gesehen, er hatte sie plaudern hören mit ihren Gespielinnen und von dem Augenblicke an war sein Entschluß gefaßt. Als er am andern Abend den eigenen elterlichen Duar erreichte, rief er seine Mutter bei Seite; er gestand ihr seine Liebe zu Aischa und bat sie mit dem Vater deshalb zu sprechen.

Obschon seine Mutter, Lella Mariam, eigentlich ein anderes junges Mädchen für ihren Sohn im Auge hatte, er sollte eine weitläufige Verwandte, die ebenfalls Scherifa (aus dem Stamme des Propheten) war, heirathen, so lag ihr das Glück ihres einzigen Sohnes doch viel zu sehr am Herzen, als daß sie hätte Schwierigkeiten erheben wollen. Zudem wußte sie wohl, daß obschon sie großen Einfluß auf ihren Mann hatte, die Entscheidung einer solchen wichtigen Angelegenheit von ihm abhing. Sie beeilte sich daher ihrem Manne Mittheilung davon zu machen, und wunderte sich, daß derselbe ihres Sohnes Liebe ziemlich gleichgültig, fast kalt aufnahm.

Kaid Abu Ssalam war ein praktischer Mann, auch er hatte längst eine Schwiegertochter im Auge; das war aber keineswegs Aischa, die Tochter seines armen Freundes, sondern Safia, die Tochter eines reichen Kaids der Uled Sidi Schich, deren Zelte in der Nähe von Udjda standen. Seit Jahren hatten die beiden Väter dieses Project genährt. Die Uled Sidi Schich waren ebenfalls aus der Provinz Tlemsen vertrieben, aber sie waren nur über die Grenze gegangen. Safia mußte um die Zeit etwa 13 Jahre alt sein, und noch vor Kurzem hatte ihr Vater an Abu Ssalam geschrieben, nach Udjda zu kommen und seinen Sohn mitzubringen und dieser hatte es versprochen. — Jetzt sollte aus dieser Heirath die Abu Ssalam fast schon als abgemacht fand, nichts werden, er sollte sein Wort brechen. — Aber Omar, der einzige Sohn, kam selbst, er beschwor den Vater ihm Aischa zu verschaffen, er würde sterben, wenn Aischa nicht sein Weib würde, und dann flehte die Mutter, Lella Mariam, zu Gunsten des Sohnes; wie konnte da der Vater, der Gatte widerstehen?

Vor allen Dingen schickte er daher Leute ab an den Kaid der Uled Sidi Schichs, um ihm anzuzeigen, er könne und wolle sein Versprechen nicht halten, sein Sohn Omar habe sich eine andere Frau genommen. Sodann ging man gleich an die Brautwerbung, um jetzt die Hochzeit so rasch wie möglich zum Abschluß zu bringen.

Unter dem Vorwande nach Fes reisen zu wollen, brach Abu Ssalam von seiner Frau Lella Mariam begleitet auf und erreichte Nachmittags den Duar der Uled Hassan, um bei seinem Freunde Abu Thaleb abzusteigen. Die Begleitung der Lella Mariam erregte natürlich das größte Aufsehen und im ganzen Zeltdorfe flüsterten die Frauen und jungen Mädchen über dies Ereigniß und prophezeieten eine baldige Hochzeit. Abu Thaleb, der wie schon gesagt nicht begütert war, besaß nur ein Zelt, aber durch eine Scheidewand von wollenen Stoffen war eine Abtheilung für seine Frau hergestellt und in diese begab sich sogleich Lella Mariam zur Mutter Aischa's.

Sie fing damit an von gleichgültigen Dingen zu sprechen und kam dann allmälig auf die Vorzüge ihres Sohnes; sie pries dessen Kraft und Schönheit, sie deutete an, daß er dereinst Kaid seiner Stämme werden würde, sie betonte, daß er von väterlicher Seite das Blut des Kalifen Omar, von mütterlicher das des Propheten habe und meinte schließlich, daß jedes Mädchen glücklich sein müsse, die er sich als Frau auserwählen würde. Sodann fügte sie noch hinzu, daß Aischa ein hübsches und tugendhaftes Mädchen sei, die wohl für Omar passen möchte. Aischa selbst, wohl ahnend was kommen würde, war gleich im Anfange dem Zelte entschlüpft und hatte sich draußen etwas zu thun gemacht. Die Mutter Aischa's hingegen hatte nicht genug Lob für ihre Tochter, keine sei so schlau wie sie, keine verstehe so dauerhafte Haiks (Umschlagetücher) zu weben wie sie, keine verstehe die Kügelchen zum Kuskussu so fein zu reiben wie sie und ihre Keuschheit und Sittsamkeit sei über alles Lob erhaben, aber schließlich meinte auch sie, daß Aischa wohl für Omar passen würde.

Als nach dem Abendessen, welches die beiden Männer gemeinschaftlich eingenommen hatten, ein jeder sich mit seiner Frau allein befand, Aischa selbst war für die Nacht zu einer Freundin gegangen, erfuhren sie von ihren Frauen den Gedankenaustausch, und Abu Ssalam beschloß nun am andern Morgen von Aischa's Vater ihre Hand für seinen Sohn zu verlangen. Ob Aischa einwilligen würde daran dachte er wenig, zumal er wohl nach seines Sohnes Worten vermuthen durfte, daß eine gegenseitige Neigung vorhanden sei.

Da Kaid Abu Ssalam entschlossen, seinem Sohne (er hatte ja nur den einzigen) schon bei Lebzeiten einen Theil seiner Herden abzutreten, so war er bald mit Aischa's Vater, dem Abu Thaleb, einig, er bezahlte ihm 200 Duoros, also einen bedeutend höhern Preis *) als sonst üblich ist. Es wurde außerdem festgesetzt, daß Aischa drei neue silberne Spangen (um das Gewand festzustecken), zwei silberne Armbänder, zwei silberne Fußringe, im Ganzen im Gewichte von fünf Pfund Silber, bekäme, daß sie zwei Sack Korn, eine neue große kupferne Gidra **), einen Teppich von Arbat im Werthe von 20 Doros, ein neues Hemd, einen neuen Haik, ein neues seidenes Kopftuch und eine neue seidene Schürze als Aussteuer bekäme, daß endlich das Maulthier, auf dem sie hergeleitet würde, Eigenthum ihres Mannes bliebe. Es war also genau so viel der Braut an Gegenständen mitgegeben als der Schwiegervater dem Abu Thaleb an Geld gezahlt hatte; einer alten Sitte gemäß hatte überdies Aischa noch für ihren Zukünftigen das Hemd selbst zu nähen, welches er am Hochzeitstage zu tragen hatte, auch eine rothe Mütze mußte sie ihm mitbringen, wofür der Bräutigam am Festtage der Braut einen silbernen Ring und eine Halsschnur von Bernstein überreichte.

*) Der gewöhnliche Preis ist auf 60 französische Thaler, in Marokko Doro, oder Duoro genannt, firirt.

**) Kupferner Kessel.

Nachdem die beiden Väter dieses unter sich abgemacht hatten, begaben sie sich zum Kadi der Uled Hassan, wo alle diese Bestimmungen zu Papier gebracht und von beiden unterzeichnet wurden, auch wurde der Tag der Heimführung der Braut, der Hochzeitstag, bestimmt und alles dies durch ein gemeinsames Fötha (Segen, d. h. das erste Capitel des Koran wird gesprochen) besiegelt.

Der Flibustier Vasco da Gama.

Während des Mittelalters waren längere Zeit die Araber auf dem Mittelmeere vorwaltende Handelsmacht; sie beherrschten dasselbe durch ihre Flotten und vermittelten den Bezug der Producte des fernen Orientes für Europa. Die Venetianer und Genuesen kamen commerciell erst während der Kreuzzüge empor; sie brachten den Zwischenhandel mit den indischen Waaren in ihre Hände. Von diesem sich unabhängig zu machen war das Bestreben der Portugiesen und Spanier, welche dahin trachteten, diese Producte selber auf eigenen Schiffen unmittelbar aus den Erzeugungsländern zu holen. Sie hatten von den Mauren auf der Pyrenäischen Halbinsel genaue Kunde über die Handelswege der Araber im Orient erhalten, und der Portugiese Pedro Covilhan, den König Johann der Zweite ausgeschickt hatte, „um Indien kennen zu lernen", schiffte 1487 auf einem arabischen Fahrzeuge nach Ormus im Persischen Meerbusen, nach Goa und Calicut; er kam über Aegypten nach Lissabon zurück. Er hatte Erkundigungen über die Handelsverhältnisse Indiens eingezogen, über die Niederlassungen der Araber in Ostafrika und die Verbindungen welche sie mit der Malabarküste unterhielten.

Von da ging das Trachten der Portugiesen dahin, die Südspitze Afrikas zu umsegeln und auf diesem Wege in die „Gewürzländer" zu gelangen. Der König rüstete den kühnen Freibeuter Vasco da Gama aus, der seine erste Fahrt 1497 antrat. Auf der zweiten war unter dem Schiffsvolk auch ein holländischer Seemann, dessen Name unbekannt ist. Derselbe ließ, wahrscheinlich 1504, in niederdeutscher Sprache zu Antwerpen einen Bericht über seine Erlebnisse drucken. Dieser umfaßt nur sechs Seiten und ist ungemein selten geworden; aber er enthält interessante Angaben und deshalb hat Berjeau denselben wieder drucken lassen *). Merkwürdiger Weise wird der Name Vasco da Gama's in der Erzählung gar nicht erwähnt. Sie beginnt folgendermaßen:

„Dieses ist die Reise, welche ein Mann selber beschrieb, wie er mit 70 Schiffen vom Strome von Lissabon, Portugal, absegelte, um nach Calicut in Indien zu gehen. Und das geschah im Jahre 1501. Und sie segelten der Küste der Barbarey entlang und kamen vor eine Stadt, genannt Meskebijil (Mers el Kebir), und erlitten dort eine Niederlage mit großem Verlust und Schimpf, und wir verloren dort viele Christen, deren Seelen nun Gott hat. Diese Schlacht begab sich am St. Jakobstage im eben genannten Jahre. Das Castell ist eine Meile von der Oraen (Oran) genannten Stadt entfernt und dorthin kommen viele böse christliche Kaufleute aus Venedig und Genua und sie verkaufen den Türken Rüstungen, Arkebusen und Schießbedarf, damit sie gegen Christen fechten, und sie (— die Italiener —) haben dort ihren Stapel. Ich war sechs Monate an der Küste der Barbarey und habe dort viel Elend in der Straße (— von Gibraltar —) erlitten."

Aus dieser Stelle geht die Handelseifersucht der Portugiesen und Italiener hervor.

Der Holländer erzählt dann die Fahrt, welche am 10. Februar 1502 begann. An diesem Tage verließ die Flotte den Tejo, sah zuerst Land bei Kenan (— Cap Nun —) und kam zum Cabo verde, „das wohl 500 Meilen von Portugal entfernt ist. Die Leute dort gehen ganz nackt, Männer und Frauen, und sie sind schwarz und schämen sich nicht." Vom 20. April an hatten sie dann widrigen Wind und zwölf Tage lang sahen sie kein Land; sie hatten Regensturm, Hagel, Schnee, Donner und Blitz als sie in der Nähe des Cabo tormentoso, dem Vorgebirge der Stürme, sich befanden. Sie umsegelten die Südspitze Afrikas und waren am 14. Juni vor Scafal (Sofâla), wo sie einen Handel eröffnen wollten; die Einwohner ließen sich jedoch darauf nicht ein. Weiter gelangten sie nach Mosambik und dann nach dem Königreiche genannt Hylo (Kiloa). Dort machten sie den König der Krone Portugal zinspflichtig und um das anzudeuten, gaben sie ihm eine Fahne.

Am 11. September waren sie an der indischen Küste vor Cannar (Cananore) und nun erfahren wir, wie die Christen ihr Raub- und Mordgeschäft trieben:

„Wir lauerten hier auf die Schiffe aus Mekka. Das sind die Schiffe welche die Gewürze an Bord haben, die in unser Land kommen. Und wir zerstörten die Wälder, damit allein der König von Portugal von dort Gewürz bekommen sollte. Es war uns jedoch unmöglich unsern Vorsatz durchzuführen. Um dieselbe Zeit aber nahmen wir ein Mekkaschiff; an Bord desselben befanden sich 380 Männer und viele Frauen und Kinder. Und wir nahmen von denselben wenigstens 12,000 Ducaten und wenigstens für 10,000 Ducaten mehr an Gütern. Und wir verbrannten mit Schießpulver das Schiff und alle auf demselben befindlichen Menschen; das war am 1. October." Als ob eine solche Abscheulichkeit weiter nichts zu bedenten habe und sich gleichsam von selbst verstehe, denn die in die Luft Gesprengten waren ja keine „Christen" sondern nur Mohammedaner; der Holländer erzählt ganz unbefangen, daß es dort zu Lande auch „Hirsche" gebe, deren lange Geweihe wie Hörner gerade emporständen und gewunden seien.

Nach jener Heldenthat segeln die Freibeuter 40 Meilen weiter und kommen nach Colcoen (die Holländer schreiben statt u immer oe), nämlich Calicut, wo die Brutalität der Christen den Gipfel erreicht.

„Wir musterten unsere Streitkräfte und fochten mit ihnen (den Calicutern) drei Tage. Und wir nahmen viele gefangen, welche wir an den Masten und Raen der Schiffe aufhängten. Dann nahmen wir sie wieder herunter und hieben ihnen Kopf, Hände und Füße ab; und wir nahmen eines ihrer Schiffe und warfen die Hände, Füße und Köpfe dort hinein. Und wir schrieben einen Brief, den wir an einer Stange befestigten und ließen dann das

*) Calcoen. A Dutch Narrative of the Second voyage of Vasco da Gama to Calicut. Printed at Antwerp circa 1504. With introduction and translation by J. Ph. Berjeau. London 1875. (Eine Anzeige im „Athenäum" vom 27. März 1875.)

Schiff ans Land treiben. Wir enterten dort auch ein Schiff, welches wir in Brand steckten und verbrannten viele Unterthanen des Königs.“

Die „christlichen Helden“, wie man jene Flibustier selbst in Büchern für die Jugend genannt hat, fuhren dann nach Cusschain (Cochin), das 60 Meilen von Calicut entfernt war; zwischen beiden liegt

„ein christliches Königreich, genannt Granor (Travancor) und dort wohnen manche gute Christen, und in diesem Königreiche leben auch viele Juden und sie haben dort einen Fürsten. Ihr müßt wissen, daß alle Juden dort zu Lande diesem Fürsten unterthan sind. Und die Christen haben mit Niemand was zu schaffen und sie sind gute Christen. Während der heiligen Tage kaufen und verkaufen sie nichts. Sie kamen willig auf unser Schiff mit Hühnern und Schafen und wir lebten davon recht gut. Sie essen und trinken mit keinem der nicht Christ ist. Sie hatten kürzlich Priester an den Papst nach Rom gesandt, um den wahren Glauben kennen zu lernen.“

Auf der Rückfahrt hatten sie ein Seegefecht mit dem Könige von Calicut. „Wir nahmen zwei große Schiffe und tödteten alle auf denselben befindlichen Leute und verbrannten die Schiffe vor der Stadt Calcoen im Angesichte des Königs.“

* * *

In solcher Weise wurde die „Heroenzeit“ der Portugiesen eröffnet, die freilich von sehr kurzer Dauer war. Sie ist ein Zeitalter der abscheulichsten Barbarei, des infamsten Glaubensfanatismus und die „Heroen“ sind gemeine, blutbefleckte Räuber. Der portugiesische Geschichtsschreiber Barros hat die „Heldenthaten“ seiner Landsleute mit großem Talente geschildert und Camoëns sie in den Lusiaden poetisch verklärt, aber schon Affonso d'Alboquerque, der doch selber ein Freibeuter war, klagt über die grenzenlose Habgier und Raubsucht seiner Portugiesen. Bei ihnen waren Handelsneid und Glaubenswuth noch viel ärger als bei den Mohammedanern, welche in ihnen Eindringlinge sahen, die ihnen einen einträglichen Handel lahm legen und denselben monopolisiren wollten. Und um die Greuel noch zu steigern hatte schon Cabral auf seinem Schiffszuge gegen Indien 16 Mönche an Bord und von seiner Regierung den Auftrag, das „Christenthum“ mit Waffengewalt zu verbreiten. Die Italiener aber gossen Kanonen auch für die Mohammedaner im Indischen Ocean, aus Handelseifersucht.

Die Portugiesen legten an der indischen und ostafrikanischen Küste Factoreien an und drangen bis zu den Molukken vor. Aber sie konnten die vielen zerstreueten Besitzungen nicht behaupten, bei ihnen stand Alles auf Zwang, Gewalt und Monopol. Der kurzen Anspannung aller Kräfte folgte Abmattung bis auf den heutigen Tag. Ohnehin hat ja kein römisch-katholisches romanisches Volk Europas es verstanden, irgend eine Colonie zur Blüthe und zu anhaltendem Gedeihen zu erheben. Was ist von allen Niederlassungen der Portugiesen im Osten übrig geblieben? Von Mombas und Kilwa, von Maskat bis Goa und Diu, nichts als Verfall und Getrümmer und ein ganz verkommenes Mischlingsgeschlecht. Der Fanatismus und das Schwert sind unfähig, etwas Dauerndes und Gesundes zu schaffen, Pfaffeneinfluß verdummt das Volk und richtet Staaten zu Grunde und von höheren Antrieben ist bei den Eroberungen der Portugiesen keine Spur zu finden. So ist ihr angebliches Heroenzeitalter lediglich ein schauderhaftes und blutiges Zwischenspiel in der Geschichte. Schon zwei Jahrzehnte nachdem die Seeräuber Vasco da Gama und Cabral mit der Schiffsladung Mönche ihre Piratenzüge begonnen hatten, begann erst im Kleinen, aber schon wahrnehmbar, der Verfall; das Meteor, welches blutroth und zischend in die Höhe gestiegen, sank rasch und bevor das sechzehnte Jahrhundert seinen Lauf vollendet hatte, waren die Portugiesen von den Holländern aus dem Indischen Archipelagus hinweggefegt worden, während ihre Niederlassungen in Indien und Afrika mehr und mehr verkümmerten. Und dasselbe Schicksal hat auch die Spanier betroffen. A.

Aus dem häuslichen Leben der alten Mexicaner.

Von **Hubert H. Bancroft** in San Francisco.

II.

Ceremonie bei der Geburt. — Feierlichkeiten bei der Taufe. — Das Redenhalten.

Trennung der Ehe war bei den Mexicanern gestattet, fand aber im Allgemeinen keine Billigung. Der Richter erlaubte keine Scheidung wenn nicht sehr gewichtige Gründe für eine solche vorlagen, auch ging er bei seiner Untersuchung streng gewissenhaft zu Werke, gab sich auch allemal große Mühe eine Versöhnung herbeizuführen. Einmal Getrennte durften unter keiner Bedingung wieder zusammen leben.

Es gab drei Classen von Concubinat, die im ganzen Reich erlaubt waren. Bei der ersten durften junge Leute mit Mädchen Umgang haben, bevor diese heiratheten. Insgemein bat der Jüngling seine Eltern, ihm eine Zuhälterin auszusuchen. Solche Frauenzimmer wurden als Tlacarcavili bezeichnet; man schloß mit denselben keinen Vertrag und das Ganze beruhete, mit Ausschluß jeder Ceremonie, auf einer Privatabmachung der beiderseitigen Verwandten. Ein Mädchen das die Erlaubniß der letzteren nicht hatte, galt für eine Temecauh; das Wort hat die bekannte schlimme Bedeutung. Bei der sorgfältigen Erziehung der Kinder kann das Concubinat nicht sehr verbreitet gewesen sein und es scheint als ob vorzugsweise nur junge Leute reicher und angesehener Familien von der Erlaubniß Gebrauch gemacht haben. Die Concubine konnte mit Erlaubniß der Eltern des jungen Mannes dessen Ehefrau werden und war dann eine Ciuatlantli, denn durch das Concubinat ward ein Mädchen nicht im mindesten entehrt. — Die zweite Classe bestand in einer Art wir möchten sagen Halbehe, weil beim Eingehen der Verbindung weiter keine Ceremonie stattfand als das Zusammenbinden der Kleider. Der Mann konnte sich von einer auf diese Art ihm angetrauten Person nur trennen, wenn das Gericht dazu seine Einwilligung gab.

Aber weder sie noch ihre Kinder konnten von dem Mann erben. Solche Frauen hießen Cuiatlantli und das entspricht dem lateinischen uxor; auch die legitime Ehefrau wurde so bezeichnet. — Die der dritten Classe waren gewöhnliche Maitressen, mit denen keine Ehe geschlossen werden durfte. Sie wurden von vornehmen Leuten gehalten, wohnten in deren Palästen und nahmen dort nächst der Hauptfrau und der Halbfrau den dritten Rang ein. Sie hießen Cinanemactli oder Tlacinantli, falls sie mit Zustimmung ihrer Eltern in ihre Stellung getreten waren, wenn ohne solche Erlaubniß Tlacinaantin.

Bei den Tolteken durfte der König nur eine Frau heirathen und nach dem Tode derselben weder eine andere Ehegemahlin noch eine Concubine nehmen. Dasselbe galt von der Königin nach dem Ableben ihres Gemahls. Prostitution war bei den Mexicanern geduldet, aber unter strenger Ueberwachung der betreffenden Frauenzimmer. Man betrachtete sie als ein nothwendiges Uebel, duldete aber nicht, daß sie irgendwie öffentliches Aergerniß gaben.

Reden halten und Ermahnungen zu ertheilen scheint bei den Azteken zu einer förmlichen Leidenschaft geworden zu sein; damit war man allzeit bei der Hand. Nachdem alle die weiter oben geschilderten Umstände und Weitläufigkeiten überstanden waren, scheint das junge Ehepaar eine kleine Spanne ruhiger Zeit gehabt zu haben. Aber sobald die Frau sich guter Hoffnung fühlte war es damit wieder vorbei. Verwandte und Freunde mußten wieder von dem Ereigniß in Kunde gesetzt werden und es wurde sofort eine Gasterei veranstaltet, zu welcher man alle Hochzeitsgäste einladen mußte. Auch dabei spielte dann das unvermeidliche Redenhalten eine Hauptrolle. Zuerst expectorirte sich ein bejahrter Mann über die Freude, welche dem Hause zu Theil geworden sei; nachdem er Langes und Breites darüber zum Besten gegeben, begann sofort ein zweiter, der mit anderen Worten ganz dasselbe sagte; darauf mußten Mann und Frau antworten und Vieles über die große Freude sagen, die ihnen mit der Götter Hülfe geworden sei. Ein anderer Gast redete die beiderseitigen Eltern an, die ihrerseits zu antworten hatten und wenn sie fertig waren, traten einige Verwandte auf und gaben der jungen Frau nebst guten Lehren auch Weisungen, wie sie bis zur Entbindung sich zu verhalten habe. Dafür mußte wieder gedankt und geantwortet werden, daß man von einer solchen Sorgsalt sich tief gerührt fühle.

Die junge Frau mußte nun manche Vorschriften und zum Theil auch abergläubische Bräuche beobachten. Am Tage darf sie nicht schlafen, weil dann das Kind ein schiefes Gesicht bekommt. Sie darf nicht zu nahe ans Feuer hinantreten oder sich den heißen Sonnenstrahlen aussetzen, sonst verbrennt der Fötus. Sie darf keine anhaltende oder schwere Arbeit verrichten, keine Last emporheben, nicht laufen, muß Aerger, Verdruß und jede geistige Aufregung vermeiden. Bei Eintritt eines Erdbebens müssen alle Töpfe zugedeckt oder zerschlagen werden, um dem Beben Einhalt zu thun. Sie darf weder Tzictli noch Chicle genießen, sonst bekommt das Kind einen harten Gaumen und so dickes Zahnfleisch, daß es an der Mutterbrust nicht saugen kann. Es könnte auch von der Krankheit Netentzzoponitzli heimgesucht werden. Die Schwangere darf keine Erde essen (— die Mexicaner waren Geophagen —), sonst wird das Kind kränklich und schwächlich, im Uebrigen aber soll ihre Umgebung allen ihren Wünschen und Launen nachkommen, denn das ist gut für das Kind.

Nahe vor der Entbindung fand wieder eine Gasterei statt und ein bejahrter Mann, der sich auf seine Erfahrung beruft, hält wieder eine Rede und schärft der Frau ein, ins Xuchicatli, Bad, zu gehen, damit sie das Wohlwollen Xuchicaltzin's erlange, der Gott des Bades ist, und der Yoalticitl, der Göttin des Bades und der Geburten. Er schärft den Eltern ein, ja eine geschickte Ticitli, Hebamme, zu nehmen. Diese ist schon im Hause, wird gerufen und eine Verwandte hält ihr sofort eine Lobrede, welcher noch einige andere folgen. Sie erklärt dann Alles thun zu wollen was in ihren Kräften stehe. Die Zeit der Niederkunft wurde als „Stunde des Todes“ bezeichnet. Man trug die dem Kreisen nahe Frau in ein Bad, seifte ihr das Haar ein und versetzte ihr leichte Schläge mit Maisstengeln auf den Rücken. Bei Eintritt der Wehen gab man ihr eine Abkochung von Cihoapatlikräutern und vielleicht noch ein Brechmittel; wenn das nicht wirkte, hielt man sie für dem Tode verfallen und richtete Gebete an Cioacoatl, Quilaztli, Yoalticitl und noch andere Götter.

Eine im Kindbett gestorbene Frau wurde als Mocioaquezque bezeichnet und mit großen Feierlichkeiten auf dem Friedhofe des Tempels beerdigt, welcher den „himmlischen Frauen“ geweihet war. Der Leichnam besaß die Kräfte eines Talisman; wer die Mittelfinger der linken Hand und Haar von demselben bei sich trug, hielt sich für unbesiegbar im Kampfe, und deshalb suchten Krieger sich um jeden Preis in den Besitz eines von ihnen für so werthvoll erachteten Gegenstandes zu bringen. Ein Dieb war fest überzeugt, daß die von ihm ausersehenen Opfer mit Schrecken erfüllt würden, wenn er den linken Arm mit der Hand daran sich verschafft habe; die Zauberer wurden häufig angegangen, einen solchen herbeizuschaffen. — Eine Zwillingsgeburt deutete an, daß eins der Eltern durch eines der beiden Kinder ums Leben kommen würde und deshalb wurde das eine getödtet. Auf Abtreibung der Leibesfrucht war Todesstrafe gesetzt.

Wenn beim Gebären Alles gut gegangen war, erhob die Hebamme einen Freudenschrei und — hielt sofort eine Anrede an das Kind, welchem sie gute Rathschläge gab! Dann erst wurde es gewaschen und dabei wurde die Göttin des Wassers, Chalchihuitlicue, angefleht, das Kind zu beschützen. Die Hebamme nahm etwas Wasser in die hohle Hand, hauchte darauf und strich etwas davon in den Mund des Kindes, dem auch Kopf und Brust damit benetzt wurde; dabei sprach sie: „Komm zu Chalchihuitlicue, so wird sie Dich auf ihrem Rücken und auf ihren Armen durchs Leben tragen.“ Wenn sie dann das Kind ins Badewasser legte, fuhr sie fort: „Du bist nun in dem Wasser, das da heißt Metlalac und Tuspalac; möge der Allmächtige Dich reinigen von Allem was seit Anbeginn der Welt und von noch früher her Dir anhaftet, und alles Böse von Dir nehmen, was Du von Deinem Vater und Deiner Mutter an Dir hast.“ Während sie das Kind mit Zeug umwickelte, flüsterte sie demselben gute Lehren ins Ohr! Und nun erst wandte sie sich an die Mutter, die belobt wurde, weil sie sich standhaft gehalten habe. Gleiche Lobeserhebungen wurden ihr von Seiten einer alten Verwandten zu Theil, der sie antworten und ausführlich schildern mußte, welche Schmerzen sie ausgestanden.

So ging es bei reichen und angesehenen Familien zu, denn bei Frauen aus dem Volke, die keineswegs verweichlicht waren, fanden dergleichen Umstände und Quälereien nicht statt. Nachdem die Mutter wieder zu Gange war, kam Tonalpouhqui, einer der Horoskopisten, die eine sehr geachtete Berufsclasse bildeten. Er stellte die Nativität, nachdem man ihm genau die Stunde der Geburt angegeben hatte. Aus seinem Buch ersah er, unter welchem Himmelszeichen dieselbe stattgefunden. War das Kind um Mitternacht zur Welt gekommen, so combinirte er die Zeichen des abgelaufenen und des angebrochenen Tages. Er verglich das Zeichen des Geburtstages mit den anderen Zeichen und den Hauptzeichen

der Gruppe und verkündete, falls die Aspecten günstig waren, ein glückliches Leben. Waren sie ungünstig und fielen sie auch am fünften Tage nach der Geburt, an welchem das Kind zum zweiten Male gebadet wurde, nicht nach Wunsch aus, dann wurde für die Feierlichkeit ein anderer Tag gewählt, der günstigste unter dreizehn, um wo möglich das drohende Mißgeschick zu mildern, und dafür wußte er dann auch wirksame astrologische Gegenkräfte nachzuweisen.

Dann erst nahm man die Taufe vor. Die Hausthür wurde mit grünen Zweigen und Blumen geschmückt, der Fußboden mit duftigen Kräutern bestreut. Es mußte an diesem Tage hoch hergehen und die Küche das Beste liefern; auch an feinen Getränken durfte es nicht fehlen. Die nächsten Verwandten kamen schon vor Tagesanbruch, die übrigen Gäste nach und nach. Indem sie Glück wünschten, überreichten sie Geschenke für das Kind und erhielten Gegengeschenke. Im Verlaufe des Morgens trug die Hebamme das Kind auf den Hofraum hinaus und legte es auf einen Haufen Blätter, neben welchem ein neues Apaxtle, ein mit reinem Wasser gefülltes irdenes Gefäß, und einige Gegenstände in Miniatur standen, welche des Vaters Gewerbe andeuteten, bei einem Krieger oder Edelmann z. B. ein kleiner Schild und Bogen mit Pfeilen. Diese Sachen waren nach den vier Himmelsgegenden gerichtet. Man legte auch kleine Waffen hin, die aus Teig von Amaranthsamen geknetet und mit dem Nabelstrange des Kindes zusammengebunden waren. So beim Knaben; neben einem Mädchen lagen Spindel und Kleidungsstücke.

Bei Sonnenaufgang hatte die Hebamme ihr eigenes Antlitz und das des Kindes gen Westen gerichtet und sprach zum Kinde: „O Adler, o Tiger, o wackerer kleiner Mensch, mein Enkel, Du bist in die Welt gekommen durch Deinen Vater und Deine Mutter, durch den großen Herrn und die große Frau. Du warst erzeugt in dem Hause, welches über den neun Himmeln liegt und Aufenthalt der großen Götter ist. Du bist eine Gabe unsers Sohnes Quetzalcoatl, des Allgegenwärtigen; sei vereinigt mit Deiner Mutter Chalchihuitlicue, der Göttin des Wassers." Sie legte dann ihre triefenden Finger auf die Lippen des Kindes und sprach weiter: „Nimm dieses, denn davon mußt Du leben, wachsen, stark werden und blühen. Durch dasselbe erhalten wir Alles was uns nöthig ist. Nimm es!" Darauf berührte sie die Brust mit den nassen Fingern: „Nimm dieses heilige und reine Wasser, damit Dein Herz gereinigt werde." Dann goß sie Wasser über den Kopf: „Hier nimm, mein Sohn, das Wasser des Herrn der Welt, welches ist unser Leben und mit welchem wir uns waschen und zur Reinheit gelangen. Möge dieses himmlische, lichtblaue Wasser in Deinen Körper eindringen und dort bleiben; möge es jegliches Uebel von Dir fernhalten und fernhalten alle bösen Dinge, welche Dir gegeben waren vor Anbeginn der Welt. Denn siehe, wir alle sind in den Händen der Chalchihuitlicue, unserer Mutter." Während sie dann das Kind wusch, sprach sie: „Böses, was Du auch seiest, zieh ab, verschwinde, denn das Kind lebt von Neuem und ist wieder geboren; es ist noch einmal gereinigt worden, noch einmal erneuert durch unsere Mutter Chalchihuitlicue." Das Kind wurde nun empor gegen den Himmel erhoben und dabei folgende Bitte an Ometochtli und Omecioatl gerichtet: „Siehe, o Herr, die Creatur, welche Du an diesen Ort der Sorge geschickt hast, an den Ort der Betrübniß und der Qual, in diese Welt. Erfülle es, o Herr, mit Deinen Gaben und Deinem Geiste, denn Du bist der große Gott und die große Göttin." Sie trat einen Schritt vor, als ob sie das Kind niederlegen wollte, hob es aber noch einmal empor und sprach zur Göttin des Wassers: „O Göttin, Mutter der Wasser, erfülle dieses Kind mit Deiner Kraft und Tugend." Und zum dritten Male hielt sie das Kind in die Höhe: „O ihr Gebieter im Himmel, Götter die ihr im Himmel wohnt, sehet dieses Geschöpf, welches ihr unter die Menschen geschickt habt, erfüllt es mit euerem Geist und mit eurer Gnade, auf daß es leben möge.". Noch einmal hebt sie es empor und spricht: „O Sonne, unser Herr, unser Aller Vater, und du, Erde, unsere Mutter, nehmt dieses Kind an als euer eigenes, und da es für den Krieg geboren ist, so laßt es sterben bei Vertheidigung der Sache der Götter und laßt es im Himmel die Freuden genießen, welche den Tapferen dort bestimmt sind."

Dann erst folgte die Namengebung. Die Hebamme nahm die Gegenstände, welche man, wie schon bemerkt, neben das Kind hingelegt hatte und betete zu dem betreffenden Schutzgotte des Gewerbes, legte einen Mantel auf die Schultern des Kleinen, gürtete ihm den Maxtli um und bat die anwesenden Knaben, ihm einen Namen zu geben. Das war jedoch nur Formsache, weil die Eltern zu bestimmen hatten; sie hatten schon vorher den Knaben den Namen genannt, welchen sie wünschten. Man wählte ihn gewöhnlich nach dem Himmelszeichen des Tages, einem Vogel oder einem vierfüßigen Thiere, wenn es sich um einen Knaben handelte; ein Mädchen wurde nach einer Blume benannt, und diese Regel wurde insbesondere bei den Tolteken und Mizteken beobachtet. Auch wählte man wohl den Namen nach irgend einem wichtigen Ereignisse, welches sich am Geburtstage zugetragen. Der tlascalanische Häuptling Citlalpopoca, „rauchender Stern", wurde so genannt, weil ein flammender Komet am Himmel stand als er geboren wurde. So nannte man Knaben, welche das Licht der Welt erblickten, während das heilige Feuer, dieses Toxilmolpilia, erneuert wurde, Molpilli, „gebundener Gegenstand", und Mädchen Xiuneneti, „kleine Puppe des Feuerjahres". Oder man wählte den Namen eines berühmten Vorfahren. Wer sich im Kriege durch Tapferkeit hervorthat, konnte noch einen zweiten Namen bekommen. Einen solchen legten sich angesehene Männer wohl auch bei nach dem Amt oder der Würde, welche ihr Vater bekleidet hatte und sie thaten das schon in der Jugend oder auch erst im Mannesalter, erbten ihn auch wohl vom Vater und bezeichneten sich dann nach dem Namen der Besitzung, welche er ihnen hinterlassen. — Für unglücklich galten die Kinder, welche in den letzten fünf Tagen des Jahres zur Welt kamen; diese Tage hießen Nemontemi. Solche Knaben nannte man Nemoquichtli, unglückliche Männer, und Mädchen Nencihuatl, unglückliche Frauen.

Die Hebamme nannte das Kind dreimal bei dem ihm gegebenen Namen und fügte wieder Ermahnungen hinzu; es solle guten Gebrauch von den Gegenständen machen, welche man ihm in die Hände gegeben. Es wurde nun aus dem Hofraum ins Haus zurückgetragen und unter Vorantritt von Fackelträgern in die Wiege gelegt. Vor derselben sprach die Hebamme ein Gebet zu Yoalticitl, Göttin der Wiege, empfahl das Kind ihrer Fürsorge und ihrem Schutze und wandte sich dann an die Wiege, die folgendermaßen angeredet wurde: „Du, Mutter des Kindes, nimm dieses Kleine gütig auf und sorge dafür, daß ihm nicht wehe geschieht." Sie legte es dann hinein, während nun die Eltern ihrerseits zu Yoalticitl beteten und dieselbe Bitte aussprachen; auch beteten sie zu Yoalteuctli, dem Gotte der Nacht, daß er ihm sanften Schlaf verleihen möge.

Diese Ceremonie hieß Tlalcoculaquilo, das in die Wiege legen des Kindes; während derselben kamen die Knaben der Nachbarschaft, die sich als Soldaten angekleidet hatten, ins Haus, bekamen Essen, das man vorher für sie zugerichtet hatte und das als des „Kindes Nabel" bezeichnet

wurde, liefen dann mit gefülltem Munde wieder hinaus und schrien des Kindes Namen aus. Die Ocote, das heißt die während der Festlichkeit brennenden Lichter, durften nicht ausgelöscht werden, sondern mußten ausbrennen. Das am Geburtstag angezündete Feuer mußte mit heller Flamme brennen bleiben, bis die Taufe vorüber war und Niemand durfte an der Flamme etwas anzünden, weil das dem Kinde Unglück bringen werde. Die Nabelschnur aber wurde nebst den mit ihr umbundenen Gegenständen an einer Stelle vergraben, wo möglicherweise später einmal ein Gefecht stattfinden konnte; jene eines Mädchens wurde unter einem Metate verscharrt, die Nachgeburt in einem Winkel des Hauses. Nachdem das Alles vorüber war begann das Festmahl.

Und die Festlichkeiten und Feierlichkeiten dauerten zwanzig Tage und manchmal auch noch länger, und diese ganze Zeit hindurch war Jeder willkommen. Wer kam, brachte Geschenke mit und hielt eine Rede an das Kind, welchem er Glück und Ehre im Voraus verkündete; dann folgten Glückwünsche an die Mutter, an die Hebamme, denen beiden eingeprägt wurde, ja recht gut für das Kind zu sorgen; dann wurde auch dem Vater gesagt daß das Kind ihm große Freude machen werde. War der letztere ein Mann von hohem Range, dann schickten die Fürsten der Umgegend Gesandte, welche Geschenke überbrachten. Auch dabei durften lange Beglückwünschungen und Reden nicht fehlen, welche im Namen aller Anwesenden von einem bejahrten Manne beantwortet wurden; in langer Rede wünschte er seinerseits den Fürsten das beste Glück. Der Redner der Gesandtschaft nahm noch einmal das Wort und bat um Verzeihung, falls seine erste Rede den Erwartungen der Anwesenden nicht entsprochen habe; der alte Mann entgegnete, daß das allerdings in hohem Grade der Fall gewesen sei.

Die Freundinnen der Wöchnerin machten sich begreiflicher Weise auch zu schaffen; sie rieben mit Asche an den Gliedmaßen des Kindes herum, namentlich an den Knien, die dadurch stark wurden; dann konnten die Glieder nicht locker werden. In einigen Landestheilen legte man auch Kalk auf die Knie: „Du, Kind, bist in die Welt gekommen um zu leiden und zu dulden. Leide, dulde und schweig. Du lebst, aber Du wirst sterben; Du wirst viel Kummer und Pein erleben; Du wirst Staub werden wie dieser Kalk, der einst Stein war.“ Dann gab man dem Knaben einen Pfeil oder kleinen Speer in die linke Hand, damit er tapfer werde und das Land vertheidige; das Mädchen bekam eine Spindel.

In Tlascala und Miztecapan wurde das Kind in einem heiligen Quelle gebadet; dadurch wurde Unglück von ihm abgewandt; bei den Zapoteken wurden Mutter und Kind im Flusse gewaschen; dabei rief man alle Land- und Wasserthiere an und bat sie, kein Mißgeschick zu bringen. Auch gab man dem Kinde einen Vogel oder ein vierfüßiges Thier als seinen Nagual oder Schutzgeist. Mit dem Geschick eines solchen Wesens war dann sein Schicksal so innig verbunden, daß das Ableben des einen den Tod des andern nach sich zog.

Beschneidung war keineswegs allgemein, kam aber bei einigen Stämmen allerdings vor. Nach Las Casas und Mendieta war sie bei den Azteken und Totonaken in Brauch, Brasseur de Bourbourg will Spuren derselben bei den Mijes gefunden haben. Nach Zuazo's Angaben wurde sie nur an Kindern vornehmer Leute vollzogen, geboten war sie nirgends. (— Verrückte Schriftsteller, aus deren verdüsterten Köpfen die alten Hebräer nicht herauszutreiben sind, finden in der Beschneidung der Mexicaner einen Beweis, daß diese von den Juden abstammen. Was doch alles diese unglücklichen Juden des alten Testamentes angerichtet haben sollen! A. —)

Beim großen Feste zu Ehren Huitzilopochtli's, im fünften Monate, wurden alle während des Jahres geborenen Kinder auf der Brust, dem Magen oder an den Armen mit einem Einschnitt in das Fleisch gezeichnet und damit diesem Gotte geweiht. Im elften Monate, beim Feste der Göttermutter Teteionan oder Toci, unterlagen alle Frauen, die im abgelaufenen Jahr geboren hatten, der Reinigung und zeigten das Kind vor. Abends, wenn das Signal vom Tempel herabgeblasen wurde, zogen diese Mütter hinter Fackelträgern, begleitet von Freunden und Dienerinnen, welche die Kinder trugen, in Stadt oder Dorf umher und hielten vor jedem Tempel an, wo sie der Göttin eine Opfergabe spendeten und eine brennende Fackel niederlegten. Beim Tempel der Toci selbst brachten sie noch besondere Opfer, darunter Tzocoyotl, d. h. Honigkuchen, und dort nahm der Priester die Reinigung vor, indem er Gebete über die Frauen sprach. Im achtzehnten Monate jedes vierten Jahres wurden die seit dem letzten correspondirenden Feste geborenen Kinder in den Tempel geführt, wo man ihnen die Ohren mit einem scharfen Knochen durchstach und in das Loch Federn vom Makaw, Tlalchcayotl, einführte. Gevatter und Gevatterin oder, wie man sie nannte, Oheim und Muhme, deren Pflicht es war, den Kindern Anweisung zum Dienste der Götter zu geben, hielten sie während der Operation. Man opferte Mehl aus Chiansamen. Jedes Kind wurde über einem zu diesem Behuf angezündeten Feuer hin- und hergezogen; den Kopf hielt der Priester in seinen Händen. Hinterher folgte ein Schmaus, um Mittag aber gingen „Oheim und Muhme“ in den Tempel um dort zu tanzen; dabei hielten sie die Kinder auf ihrem Rücken und gaben ihnen nachher etwas Pulque zu trinken. Itzcalli, Fest und Monat, d. h. Wachsthum, wurde so genannt, weil man den Kindern den Kopf drückte, um dadurch ein gutes Wachsthum zu befördern.

Die Eltern ließen es sich angelegen sein, die Kinder abzuhärten und auch die vornehmste Frau nahm nur im Falle höchster Noth eine Amme zum Säugen. Die Probe für eine solche war, daß sie einen Tropfen Milch auf den Nagel fallen ließ; wenn sie stand und nicht lief, galt sie für gut und gesund. Am ersten Tage bekamen die Kinder gar keine Nahrung; sie blieben drei Jahr an der Brust, bei manchen Stämmen noch viel länger und während der ganzen Zeit wurde dafür gesorgt, daß die Mutter sehr nahrhafte, viel Milch gebende Speisen genoß. Beim Abgewöhnen fand wieder eine Festlichkeit statt.

Aus allen Erdtheilen.

Schokazen und Bunjewazen in Ungarn.

p. Zu den südslavischen Stämmen, welche Ungarn bewohnen, gehören auch die Bunjewazen und Schokazen. Sie wurden bis jetzt bei allen Volkszählungen als Magyaren (!) aufgeführt, wiewohl ihre Muttersprache die slavische und zwar die serbische Sprache ist, und wiewohl es ihrer nur wenige giebt, die außer dieser eine andere Sprache sprechen würden. Beide sind sehr vernachlässigte Stämme und äußerst bigot. Die Bunjewazen unterscheiden sich von den Schokazen

nur durch ihre Kleidung, sie sind im Allgemeinen aufgeweckter Leute als jene, auch ein viel schönerer Menschenschlag; ihr äußerer Typus ist ausgesprochen serbisch.

Trotzdem diese zwei Stämme mit den Serben zusammen wohnen, hat sie von diesen bis in die neueste Zeit eine tiefe Kluft geschieden. Es war dies die Kirche; die Serben sind griechisch- und jene römisch-katholisch. Heirathen unter diesen Stämmen kommen äußerst selten vor, jeder will sich isolirt erhalten. Die Bunjewazen sind ihrer Ueberlieferung nach zu Anfang des 17. Jahrhunderts, und zwar vor den eigentlichen Serben, aus Dalmatien nach Ungarn eingewandert, weshalb sie sich auch Dalmaten nennen. Sie sind ausschließlich Ackerbauer; ihre Anzahl in Ungarn (zusammengenommen mit den Schokazen, deren es kaum 50,000 geben wird) reicht bis an 200,000. Sie begannen erst in neuerer Zeit sich zu regen; das slavische Nationalbewußtsein ist auch bei ihnen erwacht und sie haben schon zwei Zeitungen in ihrer Sprache, von denen die eine in Maria-Theresiopel, die andere in Kalocsa erscheint. Nun wollen sie auch Schulen haben, welches Bedürfniß sie früher nicht empfanden. Die meisten Bunjewazen leben im Comitat Bacs, doch findet man sie zerstreut auch in anderen ungarischen Gespanschaften. Ihr nationales Centrum ist Maria-Theresiopel, wo sie numerisch am stärksten sind (50,000 unter 60,000 Einwohnern). Dr. Petermann in Gotha legte im Jahre 1869 seinen geographischen Mittheilungen eine Karte über die Ausdehnung der Slaven in der Türkei und den angrenzenden Gebieten bei. In dieser sonst trefflichen Karte sind die Bunjewazen übersehen worden und jedenfalls ist für sie Maria-Theresiopel mit der Umgebung zu reclamiren. Ueberhaupt ist das slavische Gebiet in Ungarn größer als Dr. Petermann angeführt hat. So erscheinen bei ihm auch Neusatz, St. Tamas und Alt-Becse außerhalb dieses Gebietes, und doch müssen diese Orte als Hauptsitze der Serben angesehen werden; Neusatz gilt als Metropole der österreichisch-ungarischen Serben.

Die Gans als heiliger Vogel.

In der Völkerkunde und der Sagengeschichte spielen bekanntlich manche Vögel eine sehr wichtige Rolle. Bei den sogenannten „turanischen" Völkern, sagen wir statt dieser verschwommenen Bezeichnung lieber ost- und südostasiatischen Völkern, sind es vorzugsweise Gans, Schwan, Falke und Pfau, bei den Semiten ist es die Taube, bei den Ariern der Adler.

Wie der Schlange, so ist der auch heute noch auf Ceylon hochverehrten Braminengans schon im hohen Alterthum göttliche Ehre erwiesen worden. Auf allen Tempeln Indiens, wo die Verehrung der Schlange bildlich dargestellt ist, finden wir auch die Gans als irgendwie mit der geheimnißvollen Verehrung jenes Kriechthieres in Verbindung gebracht. Wir haben keine Erklärung dafür, wie es gekommen, daß die Gans bei den Alten zu so hohen Ehren gelangte. Die auf den buddhistischen Denkmälern so häufig vorkommende Gans ist Casarka rotila, die übrigens auf Ceylon nicht einheimisch ist; sie war seit undenklichen Zeiten ein Gegenstand der Verehrung in allen Theilen Indiens. Bei den Buddhisten insbesondere steht diese Hansa (anser) besonders auch deshalb hoch in Ehren, weil man annimmt, daß sie auf ihren Wanderzügen nach dem See Manasa, in mythischen Gegenden des Himalaya, fliege. Kalidasa hebt in einem seiner Gedichte ausdrücklich hervor, daß sie Sehnsucht habe, den heiligen See zu erreichen. Die „Hansa" gilt für das höchste aller gefiederten Thiere, wie der Löwe für den König unter den Vierfüßern. Die Gans hat ihre Stelle im Wappen von Birma; die Gewichte von Erz der Birmanen und der Javaner haben häufig die Figur einer Gans, wie es ähnlich bei den Aegyptern mit ihren steinernen Gewichten der Fall war. Am Nil aber hat man der Gans wohl keine göttliche Ehren erwiesen, obschon sie das Emblem Seb's, des Osiris Vater, war.

Im Alterthume hielt man die Gans hoch, weil sie ihren Jungen so große Fürsorge zeige; Aristoteles erklärt sie für ein scharfsinniges Thier, Aelian lobt sie als muthig, klug und den Menschen zugethan; Ovid meint, daß sie an Intelligenz dem Hunde überlegen sei. Wir wissen, daß sie eines der Embleme Juno's war, und zu Rom wurden in ihrem Tempel jene geheiligten Gänse gepflegt, welche das Capitolium retteten. In Britannien stand die Gans schon vor Cäsar's Zeit in hohen Ehren und die alten Briten hielten es für ein Verbrechen, ihr Fleisch zu genießen, in Aegypten dagegen aß man es auch in Städten, wo Seb in besonderer Verehrung stand.

Auf Denkmälern Ceylons kommen auf Monumenten, welche sich auf die Planetenverehrung beziehen, der Elephant, die Gans und ein Halbmond vor und diese Embleme findet man auch auf Steinen in Schottland. Hier aber hat, wenigstens in geschichtlichen Zeiten, der Elephant nie gelebt, und es ist noch unerklärt, welch ein Zusammenhang hier obwaltet.

Fergusson hebt in seinem Werke über die Schlangen- und Baumverehrung hervor, daß, wo z. B. auf den buddhistischen Sanchi-Topen, die Dasyas, alte Ureingeborene, dargestellt werden, allemal wo Wasser angedeutet wird, die Gans nicht fehlt; aber bei den Hindus kommt sie dabei nicht vor. Die Gans steht in enger Beziehung zum Schlangenmythus und dem Weltei. In Dänemark ist an einem alten schlangenförmigen Bronzedolch ein Griff in Gestalt einer Gans angebracht. Uebrigens steht die Gans keineswegs überall mit der Schlangenverehrung in Verbindung. Wo sie jedoch erscheint, ist sie ein Emblem der ältesten Gottheiten, so z. B. der Hera oder Juno, die man aus dem „turanischen" Osten herleiten will(?). Sie wird oft als die Erstgeborene des Chronos, Saturn, dargestellt, ist älter als Jupiter und wird identificirt mit Sacti, Gemahlin Brahma's, dessen Emblem Gans oder Schwan war. Diese beiden Gottheiten (— die aber doch nicht „turanisch" sind —) sollen das Weltei gebildet haben. Fräulein Buckland („Journal des Anthropologischen Institutes" IV, 1, S. 279) meint freilich, Brahma sei aus der Mythologie einer ältern Race in die indische übernommen worden, sie bringt aber dafür keine Beweise. Seine Beziehungen zum Weltei schienen auf einen vorarischen Ursprung zu deuten, denn die Annahme eines Welteies gehöre nur den ältesten Kosmogonien an.

Brahma hat als Emblem den Schwan. Ob die Annahme richtig ist, daß hier ein arischer Mythus auf einen „turanischen gepfropft" sei, möge dahingestellt bleiben. Ursprünglich ist nicht der Schwan, sondern die Gans das Symbol gewesen; die Arier aber wandelten diese in den anmuthigern Schwan um, und nun tritt die Gans zurück, kommt nur noch bei den alten Eingeborenen vor. In allen späteren Legenden spielt der Schwan die Hauptrolle. Doch blieb die Gans noch viele Jahrhunderte lang in Ansehen. Als die ersten christlichen Kreuzfahrer ins Gefecht zogen, trieben sie eine Gans und eine Ziege vor sich her, weil in diesen Thieren der „heilige Geist" stecke! Schwanensagen kommen vorzugsweise in nördlicheren Ländern vor, doch hat auch Indien den Mythus von den Apsaras, den Schwanenjungfrauen; diese sind die Personificirung der Schäfchenwolken, des Cirrhus.

Aus Südamerika.

Rio de Janeiro ist auch im laufenden Jahre wieder vom gelben Fieber heimgesucht worden. Am 13. Februar starb an dieser Krankheit der Prodelegat des Papstes, Monsignore Ferrini. Das ultramontane Blatt „Apostolo" will wissen, daß der Tod des heiligen Mannes verursacht worden sei „durch die schmachvollen und gottlosen Verfolgungen der Freimaurer". — Die brasilianische Regierung hält zwar die

beiden Bischöfe von Para und von Olinda in Haft, aber sie läßt diesen rebellischen Priestern eine unverantwortliche Nachsicht angedeihen. Die Prälaten empfangen ungehindert Besuche von Geistlichen, erlassen Hirtenbriefe gegen die Regierung, setzen Geistliche ab, welche die Staatsgesetze befolgen und in ihren Erlassen bezeichnen sie sich bescheiden als „Märtyrer des heiligen Glaubens". Die „Anglo Brasilian Times" fragt: „Wird die Regierung solch ein Possenspiel noch länger dulden?"

— Die Handelsbewegung Argentiniens ist für ein Land, das nur etwa 2,000,000 Einwohner zählt, sehr bedeutend. Sie stellte sich im Jahre 1873 auf 116,934,515 Silberdollars (Patacons); davon entfielen auf die Einfuhren 71,065,199 und auf die Ausfuhren 45,869,514 Dollars. Im Jahre 1874 ist dann allerdings ein ungünstiger Rückschlag erfolgt.

— Guano und Salpeter in Peru sind bekanntlich für den „Düngermarkt" von großer Bedeutung. Im Jahre 1863 wurden verkauft 376,000 Tonnen (zu 20 Centnern) Guano, gegen 343,000 im Jahre 1873. Im erstgenannten Jahre 1,508,000 Centner Salpeter gegen 5,830,000 Centner in 1873. Durchschnittlich sind in jenem Jahrzehnt 464,000 Tonnen Guano verkauft worden und 2,076,000 Centner Salpeter. Der Absatz von Guano ist geringer geworden, während jener des Salpeters sich vervierfacht hat. Was einzelne Jahre betrifft, so kamen 1868 zur Ausfuhr 502,090 Tonnen Guano und im folgenden Jahre 538,000. Im Jahre 1868 wurden 1,774,000 Centner Salpeter verkauft, 1869 schon 2,236,000 und 1873 nicht weniger als 5,830,000 Centner, was für eine so kurze Zeit die colossale Zunahme von mehr als 3,000,000 Centner ausmacht.

— Am 3. Februar ist das erste directe Telegramm aus Europa nach Chile gelangt, — aus London nach Valparaiso.

— In Neugranada hat man an manchen Stellen im Magdalenenstrom ausgebaggert, so daß viele Hindernisse für die Schifffahrt entfernt worden sind. — Die Zolleinnahmen dieser Republik haben sich 1873 gestellt auf 3,965,433 Dollars; 1862 hatten dieselben nur 763,857 Dollars betragen.

— Guayaquil, der Haupthafen von Ecuador, hat 1874 für 3,992,438 Dollars Güter ausgeführt.

— In Bolivia ist das Jahr 1875 mit einer Revolution eröffnet worden. Ein paar säbelrasselnde Generäle fanden es angemessen, an der Spitze von 800 Leuten, welche sie hatten zusammentrommeln lassen, ein Pronunciamiento zum Besten zu geben und sich als Vertheidiger der Freiheit hinzustellen. Als ihnen jedoch der Präsident Frias entgegenrückte und beide Helden, Quevedo und Corral, bei Cachoma am 18. Januar in der Nähe von La Paz erst in die Flucht jagte und dann gefangen nahm, war es mit der Revolution zu Ende.

* * *

— Die geographische Gesellschaft in Rom hat einen sehr löblichen Entschluß gefaßt. Ihr Secretär, Marchese Antinori, der bekanntlich Forschungsreisen in der Region des obern Nilgebietes mit gutem Erfolge unternommen hat, giebt Auskunft über den Plan. Es sollen die innerabyssinischen Landschaften Kaffa und Schoa durch eine Expedition genau untersucht werden. Von Kaffa aus soll dieselbe in südsüdwestlicher Richtung vordringen, um einen Anschluß an die Expedition Gordon's zu gewinnen, also den obern Bachr el Gebel, respective die Aequatorialseen, zu erreichen. Gelingt ihr Plan, so werden wir interessante Nachrichten über bisher wenig oder auch noch gar nicht bekannte Gegenden erhalten, denn sie würde über das Gebiet der westlichen Gallastämme und den Lauf des Godscheb zuverlässige Kunde erhalten können. Das Programm der Expedition soll demnächst veröffentlicht werden. Es ist wahrscheinlich, daß Marchese Antinori die Leitung derselben übernehmen wird und dann ist die Angelegenheit in den besten Händen.

— Mit werthvollen Alterthümern wird manchmal recht schnöde umgesprungen. Bei Neuilly le Real, im Arrondissement de Moulins im Bourbonnais, stieß ein Bauer mit dem Pfluge auf einen harten Gegenstand. Bei näherer Untersuchung kam eine Büste zum Vorschein und man rief den Pfarrer, weil man glaubte, es sei die Figur eines Heiligen wieder ans Tageslicht gebracht worden. Der Pfarrer ließ diese Bronzebüste rein waschen und die Inschrift ergab, daß sie jene der Livia, des Kaisers Augustus Gemahlin, sei. Er war sehr verdrießlich, daß kein Heiliger zum Vorschein gekommen sei und rief: „Jetons cela au loin, c'étaient des paiens!" Er ließ sie doch nur bei Seite werfen; die spanischen Mönche verfuhren anders, indem sie als neunmalhartgesottene Erzbarbaren in Mexico alle Manuscripte der Azteken als „heidnische Greuel" verbrannten oder anderweitig vernichteten. An der Spitze dieser Barbaren stand der Bischof Zumaregui, ein Kirchenlicht, welches der Wissenschaft unberechenbaren Schaden zugefügt hat.

— Die kirchliche Seuche mit ihrem abscheulichen Fanatismus wuchert mehr und mehr über dem ganzen Erdball. In Mexico, wo die vaticanische Priesterschaft ihr verdummendes und herrschsüchtiges System durchführen konnte, sah der Staat sich genöthigt, alle geistlichen Orden aufzuheben; er ließ nur noch die „Barmherzigen Schwestern" bestehen. Aber bald wurde die öffentliche Stimmung sehr erbittert gegen dieselben, „weil ihr beständiges Streben dahin gerichtet sei, die unwissenden, bisher von Mönchen irregeleiteten Volksclassen zu Ränken und zur Rebellion gegen die Regierung aufzustacheln." Es war Präsident Juarez, ein Indianer, welcher die Religionsfreiheit durchsetzte und schützte. Er wolle, so erklärte er, keine Mönche, die Straßenräuber und Spieler seien, keine Nonnen, die ein schändliches Leben führen. Nun sind, wie gesagt, auch die Barmherzigen Schwestern aufgehoben worden; im Congreß stimmten 112 Abgeordnete dafür, 57 dagegen. Während der Debatten sprach ein Sohn des verstorbenen Präsidenten Juarez für die Aufhebung. Da zog ein Polizeimann, gleichfalls Indianer und den Schwestern befreundet, seinen Säbel und versetzte dem Redner Wunden an Kopf, Hals und Schultern. Dabei zog Juarez seinen Revolver, verfehlte jedoch den Mörder und die Kugel traf einen andern Indianer. Der Mörder wurde dann gefangen genommen und wird erschossen werden. Nun wurde auch Anklage gegen die „Diener der Kirche" erhoben als welche jenen Polizeimann zu seiner bösen That aufgestachelt hätten. Die „christliche Liebe" bringt in unseren Tagen außerordentlich viel Erbauliches zu Tage, in der alten Welt wie in der neuen.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXVII. № 21.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 12 Mark. Einzelne Nummern 50 Pf. 1875.

Die Geyserregion am obern Yellowstone.

III.

Am 11. September erreichte ich mit den Herren Hauser und Langford das westliche Ende des Sees und wir fanden dort nach Süden hin Dampfsäulen in großer Menge. Der hohe gelbe Berg, welcher dort am See emporsteigt, bildet die Scheide zwischen dem Yellowstone und dem Snake River und zwischen dem letztern und dem Madison; man kann ihn als das Centrum der vulcanischen Thätigkeit in diesem Becken betrachten und in einem Umkreise von etwa 30 Miles um seinen Gipfel treten die frappantesten Erscheinungen auf. Man erkennt denselben leicht an der schwefelgelben Färbung.

Die Herren Washburne und Langford kamen auf ihren Streifzügen in ein ausgedehntes Becken von Sümpfen, in welchem sie überall Schwefelquellen, kleine Geyser und Dampfsäulen fanden; der Boden war mit Tuff oder Kalkablagerungen mit dünner Kruste überzogen, darunter lag weißer Schlamm. Langford's Pferd brach mehrmals ein und verbrannte sich die Füße. Am 13. ritt ich nach den Dampfsäulen, welche ein ganzes, großes System bildeten. Etwa 400 Schritt vom Seeufer fanden wir zuerst ein Becken von Schlamm, das prächtig rosenroth war; dasselbe hatte eine Breite von 70 Fuß und im Centrum war eine kochende Masse; ringsum waren kleine, kegelförmige Krater in ununterbrochener Thätigkeit. Die ausgeworfenen Massen verhärteten sich rasch und wurden zu einem festen, blätterigen, thonigen Steine mit hübscher Textur; die Rosenfarbe verwandelte sich dabei in ein Kreideweiß. In der Nähe waren etwa ein Dutzend 6 bis 20 Fuß breite Oeffnungen, in denen ein dickes Wasser kochte; die Farbe desselben wechselte zwischen reinem Weiß und Dunkelgelb. Weiterhin fanden wir andere Quellen von 10 bis 50 Fuß Durchmesser, aus welchen klares, weißes Wasser hervorsprudelte. Das Becken und der Abfluß hatten am Rande rothe, grüne, gelbe und schwarze Niederschläge von wunderbarem Glanz, aber beim Anfassen zerbröckelten sie. Diese blendenden Farben befinden sich lediglich an der Oberfläche und dringen nicht ein.

Unterhalb fanden wir mehrere breite Krater, deren bläuliches Wasser mit schwefelsauerm Kupfer geschwängert ist; in der Mitte sprudelte das Wasser einige Fuß in die Höhe, floß dann ab und ließ am Rande des Kraters einen steinigen Niederschlag von einigen Zoll der einen mit zierlichen Fransen verzierten Rand bildete. Gleich nachher kamen wir an zwei Quellen, die größten welche wir bis dahin gesehen hatten; die eine, 30 zu 40 Fuß, zeigte eine Temperatur von 77° F. und floß in eine andere, etwa 70 Fuß davon entfernte ab, die 6 Fuß niedriger lag; sie hatte 40 zu 75 Fuß und eine Temperatur von 84° F.; aus ihr floß ein Bach ab. Die Krater dieser Quellen bestanden aus Kalkstalagmit mit einer silberweißen Ablagerung, welche durch Reflex bis zu einer beträchtlichen Tiefe leuchtete. Beide Krater hatten senkrechte aber unregelmäßige Wände. Die Entfernung bis zu welcher wir in die Tiefe hinein die Gegenstände unterscheiden konnten, ist außerordentlich; keine Einbildungskraft kann sich die Wunder vorstellen, welche diese großen Becken dem Auge darbieten.

Die Burg.

Gen Westen hin sahen wir eine Gruppe klarer, warmer Quellen, die ein ganz seltsames Schauspiel darboten. Sie bilden Becken von verschiedener Größe; wie tief sie sind, konnten wir nicht ermitteln. In ihrer Mitte schwammen Gegenstände, die sich genau ausnahmen wie rohe Ochsenhäute, denen gleich wie man sie in Fässern bei den Gerbern sieht; sie bewegten sich langsam und schwer auf und ab und folgten allen Bewegungen des Wassers. Als wir sie näher untersuchten, fanden wir eine zerbrechliche Textur, ähnlich dem Schaume welcher sich auf stehenden Tümpeln bildet; dieselbe war jedoch auf der Kehrseite mit glänzenden Farben bekleidet: roth, gelb, grün und schwarz. Sie zerreißt sehr leicht, und man darf sie nicht stark drücken, ist dick und schlaff. Bei näherer Untersuchung fand ich, daß diese eigenthümliche Substanz in die Tiefe ging, in Schichten übereinander lag, und, was am merkwürdigsten ist, die untersten Schichten fest geworden waren; sie hatten sich in Tafeln reinen, feinkörnigen Alabasters verwandelt. Ich nahm Proben mit.

Am Rande des Sees fanden wir eine Doppelreihe von kalkhaltigen Quellen; sie hatten den Siedepunkt, der in dieser Höhe 85° C. beträgt Sie waren nur in Zwischenräumen thätig und baueten rings um sich herum Krater von festem Kalkstein, die eine Höhe von 5 bis zu 20 Fuß erreichen. Viele derselben erhoben sich aus dem Wasser des

Panorama des Firehole-Thales.
1. Der Getreue. — 2. Die feste Burg. — 3. Der Riese. — 4. Die Grotte. — 5. Der Fächer. — 6. Die Riesin. — 7. Der Bienenkorb.

Sees selbst und mehrere waren theilweise durch die erosive Thätigkeit der Wellen zerstört. Zwei mit niedrigem Krater von 20 bis 30 Fuß Durchmesser gaben jeder wenigstens 50 Zoll siedenden Wassers. Man konnte die inneren Wände bis in eine beträchtliche Tiefe verfolgen; sie bildeten unter dem Seebette einen spitzen Winkel und waren von demselben durch eine Felsenleiste getrennt.

Ich habe hier nur einige der bedeutendsten Quellen erwähnt; es giebt deren aber noch Hunderte, die Dampf ausstoßen, oder schlammiges Wasser; andere sind Kessel mit ruhigem Wasser. Wir fanden sie im Wald in so großer Menge, daß wir bei unseren Wanderungen sehr vorsichtig sein mußten, um nicht hinein zu fallen. Manchmal sieht man nahe bei einander zwei Quellen in verschiedenem Niveau, die alle beide mit Heftigkeit kochen; die eine wirft immerfort Wasser in die andere hinein und vermindert sich nicht, während die zweite nicht voll wird und also auch nicht überläuft. Im Allgemeinen jedoch sind die Quellen unabhängig von einander und scheinen aus sehr beträchtlicher Tiefe zu kommen; sie sind verschieden im Niveau an der Oberfläche, an Temperaturen und Pulsiren, auch wird man schwerlich zwei Wasser und zwei Ablagerungen finden die einander völlig gleich wären.

Die Herrlichkeiten und die Wunder, welche jener Tag uns bot, spotten aller Beschreibung.

Am 14. September blieben wir im Lager; das Wetter war seit drei Tagen sehr stürmisch gewesen; es waren schon 20 Zoll Schnee gefallen und es schneiete noch immer fort; unser Zelt gewährte uns übrigens guten Schutz.

Der See ist von vielen Vögeln belebt; wir sahen

Schwäne, Pelikane, canadische Gänse, Rothgänse, vielerlei Enten und Taucher, dann auch Reiher und Kraniche. Die Pelikane streichen in enormen Zügen gemeinschaftlich mit den majestätischen Schwänen am Ufer hin; die Möven sind dieselben welche man bei San Francisco findet. Abends sind die flachen Inseln ganz weiß, weil mit Pelikanen gleichsam bedeckt; diese scheinen mir dieselben zu sein wie jene auf den canadischen Seen. Ich sah auch mehrere mir unbekannte Vögel, namentlich einen den ich als Führer bezeichnen möchte. Als ich in den früher erwähnten großen Cañon hinabstieg, flatterte er stets vor uns her, von Felsen zu Felsen, blieb sitzen wenn wir anhielten, und lud uns offenbar ein hinaufzusteigen, indem er unaufhörlich durch Geschrei und Bewegungen unsere Aufmerksamkeit auf sich zu lenken suchte. Uebrigens findet man in diesem Becken noch Adler, Falken, Raben, Fischadler und Präriehühner. Schlangen sahen wir nicht, wohl aber einige neue Arten von Eichhörnchen und Wieseln.

Von Indianern fanden wir hier keine Spuren aus neuerer Zeit, Alles deutet darauf hin daß die Söhne des Waldes wohl das Becken so ziemlich verlassen haben. Man sagt, daß im Hochgebirge um den See einige sogenannte Schafesser (Sheepeaters) umherstreifen, welche zum Stamme der Schlangenindianer (Schoschonis) gehören; sie sind armselige Leute, Wilde, welche das Zusammentreffen mit Weißen und auch mit anderen Indianern vermeiden; sie haben weder Waffen noch Pferde; wir haben keine von ihnen gesehen. Die großen Stämme dringen niemals in das Becken ein und zwar aus Aberglauben, welchen die heißen Quellen ihnen einflößen. Man hat also von Indianern nichts zu besorgen, muß aber Nachts wohl Obacht geben daß die Pferde gegen Angriffe der Löwen gehütet werden.

Am Morgen des 19. September bemerkten wir, daß manche bis dahin ruhige Quellen in Bewegung geriethen und überliefen; andere, welche vorher nur schwach kochten, trieben Dampfwolken empor und warfen das Wasser mehrere Fuß in die Höhe.

Vom Yellowstonesee aus schlugen wir die Richtung gen Nordwesten ein durch Waldungen, in welchen wir nur unter großen Beschwerlichkeiten vorwärts kamen. Wir ahneten nicht, welcher Anblick uns demnächst bevorstand und daß wir neue Wunder sehen würden, gegen welche das, was bis dahin uns in Erstaunen versetzt hatte, weit zurückstand.

Am 18. September kamen wir an einen etwa 40 Fuß breiten Bergstrom, der in einer 200 Fuß tiefen Schlucht von Trachytlava floß; es ist der Firehole, der aus einem etliche Miles gen Süden liegenden See kommt. Wir folgten seinem Lauf und kamen an zwei hübschen Cascaden von 20 bis 50 Fuß Höhe vorüber. Dann erweiterte sich die Schlucht, und zu beiden Seiten des Flusses drangen Kochbrunnen hervor, welche durch ihren Niederschlag Kalkkrater von 2 bis 12 Fuß Breite gebildet hatten; sie alle waren in Eruption und die von ihnen gebildeten Hügel hatten eine Höhe von 3 bis zu 40 Fuß; einige bedeckten einen Flächenraum von einem Viertel Acker. Eigenthümlich ist bei diesen Kratern daß sie eine Tendenz haben sich allmälig zu verstopfen und den Lauf ihres Quellwassers selber zu hemmen. Um ihren äußern Rand legt sich eine dicke steinerne Franse, deren Außenränder sich annähern und die eine Art von Sieb bildet, dessen offene Stellen allmälig ausgefüllt werden. Sobald das geschehen ist, muß das Wasser sich einen andern Ausweg suchen. Wir sahen viele solcher Krater, die sich selbst verstopft hatten, und neben welchen sich dann neue gebildet haben. Bei manchen ist das Wasser klar, und die Ablagerungen sind kalkhaltig; bei einigen jedoch ist es schwarz und sie lagern ein schwarzes, kieselerdiges Gestein ab, welches so hart ist, daß an ihnen Eisen von unseren Beilen absprang und Funken zum Vorschein kamen.

Der Fächer.

Nachdem wir etwa zwei Miles weit zwischen solchen Quellen und über einige Moräste hingegangen waren, kamen wir an ein etwa zwei Miles breites, drei Miles langes Thal, jenes des Firehole, des Feuerloches; dasselbe zeigt Erscheinungen, die in der ganzen Welt ihres gleichen nicht haben. Wir überschritten den Fluß und schlugen etwa in der Mitte des Thales unsere Zelte in einem kleinen Fichtengehölz auf; neben demselben lag ein Sumpf, in welchem wir Spuren einer Büffelherde fanden, die bei unserer Annäherung sich entfernt hatte.

Dieses Fireholethal ist ungefähr dreieckig; etwa in der Mitte vereinigt sich ein von Süden her kommender Wasserlauf von 50 Fuß Breite mit dem Hauptflusse. Die dasselbe umgebenden schwarzen Lavaberge sind 1500 Fuß hoch, sehr steil und dicht bewaldet. Im Ganzen genommen besteht es in einer Aufeinanderfolge von Hügeln und abgerundeten Bodenerhebungen mit Quellen, die niedrigen Stellen zwischen denselben sind sumpfig, das ganze Becken ist bis in eine unbekannte Tiefe ein vom Wasser abgelagertes Kalkbett.

Gleich als wir uns an der Südseite des Flusses befanden kamen wir an einen Geyser, der sein Wasser 125 Fuß hoch schleuderte und dabei ein starkes Pfeifen hören ließ. Nach einigen Minuten hörte die Eruption auf und wir konnten an den Krater hinan treten. Derselbe bildete ursprünglich einen breiten Spalt in der Kalklage und bis zu einer

Tiefe von 60 Fuß zeigen kleine Oeffnungen noch jetzt die Spuren dieses Spaltes, welcher durch Niederschläge des Wassers verstopft worden ist und jetzt eine nur 7 Fuß lange, 3 Fuß breite Oeffnung bildet, aus welcher Dampf mit Gebrüll emporstieg. Der von der Quelle gebildete Hügel ist 40 Fuß hoch und seine Basis nimmt ungefähr 40 Acker ein. Neben diesem Krater und so weit sein Eruptionswasser reicht, haben die Niederschläge einen eigenthümlichen Charakter. Sie bestehen aus kugelförmigen Steinen von 6 Zoll bis zu 3 Fuß Durchmesser deren Vereinigung manchmal Klumpen von 8 Fuß Höhe bildet. Auf diesen knotigen Massen sieht man kleine kugelförmige Formationen von Kalkstalagmit, die einen ganz leichten Ueberzug von Kieselerde haben. Aus der Ferne sieht sich dieses Gestein metallgrau an, mit ungemein zarten rosenfarbigen und gelben Streifen und da diese Färbungen stets feucht bleiben, zeigen sie den herrlichsten Glanz. Vom Rande des Kraters an zeigt das Gestein Löcher an den Terrassen, welche kleine übereinander liegende Becken bilden und deren Rand aus silberfarbiger Kieselerde besteht. Diese Löcher haben eine unregelmäßige Gestalt, sind immer voll Wasser und in ihnen setzen sich Niederschläge ab, welche eine Art safrangelber, glänzender Korallen bilden. Am Rande sind sie mit einer steinigen Masse ausgezackt, welche Maschen wie unsere feinsten Spitzen bildet. Aus der Tiefe der Krater steigen kleine Säulen auf, deren zierliche Capitäle an Wasserpflanzen erinnern. In einigen Löchern liegen glänzend weiße Kiesel, in anderen findet man so zu sagen einen gelben, spiegelartigen Guß, der nach und nach höher wird und feste Stalagmiten bildet. Je weiter die Löcher vom Krater entfernt sind, um so größer werden sie und das kältere Wasser verändert die Farben und die Beschaffenheit der Ablagerungen; sie werden zu Kalkspath, der manchmal einen weißen oder auch schieferigen Ton hat, oft aber auch verschiedene Farbentöne.

Aus dem Rhodopegebirge in der europäischen Türkei.

Von Wilhelm Freiherrn **von Berg.**

II.

Forstliche Zustände. — Bulgarische Brettsäge. — Jurucken und Wlachen. — Waldbrände. — Vegetationsverhältnisse. — Die Balabanizaspitze.

Die europäische Türkei, welche einen Flächenraum von 6303 Quadratmeilen hat, soll nach statistischen Angaben 1513 Quadratmeilen Wald enthalten, so daß die Waldfläche von der Gesammtfläche 24 Procent beträgt. Dieses Verhältniß würde als um so günstiger bezeichnet werden müssen, weil die Wälder bis auf die Gemeindewaldungen (Baltalyks) beinahe ausschließlich Staats- oder Moscheeneigenthum sind. Aber ich möchte wissen, wer für die auch nur annähernde Richtigkeit dieser Angabe bürgen könnte. Ich bin überzeugt, daß wohl die Waldfläche, keineswegs aber der Wald vorhanden ist. Mir wenigstens ist die ganze Türkei, mit wenig Ausnahmen, wie eine große Hutweide vorgekommen. Dort, wo Wald sein sollte, findet man nur von zahllosen Schaf- und Ziegenherden verbissenes Gestrüpp oder große kahle Flächen, welche kaum noch eine spärliche Weide für Schafe zu bieten vermögen.

Thatsache ist es, daß die Wälder bereits in die unzugänglichsten Gebirgsthäler zurückgedrängt sind, daß sie von Jahr zu Jahr abnehmen, weil sie ohne Sorge für die Zukunft den zerstörenden Flammen der Waldfeuer wie der mißhandelnden Axt der Bewohner und dem Zahne des Weideviehes preisgegeben werden. Thatsache ist es, daß ein großer Theil der Waldungen bereits vernichtet ist und daß ganze Gebirgshänge durch den Unverstand der Menschen in öde Karstgegenden verwandelt wurden.

Dieser Thatsache konnte sich auch die türkische Regierung nicht verschließen, denn in ihrer eigenen Darlegung über die Veranlassung zum Forstgesetze sagt sie selbst: „Der Mangel einer wirksamen Aufsicht und das mißbräuchliche Abholzen haben schon einen Theil der Waldungen ruinirt, und Wälder, deren Wiederherstellung Jahrhunderte erfordern, sind auf diese Weise vollkommen devastirt.“ Sie ist sich also klar darüber, daß dem weitern Umsichgreifen der Waldverwüstung vorgebeugt werden müsse und dennoch bleibt es beim Alten. Eine eigentliche Waldwirthschaft scheint in der ganzen Türkei nicht zu bestehen. Die Staatswaldungen, deren Ausbeute gegen eine Abgabe von 10 Procent des Werthes der gewonnenen Producte in die Hand der Bevölkerung gelegt ist, werden wie eine Citrone betrachtet, deren Saft nach Möglichkeit ausgequetscht werden müsse, ohne auch nur im Geringsten für deren Zukunft zu sorgen oder zu bedenken, daß der Wald denn doch noch eine andere Aufgabe hat als bloß die Staatseinkünfte zu vermehren. Trotz der durch das Forstgesetz gegebenen Vorschriften steht der Wald schutzlos da. Die bulgarischen Bauern, welche in der Nähe des Rhodope-Gebirges wohnen, betreiben mit großer Vorliebe den Holzhandel; sie bauen mitten im Walde, an einem Bache, wo sie ein günstiges Wassergefälle finden, eine kleine Säge, fällen das Holz wo sie wollen und verschneiden es auf Bretter. Ist in einigen Jahren in nächster Nähe der Säge kein Holz mehr vorhanden oder wird die Zubringung desselben zu beschwerlich, so läßt man die Säge verfallen und bauet sich eine neue an einem andern geeigneten Platze. Dort beginnt dieselbe Manipulation aufs Neue. Wenn auch diese kleinen elenden bulgarischen Sägen, die häufig ein 10 bis 12 Meter hohes Gefälle brauchen, um das kleine Stoßrad von kaum $1/2$ Meter Durchmesser in Bewegung zu setzen, nicht viel leisten, so giebt dennoch die große Anzahl derselben, oft nach Hunderten über den Wald vertheilt, gewaltig aus.

Man denke sich nur wie ein Wald aussieht, der von allen Seiten, in- und auswendig, angefressen wird! Ueberall Lücken, Windbrüche und die Reste der gefällten Stämme kreuz und quer wild durch einander.

Wo es nur irgend möglich war, die auf solche Weise producirte Waare auf Saumthieren aus dem Walde hinauszuschaffen, ist derselbe gewiß nicht unangetastet geblieben. Nur die Laubholzwaldungen, welche sich zur Erzeugung von

Schnittwaaren doch nicht so gut eignen wie das Nadelholz und vermöge ihrer größern Schwere auch auf Saumthieren nicht so leicht zu transportiren sind, sind theilweise verschont geblieben; von Nadelholzwaldungen nur diejenigen, deren Ausbringung ungemein schwierig war.

Zu diesem Uebelstande gesellt sich noch ein weiteres Zerstörungsmittel, nämlich die unbegrenzte Viehweide. Nicht allein, daß die Gemeinden ihr Vieh, Pferde, Rindvieh, Schafe und Ziegen, in den Wald treiben, sondern jener Völkerstamm, welchen Lejean in seiner Ethnographie als Jurucken (Fußgänger) bezeichnet und der die Gewohnheiten eines Nomaden- und Hirtenlebens beibehalten hat, treibt die zahlreichen Schafherden, nachdem dieselben an der Küste des Aegäischen Meeres überwintert wurden, im Sommer auf die Hochebenen des Gebirges, um die üppige Alpenweide (Jaila) auszunutzen. Auch ein walachischer Volksstamm, nach Lejean die Zinzaren (Wlachen, Macedo-Wlachen), zum Theil in dem westlichen Theile von Macedonien lebend, betreibt mit Vorliebe die Viehzucht; auch sie sind Nomaden, welche im Winter die milden Landstriche in der Nähe des Meeres aufsuchen und im Sommer die Hochebenen des Gebirges beziehen. Dort bauen sie sich ganze Dörfer aus Holz und Fichtenrinde und beziehen dieselben zu Anfang Juni mit der gesammten Familie, mit Pferden, Rindvieh, Schafen, Schweinen und Hühnern, kurzum mit ihrem ganzen Hausstande. Ich besuchte ein solches wlachisches Nomadendorf am 14. Juni 1874. Dasselbe heißt Chelebiza-Kolibi, besteht aus 140 Rindenhütten und war damals von etwa 700 Menschen bewohnt. Es liegt auf der Grenze zwischen Macedonien und Rumelien unweit der 2200 Meter hohen Balabaniza-Spitze auf einer 1650 Meter über dem Meere liegenden Hochebene, welche eine Weidefläche von Tausenden Hectaren ausmacht.

Solch ein Dorf von Rindenhütten macht einen eigenthümlichen Eindruck. Nach einem zwölfstündigen Ritte trafen wir Abends bei demselben ein. Es war Sonntag. Männer und Weiber, offenbar festtäglich geputzt, saßen gruppenweise in der Nähe des Dorfes. Wir hatten die Uebernachtung in einer solchen Nomadenhütte des Dorfes in Aussicht ge-

Bulgarische Brettsäge in Krimitz am Rhodopegebirge. Original von W. v. Berg.

nommen, aber die Männer, erstaunt über die daherziehenden „Franken“ *), zeigten großes Mißtrauen und wollten wenigstens vorher ganz genau wissen, wie viel die „Franken“ für ein Nachtlager zu zahlen gedächten. Es war uns wahrlich nichts daran gelegen, in eine so elende Hütte hineinzukriechen, und wir zogen es vor, unser Zelt in der Nähe des Dorfes aufzuschlagen. Als wir dann aber ins Dorf hineinschickten und gegen klingende Münze um ein paar Hühner und etliche Eier ersuchten, da erst zeigten die Hirten Vertrauen und Alles, was im Dorfe an Hühnern, Eiern und Mameliga (eine Art Brot aus Kukurutzmehl) zu haben war, stellte man uns gern zur Verfügung. Die Verständigung mit diesen Leuten war ungemein schwer, sie nannten sich zwar selbst „Rumuni“, sprachen aber offenbar ein mit unendlich vielen fremden Wörtern gemengtes Rumänisch. Sie behaupteten zwar auch Griechisch und Türkisch zu verstehen, indessen konnten sich meine Begleiter, welche beider Sprachen mächtig waren, mit den „Wlachen“ nicht recht verständigen. Uebrigens machte dieses wilde Hirtenvolk keinen ungünstigen Eindruck auf mich. Es sind schön gewachsene Leute mit intelligentem Gesichtsausdruck, denen die malerische Tracht sehr gut steht. Sommer und Winter eine Pelzmütze, einen dunkeln langen Rock aus Schafwolle, weiße schafwollene Hose mit Verschnürung und an den Füßen Sandalen. Die Weiber tragen gewöhnlich nur ein Hemd, vorn und hinten eine bunt gewebte Schürze von Schafwolle. Diese Tracht erinnert Einen unwillkürlich an die Banater und Siebenbürger Walachen, welche gleich jenem Völkerstamm als Hirten die Gebirge bewohnen. Eine Zusammengehörigkeit beider ist ganz unverkennbar.

Daß nun aber die Lebensweise dieser Hirtenvölker nicht ohne Einfluß auf den Wald bleibt, ist ganz natürlich. Das Fällen des Holzes, welches zum Baue der Hütten verwendet wird, wäre der Uebel kleinstes, daß aber alljährlich eine große Anzahl der schönsten Fichten niedergehauen wird, bloß um die Rinde für die Hütten zu gewinnen, bringt dem Walde um

*) In der Türkei ist jeder Europäer ein „Franke“.

so größern Schaden, als durch die häufige Unterbrechung des Bestandesschlusses dem Weitergreifen des Sturmes Thür und Thor geöffnet wird.

Im Interesse der Hirten liegt es außerdem, das Weideterrain so viel als möglich auszudehnen. Ein Hirt kann nie genug Weide für sein Vieh bekommen, das ist eine alte Geschichte und auch in der Türkei nicht neu. Es wird daher absichtlich gesengt und gebrannt, wo es nur möglich ist. Waldbrände sind ganz an der Tagesordnung und als ich am 16. Juli 1874 auf dem 2100 Meter hohen Perseng übernachtete und das ganze Karlyk-Gebirge übersehen konnte, zählte ich 22 Waldbrände, von denen sich einige über ganze Berge erstreckten. Die Bevölkerung sieht diesem Unwesen ruhig zu und auch die Regierung kümmert sich eben so wenig darum!

Wo Weiß- und Schwarzföhren vorkommen, werden auch die Pechsammler dem Walde sehr schädlich. Im ganzen Walde findet man nur selten eine Föhre, die nicht seit Jahren gepechelt (Nutzung des Harzes zur Theerfabrikation) wäre.

Man kann sich wirklich keine Vorstellung von dieser Wirthschaft machen, wenn man sie nicht mit eigenen Augen gesehen hat. Hirten und Holzspeculanten scheinen sich verschworen zu haben, den Wald mit thunlichster Beschleunigung zu verwüsten, erstere um Weidegründe zu gewinnen, letztere unbewußt. Auf mich machte dieser Zustand den Eindruck einer Ruine und ich konnte mein Erstaunen und Bedauern nicht unterdrücken, daß die türkischen Staatswaldungen auf eine so schändliche und unverantwortliche Weise mißhandelt werden.

Als ein wahres Glück muß es bezeichnet werden, daß das Rhodope-Gebirge zum großen Theile einen sehr fruchtbaren Granitboden enthält, auf welchem sich die natürliche Verjüngung bei dem reichlichen Samenabfalle der Laub- und Nadelhölzer um so leichter vollzieht, als die Wildschweine für Aufwühlung des Bodens sorgen und hierdurch jedenfalls mehr für die Regeneration des Waldes thun, als die Besitzer desselben. Dort aber, wo die Wälder auf Kalk ruhen, ist die schlechte Wirthschaft weit gefährlicher. Man sieht das im

Fernsicht gegen Norden vom Hochplateau der Balabaniza-Gruppe. (Balkan.)

Kara-Balkan, der bereits in einen vollständigen Karst verwandelt wurde. Macht die Waldverwüstung in der Türkei weitere Fortschritte, so wird dieselbe für die Versorgung ihres Holzbedarfes bald ganz aufs Ausland angewiesen sein. In Zukunft, wenn es so fort geht, werden sich die Türken nicht einmal ihren so sehr beliebten schwarzen Kaffee mit eigenem Holze kochen können.

So weit kommt es, wenn die Waldungen dem Unverstande und der Habgier der Menschen preisgegeben werden. Ein Land, welches von der Natur dazu berufen wäre, den ganzen Orient mit Holz zu versorgen und dem Staatsschatze eine große Einnahmequelle zu sichern, wird sich in Zukunft an das Ausland wenden müssen, wenn sich der letzte seiner Einwohner eine elende Hütte bauen will! In Kleinasien hat man bereits ein Beispiel. Die gegenwärtig daselbst herrschende Hungersnoth, beziehungsweise die Mißernte dieses Jahres, wird zum nicht geringen Theile den Entwaldungen und der damit zusammenhängenden Verschlechterung der atmosphärischen Niederschläge zugeschrieben. Nicht minder ist die in Zunahme begriffene Versandung des Smyrnaer Hafens auf die Entwaldungen der Gebirge zurückzuführen.

Die Regierung sagt zwar in der Einleitung zum Forstgesetze: „Die Wälder sind unstreitig eine der hauptsächlichsten Quellen des Reichthumes in einem Staate," aber diese Quellen werden erschöpft, wenn der Mißhandlung der Wälder nicht Einhalt gethan wird. Mit ihrer Erschöpfung werden auch die anderen Quellen des Wohlstandes und des so reich gesegneten Landes versiegen, wenn die Berge, wie in dem benachbarten Griechenland, gänzlich entwaldet und als ein Zeichen menschlichen Unverstandes kahl und nackt dastehen werden!

Abgesehen von dem unangenehmen Eindrucke, welchen solche Zustände auf jeden Reisenden machen müssen, bietet sich demselben dennoch viel des Interessanten. Namentlich ist es der Unterschied der Vegetation, welcher in hohem Grade anffällt, wenn man eine Wanderung vom Fuße des Gebirges bis hinauf auf den Kamm desselben unternimmt. Die

großen Reisfelder bei Philippopel verlassend, kam ich an den Fuß des Rhodope-Gebirges. Die Ebenen und die sanft ansteigenden Hügel sind mit Wein, Weizen, Mais, Melonen und Kürbissen bebaut, dazwischen liegen die freundlichen Dörfer der Bulgaren und Türken, letztere in Minderzahl. Ein großer Werth wird auf Bewässerungen gelegt. Wo nur ein Bach dem Gebirge entrinnt, findet man ganz gewiß eine wenn auch noch so elende Wehr von Gesträuchen eingebaut, von welcher das Wasser auf die Wiesen, Felder und in die Gärten geleitet wird. Das Wasser läuft mitten durch die Dörfer, durch alle Höfe und Gärten und sammelt sich unterhalb des Dorfes wieder in einen gemeinsamen Graben, von welchem Felder und Wiesen versorgt werden. Die hohe Lufttemperatur und die künstliche Nässe verursachen eine Ueppigkeit und Entwickelung der Feld- und Gartengewächse, wie ich sie selten sah. Namentlich bilden Kukurutz und Fisolen (Bohnen), welche mit großer Vorliebe gebaut werden, oft ganze Dickichte, in welchen sich zahllose Rebhühner aufhalten. Eine ganz besondere Geschicklichkeit sollen die Türken in der Anlage von Bewässerungsgräben entwickeln.

Der Beginn der Getreideernte in jener Gegend fällt in die Mitte des Monat Juni, ich sah bereits am 9. und 10. Juni im Jahre 1874 Stoppelfelder. Obstbäume sieht man wenig, hier und da Steinobst, sonst aber viele Wallnuß- und Maulbeerbäume. Erstere sind von den Franzosen gesucht; es reisen Händler im Lande herum, bohren die Bäume an und wenn sie Fladern finden, treten sie mit dem Besitzer in Unterhandlung. Die Maulbeerbäume werden für die Seidenraupenzucht besonders cultivirt und gepflegt. Diese Zeichen der Cultur wiederholen sich bis knapp an den Fuß des Rhodope-Gebirges.

Plötzlich wird die Steigung stärker und wir befinden uns sofort in der Region des Gestrüppes. Aus einem von zahllosen Schafen und Ziegen verbissenen und verstümmelten Gestrüpp erschallt munter das Lied aus Hunderten von Nachtigallenkehlen. Die Laubhölzer, welche das Dickicht bilden, sind sehr zahlreich, mitunter zählte ich 40 bis 50 verschiedene Holz- und Straucharten, die ganze Forstbotanik war stets bei einander. Unter den vielen Holzarten und Sträuchern sind die orientalische Weißbuche (Carpinus orientalis), dann die mit ihren hellen Blättern weithin sichtbare Silberlinde (Tilia argentea) und der Perrückensumach (Rhus cotinus) besonders auffallend. Dazwischen ranken sich die Weinrebe, der wilde Wein, die Waldrebe und der wilde Hopfen an Aesten und Zweigen empor und verschlingen alles so mit einander, daß ein ganz undurchdringliches Dickicht entstehen müßte, wenn nicht Ziegen und Schafe für ein immerwährendes Beschneiden sorgten.

So geht es fort bis ungefähr 600 Meter über dem Meere. Dann treten Buchen, verschiedene Eichen, Ahorn, Zitterpappel und Weißbuche baumartig auf, hier und da eingesprengte Weiß- und Schwarzföhren und dieser Charakter bleibt bis zu 1000 Meter. Ueber diese Höhe hinaus trifft man schon Fichten und Tannen in den Buchenbeständen eingesprengt. Ich fand diese Holzarten bis 1300 Meter über dem Meere im freudigsten Wuchse. Dann erst beginnt die eigentliche Region der Nadelhölzer, der Fichte, Föhre und Tanne, welche bis 2000 Meter Höhe in ihrer Entwickelung nichts zu wünschen übrig lassen. Die Tanne zwar bleibt wohl zurück, aber die Fichte und Föhre wetteifern mit einander im Wuchse. Unmittelbar bei dem früher erwähnten Hirtendorfe Chelebiza-Kolibi, welches 1650 Meter über dem Meere liegt, hatten die Fichten und Föhren noch einen Höhenwuchs von $1/2$ Meter Länge und im Alter von 80 Jahren einen Durchmesser von mehr als $1/2$ Meter in Brusthöhe. Bei 2000 Meter über dem Meere verschwinden beide Holzarten ganz plötzlich und es beginnt nun das Weideterrain, welches indessen stellenweise von einem undurchdringlichen Dickicht der Krummholzföhre (P. pumilio) überzogen ist.

Dort oben auf den Hochebenen glaubt man sich in die Alpen versetzt. Sie haben Urgebirgsformation, massige Berge mit tief eingeschnittenen Thälern. Nur selten treten kahle Felspartien hervor. Die Vegetation auf den Hochebenen hat einen ganz alpinen Charakter. Ich bestieg die höchsten Berge des Rhodope-Gebirges, darunter die Balabaniza-Spitze mit 2150 Meter Höhe, am 1. und 6. Juli 1874, fand daselbst noch große Schneefelder und die Weidegräser erst im Beginn des Grünens. In Blüthe fand ich:

Die Hochalpennelke, Dianthus neglectus,
den rothen Enzian, Gentiana purpurea,
den ausgeschnittenen Enzian, Gentiana excisa,
den Zwerg-Enzian, Gentiana pumila,
die baldische Anemone, Anemone baldensis,
die langblumige Primel, Primula longiflora,
den Mannsschild, Androsace Vulfenii,
die Alpenbrünelle, Nigritella angustifolia,
die Schafgarbe, Achillea Clavennae,
den moosartigen Steinbrech, Saxifraga bryoides,

und noch mehrere andere, die mir nicht alle bekannt waren.

Bei den Zeltbewohnern in Marokko.

Von **Gerhard Rohlfs**.

III.

Abu Ssalam mit seiner Ehehälfte zog sodann eiligst zu Hause, denn da die Hochzeit schon nach acht Tagen stattfinden sollte, mußten jetzt rasch die Vorbereitungen zur Festlichkeit gemacht werden. Es mußten die Einladungen ergehen an nahe wohnende Freunde, Geschenke für die Geistlichkeit mußten gemacht werden, damit diese den Segen Gottes auf das neue Paar herabflehe, Lämmer und Ziegen mußten ausgesucht werden zum Schlachten und Tag für Tag waren die Frauen der drei Duar beschäftigt, Kuskussukügelchen *) zu rollen, denn Hunderte von Personen waren am Hochzeitstage zu bewirthen.

So nahete der Tag. Einige Tage vorher saß Aischa

*) Die Kuskussukügelchen aus Weizen- oder Gerstenmehl auf einem Palm- oder Strohteller] gerieben sind von der Größe unserer Perlgrütze. Getrocknet halten sie sich Monate lang, ja über ein Jahr. Man nimmt sie auch als Provision auf Reisen mit.

schon mit umwickelten Händen und Füßen; denn während sonst die Frauen es für genügend halten während einer Nacht, um eine rothe Färbung hervorzubringen, ihre Gliedmaßen in zerstampftes Hennahkraut einzuwickeln, hatte Aischa's Mutter, um eine recht rothe Farbe hervorzurufen, es für nothwendig gehalten, dies während mehrerer Tage hindurch zu thun. Ihre Augenlider wurden mit Kohöl geschwärzt, ebenso die Brauen, und auf ihre Stirn hatte ihre Mutter ihr ein reizendes Blümchen gezeichnet, während auf die Außenfläche der rothen Hand verschiedene schwarze Zickzacklinien gemalt wurden. Ihre Freundinnen und Gespielinnen waren sodann behülflich sie anzukleiden, nachdem Aischa mit ihnen ein Bad im nahen Flusse genommen hatte. Aber weniger prunkvoll wie dies die Städterinnen zu thun pflegen war das bald geschehen: ein seidenes Tuch um den Kopf geschlungen, nur mit Mühe das hervorquellende lange Haar zurückhaltend, welches sorgfältig gekämmt, geölt und geflochten war, ein neues Hemd, ein neuer weißer Haik, der über den Kopf und um den ganzen Leib geschlungen wurde, eine seidene Schürze von Fes, das war nebst rothen Pantöffelchen an den Füßen der ganze Anzug, denn Hosen, Westen, Kaftane und dergleichen Kleider, wie sie die Städterinnen in Fes, Mikenes oder einer andern Stadt tragen, kennen die Töchter eines Zeltes nicht. Sodann wurde Aischa mit Rosenwasser übersprengt, mit Bochor und Djaui (Sandelholz und Weihrauch) durchräuchert und in die Kubba aufs Maulthier gesetzt.

Unter Thränen hatte sie Abschied von ihrer Mutter und von ihren Freundinnen genommen, denn die Sitte erheischte, daß diese daheim blieben, nur die männliche Bevölkerung der Uled Hassan und zu beiden Seiten des Maulthieres zwei ehrwürdige Greise, ihr Vater und ihr Oheim väterlicher Seits, begleiteten sie. Früh aufgebrochen waren sie schon Mittags Angesichts der drei Duar der Beni Amer, und sobald der Zug sichtbar war, kamen sämmtliche Leute der Beni Amer und viele Fremde der Umgegend, die Pferde hatten, auf sie losgesprengt und bewillkommneten die Braut durch Flintenschüsse. Der Bräutigam war aber nicht dabei.

Im Duar des Bräutigams selbst angekommen, wurde sie sogleich nach dem Zelte ihrer Schwiegermutter geführt, und jetzt, unter lauter ihr fremden Frauen, zeigte sie sich zum ersten Male ihren neuen weiblichen Verwandten, denn wenn die Frauen des Zeltes auch nicht verschleiert sind, so war Aischa doch in der Kubba, d. h. in einer Art Käfig, der auf dem Maulthiere ruhte, hergekommen, und war somit allen Blicken entzogen. Die Frauen verbringen jetzt die Zeit mit Essen und Trinken. Unterdeß haben sich aber auch die Männer versammelt, sie ziehen vor das Zelt des Bräutigams, der in neue Gewänder gehüllt heraustritt. Sein Kopf ist vollkommen mit einem Turban umwickelt, nur ein schmaler Spalt für die Augen ist gelassen. Man heißt ihn ein Pferd besteigen und sodann reiten alle aus dem Duar heraus um ein Lab, d. h. ein Wettrennen mit Schießen, abzuhalten. Der Bräutigam allein nimmt nicht Theil. Er hält gegenüber dem Zelte, wo man weiß, daß die Braut mit den übrigen alten und jungen Frauen sich aufhält, und nimmt so gewissermaßen Angesichts seiner Braut eine Parade ab. Weder kann er sie sehen, noch sie ihn, denn das Zelt ist bis auf einige Schlitze dicht zusammengezogen, und sein Kopf ist verhüllt. Endlich ergreift, nachdem alle schon mehrere Male das Pulver haben sprechen lassen, Omar ebenfalls eine Flinte, er schwingt sie um seinen Kopf, er saust davon, macht Kehrt um im rasendsten Ritte aufs Zelt seiner Braut loszulegen, und angekommen, drückt er seine Flinte ab, schwenkt seitwärts, nachdem er noch die Flinte hoch in die Luft geschleudert und geschickt wieder aufgefangen hat.

Es wird Abend, und der Bräutigam wird nach seinem Zelte zurückgeführt. Nun beginnen allgemeine Schmausereien; aber die Frauen, immer in ihrer Mitte noch die Braut Aischa behaltend, setzen den Kampf gegen die Kuskussuschüsseln allein fort, frischen Muth dazu dann und wann durch eine Tasse stark mit Münze aromatisirten Thees schlürfend. Die meisten Männer und Jünglinge essen im Freien, denn die Zelte bieten weder Raum noch Helligkeit, nur der Bräutigam bleibt allein. Es scheint sich ein wahrer Wetteifer unter den Gästen im Essen zu entwickeln, aber wenn man weiß wie ausnahmsweise und selten in Marokko den Leuten die Gelegenheit geboten wird Fleisch zu essen, so kann man sich vorstellen, wie es dann bei einem Mahle hergeht, wo Fleisch in Hülle und Fülle vorhanden ist, und man seine Höflichkeit und Freude am besten dadurch kund zu geben meint, wenn man soviel ißt als man überhaupt nur lassen kann.

Die Dunkelheit ist nun vollkommen hereingebrochen. Da sieht man plötzlich aus dem Zelte der Frauen einen Zug herauskommen, voran die Braut, sie allein verschleiert; ihr zur Seite gehen andere junge Mädchen, in der einen Hand eine Papierlaterne haltend, in der andern ein mit Rosenwasser geschwängertes Tuch, womit sie der Braut wohlriechende Luft zuwehen; andere Frauen und zwar zunächst die Schwiegermutter Lella Mariam folgen, alle haben Laternen. Sie gehen auf das Zelt Omar's zu, der fortwährend allein geblieben war, und da von der andern Seite auch die Männer herbeigekommen waren, so ruft Abu Thaleb: „Omar ben Abu Ssalam, bist Du im Zelte, so erscheine und bezeuge im Namen des einigen Gottes, daß Du meine Tochter Aischa als Deine Frau aufnehmen und ernähren willst!“ Omar erschien und bezeugte es im Namen Gottes. — Sodann ruft sein Vater: „Ich bezeuge im Namen des Höchsten, daß ich an Abu Thaleb 200 Duoro gezahlt habe, hast Du sie bekommen, o Freund?“ — „Mit Hülfe Gottes habe ich das Geld empfangen, und laß Deinen Sohn morgen zeugen ob die Morgengabe Aischa's richtig ist.“ — Darauf wurde das Fötha gebetet und die Mutter Omar's, die Braut ihm zuschiebend, schlug das Zelt über Beide herab und Omar und Aischa lagen einander in den Armen.

Draußen wurden aber die Schwelgereien im Essen fortgesetzt. Kaid Abu Ssalam hatte Sänger und Lautenspieler kommen lassen, Tänzerinnen hatten sich eingestellt, kurz es fehlte nichts einer einem so reichen und mächtigen Kaid würdigen Hochzeitsfeier. Aber stürmischer Jubel brach los, als einige Zeit hernach Lella Mariam, die Mutter Omar's, die vor dem Zelte Platz genommen hatte, aufstand und ein Hemd, das der gewesenen Braut Aischa, durch die Luft schwenkte. Das Hemd enthielt Blutstropfen, Omar konnte also den sichtbaren Beweis der Jungfräulichkeit seiner jungen Frau liefern, und dieser mußte Allen, die an der Hochzeitsfeier Theil nahmen, gezeigt werden. Kann dieser nicht beigebracht werden, so ist überhaupt die Heirath, wenn der Gatte will, als nicht geschehen zu betrachten.

Drei Tage dauerten diese Schmausereien, während welcher Zeit aber das junge Paar meistens allein blieb um ganz das Glück der ersten Liebe zu genießen; vielleicht hätte auch Kaid Abu Ssalam die Festlichkeiten noch länger ausgedehnt, da bei sehr reichen Familien acht Tage lang festirt wird, wenn nicht ein Ereigniß eingetreten wäre, das den Lustbarkeiten ein jähes Ende setzte.

Wohl durch zu viele Arbeit, die der alte Omar, Vater Abu Thaleb's, seinem Magen aufgebürdet hatte, vielleicht auch durch Uebermaß des sonst ungewohnten Fleischgenusses, erkrankte er und schon nach einigen Stunden hatte er aufgehört zu leben.

Sobald man als sicher den Tod des alten Omar constatirt hatte, wurden alle alten Weiber vor sein Zelt beordert um das Klagen und Weinen zu besorgen, während die Männer den noch warmen Leichnam wuschen, räucherten und in ein neues Stück Kattun einwickelten. Dies dauerte einige Stunden, sodann wurde eine Tragbahre geholt und der Verstorbene hinaufgelegt, denn bei den Zeltbewohnern herrscht die Sitte den Todten in einen Sarg oder eine Truhe zu legen nicht. Vier Männer bemächtigten sich der Bahre und sodann ging es fort in so schnellem Schritte als man ohne zu laufen nur gehen konnte. Beständig wurde nach einförmiger Melodie gesungen Lah illaha Il Allaha und wenn dies etwa hundert Mal war wiederholt worden, bildete der Satz: Mohammed ressul ul Lah den Schluß, um aber gleich wieder von vorn anzufangen. Alle zwanzig Schritte lösten sich die Leute im Tragen ab, damit jeder der Ehre den Todten zur letzten Stätte zu tragen theilhaftig werden könne. Nach dem Gottesacker der Beni Amer, der ziemlich entfernt vom Duar gelegen war, waren aber schon vorher einige Leute geschickt worden, um die Gruft zu bereiten, und als der Trauerzug ankam, war alles in Ordnung.

Ein letztes Fötba wurde gebetet und die Sure: „Sag, Gott ist der Einzige und Ewige. Gott zeugt nicht und ist nicht gezeugt, und kein Geschöpf gleicht ihm," wurde von allen Anwesenden gelesen *) und darauf unter dem Ausrufe Bism Allah (im Namen Gottes) der Leichnam in die Gruft gelegt. Ein jeder der Anwesenden warf eine Handvoll Sand auf den Körper und hierauf wurde durch Hacken die Grube schnell mit Erde gefüllt. Damit nicht etwa Hyänen das Grab eröffnen könnten, wurden sodann zum Schlusse schwere Steine über das Ganze gelegt. Zurück wurde der Weg ebenso rasch und ebenfalls unter dem Gesange Lah illaha Il Allaha gemacht. Acht Tage lang mußten außerdem Trauerweiber, die zum Theil bezahlt waren, klagen und weinen, die Männer aber gingen ihren gewöhnlichen Beschäftigungen nach, pflegten sich aber auch Abends beim Trauerzelte einzufinden, weniger um der Vorzüge und Tugenden zu gedenken, die der verstorbene Omar ben Edris gehabt haben sollte, als um an der Mahlzeit Theil zu nehmen, die sein Sohn während der achttägigen Klagezeit allen Mittrauernden spenden mußte. Die Trauer durch besondere Kleider, z. B. durch schwarze Gewänder, auszudrücken ist aber bei den Zeltbewohnern so wenig Sitte, wie bei den mohammedanischen Städtern.

*) Der Araber braucht das Wort „ikra, er liest" nicht bloß von der Handlung in unserm Sinn, d. h. wenn man aus einem Buche etwas abliest, sondern auch wenn Jemand aus dem Koran oder sonst einem Buche ein Capitel hersagt.

Daß der Kaid der Uled Sidi Schich die Kränkung nicht ruhig hinnahm, weil man seine Tochter verschmäht hatte, versteht sich von selbst. Und so erschien er denn auch eines Tags mit zwanzig Reitern nach gefahrvollen Märschen; es gelang ihm auch eine Nachts außengebliebene Herde fort zu treiben. Doch die schnell aufgebotenen Beni Amer, im Verein mit einigen Uled Hassan, ereilten die Räuber, ein kurzes Gefecht entspann sich, einige Kugeln wurden gewechselt. Die Uled Sidi Schich zogen natürlich den Kürzern, im Triumphe wurde die geraubte Herde zurückgebracht und seit der Zeit lebt Omar zufrieden und ruhig am Uled Sfebu, lebt wie sein Vater und seine Vorfahren gelebt hatten, und wie seine Söhne und Nachkommen unwandelbar nach denselben Sitten und Gebräuchen weiter leben werden.

Aus den Steppen Südrußlands.

Von **Franz Zvěřina** in Brünn.

I.

Unter den Steppen Südrußlands versteht man im Allgemeinen diejenigen Landesgebiete, welche sich einerseits zwischen Dniepr und Don bis gegen das Schwarze Meer, ferner zwischen Don und Wolga bis zum Azovschen Meere hin ausbreiten.

Es sind demnach die Länder Volhynien, Ukraine, Podolien, Poltava, Charkov, Cherson, Bessarabien, Jekaterinoslav, Tschernigov, Kursk, Woronesch, Novo Tscherkask und die Provinz des donischen Heeres, welche wir mit dem Namen Steppenländer bezeichnen.

In diesen ausgebreiteten Ländern sind verhältnißmäßig wenige Städte und verhältnißmäßig noch weniger Dörfer, besonders letztere liegen weit auseinander. Nicht selten ist ein Dorf vom andern 3 bis 4 Stunden ja oft eben so viele Meilen und noch mehr entfernt *).

Nur der geringste Theil von dem die Dörfer umgebenden Gebiete wird als Ackerland bearbeitet, der größte Theil liegt als wüstes Weideland brach, in welchem in den seltensten Fällen nicht einmal die Grenzen der kleineren Bezirke und größeren Kreise gezogen sind. Nur diese unbebauten öden, weiten Strecken selbst bezeichnet der Kleinrusse (Ruthene) im engsten Sinn des Wortes mit dem Namen „Stepp".

*) In der nogaischen Steppe liegt ein Dorf vom andern oft eine ganze Tagereise entfernt.

Nicht alle Steppen sind gleich. Die großen werden von den Herden der Bewohner mehrerer Dörfer oft gemeinschaftlich als Weideplätze besucht. Der meilenweiten unglaublich großen Ausdehnung solcher Wiesen und Weidestrecken wegen kommen Besitzstörungen so gut wie nie vor. Obwohl nicht zu leugnen steht, daß mit den steigenden Culturverhältnissen die brachliegenden Strecken immer mehr und mehr zu Ackerland umgewandelt werden, so ist doch der Kleinrusse in seiner Existenz je nach dem Charakter der Steppe oft mehr auf die Viehzucht als auf die Feldwirthschaft angewiesen, und führt deshalb einen großen Theil des Jahres hindurch ein nomadisirendes Hirtenleben.

Das ist es nun vorzüglich, was dem Land und Leben seiner Bewohner einen hochpoetischen Reiz verleiht. Das beschauliche Hirtenleben, der stete Verkehr mit der Natur, macht ihn zum Freunde derselben und in hohem Grade empfindsam für alle ihre wechselvollen Einflüsse und Stimmungen. Im Kleinrussen begegnet man demnach einem großen Naturfreunde, den, weil er es eben unbewußt ist, aller Reiz der Natur in naivster Weise fesselt und entzückt. Seine wahrhaft schwärmerische Liebe und Anhänglichkeit

zur heimathlichen Steppe ist deshalb groß und findet in seinen zarten sinnigen Volksliedern oft den schönsten Ausdruck. Auch die schöne Sitte, daß die auf fremdem Schlachtfeld sterbenden Krieger vor ihrem Dahinscheiden noch einmal die Handvoll heimathlicher Erde küßten, welche sie stets bei sich führten, beweist dies in hohem Grade.

Der vorherrschende echt volksthümliche Zug, daß den Kleinrussen die Sehnsucht nach dem Fernen oft mächtig ergreift, ist originell. Er nimmt gern in der Fremde Dienste um Erfahrungen zu sammeln, wandert mit der Sense und Bandurka (kleinen Geige) zur Schnittzeit in weit südlichere Gegenden, oder wird Steppenfuhrmann, der sein ganzes Leben lang mit dem schwerfälligen Ochsengespann die Steppen durchkreuzt, um von Meeresstädten Salz und dahin wieder Rohwaaren, Holz, Eisen, Felle ꝛc. zu verfrachten.

Es ziehen immer viele und in langen Zügen dahin um einander in Gefahr beizustehen. Auf diesen weiten Wegen singen sie ihre gedehnten melancholischen Lieder im Chor ebenso langsam ab, als ihre Wägen sich schläferig fortbewegen. Ehe die Eisenbahn nach Odessa führte, begegnete man in den Steppen solchen großen Zügen häufiger, welchen sich die Reisenden und Kaufleute der Sicherheit wegen gern anschlossen. Auch ich machte die höchst interessante Erfahrung einer solchen Karawanenreise. Zum Entgelt für das langsame Reisen konnte ich reichlich culturhistorische Studien machen; ich lernte die Sitten, Gebräuche, Tänze und Lieder des Volkes gründlich kennen und konnte das Steppenleben nach Herzenslust genießen.

An und für sich läßt sich die ausgesprochene Wanderlust einigermaßen dadurch erklären, daß viele sehr verbreitete Volkslieder die fernen Gegenden und ihre dahingezogenen Abenteurer in oft verführerischer Weise besingen, dann aber die ungemein reizende Perspective in diesen unabsehbaren Ebenen, welche bei trügerischem Sonnenschein nur allzuoft den Steppensohn in die weite Ferne lockt, um ihn dort wieder im Schatten dräuender gemüthsdrückender Wolkenlagen den peinlichen Gefühlen quälenden Heimwehs preis zu geben.

Ich erwähnte schon, daß nicht alle Steppen gleich sind; je nach ihrer Lage und Entfernung von den Flüssen sind es üppige, fette Wiesen und Auengründe, z. B. die „Luhy“ in der Ukraine mit prachtvollen Baumpartien an den Ufern der Gewässer, schilfsbewachsene Sumpfwiesen, und wieder dürre, öde Haidestrecken, unheimliche, dunkle Waldgründe und schließlich wahre Sand- und Steinwüsten mit abwechselnd hohem, äußerst malerischem Gelände. Letzteres hauptsächlich am untern Dniepr unter den Stromschnellen und Wasserfällen, „Zaporogi“ genannt, wo sich die steinige Hochebene von den immer steiler und steiler werdenden Uferwänden des Dniepr bis in die Krim hinzieht, und dort abermals steil ins Meer abfällt.

Auch wechselt der Charakter vieler ja der meisten Steppen je nach dem herrschenden Wetter und der Jahreszeit so gewaltig, daß man sie, wenn in gewisser z. B. anhaltend dürrer Zeit gesehen, nach ausgiebigem Regen kaum wieder erkennen würde. Und umgekehrt gleicht die üppig grüne Steppenlandschaft nach wochenlanger Dürre einer trostlosen Wüste, in welcher alle Quellen versiegten, alle Steppenbäche vertrockneten und ihr kahles Rinnsal durch die zur Zeit überflüssig gewordenen Brücken und geborstenen Kähne den qualvollen Eindruck der sengenden Dürre noch ungemein erhöht. Wenn man nur nach wenigen Tagen und Regengüssen in dieselbe Steppe kommt, vermeint man nicht selten in Sümpfe gerathen zu sein, die in kurzer Frist zur Brutstätte zahllosen Wassergeflügels wurden.

Die Temperatur ist in den Steppenländern äußerst schwankend; im Sommer eine große Hitze, + 30° bis 38° R., im Winter eine wahrhaft mörderische Kälte von oft — 30° R. Selbst im Sommer ist der Temperaturunterschied bei Tag und Nacht ein so großer, zwischen 36 und 12°, daß er im höchsten Grade empfindlich werden kann und die Vegetation sehr beeinflußt. Schon im Herbste stellen sich oft starke Fröste ein, und es gehört nicht zu den Seltenheiten, daß bei unerwartet und frühzeitig eingetretenen Frösten oft ganze Herden zu Grunde gehen.

Was die Vegetation anbelangt, so sind die Steppengräser meist von zarter Art und gleichen nicht selten den schönsten unserer Feldblumen; doch sind die Pflanzen mit dünnen, harten Stielen vorwiegend. An feuchten Stellen kommt Huflattig, an trockenen die Schafgarbe und das Riedgras massenhaft vor. Die Strauchharten sind weitaus vorwiegender als Bäume. Unter den ersteren sieht man den gemeinen Judasbaum (Cercis Siliquastrum), die Trauer-esche (Fraxinus excelsior pendula), die Spierstaude (Spiraea prunifolia), im Süden häufig die Zwergmandel (Amygdalus nana), ja an windgeschützten Stellen beim Meere auch die morgenländische Mandel (Amygdalus orientalis), den Weißdorn, den Sauer- und Sanddorn und den niedrigen Pfeifenstrauch (Philadelphus coronarius nana) in sehr ausgebreiteten Strecken; den Wollschneeball (Viburnum lantana), in den südlicheren Gegenden den Perrückenbaum (Rhus cotinus), auch der Schottendorn, eine Papilionacee, kommt vor, welche Strauchart so wie die Schottenkräuter von unzähligen Wildtauben belagert sind. In diesen Strauchharten nisten auch große Schaaren von Singvögeln aller Art, über denen häufiger als sonstwo Falken kreisen. Auch die Füchse haben ihre Baue hier. Im weitesten Süden trifft man auch bereits die Trauer- und die Oelweide.

Unter anderen Baumarten, welche häufig vorkommen, ist die gemeine Esche, dann die kleinere Eschenart, der Vogelbeerbaum, in den Volksliedern häufig besungen, in Kirchhöfen und auf Gräbern gern gepflanzt; dafür wird in den Dörfern der Hollunder mit Vorliebe gepflegt, dann auch die Linde und die Pappeln verschiedener Arten und die Weide. Unter den Obstbäumen kommen die Vogelkirsche und die Wildbirne am häufigsten vor. Die oft in großen Ausdehnungen sich erstreckenden Nadel- und Föhrenwälder heimeln den Wanderer feiner ungastlichen Bewohner, der Wölfe, wegen wenig an. Denn diese Wälder und auch die ausgebreiteten Schilflager sind die Zufluchsstätte und Verstecke dieser Bestien, von welchen aus sie ihre Raubzüge bis in die Dörfer, im Winter oft rudelweis, unternehmen und zur Weidezeit die Herden bei Tag und Nacht umschleichen.

Besonders schöne, mächtige, inmitten öder Steppen prangende Bäume werden nicht ohne Scheu und Verehrung betrachtet. Abgesehen davon, daß sie ein beliebter Ruheplatz für Hirten und Tschumaken *) sind, dienen sie in den unabsehbaren Ebenen als wichtige Orientirungs- und Wetterzeichen; denn mehrere Meilen weit sind sie dem Wanderer schon sichtbar, und weisen mit ihren mächtigen nordwärts stets bemoosten Aesten gleich stummen Wegweisern die Richtung der Weltgegenden. Auch deuten aus ihrer farbigen Tonung die Leute mit Sicherheit jede Wetteränderung.

In ganz besonderer Verehrung stehen jene Baumcolosse, welche die Sage willig als werthe Denkmale von Sterbeplätzen berühmter Kosackenhetmane bezeichnet; sie führen dann den Namen irgend eines hervorragenden Hetmans. Gewöhnlich werden sie Morozenko-Bäume genannt. Morozenko ist ein vielfach und rühmlich besungener Kosackenhetman, welcher von den Türken, da er auch in deren Gefangenschaft die Liebe zu seiner Steppenheimath besang, bei lebendigem

*) Steppenfuhrleute.

Leibe geschunden wurde. Seine braven und dankbaren Kriegsgenossen, welche ihm im Schlachtendrang keinen Erdhügel (Grabhügel = „Mohyla") aufwerfen konnten, bepflanzten die Marterstätte mit Föhren. Solche Bäume sind wahre Wallfahrtsorte in der Steppe. Kein Kleinrusse naht diesen geweihten Orten ohne im Gebet und Lied seiner Ahnen zu gedenken und von der schönen freien Kosackenzeit zu träumen.

Doch darf ich hier nicht unerwähnt lassen, daß Morozenko's Existenz noch sehr des geschichtlichen Nachweises bedarf. Das Volkslied besingt ihn, aber die Geschichte erwähnt seiner nicht. Vielleicht ist es ein erst später einem Anführer beigelegter Kriegsname; doch auch das zugegeben, die Geschichte wäre dann doch wohl nicht stillschweigend geblieben. Hierfür spricht eben auch der Umstand, daß es mehrere Morozenko-Bäume (resp. Marterstellen) giebt, und der arme Held doch nicht so oft abgehäutet werden konnte, als ihm zu Ehren später Marterstellen auftauchten.

Immerhin schön bleibt die Sitte, einen geliebten Helden in so poetischer Weise zu feiern. Auch die Sage hat ihren Reiz. Vom malerischen Standpunkte betrachtet dürfte man wohl selten schönere Bäume zu sehen bekommen als diese trauernden Denkbäume. In weiter öder Ebene dem Froste, der Hitze und den stürmischen Steppenwinden ausgesetzt, welche seit geraumen Jahren mit dem Geäst ihr wildes Spiel treiben, es vielfach im zarten Zustand schon verzerrten und verkrümmten, sind auch des Blitzstrahls tiefe, bleiche Furchen in die bemoosten, altersgrauen Stämme bleibend eingegraben. Nur diese nahezu 300 Jahre andauernden mächtigen Natureinflüsse konnten endlich an diesen Colossen jene abenteuerlichen Formen schaffen, welche den Beschauer entzücken.

Das vorkommende Gestein ist vorwiegend Sandstein; an unteren südlicheren Stellen findet man Urgestein bloßgelegt. Dies gilt von den den Meeren näherliegenden Gebieten, wo überhaupt das Terrain in wahrhaft classischen Formen eine großartige Anlage äußert, werth vom Pinsel auch des größten Malers behandelt zu werden. Im Süden betritt man auch classischen Boden. Eigenthümlich wehmüthige Gefühle bemeisterten sich meiner beim Anblick der Ruinenstätte von Cherson und Kertsch, hier hätte der Forschersinn noch manches zu Tage zu fördern und zu lösen.

Zur Geschichte der Montblanc-Ersteigungen.

Von **Moritz Déchy.**

I.

Die Gebirgswelt des Montblanc zog seit der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die Aufmerksamkeit der Gebildeten auf sich, und da der Culminationspunkt der Gruppe zugleich der höchste Punkt Europas — abgesehen von dem in letzter Zeit aufgetauchten Prioritätsstreit des Kaukasus — ist, erregte und erregt dieser vornehmlich das größte Interesse.

Die erste Anregung zur Ersteigung des Montblancgipfels gab der Genfer Naturforscher Horace Benedict von Saussure in den Jahren 1760 und 1761 bei seinen Besuchen Chamonix', des am Fuße des Montblanc liegenden Hochthales der Arve, indem er demjenigen, der zuerst den Gipfel erreichen würde, eine ansehnliche Belohnung versprach.

Allein erst 1775 wurde der erste Angriff von vier Männern aus Chamonix unternommen. Sie stiegen über die Montagne de la Côte und wahrscheinlich kamen sie eine Strecke weit oberhalb der „Grand Mulets", Felspartien im Eise des Bossongletschers, mußten jedoch, „von der Rückstrahlung der Sonne vom Schnee und der Stagnation der Luft" überwältigt, von ihrem Vorhaben abstehen. Ein zweiter Versuch — gleich erfolglos — wurde 1783 gewagt. Unüberwindbare Schlafsucht, welche die Partie überfiel, vereitelte das Gelingen. Noch im selben Jahre leitete der Naturforscher Bourrit eine Expedition, die durch Sturm zur Umkehr gezwungen wurde.

Im nächsten Jahre — 1784 — verbreitete sich die Nachricht, daß zwei Gemsjäger auf anderm Wege als dem früher verfolgten eine bedeutende Höhe erreicht hätten. Sofort unternahm Bourrit einen neuerlichen Ersteigungsversuch, allein nachdem der Fuß des Aiguille du Goûté erreicht war, wurde die Gesellschaft durch Ermattung und Kälte überwältigt und mußte die Fortsetzung der Ersteigung aufgeben.

Im Herbste 1785 rüstete Bourrit seine dritte Expedition, der sich auch Saussure mit seinem Sohne anschlossen. Die Gesellschaft verbrachte die Nacht in einer Hütte, die am Fuße des Aiguille du Goûté errichtet worden war. Der frühere Weg wurde verfolgt, allein große Massen neugefallenen Schnees setzten dem Vorrücken bei einer Höhe von 11,500 Fuß ein Ziel.

Im nächsten Jahre, 1786, wurde die Ersteigung durch eine Gesellschaft von sechs Chamonixarden versucht. Man hatte eine Hütte weiter oben an den Hängen der Aiguille du Goûté erbaut und am nächsten Tage stieg ein Theil der Gesellschaft über die Aiguille auf den Dôme du Goûté, wo sie mit den Anderen (darunter Dr. Paccard und Jacques Balmat), die über die Montagne de la Côte heraufgestiegen waren, zusammentrafen. Die vereinigte Partie erreichte den Grat, welcher den Dôme mit dem Montblancgipfel verbindet, hielt aber das Verfolgen desselben für unmöglich und kehrte ohne Erfolg zurück. Nur Jacques Balmat trennte sich von seinen Gefährten, um weiter die Erforschung des Berges zu verfolgen; er gelangte nicht auf den Gipfel, aber er hatte den Zugang entdeckt.

Am 7. August 1786 verließ Balmat in Begleitung des Dr. Paccard Chamonix und am 8. August Abends $6\frac{1}{2}$ Uhr gelangten die beiden Männer auf den Gipfel des Montblanc.

Im nächsten Jahre — 1787 — wiederholte Balmat im Juli mit zwei Bergleuten aus Chamonix die Ersteigung und führte im August des gleichen Jahres die berühmte Expedition Saussure's auf den Gipfel. Die erste Nacht verbrachte man auf dem Berge de la Côte und die zweite auf den Schneefeldern des Grand Plateau. Am dritten Tage (3. August) wurde die Spitze erreicht und bis etwa 1200 Fuß unterhalb des Bivouacs der vergangenen Nacht abgestiegen, am vierten Tage kehrte die Expedition nach Chamonix zurück.

Der Erfolg war ein Sieg menschlicher Thatkraft und Beharrlichkeit. In seinem vierbändigen Werke „Voyages dans les Alpes" legte Saussure seine Erfahrungen und die bedeutenden wissenschaftlichen Resultate seiner Reise nieder. Seine Verdienste wurden von der ganzen gebildeten Welt im vollsten Maße gewürdigt, Jacques Balmat aber erhielt das Prädicat „de Montblanc".

Bis 1827, während welcher Zeit mehrere Gesellschaften (im Ganzen 15 Reisende) das Unternehmen wiederholten, wurde die gleiche Wegrichtung beibehalten. Sie wurde erst 1827 verlassen, nachdem die letzte Expedition im Jahre 1820, welche durch den russischen Naturforscher Hofrath Hamel und die beiden Oxforder Gelehrten Dornford und Henderson unternommen wurde, auf den Schneehängen zwischen dem Grand Plateau und dem Gipfel in eine Schneelawine gerieth, durch welche drei Führer ihr Leben verloren. Man vermied in der Zukunft diese Hänge, indem man mit einigem Umweg durch den Corridor und über die Mur de la Côte aufstieg, ein Weg, welcher auch im Allgemeinen seit damals verfolgt wird.

Bis 1855 ist nichts Erwähnenswerthes bezüglich der Montblancroute zu verzeichnen. In diesem Jahre gelang es einer Bergsteigergesellschaft, welche die Herren C. Hudson *) und E. S. Kennedy leiteten, von St. Gervais den Gipfel zu erreichen, indem sie den Dome du Goûté erstiegen und auf das Grand Plateau niedersteigend in den gewöhnlichen Weg einmündeten. Aber erst 1859 wurde es Herrn C. Hudson möglich, vom Dome du Goûté, den er über das Grand Plateau erreicht hatte, den Gipfel des Montblanc zu ersteigen und so das Vorhaben der letzten erfolglosen Expedition im Jahre 1786, welche diesen Grat für ungangbar hielt, zur Ausführung zu bringen. Die Herren F. F. Tuckett und Leslie Stephen completirten diese Route 1861, indem sie von St. Gervais auf diesem Wege den Gipfel erstiegen, von wo auch Saussure 76 Jahre früher seinen Versuch unternommen.

Dies sind die Wege, welche vom Norden aus dem Arvethal auf den Gipfel des Montblanc führten. Erst in der neuesten und allerneuesten Zeit mit der vorschreitenden Erforschung der Montblancgruppe verknüpft, wurden — von Mitgliedern des englischen Alpine-Club — andere Zugänge zum Montblancgipfel von anderen Seiten, aus anderen Thälern ausgehend, entdeckt. Allein nur Wenigen war es vorbehalten, diesen kühnen Pfaden zu folgen, im Allgemeinen wurde der gewöhnliche Chamonixweg genommen und auf ihm mehrten sich die Ersteigungen außerordentlich rasch. Hatte früher eine Ersteigung des Montblanc für eine Leistung ersten Ranges gegolten, die den Vollbringenden, in England überhaupt, zum Löwen des Salons machte, so verlor in letzter Zeit dieselbe immer mehr an Nimbus. Wohl wurden bei der Rückkehr der Ersteiger nach Chamonix noch immer Mörser gelöst, um das Prestige zu wahren, aber es war bekannt, daß es nichts Erhebliches sei, auf den Montblanc zu kommen.

Die Kenntniß des Hochgebirges, die Vertrautheit mit seinen Gefahren und Schrecknissen, die Kunst des Bergsteigens überhaupt hatte viele Stadien durchlaufen. Auf dem Chamonixwege gab es absolut keine Schwierigkeiten und Jedem, der nur die genügende physische Kraft zum Ertragen der unvermeidlichen, wenn auch nicht sehr bedeutenden Strapazen mitbrachte, war die Ersteigung ermöglicht. Auf den Grands Mulets, wo die erste Nacht zugebracht wird, ist eine comfortable Hütte aus Steinen erbaut, wo gewirthschaftet wird. Am zweiten Tage wird der Gipfel erstiegen und entweder die Grands Mulets oder die Hütte an der Pierre pointue zur zweiten Nacht erreicht und am dritten Tag nach Chamonix abgestiegen. Die Wanderung des ersten Tages benöthigt 7 bis 8 Marschstunden. Von den Grands Mulets wird der Gipfel in etwa 7 bis 9 Stunden erstiegen und 6 bis 8 Stunden sind zum Rückwege nach Chamonix nöthig. Nicht viel schwieriger und am eigentlichen Ersteigungstage etwas kürzer ist der Weg von St. Gervais.

Früher hatte man für jeden Reisenden vier Führer, deren jeder 100 Francs und einen Napoleon Trinkgeld erhielt, nehmen müssen. Außer den Führern mußten fünf Träger mit Lebensmittel und anderen Bedürfnissen jeden Reisenden begleiten, welche wieder jeder 50 bis 60 Francs erhielten, so daß sich die Kosten einer Ersteigung auf beiläufig 1000 Francs beliefen. Diese Ausgabe verminderte sich natürlich für den Einzelnen bei mehreren Theilnehmern. Vor mir liegt ein Bericht über eine Montblanc-Ersteigung im Jahre 1851 von Albert Smith im Blackwood Magazine. Die Gesellschaft bestand aus vier Reisenden, welche sechszehn Führer begleiteten, dazu kamen achtzehn Träger und eine Strecke weit im Thale drei Maulthiere. Die Provisionsberechnung betrug 456 Francs, für Führer und Träger wurden 1700 Francs bezahlt, die anderen Ausgaben machten 160 Francs, im Ganzen 2340 Francs. In der Provisionsrechnung auf drei Tage figuriren 60 Flaschen gewöhnlichen Weines, 6 Bouteillen Bordeaux, 10 Flaschen Saint-Georges, 15 Flaschen Saint-Jean, 3 Flaschen Cognac, 7 Flaschen Syrup und Limonade und 2 Bouteillen Champagner.

In letzter Zeit wurde mit der öftern Wiederholung der Ersteigung ein einfacherer Appetit auch für genügend befunden und der Führertarif von Chamonix schrieb unter den „courses extraordinaires" für jeden Reisenden wenigstens zwei Führer (jeder 100 Francs) vor; zum Transporte von Lebensmitteln und anderen Gegenständen wurden ein oder zwei Träger benöthigt, so daß sich mit den Nebenkosten eine Montblanc-Ersteigung mit 350 bis 400 Francs bewerkstelligen ließ.

Aber wenn auch in dieser Weise eine Montblanc-Ersteigung von Chamonix nicht mehr zu den Seltenheiten gehörte und aufgehört hatte ein Ereigniß zu sein, zeigen dennoch die Unfälle der letzten Jahre, daß der Montblanc für Unverstand und Unkenntniß entsetzliche Gefahren berge. Insbesondere kann schlechtes Wetter auf den Schneewüsten des Montblanc entsetzlich werden. An Stelle der frühern Ueberschätzung der mit einer Besteigung immer verbundenen Gefahren trat eine Unterschätzung derselben. Mancher unerfahrene Reisende hatte keine Kenntniß von jener fürchterlichen Gefahr, welcher er im schlechten Wetter entgegenging, hatte kaum eine Ahnung jenes Risicos an Körper und Leben, welches unter solchen Umständen selbst eine erfolgreiche Ersteigung des Berges begleiten kann.

Viel zu dieser Unterschätzung trug auch der Umstand bei, daß seit der unglücklichen Expedition des Jahres 1820 der Montblanc bis in die neueste Zeit frei von Unglücksfällen geblieben war. Eine bedeutende Sorglosigkeit in den Vorkehrungen zu einer Montblanc-Ersteigung war in Folge dessen eingetreten. Insbesondere aber war das schlechte Führersystem von Chamonix von schädlichem Einflusse. Bei dem öftern Vorkommen von Ersteigungen wurden Leute als Führer verwendet, welche physisch und moralisch untauglich zu dieser Stellung waren. Daß auch viele Unberufene die Ersteigung unternehmen, ist nach dem oben Gesagten erklärlich, und so mehrten sich in den letzten acht Jahren die Unglücksfälle. Unter diesen will ich nur desjenigen erwähnen, der im Jahre 1870 sich ereignete und einer der schreck-

---

*) Derselbe, der 1865 bei der ersten Ersteigung des Matterhorns sein Leben verlor.

lichsten ist, indem eine ganze Partie zu Grunde ging, bei welcher nicht weniger als elf Personen ihr Leben verloren.

Am 5. September 1870 verließ eine Gesellschaft, welche aus den Herren Randall, Beane, Beide aus Amerika, und Corkendal aus England, dann acht Führern und Trägern bestand, Chamonix. Es scheint, daß keiner der Herren Erfahrung im Bergsteigen hatte. Wie Reisende erzählen, welche Herrn Randall vor der unglücklichen Expedition gesprochen, war sein Lebenstraum, nach Europa zu kommen und den Montblanc zu sehen, nicht ihn zu ersteigen: er war ein Bergenthusiast und Kenner der Alpen — aus Büchern. Die Gesellschaft übernachtete auf den Grands Mulets, welche sie am nächsten Morgen verließ. Es ist nicht klar, um welche Zeit dies geschah, in Anbetracht der Jahreszeit dürfte die Partie jedoch nicht vor 3 Uhr 30 Minuten oder 4 Uhr Morgens verreist sein. Der gewöhnliche Weg durch den Corridor und über die Mur de la Côte wurde verfolgt und beiläufig um 1/43 Uhr Nachmittags wurde der Gipfel erreicht. Es war somit eine lange Zeit zur Ersteigung benöthigt worden. Die Gesellschaft war eben am Gipfel angekommen, als fast ohne jede Warnung ein fürchterlicher Sturm hereinbrach, und wir wissen absolut nicht mehr über die Reisenden bis zu ihrem Tode, als was aus dem unregelmäßigen und unvollkommenen Tagebuche des armen Herrn Beane erhellt, welches später in einer Rocktasche desselben gefunden wurde, und jene Schlüsse, welche aus der Lage der aufgefundenen Leichname gezogen werden können.

Das folgende Tagebuch des Herrn Beane wurde durch den Consul der Vereinigten Staaten in Genf der Oeffentlichkeit übergeben; dasselbe endigt, wahrscheinlich unmittelbar vor seinem Tode:

„Dienstag, 6. September. Ich habe den Montblanc mit zehn Personen erstiegen; acht Führern, Herrn Corkendal und Herrn Randall. Wir kamen um halb drei Uhr auf die Spitze. Unmittelbar nachdem wir dieselbe verließen, wurde ich in Schneewolken eingehüllt. Wir verbrachten die Nacht in einer im Schnee ausgehöhlten Grotte, welche sehr uncomfortablen Schutz bot und ich war die ganze Nacht krank. 7. September, Morgens. Intensive Kälte; viel Schnee, welcher ununterbrochen fällt; Führer rathlos. September 7. (Abends). Wir waren am Montblanc für zwei Tage in einem schrecklichen Schneesturm; wir haben unsern Weg verloren und sind in einer im Schnee ausgescharrten Höhle in einer Höhe von 15,000 Fuß. Ich habe keine Hoffnung herabzusteigen. Vielleicht kann dieses Buch gefunden und überschickt werden. (Hier folgen einige Instructionen über Privatangelegenheiten.) Wir haben kein Essen; meine Füße sind schon erfroren und ich bin erschöpft; ich habe bloß Kraft einige Worte zu schreiben. Ich sterbe im Glauben an Jesus Christus, mit zärtlichen Gedanken an meine Familie; meine Erinnerungen an Alle. Ich vertraue darauf, daß wir uns im Himmel wiederfinden können. Meine Effecten sind theils im „Hôtel Montblanc“, theils in zwei Taschen mit mir. Sendet diese „Hôtel Schweizerhof“ in Genf, zahlt meine Rechnungen im Hôtel und der Himmel wird Euch für Eure Güte belohnen.“ Instructionen für seine Familie endigen das Tagebuch und der Tod muß unmittelbar, nachdem er sein letztes Lebewohl geschrieben, eingetreten sein.

Keiner der Verunglückten wurde bis zum 17. September — zwölf Tage nach dem Abgange der Expedition — entdeckt. Einige Versuche zur Aufsuchung der Vermißten wurden durch die Fortsetzung des gleichen schlechten Wetters vereitelt.

Am 17. war das Wetter gut und fünf Leichen wurden ein wenig oberhalb der Mur de la Côte gefunden; ganz außerhalb der richtigen Richtung waren die Körper des Herrn Mac Corkendal und zweier Träger, neben einander liegend, mit etwas zerrissenen Kleidern, obzwar ohne jede körperliche Beschädigung. Sie waren unangebunden und kein Seil wurde bei ihnen gefunden. Etwas höher, beiläufig in der Höhe des Petits Mulets, lagen die Leichen des Herrn Beane und eines andern Trägers mit allem Gepäcke neben ihnen auf dem Schnee, die Seile eingerollt, Eisaxt, Gürtel und leere Weinbüchsen. Alle fünf Leichen waren vollkommen gefroren. Von den übrigen sechs wurde nichts mehr gesehen; später entdeckte man, nach eifrigem Forschen, einige kleine Gepäcksgegenstände nahe einer großen Kluft, auf der andern Seite des Berges, auf der Höhe des Brenvagletschers.

Das einzige, wenn auch ungenügende Licht in dem entsetzlichen Unfalle giebt das Tagebuch des Herrn Beane. Nach demselben wurde der Gipfel um halb 3 Uhr verlassen. Die Geschichte des Tages endigt damit, daß sie eine Grotte im Schnee aushöhlten und in einer Höhe von 15,000 (engl.) Fuß eine elende Nacht verbrachten. Wie es kam, daß sie bis zum Einbruche der Nacht so wenig abgestiegen waren, ob sie zu tief hinabgekommen waren, um wieder aufzusteigen, ob die sechs vermißten Männer damals noch bei ihnen waren, können wir dem Tagebuche nicht entnehmen. Es fällt aber auf, daß bei den Leichen der zwei Reisenden keiner der Führer gefunden wurde.

Am 7. besserte sich das Wetter nicht, und die folgenden Zeilen wiederholen nur die Geschichte des 6.; sie hatten keine Idee wo sie waren. Wir finden im Tagebuch keinen Fingerzeig, was sie am 7. thaten, ob irgend ein Versuch zum Auffinden des Weges gemacht wurde, oder ob sie gänzlich aufgerieben durch Hunger und Kälte sich niederließen, um zu sterben. Dann kommen im Tagebuche die letzten Worte in mehr und mehr undeutlichen und zitternden Zügen geschrieben. „Morgens fürchterliche Kälte und viel Schnee.“ Es scheint, daß dieser Satz am Morgen des 8., zu welcher Zeit das Tagebuch fortgesetzt wurde, geschrieben war und das Leben bis zu einer gewissen Zeit des 8. sich verlängerte.

Aus allen Erdtheilen.

Physische Entartung in Nordamerika.

Es ist bemerkenswerth, daß die Aerzte in den Vereinigten Staaten und, auf ihre Beweisführungen gestützt, auch die Zeitungen so häufig auf diesen Gegenstand zurückkommen. Wir haben über diese pathologische Erscheinung schon einige Mal Mittheilungen gegeben; neuerdings wird sie wieder lebhaft erörtert. Sie tritt vorzugsweise im Nordosten, in Neu-England, diesen echten Yankeestaaten, zu Tage und beschränkt sich auf die Menschen englischer Abkunft. Wir entlehnen einem deutsch-amerikanischen Blatte das Nachstehende.

Die unbestrittene Thatsache, daß es mit der Gesundheit, Kraft und Fruchtbarkeit der eingeborenen anglo-amerikanischen Bevölkerung rasch bergab geht, hat unter den wissenschaftlichen Männern dieses Landes großes Interesse erweckt, aber auch im Allgemeinen große Besorgnisse hervorgerufen. Schon im

vergangenen Sommer hat Dr. N. Allen vor der „Massachusetts Medical Society" gezeigt, daß die Abkömmlinge der Pilgrime in den Neu-England-Staaten auf dem besten Wege sind, auszusterben.

Man hat zwar diese Behauptung scharf kritisirt und als übertrieben hinstellen wollen; allein sie gründet sich auf bestimmte Beobachtungen und auf sichere Zahlen, die man mit dem besten Willen nicht wegdisputiren kann. Die Statistik weist nach, daß in einer großen Anzahl von Gemeinden in Massachusetts und Connecticut unter der eingeborenen Bevölkerung mehr Leute sterben als geboren werden. In manchen großen Landstrichen sind die Familien nachweisbar immer kleiner geworden. Die durchschnittliche Anzahl der Geburten auf jede Ehe beträgt in 87 Towns nicht mehr als $1^2/_3$, d. h. es treffen durchschnittlich noch lange nicht zwei Kinder auf jede Familie. Von diesen Kindern sterben $33^1/_2$ Procent, bevor sie das fünfte Altersjahr erreichen, so daß auf jede Familie kaum ein Kind kommt, das zur Maturität gelangt.

In allen sechs Neu-England-Staaten treffen nicht mehr als $2^2/_3$ Kinder auf jede Ehe, und wenn wir die Sterblichkeitslisten bis zum sechszehnten Altersjahr in Erwägung ziehen, so treffen nicht zwei Nachkommen auf ein Ehepaar. Nun gehören zu einer Ehe bekanntlich zwei Personen, und wenn aus ihnen durchschnittlich weniger als zwei erwachsene Personen hervorgehen, so ist nach Adam Riese klar, daß die eingeborene Bevölkerung von Neu-England in der Abnahme begriffen ist. Man hat diese Abnahme auf 2 Procent per Jahr oder auf 20 Procent per Decade geschätzt. Ist diese Schätzung richtig und bleibt die Abnahme eine stetige, so wird nach Verfluß von 50 Jahren der letzte Puritaner in die kühle Erde gelegt werden. Wir halten freilich diese Schätzung für zu hoch gegriffen; aber selbst wenn wir die Hälfte abmarkten lassen, so würde unter den erwähnten Bedingungen nach hundert Jahren in den Neu-England-Staaten Niemand mehr übrig bleiben, der sich der Abkunft von den Pilgrimsvätern rühmen kann.

Diese Abnahme der eingeborenen Bevölkerung hat, wie man versichert, schon vor dreiviertel Jahrhunderten begonnen, und ist seitdem in wachsendem Verhältniß fortgeschritten. Der Gründe giebt es viele, die zur Erklärung dieser merkwürdigen Erscheinung angeführt werden. Man sagt, die stärksten Individuen seien westwärts gezogen, und die schwächeren dagegen zurückgeblieben. Es heißt ferner, das Klima habe sich verändert und sei weniger zuträglich geworden; aber wie kommt es, daß unter dem nämlichen Klima die Eingewanderten gedeihen, fruchtbar sind und sich mehren? Ungleich mehr Wahrheit liegt in der Annahme, daß die rastlose, aufreibende Lebensweise dieser Leute ihre Gesundheit und physische Kraft schwächt und jene Functionen, welche auf die Fortpflanzung des Geschlechts gerichtet sind, stört. Dazu kommt die einseitige, dampfmaschinenmäßige Jugenderziehung, die das Gedächtniß und den Verstand auf Kosten des Herzens, den Geist auf Kosten des Leibes aufbläht und auftreibt. Diese heidenmäßige Dressur ist es, welche die Mädchen unfähig macht, Mütter zu werden, und welche die Knaben in ihren natürlichen Kraftäußerungen hemmt.

Als eine Hauptursache hat man endlich die Abneigung der amerikanischen Frauen gegen Häuslichkeit und Familienleben, namentlich aber gegen die kleinen Schreihälse, die das Haus mit Sorge und zugleich mit Wonne füllen, angeführt. Aber man würde sehr irren, wenn man diese Abneigung als bloße Frauenlaune, als Modesache betrachtete. Seit Jahrzehnten hat die anglo-amerikanische Presse die Frauen Neu-Englands mit Liebe und Ernst ermahnt, ihrer natürlichen Pflichten nicht zu vergessen; es hat Alles nichts geholfen. Sie bringen, wenn sie heirathen, so wenige Kinder auf die Welt, daß die Bevölkerung von Jahr zu Jahr abnimmt. Wahrscheinlich können aber die Frauen selbst nichts für diese ihre Abneigung, die mit der Consequenz eines Naturgesetzes sich geltend macht.

Aus Südamerika.

Fast in allen Ländern des ehemals spanischen und portugiesischen Amerika herrscht die größte Erbitterung gegen die „Janitscharen des Vaticans, die schwarze Leibgarde des römischen Papstes". Alle diese Länder gehören der römischen Religion an und der Priesterstand ist in ihnen übermächtig gewesen, seitdem Amerika das Unglück hatte von spanischen Christen entdeckt und unterjocht zu sein. Nun will man nicht länger die Anmaßungen des Clerus dulden, welcher auf Befehle von Rom aus den Weisungen der Jesuiten folgen muß. Diese sind, wie unsere Leser wissen, aus den meisten Republiken als „unverbesserliche Unheilstifter und Ruhestörer" des Landes verwiesen worden. In Buenos-Ayres blieben sie noch eingenistet; der Satz: „freie Kirche (d. h. die ganz uncontrolirte römische Geistlichkeit) im freien Staate" — welchen nur clericale Ränkeschmiede und Blödsinnige, die von der Phrase sich täuschen lassen, für nicht unheilvoll und, vom Standpunkte des Staates aus, für nicht widersinnig halten — fand an den Jesuiten und ihren Anhängern lebhafte Fürsprecher. Die Väter der Gesellschaft Jesu sind auf das Emsigste beflissen, die jungen Leute in ihren Unterrichtsanstalten abzurichten, und während die Schulschwestern in Amerika wie in Deutschland ganz nach ihren Weisungen in den Mädchenschulen zu lehren haben, geben die Patres in den höheren Lehranstalten Unterricht. Es war in Buenos-Ayres ihnen gelungen, in ihrem Collegium San Salvador etwa 300 Schüler unter Aufsicht zu haben.

Seit Erbauung dieses architektonisch prächtigen Collegiums waren sie unbehelligt geblieben und dadurch so dreist und sicher geworden, daß sie schon im vorigen Jahre bei der Präsidentenwahl sich einmischten und in die Politik eingriffen. Dadurch wurden sie nur noch verhaßter und die Erbitterung gegen sie machte sich, allerdings in verwerflicher Weise, Luft. Am 28. Februar wurde das Collegium San Salvador von einer wild aufgeregten Volksmasse erstürmt und mit Petroleum in Brand gesteckt. Ein Jesuit wurde ermordet, andere retteten mit genauer Noth ihr Leben. Auch der Palast des Erzbischofs, der völlig eine Creatur der Jesuiten ist, wurde gleichfalls erstürmt und ausgeplündert; aus mehr als 30,000 Kehlen ertönte der Ruf: „Nieder mit den Jesuiten! Tod den Priestern!"

Am Tage vor diesem Aufruhr fand im Variedadestheater eine Volksversammlung statt, in welcher die Redner hervorhoben, daß die Anmaßungen der Priester nicht länger geduldet werden dürften, man müsse „das schwarze Ungeziefer" ausrotten. Dann wurde nachgewiesen, daß der „Jesuitensklav", nämlich der Erzbischof, seine Absicht ausgesprochen habe, die Kirche San Ignacio nebst Zubehör, das Nationalmuseum, alle höheren Unterrichtsanstalten und auch die Universität der Leitung der Jesuiten zu unterstellen. Dagegen war bei ihm von Tausenden achtbarer Leute Protest erhoben worden; der Erzbischof beantwortete denselben mit einem Hirtenbriefe, in welchem er die Ansprüche der Jesuiten vertheidigte. Er sagt: „Die heiligen Väter werden gehaßt nur von gottlosen, ungläubigen, schlechten Menschen." Damit war dem Fasse der Boden ausgeschlagen. Die auf mehr als 30,000 Köpfe sich belaufende Volksmasse bestand aus Argentinern, Spaniern und Italienern. Der vaticanische Clerus ist selber Schuld daran, daß er in ganz katholischen Ländern so bitter gehaßt und so sehr verabscheut wird; er hat sich unausstehlich gemacht und muß die Folgen tragen.

Selbst in dem abgelegenen, unglücklichen Paraguay hat man eine „religiöse Frage". Wir lesen in einem Schreiben aus Asuncion vom 27. Januar: „Einige Priester protestiren und wollen den Pater Maiz nicht als ihren Obern anerkennen; sie geben als Grund an, daß derselbe eine Rolle ge-

spielt habe in dem blutigen Tribunal, welches Tausende von unschuldigen Menschen hinopferte; er habe auch das Todesurtheil des Bischofs unterzeichnet, sei schuld, daß manche Geistliche excommunicirt und vom Donner des Vaticans betroffen worden seien. Maiz selber hat eingestanden, daß er manche Blutopfer gefordert habe; die Regierung aber unterstützt dieses priesterliche Ungeheuer."

Die Ultramontanen verlangen überall „Religionsfreiheit" — für sich. Als im Februar 1875 ein anglikanischer Geistlicher nach Lima in Peru kam, um für die dort zahlreichen Engländer Gottesdienst zu halten, protestirte der römische Clerus in seinem Organe, der „Sociedad", dagegen und bemerkte ganz ruhig, daß offener Gottesdienst, laut der Staatsverfassung, lediglich der römischen Kirche gestattet sei. Ein anderer Artikel der unter römisch-clericalem Einflusse entworfenen Verfassung belegt Jeden, der diese Religion untergraben wolle, mit Verbannung. Trotz geistlicher Einsprüche herrscht in Peru praktisch genommen Freiheit des Gottesdienstes auch für Nichtbekenner der vaticanischen Religion, und der Congreß beabsichtigt in der nächsten Session die anstößigen Artikel aus der Verfassung zu beseitigen.

Um mit diesem anstößigen Treiben der Geistlichkeit fertig zu werden, wollen wir die Thatsache hervorheben, daß dasselbe da und dort selbst des Vaticans Billigung nicht findet. In Chile hatten Congreß und Präsident einige Gesetze gegeben, welche den Bischöfen nicht gefielen. Sie erklärten dieselben kurzer Hand für ungültig und schleuderten gegen Präsidenten und Congreß die große Excommunication; ja, sie verboten der Frau des erstern mit ihrem Manne Gemeinschaft zu unterhalten. Man kümmerte sich nicht um ihre Flüche. Nun schickten sie Abgeordnete nach Rom, wo sie den Papst selber in die Angelegenheit verwickeln wollten, der aber, in einer lichten Anwandelung, erklärte, daß der Erzbischof von Santiago „leichtfertig" verfahren sei; und wenn er behaupte, daß die römische Kirche in Chile verfolgt werde, so möge er erst Thatsachen dafür beibringen, falls dergleichen vorhanden seien.

* * *

— Wir sind einigen Missionsblättern recht erkenntlich dafür, daß sie dann und wann uns mit ihrem Mißfallen beehren. Da wir die Dinge vom Standpunkte der Völkerkunde aus betrachten, so versteht es sich von selbst, daß wir zu anderen Urtheilen gelangen als die, welche in irgend einem religiösen Sectenglauben befangen sind und ihr eigenes Werk loben. Wir betrachten alle diese Kirchen und Secten, gleichviel wie sie heißen mögen, durchaus objectiv und es hat uns nicht etwa beirrt, daß man im Vatican dem „Globus" schon vor Jahren die Ehre anthat, ihm eine Stelle im Index der verbotenen Bücher zu gönnen. Wer befindet sich nicht gern in guter Gesellschaft? Heute wollen wir einmal dem „Friend of India", einem in Calcutta erscheinenden Blatte, das Wort geben, weil es gute Lehren giebt und Geistlichen eine wohlverdiente Predigt hält. Die kirchlichen Zänkereien überwuchern wieder in einer Weise, daß alle anständigen Leute ein Aergerniß daran nehmen. Die baptistischen Missionäre in Indien haben von ihrem beschränkten Sectengeiste aus dem Bischofe von Calcutta heftige Angriffe nicht erspart, weil er manche von nonconformistischen Missionären bekehrte Hindus als Mitglieder der anglicanischen Kirche zugelassen hat. „Wenn die Baptisten keinen andern Grund anzugeben wissen, wenn sie keinen weitern Blick in Bezug auf die Verhältnisse haben und wenn sie mit armseligen Eifersüchteleien der christlichen Kirche in Indien solchen Scandal geben; wenn sie ferner den Heiden den Beweis liefern, wie wenig ihnen inne wohnt von der christlichen Liebe und Milde, von welcher sie in ihren Predigten so viel reden, — dann können sie doch vernünftiger Weise nicht erwarten, daß die Heiden Achtung vor ihnen haben und dürfen auch auf Wohlwollen von Seiten ihrer Mitchristen nicht rechnen. Die immer und immer wiederholten Klagen darüber, daß die Missionen keinen Erfolg haben (the nonsuccess of missionary labours in the East) sollten doch gewissen Missionen die Augen darüber öffnen, weshalb sie so gar nichts ausrichten (prominent failings), und sie veranlassen, in sich zu gehen und bessere Wege einzuschlagen, bevor sie hoffen, Andere vom Uebel zu erlösen. Wenn sich doch die Missionen in unseren Besitzungen ein Beispiel an ihren französischen Brüdern in China nehmen wollten! Die von diesen Bekehrten sind wirklich mehr als nur dem Namen nach Bekehrte; sie würden mehr für die Sache des Meisters leisten, dem sie zu dienen behaupten, als sie hoffen können, indem sie sich vom Volke abseit halten und dieses als untergeordnete Wesen betrachten; oder wenn sie kleinliche Eifersüchteleien unter einander kundgeben. Nicht auf derartige Weise zogen die alten Philosophen Jünger und Schüler an sich, nicht so gingen die Jünger Christi, Mohammed's, Buddha's und Nana Guru Gowind's zu Werke, als sie Millionen Menschen für ihre Lehre gewannen." Wir lassen diese Stimme eines anglo-indischen Blattes vernehmen, weil viele Missionäre sich einbilden, daß sie mit dem, was sie ihren Gläubigen sagen, allein Recht hätten und weil sie es als eine Art von Sacrilegium betrachten, wenn man ihnen nur sehr bedingten Glauben zumißt und die Erfolge, welche sie erzielt haben wollen, nur gering anschlägt. Christianising the heathen has proved a failure, sagt das „Madras Athenäum" in seiner Novembernummer.

— Feuerbestattung. Im mexicanischen Staate Oaxaca ist man mit gutem Beispiele vorangegangen, indem Staatsgesetzgebung und Gouverneur die Leichenverbrennung nicht nur gestattet, sondern auch als allein rationell dringend empfohlen haben. Während der Debatten wurden den clericalen Gegnern der Verwandlung des Leichnams in Asche treffliche Wahrheiten gesagt, die auch auf die preußischen und königlich sächsischen Behörden, welche ein Veto gegen die Verbrennung abgegeben haben, recht passend sind. Diese Indianer machten geltend, daß weder ein Geistlicher noch der Staat ein Recht habe, einem Menschen vorzuschreiben, daß seine Leiche in scheußlicher Weise langsam verfaulen solle, daß sie Erde und Luft verpeste. Verwehren wolle man in Oaxaca es Keinem, seinen Leichnam dem Verfaulen zu überantworten; aber „eine edlere und verständigere Art sei es, den Körper des Abgeschiedenen durch die reinigende Flamme in Asche zu verwandeln und diese pietätvoll zu bewahren." O, diese braunen Zapoteka- und Mije-Indianer und die Creolen im Staate Oaxaca, wie weit stehen sie zurück hinter der großartigen Intelligenz der Ministerien des Innern in Berlin und Dresden! — In England, so lesen wir jetzt, will man die Leichenbestattung „reformiren". Wie? Seymour Haden hat in London vor der Society of Arts darüber einen Vortrag gehalten; er empfiehlt einen geflochtenen, mit Moos ausgelegten Korb, als welcher die beste Behausung des Todten sei. Ein „edler Herzog" hatte auf eigene Kosten zwei solcher „Mustersärge" anfertigen und in der Versammlung ausstellen lassen.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXVII. № 22.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 12 Mark. Einzelne Nummern 50 Pf. — 1875.

Die Geyserregion am obern Yellowstone.

IV.

Das Wasser der Geyser ist ohne Färbung, geschmacklos und ohne Geruch. Die Niederschläge erscheinen in Textur wie in Färbung so fein wie der Staub auf den Flügeln eines Schmetterlings, sind aber fest und halten wenn man mit dem Fuße darauf tritt. Geradezu wunderbar ist die Feinheit dieser man kann sagen Stickereien, die so zierlich und doch so solide sind. Man will, wenn man diese Herrlichkeiten sieht, anfangs den eigenen Augen nicht trauen; man tastet mit den Händen, um sich zu überzeugen und sucht mit dem Stocke die Tiefe zu ergründen. Das ganze Schauspiel ist so prachtvoll, so großartig, man steht athemlos da; es ist unvergleichlich.

Dieser Geyser war 50 Minuten in Thätigkeit; wir nannten ihn den alten getreuen Freund, weil seine Ausbrüche so regelmäßig erfolgten. Bei jedem stieg anfangs mit Lärm eine Dampfmasse empor, welcher sofort eine Wassersäule folgte, die in auf einander folgenden Schüssen oder Sprüngen unter heftigem Pfeifen 125 Fuß hoch stieg, während über dem Krater gewaltige Dampfwolken eine Höhe von 500 Fuß erreichten. Um diese in ihrer Großartigkeit schreckliche Fontaine spielten Regenbogen; die Wassermenge fiel als Diamantenregen hinab und bildete an den Abhängen des Berges kleine Cascaden, über welchen leichter Rauch schwebte. Nach Verlauf von ungefähr fünf Minuten nahm der Strahl unter stoßweisen Zuckungen nach und nach an Höhe ab, blieb endlich aus und aus dem Krater kamen nur noch Dämpfe. Dieser gewaltige Strahl kommt aus einer Oeffnung die 3 zu 7 Fuß hat. — In der Nähe bemerkten wir mehrere alte Geyser, die sich durch ihre Ablagerungen selber verstopft hatten; die Krater waren verengt und die äußeren Wände theilweise eingestürzt.

Weiterhin fanden wir im Thale viele warme Quellen von verschiedenen Dimensionen mit Hügelkratern von 3 bis zu 40 Fuß Höhe. Die meisten hatten heftige periodische Ausbrüche; während derselben schlenderten sie aus der Mitte ihres Beckens gewaltige Dampf- und Wassersäulen in verschiedene Höhe, von 3 bis zu 50 Fuß. Offenbar sind viele derselben Geyser erster Größe gewesen, aber durch sehr starken Druck ist ihr Wasser an der Basis der alten Krater hinausgedrungen und hat neue gebildet. Die sumpfigen Strecken zwischen diesen Quellen bestehen aus einem dicken kalkartigen Schlamm, der mit immergrünem Rasen bedeckt ist, weil derselbe stets der warmen Feuchtigkeit ausgesetzt ist. Wir fanden in diesen Sümpfen nicht selten Gruppen abgestorbener Bäume, die bis zu 3 Fuß Höhe von Rinde entblößt waren; diese kahlen Stellen waren schneeweiß und beinahe in Stein verwandelt. Solche Baumgruppen machen einen befremdenden Eindruck; die Zerstörung erfolgte, weil das heiße Wasser von den oberen Geysern einmal bis zu ihnen abgeflossen war.

Dem Flußufer entlang findet man auch in ganz flachen Sümpfen versunkene Krater; sie kochen sehr heftig, es fließt von ihnen viel heißes Wasser ab, sie springen aber nicht. Weiter nach Westen hin liegt ein Teich von etwa

Der treue Freund.

100 Fuß Durchmesser, über welchem Dampf sich hin- und herbewegt; sein Wasser bildet einen mehrere Fuß dicken Niederschlag. Ungefähr 50 Schritt von ihm entfernt ist ein langer 6 Fuß breiter, tiefer Spalt, über welchem das Gestein natürliche Brücken gebildet hat; aus demselben dringen da und dort Dämpfe hervor und ein Bach heißen Wassers nimmt von ihm aus einen raschen Lauf nach Osten hin; man kann denselben etwa 300 Schritt weit verfolgen, denn wir hörten sein unterirdisches Tosen ganz deutlich. Anderwärts fanden wir Bäume, welche in Krater gestürzt waren, mit einem Kalkniederschlag überzogen, der sich nach und nach in Stein verwandelte; Fichtenzapfen, Zweige, Heuschrecken sind mit einer feinen Kruste überzogen. Man findet in diesen Quellen Ablagerungen, welche die Gestalt von Champignons haben; ihre Häupter ragen über das Wasser empor, besitzen manchmal bis zu 15 Fuß Durchmesser und werden von 10 Fuß hohen, 2 Fuß dicken Stämmen getragen; das Ganze ist hartes Gestein.

Den Ufern des Firehole entlang treten die größten Geyser auf. Wir hatten unser Lager einige hundert Schritt unterhalb des ersten, oben geschilderten Geysers aufgeschlagen; dieser ist der hübschеste von allen. Eine halbe Mile weiter abwärts erhob sich an einem sumpfigen Teiche ein Krater, den wir als Burg bezeichneten; er bildet die beträchtlichste Formation im ganzen Thale, liegt auf einer 40 Fuß hohen Kalkmasse und nimmt mehrere Acker ein. Der Krater steht in der Mitte; seine unregelmäßigen Wände sind mit runden Massen garnirt, die sich prachtvoll ausnehmen, und haben

Krater des treuen Freundes.

40 Fuß Höhe; der Umfang an der Basis beträgt 200 Fuß. Aus einiger Entfernung gesehen gleicht dieser Krater einer verfallenen, mittelalterlichen Burg. Aus demselben steigen ununterbrochen Dämpfe empor, welche in Wassertropfen herabfallen und die Außenwände stets feucht erhalten. Der Niederschlag hat eine silbergraue Färbung und bietet sehr feine netzförmige Zeichnungen dar. An der Basis dieser Burg lag ein dicker mit knotenförmigen Incrustationen überzogener Fichtenzweig, dessen Holz völlig versteinert war. Dieser Geyser hat sich neben dem Fuße des alten Kraters eine neue Oeffnung geschaffen, aus welcher kochend heißes Wasser hervordringt; dadurch wird die große Oeffnung benachtheiligt, wir bemerkten aber doch, daß aus ihr das Wasser 60 Fuß hoch stieg, gleichzeitig mit Dampfwolken. Ganz in der Nähe und auf derselben Hügelerhöhung liegt ein rundes Quellenbecken von etwa 25 Fuß Durchmesser, das ganz gefüllt ist und dessen sehr beträchtliche Tiefe wir nicht ergründen konnten; einige hundert Schritt entfernt fanden wir einen Krater in der Gestalt eines abgebrochenen Hornes von 12 Fuß Höhe; wenn er ruhig war konnten wir bemerken, daß in ihm in etwa 40 Fuß Tiefe Wasser stark kochte; Dampf stieg unter grollendem Getöse empor. Ringsum lagen etwa ein halbes Dutzend kleinere Krater von 2 bis 8 Fuß Höhe, die stets gefüllt waren und von 2 bis 8 Fuß hoch über den Rand hinauf kochten. Jenen Geyser nannten wir den Riesen und wir konnten seinen Ausbruch mehrmals beobachten; einmal schleuderte er drei Stunden lang hinter einander eine 7 Fuß dicke Wassersäule empor, welche senkrecht sich von 90 bis 200 Fuß hoch erhob. Sein zerrissener Krater erinnerte an das römische Coliseum.

Zweihundert Schritt weiter nach unten hin trafen wir eine Quelle in Gestalt einer Grotte von 20 Fuß Höhe und von 40 Fuß an ihrem äußern Durchmesser; an den Seiten sind die Oeffnungen so breit, daß ein Mann hindurchkriechen kann; sie führen zu den unterirdischen Kratern im Innern. In der Mitte des Hauptkraters steht, wie die Illustration veranschaulicht, ein dicker, eigenthümlich gestalteter Stein. Einige unserer Gefährten waren so dreist ins Innere der Grotte einzudringen, kamen aber wohlbehalten wieder heraus; kaum eine Stunde nachher schleuderte sie eine 6 Fuß dicke Wassersäule bis in eine Höhe von 6 Fuß. Neben ihr lagen mehrere große Löcher, in welchen das Wasser immerfort 6 Fuß hoch kochte; die aus ihnen abfließenden Bäche eilen dem Fireholeflusse zu. An beiden Ufern des letztern stehen kleine Krater und Schornsteine von allen möglichen Formen; sie alle waren, von den Geysern abgesehen, in voller Thätigkeit und jeder unabhängig von den anderen. Mehrere aus ihnen abfließende Bäche bildeten an dem steinigen Ufer des Firehole Cascaden und aus diesen kleinen Geysern stiegen in Zwischenräumen Wassersäulen von 6 bis zu 40 Fuß in die Höhe.

Auf der andern Seite des Flusses, von der Basis des Gebirges bis zum Wasserlaufe, bildet das Ufer einen hohen Rand von Stalagmiten, auf welchem sich da und dort kleine Hügel erheben; die Krater auf der Höhe derselben sind 15 bis 24 Fuß breit; einige schleuderten Wasser 3 bis 4 Fuß hoch. Oberhalb jenes Randes ist eine Quelle, welche wir Riesin nannten. Ihr Rand hat nur wenige Zoll Höhe; wenn aber die Quelle ruhig war, konnten wir eine Tiefe von 100 Fuß wahrnehmen. Das Becken ist mit dicken Steinfransen umgeben und das überfließende Wasser hat Stalagmiten in soliden Ablagerungen niedergeschlagen. Kurz vor einem Ausbruche füllt sich das Becken allmälig bis einige Fuß von der Oberfläche mit siedendem Wasser, dann erfolgen plötzlich starke Erschütterungen und nun steigen Dämpfe bis zu 500 Fuß Höhe. Die 20 bis 25 Fuß hohe Wassermasse schießt in einer gigantischen Säule bis zu 90 Fuß Höhe; dann zweigen sich aus ihr fünf Schüsse ab, welche leicht auf einander gestützt bis zu einer Höhe von 500 Fuß emporreichen. Die Erde erbebt unter dieser Wassermenge, welche pfeifend herabfällt; sie ist oben von einer Anzahl durchsichtiger Regenbogen umgeben. Das herabstürzende Wasser nimmt Gestein vom Krater mit sich und eine heiße Welle strömt bis zum Fireholefluß. *Dieser Geyser ist der colossalste auf der Erde und hat an Majestät seinesgleichen nicht.* Nach einer Thätigkeit von etwa 20 Minuten läßt er nach, das Wasser verschwindet zumeist wieder im Krater, aus welchem kein Dampf mehr kommt, und Alles ist ruhig. Das Wasser ist hübsch, klar und hat eine dunkele Meerfarbe. Er hatte am Nachmittage drei in unregelmäßigen Zeiträumen auf einander folgende Ausbrüche; nachher sahen wir ihn, so lange wir uns im Thale befanden, nicht wieder thätig. Er bietet ein unbeschreibliches Schauspiel dar; wir waren vor Entzücken und Bewunderung ganz außer uns.

Der Riese.

Weiter nach oben hin, am Abhange des Berges, hat sich in neuerer Zeit ein großer Geyser Luft durch den Boden gemacht; auf etwa einer halben Mile Raum zwischen dem Krater und dem Flusse sind die Bäume zerstört worden.

Im Vorstehenden sind nur sieben der größten Geyser beschrieben worden und was ich sage kann von der Großartigkeit dieser Erscheinungen kaum eine schwache

Vorstellung geben. Aber so viel will ich hinzufügen, daß die isländischen Geyser neben denen des Fireholethales geradezu winzig erscheinen.

Wir konnten nicht allemal die Geyser, falls diese nicht in Eruption waren, von den heißen Quellen unterscheiden und wir haben auch manche der letzteren nicht für Geyser gehalten, was sie doch wohl sein mögen. Die Zahl der Quellen aller Art im Fireholethale beläuft sich auf mindestens 1500 und von diesen sind wohl kaum zwei einander ganz gleich. Das Becken des Firehole stellt sicher alle anderen Wunder, welche Amerika darbietet, in Schatten. Oft wurden wir bei Nacht mehrmals durch das Brüllen der Dämpfe und das Pfeifen des Wassers aufgeweckt; die Geyser waren auch in der Dunkelheit unermüdlich. Die Luft war mit feuchtem Dunste geschwängert und von allen Seiten her kam ununterbrochen dumpfes Getöse.

Am Morgen des 19. September wurden wir durch ein erschreckliches Pfeifen und den Lärm herabstürzenden Wassers aufgeweckt. Ein kleiner, nur 3 Fuß hoher Krater auf der andern Seite des Flusses, dessen Oeffnung nur 26 Zoll Durchmesser hatte, und dem wir am Abend vorher nur geringe Aufmerksamkeit schenkten, schleuderte einen 219 Fuß hohen Wasserstrahl empor, über welchem Dampfwolken hingen; als die Masse herabfiel erdröhnte der Boden unter uns. Dieser Geyser war etwa 10 Minuten in Thätigkeit und wir hatten Zeit seine Höhe durch Triangulirung zu bestimmen. Wir nannten ihn den Bienenkorb.

Gern hätten wir unsere Forschungen fortgesetzt, aber es war nun knapp mit unseren Lebensmitteln bestellt. Wir folgten also dem Flusse nach Norden hin und fanden unserm Weg entlang noch immer heiße Quellen und kleine Geyser. Allmälig öffnete sich das Thal, in welchem der Madison fließt und den Firehole aufnimmt. Dort haben sich einst, nur in noch größerm Maßstabe, dieselben Erscheinungen gezeigt wie gegenwärtig im Thale des Firehole; man sieht eine wahre Unzahl erloschener Krater. Das ganze Thal gewährt ein Bild der Verwüstung und macht einen überaus melancholischen Eindruck mit den wenigen noch thätigen Quellen und den Tausenden erloschener Krater.

Am 24. September war ich wieder im Fort Ellis. Wir hatten reichen Lohn für unsere Beschwerden und waren doch nur den Ufern des Yellowstone gefolgt, hatten beide Ufer des Sees besucht und gingen an einem Arme des obern Madison hinab; nicht ein Drittel des großen Beckens war uns bekannt geworden. Diese Region wird auch für das große Publicum zugänglich, wenn einst die Nordpacificbahn durch das Thal des untern Yellowstone geführt sein wird. Vom 1. Juni bis 1. October ist das Klima vergleichweise mild; der Tourist findet Augenweide wie er sie nur wünschen kann, der Naturforscher reiche Ausbeute in diesem ungeheuern Laboratorium.

Im Jahr 1871 begann dann Professor Hayden seine Forschungen in diesem „Wunderlande“; Mittheilungen über dieselben müssen wir uns vorbehalten.

Aus dem Rhodopegebirge in der europäischen Türkei.

Von Wilhelm Freiherrn **von Berg.**

III.

Die Pomaken. — Der Perseng. — Ein Tschiftlick. — Türkische und bulgarische Landwirthschaft.

Die Aussicht von der Balabaniza-Spitze wurde mir durch ein plötzlich eintretendes Gewitter und den einzigen Regen, der mich auf meiner dreimonatlichen Reise erwischte, leider vereitelt. Indessen kann ich sie mir lebhaft denken, da ich von den übrigen beinahe eben so hohen Bergen eine ganz reine Aussicht hatte. Die Aussicht ist schön, das läßt sich nicht leugnen, aber bei Weitem nicht so imposant, wie in unseren österreichischen Alpen; sie läßt Einen kalt, weil man es überall fühlt und sieht, daß man sich in einem uncivilisirten Lande befindet. Man überblickt colossale Weidegebiete, kahle Berge und langgestreckte Thäler, in denen man vergeblich nach kleinen Städten, freundlich hervorblickenden Kirchthürmen und derartigen Zeichen der Cultur sucht. Im Hintergrunde gegen N. sieht man die kahlen Berge des großen Balkan, gegen N.-O. das Rilo-Gebirge, gegen S. die schneebedeckten Häupter der macedonischen Gebirge, endlich tief unten gegen W. die Reisfelder der großen Ebene bei Philippopel.

Die Bewohner dieses ausgedehnten Gebirges sind zum bei Weitem größten Theile Bulgaren. Ein Theil derselben bekehrte sich aus Gründen des Eigennutzes zum Islam. Dies sind die Pomaken. Sie sprechen noch slavisch wie ihre blutsverwandten Bulgaren, ja es giebt pomakische Dörfer, in welchen mit Ausschluß des Geistlichen nicht ein Mensch Türkisch spricht. Dabei kleiden sie sich aber ganz türkisch, ihre Weiber verschleiern, richtiger verhüllen ihr Antlitz mit irgend einem Fetzen, flüchten sich bei dem Anblick eines „Franken“ sofort in die Häuser und sind bis auf die Sprache ganz türkisch. Aber dabei können sie ihre Abstammung nicht verleugnen, viele von ihnen haben auffallend blonde Haare und blaue Augen, welche man bei den Bulgaren so häufig sieht. Als pomakische Dörfer notirte ich Korova, Rakitova, Litschana, Bania und Kameniꝫa, welche sämmtlich im Gebiete des Ellidere-Baches liegen. Rein türkische Ortschaften sind Karabulak, Rasdan, Grottna und Tomoriza. Gemischte Bevölkerung haben Demizdschiköi, Dermendere und Kritsma. Alle übrigen Ortschaften am rechten Ufer der Marizza bis Pasardschik, dann im Thalgebiete des Ellidere-, Karlyk- und Kritsma-Baches sind bulgarisch.

Auf der Kiepert'schen Karte, deren überraschende Genauigkeit ich gebührend anerkennen muß, vermißte ich die Ortschaften Bania am Ellidere-Bach, Grottna eine halbe Stunde oberhalb Rasdan am Rasdan-Bache und Peroschiꝫa, ein freundliches, schönes bulgarisches Dorf am Fuße des Leschniza-Berges zwischen Diermendere und Ueſtina.

Die Bewohner aller jener Ortschaften leben wohl vorzugsweise von Ackerbau und Viehzucht.

Am Fuße des Gebirges, wo eine große Fruchtbarkeit zu sein scheint, findet man Dörfer, denen man eine besondere Wohlhabenheit sofort ansieht, aber weiter hin im Gebirge

müssen sich die Bewohner recht kümmerlich ihr Brot verdienen. In den Thälern giebt es wohl auch einige Theile, die recht fruchtbar sind, z. B. Rakitova und Karabulak, aber im Allgemeinen liegen die Felder an steilen Hängen, entbehren jedweder Düngung und sind so schlecht bearbeitet, daß sie nichts tragen können. Am Perseng z. B. gehen die Felder bis auf eine Höhe von 2000 Meter hinauf. Während ich in der Ebene von Philippopel schon am 10. Juni Stoppelfelder antraf, fand ich am Perseng Korn und Hafer am 18. Juli noch nicht einmal in Blüthe, die Vegetation war somit dort um beinahe sechs Wochen zurück.

Ueberhaupt hat mir dieser Perseng, zwischen dem Karlyk und dem Kara-Balkan gelegen, einen fürchterlichen Eindruck gemacht. Er ist beinahe gänzlich entwaldet, die ungemein steilen Hänge sind zum großen Theil aufgeackert und werden mühsam mit Korn und Hafer bebaut. Die Besitzer dieser Felder wohnen tief unten in den Thälern. Die Ernte muß auf dem Rücken der Pferde auf schmalen oft gefährlichen Pfaden eingeheimst werden. Unter so schwierigen Verhältnissen kann weder von einer Düngung noch von einer ordentlichen Bearbeitung die Rede sein und die ohnehin mageren Gneisfelder werden gar bald ihren Dienst versagen, weil die wenige fruchtbare Erde sehr bald vom Regen abgeschwemmt sein wird. Eine solche Wirthschaft läßt Einen in Zweifel ob man den Fleiß und die Ausdauer der dortigen Bewohner oder die Dummheit derselben mehr bewundern soll. Die Folgen davon sind auch nicht ausgeblieben. Ein großer Theil des Perseng ist bereits ganz unfruchtbar geworden und wenn man den Blick über den ausgedehnten Kara-Balkan schweifen läßt, sieht man nichts als sterile Felsen und magere Hutweiden. Wahrlich ein Anblick, der Einen in hohem Grade traurig stimmt! Tage lang waren wir in diesen entwaldeten, theilweise sterilen Bergen herumgeritten und total ermüdet von dem Anblicke solcher Zustände kamen wir endlich am Leschniza-Berge an, auf dessen Anhöhe das Gut (Tschiftlik) eines reichen Türken liegt. Es interessirte mich, dasselbe näher zu besehen und so beschlossen wir, den Besitzer zu besuchen.

Tschiftlik (Meierhof) eines reichen Türken am Leschnitza-Berge im Rhodope. Originalzeichnung von W. v. Berg.

Wenn der Leser einen Blick auf die nachstehende Zeichnung wirft, so wird er zwei getrennte Wohnhäuser bemerken. Rechts das Herrenhaus, links das Frauenhaus (der Harem), dessen Fenster dicht vergittert sind, damit ja Niemand hineinsehen könne. Der ganze Wirthschaftshof ist mit einer hohen Mauer umgeben, wohl weniger zum Schutze gegen Diebe oder Räuber, als vielmehr aus Besorgniß um die holden Bewohnerinnen des Harems. Nur ein Eingang führt in den Hof. Vor demselben blieben wir stehen und sendeten einen Diener (Kawassen) hinein, um Einlaß zu erbitten. Der Herr war leider nicht zu Hause, er war auf ein anderes Gut gereist und hatte seine Frauen mitgenommen. Aber sein „Gutsverwalter“ ließ uns ein. Wir traten ein in den äußern Hof, der voll Schafmist lag; dann in den innern, der, mit Steinplatten gepflastert, sich ziemlich sauber präsentirte, und nun in ein Labyrinth von unansehnlichen Gebäuden, Stallungen, Magazinen, Kammern und dergleichen, Alles aus Riegelwänden und Flechtwerk, mit Lehm verputzt und geweißt und wie alle türkischen Häuser krumm und schief gebaut. Der Gutsherr hatte leider die Schlüssel zu den besseren Zimmern mitgenommen, nur die unteren Gemächer des Herren- und des Frauenhauses standen offen. Dieselben waren sehr einfach eingerichtet. Sie waren eben leer, bis auf die schon mehrfach erwähnte ungefähr 6 Zoll hohe Holzpritsche rings an den Wänden herum und bis auf die stereotypen Wandschränke, in denen die Matratzen und Betten aufbewahrt werden. Kamin und Plafond aus Holz mit roher und bunt angestrichener Stuckarbeit, der Harem ähnlich. Die mit grellen Farben angestrichene Treppe in dem ersten Stock desselben fiel besonders auf.

Klosterhof St. Peter bei Ellidere im Rhodope. Originalzeichnung von W. v. Berg.

Die Wirthschaftsgebäude sind ohne Harmonie zusammengestellt, ein Durcheinander von großen und kleinen Räumen, Milchkammern und Badezimmern für Herren und Damen. Der Garten ist schlecht gehalten und noch schlechter bearbeitet; dazu kommt ein kleines Lusthäuschen für die Frauen, etliche schlechte Obstbäume, sonst Fisolen und Kukuruß, das ist Alles. Der „Verwalter", ein ganz gewöhnlicher Türke, lud uns ein, in sein Zimmer zu treten. Kein Tisch, keine Bank, nur ein offener Kamin und in einer Ecke des Zimmers ein Teppich auf dem Fußboden. Auf diesem sitzt, ruht, ißt und schläft der Verwalter. Er bot uns Milch an, hatte aber kein Gefäß, keine Gläser oder dergleichen zum Trinken. Er brachte einen kupfernen Kessel mit der Milch vom Feuer und schwarzes Brot dazu. Wir mußten unsern Kochapparat auspacken und die Milch mit unseren eigenen Bechern aus dem Kessel schöpfen, dabei sitzend auf dem Fußboden à la turka, wozu sich die „fränkischen" Beine gar nicht leicht bequemen wollen.

Die Ackergeräthe, die ich ganz besonders ansah, befanden sich in einem wahren Urzustande. Der Pflug ganz von Holz, mit dem man die Erde wohl etwas aufwühlen, aber durchaus nicht wenden kann, die Egge ein Bündel Dornen, der Wagen mit achteckigen Rädern und nicht ein Loth Eisen daran. Aber bei alle dem sah ich daselbst trotz der 1000 Meter über dem Meere Korn- und Weizenfelder, welche nichts zu wünschen übrig ließen.

Vom Leschnitza-Berge, von wo man eine herrliche Fernsicht in die fruchtbare Ebene gegen Philippopel hat, ritten wir hinab nach Perositza. Das ist ein bulgarisches Dorf mit freundlicher Lage am Fuße des genannten Berges. Auf einem kleinen Platze im Dorfe hielten wir vor einem Wirthshause an, um unsern Durst zu löschen. Da schritt ein Bauer auf uns zu und lud uns ein ihn zu besuchen mit dem Bemerken, daß sein Wein besser sei als im Han. Wir ließen uns das nicht zweimal sagen und folgten dem Tschurbaki *) um so lieber in sein Haus, da ich mich für so eine Bauernwirthschaft ohnehin sehr interessirte.

Wir traten ein in den reinlichen Hof, den ein Weinstock auf hohem Gerüst freundlich zierte. Rechts und links die Wirthschaftsgebäude, die Stallungen rc., die wohl keinen Vergleich mit deutschen Bauernwesen aushalten. Im Wohnhaus war im untern Raum die Weinpresse, im obern die Küche und einige Zimmer. Uns wurde das Paradezimmer geöffnet. An drei Seiten desselben ein Divan mit selbst gewebtem Wollstoff überzogen, die vierte ein großer Wandschrank, in welchem sich die sauberen Matratzen und Betten für allfällige Gäste befanden. In einer Ecke des Zimmers das in allen griechisch-katholischen Häusern unvermeidliche Bild eines Heiligen, dazu die Photographie des Metropoliten von Philippopel. Die Griechen und Bulgaren waren nämlich längere Zeit in kirchlichem Streit, erstere wollten dominiren, indessen ließen sich das die Bulgaren nicht gefallen und wählten sich einen eigenen von den Griechen unabhängigen Bischof.

*) Wörtlich übersetzt: Suppengeber, im Allgemeinen versteht man die Vornehmen eines Dorfes darunter.

Im Zimmer fand ich auch noch eine Stellage mit einigen kirchlichen Büchern, mit einem Schreibzeug und an der Wand hing ein langes Gewehr mit Feuersteinschloß.

Die ökonomische Beschäftigung dieses Bauern ist vielseitig: Seide, Wein, Branntwein, Feldbau und Viehzucht. Auf dem Boden waren 800 Oka (1900 Kilogramm) getrocknete Seidenraupencocons aufgelagert. Der französische Consul in Philippopel und Adrianopel vermittelt den Handel mit Cocons nach Marseille und bezahlt die Oka mit circa 1 türkischen Pfund (circa 24 Francs). Der Vorrath repräsentirte somit einen Werth von circa 20,000 Francs. Die Weinfabrikation ist sehr primitiv. Die Trauben werden Ende September gelesen, in einem großen Kasten auf Wagen zu Haus geführt, wo sie in kastenartige Behälter eingefüllt werden. In diesen gährt die Maische 25 bis 30 Tage mitsammt den Trebern und wird nach vollendeter Gährung auf cylinderartige Fässer, welche 3 bis 4 Meter lang sind, abgezogen. Die Trauben, auf welche häufig auch Wasser gegossen wird, werden nur dadurch ausgepreßt, daß man Bretter darauflegt und dieselben mit Steinen beschwert. Der Wein, welcher auf den Trebern gährt, wird natürlich stets roth, da man weiße und rothe Trauben mischt. 1 Oka Wein (1,4 Liter) wird mit 25 bis 50 Para (circa 5 bis 12 Kreuzer österr. Währ.) bezahlt.

Das schlechte Auspressen der Trauben kommt der Branntweinbrennerei zu statten. Die Treber werden in einer Retorte, deren Hals durch einen mit Wasser angefüllten Kasten geht, gekocht. Beim ersten Male wird 12grädiger Branntwein, durch abermaliges Destilliren 18grädiger gewonnen. So kommt er in den Handel, wird indessen in besser eingerichteten Brennereien in Philippopel bis auf 30 Grad gebracht. 1 Oka 18grädiger Branntwein kostet $3^1/_2$ bis 4 Piaster (also 1,4 Liter = 30 bis 36 Kr. österr. W.).

Zur Geschichte der Montblanc-Ersteigungen.

Von **Moritz Déchy.**

II.

Ungelöst bleiben die Fragen: was geschah am 8.? was verursachte die Theilung der Gesellschaft und nach welchem Princip fand diese statt?

Die gefundenen fünf waren entschieden die schwächsten Mitglieder der Gesellschaft und die anderen sechs machten augenscheinlich eine weitere Anstrengung, ihren Weg zu finden, welche, nach den auf der Brenvaseite gefundenen Gegenständen zu urtheilen, mit dem Zugrundegehen auf den Schneefeldern der Südseite oder mit einem Sturze über die Felsen nach dem tiefern Gletscherboden endigte.

So ereignete sich ein Unglücksfall, der, wie alle competenten Leute urtheilen, in erster Reihe den Chamonixführern zuzuschreiben ist. Gewiß steht mit dem Unglücksfalle die Unterschätzung einer Montblanc-Ersteigung und das Anwachsen der Zahl derselben in Beziehung. Jeder Mann in Chamonix glaubt sich durch die geographische Lage seines Ortes zum Führer qualificirt und die Folge davon ist, daß unerfahrene Reisende nach Chamonix kommen und einen Mann als Führer nehmen, der — was zum Glücke beim Montblanc zwar selten geschieht — dennoch in Situationen

kommen kann, denen nur ein Balmat, ein Couttet oder Devonassoud gewachsen ist.

Es kann nicht bezweifelt werden, daß die verunglückte Partie mit einem wirklich erfahrenen Führer im Stande gewesen wäre, ihren Weg zu finden. Es ist nicht denkbar, daß einer der besseren Führer aus Grindelwald oder Zermatt nicht fähig gewesen wäre dort abzusteigen, wo er eine kurze Zeit früher aufgestiegen war. Die Gesellschaft hätte vielleicht durch den Frost gelitten, selbst irgend eines der schwächeren Mitglieder derselben hätte sein Leben verlieren können, aber daß elf Männer so verwirrt werden sollen, daß sie in der That nicht im Stande sind einen Weg zu entdecken, zeigt auf ein besonderes Fehlen jenes Sinnes, durch dessen Besitz im Allgemeinen ein guter Führer bemerkbar ist und den alle leidlich guten Führer besitzen müssen. Dies ist eben eine jener Eigenschaften, welche die Grenze zieht zwischen den Männern, welche für hohe Ersteigungen befähigt sind, und denjenigen Wegweisern, welche nur dazu taugen, den Sonnenschirm einer Dame nach dem Montanvert zu tragen.

Der Unglücksfall, der dem russischen Naturforscher und Reisenden Fedtschenko am Mer de Glace das Leben kostete, hat diese Gesichtspunkte wieder in den Vordergrund treten lassen und der englische Alpine-Club hat in Folge der mit diesem letztern Unglücksfall verknüpften Untersuchungen im März dieses Jahres ein Memorandum an die französische Regierung behufs Regelung der Führerverhältnisse nach einem vom Club gutgeheißenen Regulativ gerichtet.

Betrachten wir jetzt jene Wege, die mit der genauern Erforschung der Montblanc-Kette zur Erreichung des Montblanc-Gipfels eröffnet wurden. Wie schon früher erwähnt waren dies ausnahmslos Unternehmungen größter Art, die theils gar nicht oder nur selten wiederholt wurden. Auf allen diesen Routen mußten größere Schwierigkeiten und Hindernisse überwunden werden und alle erforderten einen weit größern Aufwand von Mühe und Zeit als die Ersteigung von Chamonix.

In riesigen Abstürzen, fast unmittelbar erhebt sich das Massiv des Montblanc über die Allée Blanche, über das an seinem Südfuße, der italienischen Seite, liegende Courmayeur. Von hier ist der Anblick des Montblanc, von der Thalsohle 10,000 Fuß hoch aufsteigend, am großartigsten. Nach mehreren Versuchen wurde 1855, beziehungsweise 1863, eine Route nach dem Gipfel entdeckt. Der Weg führt über den Col du Geant nach dem Glacier de l'Aiguille du Midi, an deren Fuße bivouakirt wird. Am folgenden Tage wird über Montblanc de Tacul (Col de Tacul) und Mont Maudit der Corridor erreicht, von wo man dem gewöhnlichen Chamonixwege über die Mur de la Côte folgt. Beide Tage erfordern ein schweres und langes Stück Arbeit; insbesondere das Erklimmen der Eishänge des Montblanc de Tacul erfordert ein viele Stunden dauerndes Hacken von Stufen in hellem Eise, das in bedeutender Neigung herabzieht. Herr Ramsay, von der Universität in Oxford, mit sechs Führern eröffnete 1855 diesen Weg zum Theil, auf welchem die Genfer Briquet und Macquelin, von zehn Führern begleitet, 1863 nachfolgten. Zum Abstieg wurde der Chamonixweg gewählt.

Die Schwierigkeiten und die Länge dieses Weges, auf welchem Schreiber dieses den Montblanc 1871 erstieg, lenkte die Aufmerksamkeit englischer Bergsteiger darauf, eine bessere Route einzuführen.

Ohne dieses Resultat erreicht zu haben ist aus dem Jahre 1865 eine der nobelsten Expeditionen in den gesammten Alpen zu verzeichnen, die Ersteigung des Montblanc direct über den Brenvagletscher. Günstige Schneeverhältnisse und vorzügliche Führer ermöglichten dieses Unternehmen. Die Reisenden waren die Herren G. S. Matthews, A. W. Moore, F. und Horace Walker vom Alpine-Club mit den Führern Melchior und Jakob Anderegg. Sie bezogen ein Bivouak in der Höhe von 9000 Fuß, von wo sie — durch $1^1/_2$ Stunden über eine grünliche scharfe Eisschneide — in $10^1/_2$ Stunden den Gipfel erreichten und Abends nach einem Tage von 20 Reisestunden, von welchen $17^1/_2$ in rastloser Arbeit verbracht wurden, in Chamonix ankamen.

Ein anderer Weg zur Ersteigung des Montblanc wurde 1868 eingeschlagen. Im Jahre 1864 führten die Mitglieder des englischen Alpenclubs, Herr A. Reilly — der eine ausgezeichnete Karte der Montblanc-Kette veröffentlichte — und Herr Birkbeck, eine Passage von Courmayeur über den südlichen Miagegletscher und den Dome du Goûté nach den Grands Mulets aus und 1868 benutzte Herr Frederick Brown vom Alpine-Club mit dem Hauptführer Julien Grange aus Courmayeur, um von Courmayeur über den südlichen Miagegletscher und den Dome du Goûté, die Bosse du Dromedaire überschreitend, den Gipfel des Montblanc zu ersteigen.

Allein weder dieser Miage-Weg noch der 1865 eröffnete Brenva-Weg erwiesen sich günstiger als der 1863 eingeführte Tacul-Weg, bis am 1. Juli 1872 durch Herrn T. S. Kennedy mit Johann Fischer aus Meiringen (Berner Oberland) und dem Matterhornführer Whymper's, J. A. Carrel aus Valtorneuche, als Führer ein neuer Weg entdeckt wurde, der für die Zukunft von Courmayeur eine leichtere und kürzere Bahn auf den Montblanc-Gipfel versprach, als die drei Eingangs angeführten Routen. Die Bergsteiger bivouakirten auf Felsen an der rechten Seite des südlichsten Zuflusses des Miagegletschers (Glacier du Montblanc), etwa $4^1/_2$ Stunden von Courmayeur. Um 3 Uhr am 2. Juli verreisend kletterten sie vom Firn direct aufwärts und betraten den Grat des Montblanc auf der Seite der Bosse du Dromedaire, einige Minuten unterhalb des Gipfels, welcher um 1 Uhr 30 Minuten Nachmittags erreicht wurde. Der Abstieg wurde nach Chamonix genommen. Die Praktibilität des Kennedy'schen Weges wurde 1873 recht eigentlich erwiesen. Am 21. Juli 1873 verließen die Herren A. W. Moore und G. E. Foster vom Alpine-Club mit den Führern Jakob Anderegg und Hans Baumann aus dem Berner Oberlande Courmayeur um 12 Uhr 20 Minuten Morgens und erreichten den Fuß des Glacier du Montblanc um 4 Uhr 55 Minuten.

Um 5 Uhr 20 Minuten weitergehend und Kennedy's Route folgend erreichten sie den Gipfel des Montblanc um 4 Uhr Nachmittags, ihre Rasten auf dem Wege hatten weniger als eine Stunde betragen. Sie stiegen am gewöhnlichen Wege nach Chamonix hinab, wo sie um 10 Uhr 40 Minuten Nachts ankamen. Die ganze Distanz von Courmayeur über den Gipfel des Montblanc nach Chamonix in einem Tage zurückzulegen wird wahrscheinlich nicht immer möglich sein und neben günstigen Verhältnissen Männer wie Foster und Moore, mit die Besten des englischen Alpine-Clubs, und Führer wie Jakob Anderegg und Hans Baumann erfordern. Aber es ist ohne Frage, daß die Route des Herrn Kennedy die beste ist, die bis jetzt von Courmayeur entdeckt wurde und die im Allgemeinen nützlich gemacht werden kann.

Der englische Unternehmungsgeist suchte jedoch noch nach einem directern Wege vom Süden, indem man über den Glacier du Brouillard auf den Montblanc zu gelangen hoffte. Ein diesbezüglicher Versuch der Herren T. S. Kennedy und Thomas Middlemore vom Alpine-Club im Juli 1874 wurde durch schlechtes Wetter vereitelt und der nächste, durch Herrn J. A. G. Marshall (Alpine-Club) unternommen, endete mit einem traurigen Unglücksfalle. Seine Führer waren Johann

Fischer aus Meiringen (derselbe der mit Herrn T. S. Kennedy 1872 den Weg über Glacier du Montblanc fand und auch beim ersten Versuche gewesen) und Ulrich Almer von Grindelwald (Sohn von Christian Almer). Der Weg, den man im ersten Theile der Besteigung einzuschlagen hatte, führt durch das Thal der Doire (Allée blanche), dem Pfade nach dem Col de la Seigne bis zu den Châlets von Fresnay folgend. Von hier gelangt man längs des Miagegletschers beinahe bis unterhalb des Ende des Brouillardgletschers und an den steinigen Hängen aufsteigend und Mont Châtelet rechts lassend zu der Alpe, welche zwischen dem Brouillard- und Fresnaygletscher liegt. Nach Grashängen und Felswildnissen kommt die alte Moräne der Brouillard- und Châteletgletscher. Ober dem letztern Gletscher erhebt sich ein felsiger Grat mit steilem Absturze, der jedoch leicht durch eine Wendung zur Linken am Brouillardgletscher umgangen wird. Auf diesem Gletscher gewöhnlichen Schlages in einer seiner Spalten geschah das Unglück. Wir folgen den in einem Briefe des Herrn T. S. Kennedy im Alpine-Journal enthaltenen Angaben:

Herr Marshall bivouakirte in einer Höhe von beiläufig 10,000 Fuß. Fischer, welcher mit seiner Juligesellschaft viel höher bivouakirt hatte, äußerte damals nicht mehr über die oberen Partien des Brouillardgletschers wegen der großen Gefahr von Steinfällen aufsteigen zu wollen, sondern tiefer unten zu bivouakiren und durch die Felsen eine Gemsenpassage zu suchen, um die Höhe des Grates ober dem Kopfe des Brouillardgletschers zu erreichen. Es scheint, daß er diesen Plan mit Herrn Marshall ausführte. Kein Zweifel, er gewann diese Grathöhe, wenn auch mit Zeitverlust, mittelst einer Gemsenpassage. Von dort wollte er nach dem obersten Becken des Fresnaygletschers gelangen und Montblanc de Courmayeur, als nächste Etappe zum Montblanc-Gipfel, möglichst direct ersteigen. Beiläufig um 4 Uhr Nachmittags oder etwas später kam die Gesellschaft zu einer Stelle, welche sie nicht passiren konnte, und da es zu spät war um nach einer Passage zu sehen, wurde rückgekehrt und der Grat in der Höhe der beiden Gletscher mit dem Eintritte der Nacht erreicht. Hier warteten sie eine Stunde oder mehr bis der Mond aufstieg und schritten dann langsam abwärts. Sie strebten ihrem Bivouakplatze zu und hatten gerade den Punkt erreicht, um den Gletscher zu verlassen, als das Unglück sich ereignete. Herr Leslie Stephen, welcher mit Herrn Loppé und Melchior Anderegg den Ort besuchte, theilt mir mit, daß die Spalte, in welche die Gesellschaft fiel, kaum fünf Minuten von der Moräne war. Fischer führte und Almer war Letzter und gerade nach der Frage und Antwort, daß es schon Mitternacht sei, brach eine Firnbrücke unter ihren Füßen und alle drei fielen zugleich in den Schrund. Die Brücke muß nach Herrn Stephen 20 Fuß weit gewesen sein und bot kein Zeichen ihrer Anwesenheit. Herr Marshall und Fischer fielen beiläufig 30 Fuß in den untern Theil der Spalte, welche 5 Fuß breit gewesen sein mag, und auf hartes Eis. Herrn Marshall's Hirnschale war gebrochen und der Tod trat augenblicklich ein; auch Fischer's Verletzungen waren solche, daß er kaum einige Minuten leben konnte. Almer scheint eine geringere Distanz auf eine Art Bank oder Gesimse von Schnee gefallen zu sein, welches sich längs des Schrundprofils hinzog; möglich auch daß sein Fall durch die Schneefragmente der eingebrochenen Brücke gemildert wurde. Dann wurde er wahrscheinlich durch das Seil in den tiefern Theil durch die Anderen hinabgezogen. Er blieb lange ohne Bewußtsein. Mit Tagesanbruch gelangte er über das erwähnte Gesimse leicht auf die Oberfläche. Er ging hinab nach Courmayeur und führte kurz darauf Herrn Bertolini (den Besitzer des Hôtel Royal) und eine Anzahl von Leuten nach der Unglücksstätte. Die Leichen wurden am gleichen Abend 7 Uhr gefunden und am nächsten Tage nach Courmayeur gebracht. Fischer wurde Donnerstag und Herr Marshall am Sonntag beerdigt.

Ueber die Fähigkeiten der Gesellschaft kann es keinen Zweifel geben, trotzdem Herr Marshall noch jung in den Alpen war (dritte Saison), und ist dies bei den Schlüssen, die aus dem Unfall gezogen werden können, noch betrübender. Es sollte die Schlußfahrt des Jahres nach einer Reihe von glänzenden Touren sein, welche diesen ausgezeichneten Bergsteigern so verhängnißvoll wurde.

Dieser Fall ist ein erneuerter Beweis, daß Expeditionen in den Hochalpen immer Gefahren bergen, welchen man meist — aber auch nur meist — durch Erfahrenheit, Vorsicht und Geschicklichkeit begegnen kann.

In jüngster Zeit ist die Ersteigung des Montblanc von Courmayeur in ein neues Stadium getreten, indem zur Erleichterung und um die Route über den Glacier du Montblanc einzuführen, durch den thätigen italienischen Alpenclub (insbesondere in Folge der Bemühungen des Präsidenten der Section Florenz, Herrn R. H. Budden) unter der Aiguille Grise eine Schirmhütte erbaut wird, welche den Ersteigern zur Nachstation vor der Ersteigung dienen soll.

Immerhin wird die Ersteigung des Montblanc von Courmayeur eine schwierige Aufgabe bleiben, die keinen Vergleich mit dem verhältnißmäßig leichten Wege von Chamonix aushält; daß aber eine Expedition, die von Courmayeur über den Gipfel des Montblanc nach Chamonix geht, erhöhetes Interesse bietet, der Genuß ein unendlich größerer ist und eine viel weitere Kenntniß des Montblanc-Stockes erzielt wird als auf dem Chamonixwege kann nicht bezweifelt werden.

Der Montblanc, der Monarch der europäischen Alpen, wird immer ein bedeutendes Interesse — und mit Recht — erregen; wir möchten nur zum Schlusse an die schon angeführten Worte erinnern, daß der Montblanc für Unverstand und Unkenntniß entsetzliche Gefahren berge.

Aus den Steppen Südrußlands.

Von **Franz Zvěřina** in Brünn.

II.

Ehe ich der gegenwärtigen Steppenbewohner selbst beschreibend gedenke, sei mir erlaubt, einen Blick in die Geschichte ihrer Ahnen zu werfen, um den Charakter der ersteren besser veranschaulichen zu können.

Die zahllosen Inseln des Dniepr und Don, die vielen Buchten, die endlosen Gefilde und wieder weiten unabsehbaren Strecken undurchdringlicher Wälder, dann auch felsige Gegenden, dienten von jeher nomadisirenden Völkern und

umherstreifenden Räuberhorden als beliebte Aufenthaltsorte und Zufluchtsstätten.

Die Fluren südrussischer Steppen sind deshalb reich mit Blut durchtränkt. Von hier aus unternahmen bis zum 12. Jahrhundert die Polovzer, Petschenegen und hauptsächlich die Chasaren ihre räuberischen Einfälle in das damals noch durch engere Grenzen umschlossene Rußland. Als hierauf die Tataren fast ein Jahrhundert hindurch als gräßliche Landplage alles vor sich einhertreibend und mordend die heimischen Völkerschaften zur Verzweiflung und blutigster Gegenwehr trieben, mußten diese, die Nothwendigkeit einer massenhaften Verbindung gegen einen so gefürchteten Feind erkennend, sich zum Schutze für die angestrebte Freiheit erst nach und nach besser organisiren, um der Tataren, welche aus der Krim ihre Raubzüge stets erneuerten, endlich Herr zu werden, und sie in einer furchtbaren Schlacht zu demüthigen.

In dieser Gesammtgegenwehr aller unter dem Tatarenschwert blutenden Steppenvölker nahm das Kosackenthum seinen Anfang im 13. Jahrhundert. Ein jeder, der das Tatarenjoch mit dem Schwerte in der Hand abzuschütteln festen Willens war, nannte sich Kosack. Die Machtentfaltung der Kosacken ging nun rasch vor sich, und wurde durch freie jährlich einmal stattfindende Wahl eines Feldherrn, „Hetman", in echt republikanischer Weise geleitet. Sie führten später Kriege nicht nur gegen die Türken, sondern gegen alle Nachbarstaaten, brandschatzten mehrmals Konstantinopel und kamen sogar bis an die asiatischen Gestade. Auch Deutschlands Boden betrat das Kosackenheer der Lisovtschiken zur Zeit des dreißigjährigen Krieges in zucht- und zügelloser Weise. Rußland und Polen buhlten abwechselnd um das Scepter des Kosackenreiches und bedrängten es wiederholt mit ihren Kriegsschaaren; eben so häufig leisteten sie den Nachbarstaaten auch Beistand.

Vom 13. bis tief ins 18. Jahrhundert fochten die Kosacken um ihre Freiheit und Unabhängigkeit mit einer bewunderungswürdigen Ausdauer und ihre Eroberungszüge erstreckten sich bis über das Schwarze Meer hinaus.

Das ist nun die Blüthezeit des Bestandes jener Kosackenrepublik, in welcher der Heldenarm ihrer Hetmane siegreich sie von Ort zu Ort führte, und Thaten vollbrachte, welche uns ihre historischen Volkslieder, die Dumen, so poetisch und in so begeisterter Weise besingen.

Alle berühmten Hetmane: Krivonos, Pidkova, Perebienos, Baida, Konovtschenko, Bogdan Rozynsky, Chmielnicky, Sviegorsky, Zeleznik und Morozenko, besonders letztere vier, werden als besonders tapfer geschildert, und die Morozenko-Bäume sind noch jetzt lebende Denkmale einer hohen Verehrung des letztgenannten Helden.

Aber wie das unerbittliche Schicksal und der Ernst der Geschichte Reiche oft rasch aufkeimen, emporblühen und wieder sinken läßt, so war es auch hier der Fall. Nach fast 500 Jahre währenden Freiheitskriegen kämpften die Kosacken nochmals, entscheidend, aber unglücklich, um auf immer von den Russen besiegt und ihrer Unabhängigkeit beraubt zu werden.

Im wilden Aufflackern und in menschenentwürdigender Weise äußern sich noch die blutigen Schlußscenen in den Metzeleien der Katholiken von Gonta in Umanj nach vorangegangener Messerweihe in Cehryn *) (1768). Die fanatische griechische Geistlichkeit war es einerseits, hauptsächlich aber die Perfidie polnischer Jesuiten, welche den Haß der Parteien auf das religiöse Gebiet hinüber zu leiten verstand, um sie dann wechselseitig in ihrem Blute wühlen zu lassen.

*) Im Lebedinschen Kloster.

Von den Russen besiegt und dem weiten Zarenreiche einverleibt, ist nun in jenen endlosen Steppen der Kriegslärm verhallt, der Boden erdröhnt nicht mehr unter dem Hufschlage der Kriegsrosse und dem Donner der Kanonen; die Enkel der rauhen Krieger griffen vom Schwerte zum Pfluge und wurden Ackerbau und Viehzucht treibende, friedliebende Unterthanen. Oede und ruhig ist es nun in den Steppen und „Grabesstille herrscht in der Ukraine". Nur das Lied der Enkel erzählt die Thaten seiner Ahnen und erklingt in stillen Abendlüften am Strande des Dniepr und des Don oft in ergreifend schöner Weise.

Dank der geordnetern, bessern Verwaltung der gegenwärtigen Regierung beginnt auch in den niedersten Schichten nach und nach ein Leben höherer Culturbestrebungen zu pulsiren, welches gewiß den Steppenbewohnern eine glücklichere Zukunft verbürgt, als es ihre blutige Vergangenheit war.

Ueberzeugt von dem hohen poetischen Werthe der kleinrussischen Volkslieder *) glaube ich durch die Einschaltung einiger derselben dem Leser nicht unwillkommen zu werden, denn aus ihnen läßt sich der Charakter des Volkes am besten entnehmen.

Kleinrussische Volkslieder.

Es klagt ein junger Adler
Am fernen Meeresstrand:
Schwer lebt sich's dem Waisen
Im dürren, fremden Land!

Es weint der junge Adler,
Kreist am Strand einher,
Vom Lieb' getrennt zu leben,
Leb' und sterb' ich schwer.

Der Adler senkt die Flügel,
Stille wird's und Nacht,
Ihn verläßt schon alles,
Alles, auch die Kraft!

Es flog der Adler übers Meer,
Mußt' Meereswasser trinken,
Dem Waisen selten in der Fremde
Glück und Freuden winken!

* * *

O ihr Adler und ihr Falken,
Schlaget mächtig eure Flügel,
Aus Podolien tragt die Maid
Her weit über Thal und Hügel.

Mich schmerzt das Herz, der bleiche Leib,
Mein Kopf ist wie zerschlagen,
Ob ich Dich, Mädchen, wiederseh'
In glücklicheren Tagen?!

Du hast mir's, Mädchen, angethan!
Ich kann an Freuden mich nicht laben,
Hast mir mit Deinen schönen Augen
Tiefes Leid ins Herz gegraben!

* * *

Warum bin ich verlassen,
Warum sind wir entzweit?
Wie glücklich war ich gestern!
Wie unglücklich schon heut'! —

* * *

Wie ich heiß Dich liebe,
Du glaubst es, Liebster, kaum,
Wie im Wald den Ahorn
Am stillen Wegessaum.

* * *

*) Fr. Bodenstedt stellt sie den besten lyrischen Dichtungen der westeuropäischen Völker gleich.

Wirst, verdorren, starke Eiche,
Dennoch Leuten Hütten bauen,
Aus mir armen schwachen Birke
Werden Monde Wiegen hauen! —

* * *

Das schönste Mädchen kenn' ich,
Ist nicht für mich geboren,
Längst vom reichen Ataman
Zum Weibchen auserkoren.

Der Stein schwimmt nicht im Wasser,
Der Strom treibt ihn zurück;
Ich Armer darf nicht lieben
Bin ohne Reichthums-Glück!

* * *

Zwei Täubchen waren überglücklich,
Tranken aus der Quelle,
Es trübten zwei, darob verdrossen,
Des Wassers klare Welle.

Darob entstand bald Hader,
Bitterböser Streit,
Der Teufel holte alle,
Alle sind entzweit!

* * *

Wäre ich so schön
Wie der helle Stern,
Würd' ich dem Liebsten leuchten
Ruhig, schön und gern.

Die Wälder haut' ich aus
Und trüge Berge ab,
Daß ich auf des Liebsten Haus
Schauen könnt' herab.

* * *

Ich säete nicht Korn,
Es wächst in Frühlingspracht;
Mein Kosack kommt ungerufen
Doch in jeder Nacht.

Ich hab' es nicht gezaubert,
Auch meine Mutter nicht,
Ich sah wie kos't die Nachbarin
Im stillen Mondenlicht.

* * *

Drei Tage sind es und drei Wochen
Seit Nikita im Feld erblichen,
Sein Rößlein nicht von ihm gewichen.
Es wiehert, stampfet, scharrt so tief
Bis Nikit aus dem Grabe rief:
Nicht trauernd du am Grabe steh'
Ich deine Treue und Trauer seh!
Trag den Gruß der Heimath zu,
Ich habe sonst im Grab' nicht Ruh',
Stampfe dreimal an das Thor,
Daß mich das Schicksal auserkor!
Rufe dreimal vor der Hütte:
Ich lebte nach Kosackensitte!!! —

* * *

Ich trug einst seid'ne Schühlein
Mit silberblanker Schnalle,
Die eis'ge Flur, den dürren Hain
Ich barfuß nun durchwalle!

Vieles war besser, vieles
In guter alter Zeit!
Mit meinem Glück und Ziel
Bin ich längst entzweit! —

* * *

Fragt nicht, theuere Lieben,
Kann nicht Antwort geben,
Fragt im Wald den Kuckuck,
Wie lang ich werd' noch leben.

Wenn ich in die Steppe geh'
Nicht Fluren seh ich, nicht Haine; —
Wenn ich an uns're Liebe denk'
Das Herz mir bricht — ich weine.

* * *

Theueres Mädchen, sage an
Wann Du zum Brünnlein geh'st,
Dort ein Wort aus Deinem Munde
Wär' mir Liebeskunde,
Ein Blick aus Deinen Aeug'lein
Lindert Herzenspein,
Ein Trunk aus Deinem Krug
Wär' Seligkeit genug.

* * *

Erscheine, leuchte ob dem Wald
Schöner Abendstern,
Theueres Mädchen, komme bald,
Weilst heut so lange fern!

Der Abendstern schon scheinet,
Erleuchtet Wald und Flur. —
Das Mägdlein nicht mehr weinet,
Lebt dem Kosacken nur.

* * *

Schönster aller Sterne,
Leucht' dem Kosacken du,
Er eilt aus weiter Ferne
Uns'rem Hüttchen zu.

Theil' dich, Mond, entzwei
Und alle deine Pracht,
Leuchte meinem Liebsten
Und mir in dunkler Nacht!

Kommt er an mein Fensterlein
In später Abendstille,
Dann lasse uns ganz allein
Und dich in Wölkchen hülle!

Leucht uns auch am Scheideweg
Noch am bleichen Morgen,
Zerstäub' mit deinen Strahlen
Die Liebespein und Sorgen!

* * *

Du, Ukraine, theuere Heimath,
Du berühmtes Land,
Dort liebte ich ein Mädchen,
Wir gingen Hand in Hand.

Ihr Häuschen schmuck und silberweiß
Am Bache lag es drüben,
Pappeln schön umgrenzten es,
Ein Paradies der Lieben.

Wir koseten im Elternhaus
Oft und ungesehen,
Dennoch sollte der rauhe Sturm
Das Glück von dannen wehen.

Nun bin ich verlassen
In aller weiten Welt,
Rauche nur ein Pfeifchen
Im rauhen Kosackenzelt.

Ja ich lebe einsam
Wie die Blum' im Feld,
So lebet und so welket
Manch' Kosackenheld! —

* * *

Liebes-Fluch.

Die Sehnsucht soll ihn quälen
So lang ich thränend schmachte,
Daß er mich so treulos
Um Glück und Ruhe brachte!

Beschleich' ihn tiefe Trauer,
Er hör' auf Brot zu essen,
Daß er seiner Schwüre
So balde hat vergessen!

Es sollen stille Zähren
Nicht lindern seine Pein,
Soll nicht am Glück sich nähren,
Irren stets allein.

* * *

Niemandem vertraue
Wie wir glücklich sind,
Im Leumund ging es verloren,
Wie dürre Streu im Wind.

* * *

Daß ich 'nen Kosacken liebe,
Hat Mütterchen gescholten,
Doch hat der Vater, ein Kosack,
Ihr als ganze Welt gegolten!

* * *

Du wähnst, daß ich Dich liebe,
Dazu bin ich zu stolz,
Zum Zäuneflicken bliebe
Nur Deines Gleichen Holz.

* * *

Wenn ich Dir nicht gefallen,
So sollt'st Du mich nicht frei'n,
Nicht sollt' ich ja ein Birnlein
Zum kosten Dir nur sein.

* * *

Haue Du und fälle nicht
'ne junge grüne Eiche,
Umarme Du und küsse nicht,
Sei züchtiger, und weiche.

* * *

Der Bursche harrt des Mädchens
Vor des Hauses Flur,
Statt des Mädchens fein
Kommt die Mutter nur,
Spricht: Lass' das Warten sein,
Wer treu liebt, Du, mein Kind,
Steht nicht im Nebelwind,
Er tritt ins Häuschen ein.

Die Juden in Arabien.

Von **Heinrich von Maltzan.**

Falsche Begriffe über Verbreitung der Juden. — Juden in Centralarabien. — Südarabien von Alters her den Juden günstig. — Toleranz der Zaïdi. — Intoleranz der Hadrami. — Vermischung mit arabischem Blut. — Physiognomisches. — Keine Sectirer in Südarabien. — Die Synagoge. — Der Oberrabbiner. — Aussprache des Hebräischen. — Gewerbe der Juden. — Vortheilhafte Ausnahmsstellung der Juden. — Schutz der Gesetze und der Sitten. — Demüthigungen. — Fanatismus der Araber. — Hoffnung auf bessere Zustände. — Aufschwung der Adener Judenschaft. — Beginnende Culturerneuerung.

Herr von Maltzan hat in seinem vortrefflichen Werk über Arabien *) auch eine Skizze der verschiedenen Völkerschaften gegeben, welche die von ihm näher erforschte Region bewohnen. In dem großen Emporium Aden fand er eine Musterkarte derselben. Er schildert die ostindischen Christen und christlichen Moslems, die persischen Schiiten, die Araber, die Somali, welche ihre Heimath an den gegenüberliegenden Küsten von Afrika haben, sich aber zu Tausenden in Aden aufhalten; die Neger, Zingi und Sudani und die Parsis. Den Juden, welche eine sehr interessante Erscheinung darbieten, widmet er einen besondern Abschnitt, welchen wir unseren Spalten einverleiben.

Es ist, so sagt Herr von Maltzan, eine Redensart, die man von Moslems oft hört: „Arabien, diese heilige Wiege des Islam, sei frei von Ungläubigen." Dann wird gewöhnlich ein angeblicher Ausspruch des Propheten hinzugefügt: „Arabien dürfe nur Rechtgläubige beherbergen." Natürlich; denn die meisten Moslems kennen nichts von Arabien, was südlicher liegt, als Mekka. Yemen ist für die Mehrzahl so gut wie nicht vorhanden, und den tiefsten Süden kennen selbst die arabischen Geographen (Moqadessi und Hamdani ausgenommen) nur von Hörensagen. Auf Nord- und Centralarabien paßt jene Redensart; denn Dschedda, der letzte Punkt, wo die Juden sich lange gehalten hatten, vertrieb sie vor etwa 80 Jahren, und daß es in Chaibar noch Juden gebe ist nichts als eine vielverbreitete Fabel. Diese Länder haben übrigens auch vor Mohammed nur verhältnißmäßig wenige Judengemeinden gehabt. Der Jude liebt civilisirte Länder und das war Centralarabien nie, sondern hier herrschte stets das Hirten-, Nomaden- und Räuberleben vor. Die Juden fanden sich also nur in oasenartig vereinzelten städtischen Mittelpunkten, wie Yathrib, Chaibar 2c., und waren nicht, wie in Yemen, im ganzen Lande zerstreut.

Ganz anders war es in Südarabien. Dies Land war eben schon im Alterthume civilisirt. Die Nomaden waren bewältigt und regelmäßige staatliche Einrichtungen, bürgerliche Verhältnisse gegründet worden. Handel und Wandel blühten und zogen die Juden an. Diese lebten dort ganz ähnlich wie in Europa, in größeren oder kleineren Gruppen, oft familienweise zerstreut, in manchem Dorfe nur ein paar Familien, je nachdem es Erwerb gab. Das Land war also sicher. Die Gründung des Islam freilich bedrohte die Juden, namentlich thaten dies dessen orthodoxe Secten. Als aber die tolerantere Secte der Zaïdi in Yemen die Oberhand behielt, kamen wieder bessere Tage für die Juden. So lange die Imame herrschten, konnten sie sich über das ganze Land ausbreiten. Seit deren Fall sind sie zwar mehr angefeindet, besonders in den von Schafeï bewohnten Gegenden, aber an Boden haben sie wenig verloren. Nur das von Schafeï bewohnte, bürgerlichen Zuständen abgeneigte Yafia hat sie ausgestoßen. Im eigentlichen Hadramaut waren sie niemals geduldet worden. Der dort herrschende Stamm, die Kinda, früher in Centralarabien ansässig, scheint auch die härteren Anschauungen aller Centralaraber in Bezug auf Fremde hierher gebracht und durch die Annahme

*) Reisen in Arabien. Erster Band: Reise nach Südarabien und geographische Forschungen in und über den südwestlichen Theil Arabiens. Mit einer Karte. Braunschweig, Friedrich Vieweg und Sohn.

des Islam noch mit Fanatismus verschwistert und somit verstärkt zu haben. Ueberall aber sonst in Südarabien finden wir nach wie vor Juden durchs ganze Land zerstreut, gerade wie in civilisirten Ländern, nicht allein in compacten Gruppen, wie in anderen fanatischen Staaten.

Es ist bekannt, daß das Judenthum in Yemen unter Du Nowas *) zur staatlichen Herrschaft gelangt und ganze Araberstämme zu ihm übergetreten waren. Mit der Einführung des Islam fielen diese größtentheils wieder ab. Ihr Mosaismus war wohl stets nur ein oberflächlicher. Es ist wenigstens unzweifelhaft, daß die heutigen Juden Südarabiens größtentheils rein israelitischen Ursprungs sind. Vielleicht, daß die Rechabiten, jener nach dem Missionär Wolf im Norden Yemens lebende jüdische Beduinenstamm, theilweise arabischen Ursprungs sind. Aber die seßhafte Bevölkerung weist heut zu Tage keine Spuren arabischer Elemente auf.

Ihre Physiognomie, Hautfarbe, selbst ihr Gliederbau, sind so grundverschieden von dem der übrigen Südaraber, daß an eine innigere Vermischung nicht zu denken ist. Ich sah Juden aus allen Theilen Südarabiens und alle zeigten denselben Typus. Die Südaraber sind klein, die Juden selten unter, oft über Mittelgröße. Erstere sind mehr gedrungen, letztere schlank. Die Hautfarbe der Einen ist dunkel, oft fast schwarz, die der Anderen stets weiß, oft weißer, als die mancher Südeuropäer. Die Züge der Juden sind gedehnt, regelmäßig, die der Südaraber klein, zierlich. Das Haar der Südaraber ist sehr kraus, das der Juden leichtgelockt, oft beinahe schlicht, so daß die Pais, die bekannten Hängelocken, welche hier sehr dünn und fein, aber lang getragen werden, nur wenige lockige Windungen zeigen. Ein Südaraber würde gar nicht im Stande sein, solche Pais zu tragen, die das Gesicht einrahmen; sie würden sich bei ihm als krause Büschel um die Schläfen ballen. Im Ganzen sind die südarabischen Juden ein sehr schöner Menschenschlag, der an Schönheit nur den spanischen Juden nachsteht, aber die polnischen weit übertrifft. Namentlich die Kinder zeigen oft allerliebste Gesichter. Die Erwachsenen sehen in Folge der vielen rauhen Arbeit, die sie verrichten, oft vor der Zeit verwittert aus. Ihre Züge nehmen dann leicht etwas allzu Gedehntes an, was durch die langen spitzen Bärte noch vermehrt wird. Der Bartreichthum der Juden ist auch wieder ein augenfälliges Unterscheidungsmerkmal vom südarabischen Typus, der fast bartlos ist. Nur eines haben die Juden mit den Südarabern gemein, das ist die Magerkeit. Hierin unterscheiden sie sich auffallend von dem Juden der spanischen (sephardischen) Unterabtheilung, bei denen (namentlich den in Tunis angesiedelten) eine außerordentliche Neigung zur Wohlbeleibtheit vorhanden ist. In Südarabien dagegen habe ich unter Juden nie ein wohlbeleibtes Individuum gesehen; die Männer und älteren Frauen zeigen sogar oft eine auffallende Magerkeit.

Ich war neugierig zu erfahren, ob es unter der südarabischen Judenschaft auch Karaiten gebe. Bekanntlich sollen die ersten jüdischen Ansiedler in Yemen, die Beni Koraita, wie auch der Name anzudeuten scheint, dieser Secte angehört haben. Aber alle meine Nachfragen erhielten eine entschieden verneinende Antwort, wodurch nur bestätigt wird, was schon Niebuhr sagt, der alle Juden Yemens Talmudisten nennt. In Aden, wo die ansäßige Judenschaft nur eine einzige große Synagoge besitzt, bestehen zwar noch zwei kleine Gotteshäuser, die nicht von den Adener Israeliten, sondern nur von fremden, aus dem Innern gekommenen besucht werden. Aber ein Unterschied im Bekenntniß findet doch hier nicht statt, wie mir der Oberrabbiner von Aden versicherte; er sagte, die Leute aus dem Innern fühlten sich durch die Nähe der meist reicheren und civilisirteren Adener gewissermaßen gedemüthigt, und das sei der einzige Grund, warum sie sich absonderten. Nach Anderen besteht jedoch in der Abendgebetsstunde ein Unterschied, welche bei den Einen fest auf 6 Uhr fixirt wäre, was jedoch nicht viel auf sich hat, denn in Aden geht die Sonne fast immer um 6 Uhr Abends unter, da es nur 12° nördlich von der Linie liegt. Uebrigens bietet die große Synagoge kaum Platz für die Fremden, denn die Adener Judenschaft zählt an 2000 Köpfe, so daß an jedem Festtag sich immer viele Hunderte dort einfinden.

Als ich an einem Freitag Abend die Synagoge besuchte, fand ich sie dicht mit Menschen gefüllt, Alle sehr wohl gekleidet, die Knaben mitunter prachtvoll und mit silbernen Zierrathen behangen. Der Boden war mit schönen Teppichen bedeckt, eine Unzahl Lampen angezündet; der Schrein, in welchem die Thora aufbewahrt wird, war kunstvoll geschnitzt und reich verziert. Während des Gottesdienstes führte man mich nicht herum, wie dies in Cairo bei den Karaiten geschehen war, sondern wartete das Ende ab, um mir die Thora zu zeigen. Diese war auf lange Lederrollen geschrieben, und ich erfuhr, daß in Südarabien jede Synagoge solche Lederrollen besitze. Auch außerdem sind eine Menge solcher Rollen vorhanden und nicht schwer zu erwerben. Deren sollen noch jetzt beschrieben werden, aber nur im Innern; in Aden selbst giebt es keine Schreiber, welche diese Arbeit ausführen.

Am folgenden Sabbath machte ich dem Oberrabiner einen Besuch. Dieser führt den Titel „Mêri“ (מֵרִי) und das soll überhaupt die Bezeichnung aller höheren Rabbiner Südarabiens sein. Es ist wohl das chaldäische Marê (Herr), das auch im Syrischen in der Form „Mar“ eine so große Rolle spielt. (In Cana soll man nach Wolf More aussprechen.) Sein Name ist Menachem ben Mêscheh, so nämlich wird hier der Name Moscheh ausgesprochen. Der Mêri war ein ehrwürdiger Greis, hochbetagt und schon vom Alter gebückt, nebenbei auch sehr kränklich, so daß er mich auf dem Ruhebette liegend empfing. Seine Gelehrsamkeit soll groß sein; er ist übrigens der einzige hier ansäßige Jude, der bedeutende Kenntnisse besitzt. Die Bücher, deren er sich bediente, waren meist europäische Drucke; er besaß jedoch auch Handschriften auf Leder. Er klagte mir, daß keiner seiner Söhne sich der Gelehrsamkeit gewidmet habe. Aden sei überhaupt ein schlechtes Terrain für diese; man fände hier zu leicht anderweitige und einträglichere Beschäftigungen. Nach seinem Tode müsse man wohl einen Fremden kommen lassen, um einen gelehrten Mêri zu haben. Ich wurde mit trefflichen weißen, fast kernlosen Rosinen (den berühmten aus Cana) und englischem Liqueur tractirt. Das gebrannte Wasser gilt immer für erlaubt, während bloß gegohrene Getränke von Juden zubereitet sein müssen.

Interessant war mir, was mir der Mêri über die landesübliche Aussprache des Hebräischen sagte. Qamez wird wie ô ausgesprochen, ebens Qoamez chatuph, nur kürzer. Zere ist ê, Segol aber a und von Patach kaum unterschieden. Cholem lautet auch wie ê, so daß man Mêscheh, Yêsef u. s. w. sagt, doch ist dieses ê nicht ganz so lang wie Zêre. Das Beth ist hier stets hart, nie aspirirt, nie bh, selbst wenn es ohne Dagesch steht. Das Zâde klingt sehr weich, fast wie englisches z und deutsches schwaches s. Das Qoph wird in Aden selbst wie Q, in Cana dagegen soll es wie G (in Gott, gut) ausgesprochen werden. Diese Eigenthümlichkeit ist wohl

*) D. h. der Inhaber der Ringellocken. Diese Locken sind gewiß die jüdischen Pais gewesen, welche noch heute bei den Juden Yemens sehr zierlich getragen werden und wohl bei dem „schönen“ Du Nowas als Zierde gepriesen werden konnten.

dem Einfluß des Dialekts von Yemen zuzuschreiben, in welchem das arabische Q auch wie G klingt. Daleth und Thau ohne Dagesch aspirirt, wie bei den spanischen Juden, lauten etwa wie das englische th in the (stark) und their (schwach).

Die Stammestraditionen haben sich in Bezug auf die Leviten und Kohenim treu erhalten und werden in den Zunamen der Betreffenden zur Geltung gebracht. In Aden zählt man zur Zeit 30 Personen vom Geschlecht der Kohenim, dagegen nur 10 Leviim; man legt nämlich den ersteren, obgleich auch vom Stamme Levi, doch im gewöhnlichen Leben niemals den Namen Leviim bei, ja die Unwissenderen halten die Kohenim für einen eigenen Stamm. Alle übrigen Juden nennen sich zum Unterschiede von diesen beiden: „Israeli“. Die Leviim besonders genießen fast größeres Ansehen, als die Priestersöhne, was vielleicht daher kommt, weil die Kohenim hier unverhältnißmäßig zahlreich sind.

Die Adener Juden sind zum größten Theil Handwerker, Waffenschmiede, Silberschmiede, Metzger, Maurer, zu jeder Handarbeit geschickt. Nebenbei treiben sie etwas Handel und kleinere Wechselgeschäfte. Der Großhandel und die Bankgeschäfte sind hier nicht in ihren Händen, sondern in denen der Banianen, der ostindischen Kaufmannskaste. Die größeren Detailläden gehören den Parsis und die kleineren auch Banianen oder indischen Moslems. So sind denn die Juden hier auf Handarbeit angewiesen. Sie sind sehr geschickt, namentlich im Verfertigen der Waffenzierrathen und kriegerischen Utensilien der Araber, und wissen diesen Dingen mitunter eine ganz elegante Form zu geben. Da die Araber namentlich mit Dolchscheiden, Pulverhörnern, Kugelbehältern, silberbeschlagenen Bandelieren, Säbelgriffen u. s. w. großen Luxus treiben und diese Gegenstände, wenn sie es nur irgendwie erschwingen können, von Silber haben wollen, so ist besonders das Handwerk der Silberschmiede hier ein verbreitetes und vortheilhaftes. Dasselbe ist in ganz Südarabien ausschließlich in Händen der Juden, indem die Südaraber fast alle Handwerke im Allgemeinen, besonders aber jede Kategorie des Schmiedehandwerkes verachten und als freier Beduinen unwürdig ansehen. Da sie aber kostbare Waffen nicht entbehren können, so sehen sie es gern, wenn sich Juden bei ihnen niederlassen, obgleich ihr moslemischer Fanatismus dies nicht eingesteht.

So kommt es denn, daß wir fast in allen Gegenden Südarabiens, namentlich in den Städten, Juden finden. Ja man kann so ziemlich den Blüthezustand einer Ortschaft nach der Zahl der sie bewohnenden Juden abschätzen. Außer in den beiden oben erwähnten Districten (Yafia und Hadramaut) duldet man sie principiell, wenn man auch noch so streng im Fernhalten aller anderen Nichtmoslems ist.

Ein schlagendes Beispiel von dieser Ausnahmsstellung der Juden lieferten die neuesten Religionsverfolgungen von Cana, wo man vor einigen Jahren alle nichtjüdischen Andersgläubigen, namentlich die vielen Hindus, die dort lebten, zwang, zwischen Uebertritt oder Tod zu wählen, und da die Meisten den letztern vorzogen, ein fürchterliches Blutbad veranstaltete. In derselben Stadt lebt aber eine zahlreiche Judengemeinde, die bei dieser Gelegenheit ganz unbehelligt gelassen wurde. Die Juden sind eben den Arabern unentbehrlich, namentlich in ihrer oben erwähnten Eigenschaft als Waffenschmiede, jedoch auch noch anderer Industrien wegen, wie Baumwollweberei, Tüncherei und der wenigen übrigen Gewerbe, welche bei diesem bedürfnißlosen Volke überhaupt vorkommen.

Die Juden stehen deshalb überall unter dem Schutz der Obrigkeit und, wo eine solche fehlt, unter dem der freien Beduinenstämme. In diesem Land der erblichen Blutrache würde es freilich unmöglich sein, den Mörder eines Juden mit dem Tode zu strafen, da der Mord eben meist durch die Blutrache gesühnt wird: ein Recht, das jedoch nur dem Araber, nicht dem Juden zusteht. Die Juden würden also vogelfrei sein, hätte die südarabische Völkersitte hier seit uralter Zeit nicht einen andern Ausweg ergriffen. Dieser ist, daß man es für Schande erklärt, einen Juden zu tödten, was vollkommen den ritterlichen Begriffen von Ehre entspricht, da die Juden unbewaffnet sind, und ein Unbewaffneter im kriegerischen Sinne nicht für einen Mann gilt. Deshalb hört man oft Araber sagen: „die Juden sind wie die Frauen; Eines dieser beiden zu tödten, schändet den Mann.“ Dies ist freilich nur durch Tradition, nirgends durch bestimmte Gesetze, welche überhaupt in vielen Gebieten von Südarabien fehlen, festgesetzt; aber die Traditionen erweisen sich bei diesen Völkern wirksamer, als die Gesetze, jedenfalls wirksamer, als das des Qorans, welcher hier nie so recht Fuß fassen konnte, d. h. was seinen juristischen Theil betrifft.

Sind so Leben und Gut der Juden im Innern von Südarabien gesichert, so ist doch ihre Stellung in jeder andern Beziehung keineswegs eine beneidenswerthe. Sie sind einer Menge von Demüthigungen ausgesetzt. Wie in Marokko, dürfen sie keine Pferde, sondern nur Esel reiten *). Begegnet ein so berittener Jude einem Araber, so muß er vom Thiere absteigen, es am Halfter führen und zur linken Seite ausweichen, während die Araber dies sonst zur rechten thun. In dem gezwungenen Ausweichen zur Linken liegt ein Schimpf. Bei Begrüßungen, die freilich zwischen einem Araber und Juden seltener vorkommen, streckt jener diesem seine Hand mit weitausgerecktem Arm zum Kusse entgegen, streng die gehörige Distanz beobachtend, um nicht durch die Nähe des verachteten Juden verunreinigt zu werden. Der Araber hütet sich jedoch gewöhnlich vor jeder Berührung mit Juden. Beispiele von einer Familienverbindung zwischen Arabern und Juden kommen gar nicht vor und die bloße Nachfrage danach schien meine arabischen Bekannten aus dem Innern zu skandalisiren. Alle diese Araber sprachen sich höchst fanatisch und verächtlich über die Juden aus, denen sie freilich nichts nachsagen konnten, als daß sie eben einem von ihnen verachteten Glauben angehörten. Das genügt aber in den Augen des Arabers, dem dogmatische Sünden schlimmer sind, als die schändlichsten Verbrechen. Daß die gewöhnlichen Araber keinen Begriff von der Religion der Juden haben, versteht sich wohl von selbst. Deshalb sind auch die fabelhaftesten Gerüchte über den jüdischen Ritus bei ihnen verbreitet. Man erzählte mir allerlei Seltsamkeiten über den Gottesdienst. Den Gebrauch, sich die Hände schwarz zu bedecken und Hörner anzulegen (die Philakterien oder Thefillin) faßten sie als eine seltsam thierische Ceremonie auf, wobei gebrüllt und wie wahnsinnig in der Synagoge herumgerannt werde.

Daß die Juden ihre gedemüthigte Stellung ertragen, läßt sich eben nur durch die Geduld dieses Volkes und durch die Standhaftigkeit erklären, mit der es auf eine bessere Zukunft hofft.

In der Hoffnung auf eine bessere Zukunft ist überhaupt der Jude beharrlich, und die Thatsachen geben ihm Recht, denn diese Hoffnung beginnt sich zu verwirklichen und hat sich in der That schon auf vielen Punkten verwirklicht. Auch in Südarabien befindet sich ein solcher Punkt, nämlich Aden und seine nächste Umgebung. Wer hätte es den mißhandelten Juden Adens vor 30 Jahren vorausgesagt, daß

*) Dies sind dieselben Demüthigungen, denen zu Niebuhr's Zeit in Aegypten alle Nichtmoslems, sogar die Consuln europäischer Mächte ausgesetzt waren, weshalb letztere damals lieber zu Fuße gingen, als vom Privilegium, auf Eseln zu reiten, Gebrauch machten.

sie ihren einstigen Herren, den stolzen Arabern, rechtlich ganz gleichgestellt sein würden? Nur wer den Orient genau kennt, kann das Unermeßliche des Umschwungs zum Bessern würdigen, welchen die englische Herrschaft in Aden für die Juden mit sich gebracht hat. Doch nicht in Aden allein, auch schon in einzelnen Staaten der Nachbarschaft, wie in Laheg und Schughra, macht sich der englische Einfluß heilsam geltend und die Sultane vermeiden aus Furcht vor englischen Vorstellungen, die Juden zu bedrücken.

Mit der größern Freiheit, welche die Juden in Aden und Umgegend genießen, hat sich auch ihr Culturzustand bereits merklich gehoben. Es wohnt diesem Volk eine solche geistige Lebenskraft inne, daß es nur eines geringen Anstoßes von außen bedarf, um sich auf eine höhere moralische und intellectuelle Stufe zu schwingen. Merkwürdig ist schon jetzt der Unterschied zwischen der jüngern und der ältern Generation, die noch unter dem frühern Druck erzogen wurde. Die Knaben haben fast durchgehends eine gewisse Bildung, selbst nach europäischen Begriffen, während die Väter außer ihrem Handwerk nur wenig Nützliches wissen und auch nicht durch die bei anderen Juden des Orients so vielfach vertretene talmudische Gelehrsamkeit glänzen. Das Bedürfniß einer europäischen Ausbildung wird übrigens von den Juden selbst empfunden (ein Araber glaubt eine solche nicht nöthig zu haben) und dieses Streben ist schon allein ein Fortschritt. So können wir denn ohne Uebertreibung sagen, daß die Juden von Aden und Umgegend sich emporzuarbeiten beginnen. In einigen Generationen werden sie wahrscheinlich den Europäern nicht viel nachstehen. Die Rückwirkung wird sich dann auch auf die Juden des Innern bemerkbar machen.

Aus allen Erdtheilen.

Hubert Bancroft über die Eingeborenen in den pacifischen Staaten Amerikas.

The native Races of the Pacific States ist der Titel' welchen H. Bancroft seiner nach einem großartigen Plan unternommenen Arbeit gegeben hat. Dieselbe umfaßt in fünf starken Bänden: I. Die wilden Stämme, ihre Sitten und Gebräuche: II. Die civilisirten Völker von Mexico und Centralamerika. III. Die Mythologie und die Sprachen der wilden und der civilisirten Völker. IV. Alterthümer und Architektur. V. Geschichte und Wanderungen; Inhaltsverzeichniß.

Bancroft hat nach und nach eine etwa 16,000 Bände starke Bibliothek von Werken gesammelt, die sich auf die von ihm behandelten Gegenstände beziehen, und seit einer Reihe von Jahren mehr als zwanzig Mitarbeiter beschäftigt, welche dieselben zu excerpiren hatten. So war er in den Stand gesetzt, eine umfassende Art von Regesten zu liefern; er giebt aus den Quellen alles irgend Belangreiche, das er zusammenstellt, und enthält sich selber aller Hypothesen; die Kritik überläßt er dem Leser, welchem er die Facta vorlegt. Er giebt den wesentlichen Inhalt von etwa 1200 Quellenwerken, dazu eine Menge von Mittheilungen aus Zeitschriften und fliegenden Blättern, und unter dem Texte Anmerkungen, in welchen die Citate enthalten sind. Dieselben gewinnen durch strenge Genauigkeit an Werth und es ist für den Leser von nicht geringem Nutzen, daß er wichtige Belegstellen im Originale mittheilt. Das Buch ersetzt in der That eine ganze Bibliothek; es ist, so weit wir nach den vor uns liegenden Bruchstücken urtheilen können, mit großer Gewissenhaftigkeit ausgearbeitet. Der erste Band, welcher die wilden Stämme der pacifischen Region behandelt, ist jüngst erschienen und mit sorgfältig entworfenen Karten über die geographische Vertheilung der Stämme begleitet. Aus dem zweiten Bande, welcher in den nächsten Monaten erscheinen wird, haben wir in einigen Nummern des „Globus" Mittheilungen über das häusliche und Familienleben der alten Mexicaner übersetzt; sie zeigen in welcher Weise Bancroft den Stoff behandelt. Wir sagen ihm hiermit unsern Dank für Zusendung der Probebogen und hoffen demnächst in der Lage zu sein, einige weitere Bruchstücke mitzutheilen.

In der Vorrede zum ersten Bande giebt Bancroft Nachrichten über die Art und Weise wie er seine werthvolle Bibliothek — sie kostet ihn mehr als 65,000 Dollars — zusammengebracht hat. Es gelang ihm insbesondere etwa 3000 Bände aus der überaus werthvollen Büchersammlung des Kaisers Maximilian zu erwerben; zwei Mal war er jahrelang in Europa lediglich zu dem Zwecke, seine Bibliothek zu vervollständigen. Auf Gelderwerb hat er es nicht abgesehen; rechnet man die Auslagen für die Bücher, für Honorare und für Herstellung des Druckes zusammen, so stellt sich heraus, daß er eine Ausgabe von etwa 150,000 Dollars nicht gescheut hat, um der Wissenschaft einen Dienst zu leisten. In der That erwirbt er sich um die Amerikanologie nicht geringe Verdienste und gewiß Anspruch auf Dank und Anerkennung von Seiten der Männer der Wissenschaft.

Das Werk behandelt nur das alte Amerika; es giebt uns ein Bild über die Zustände, wie sie vor Ankunft der europäischen Barbaren gewesen sind; was sich seit der Entdeckung ereignet hat und die Geschichte der Eroberungen und Besiedelungen blieb planmäßig ausgeschlossen.

Eine Erinnerung an Karl Mauch.

Eduard Mohr erwähnt in seinem soeben erschienenen prächtigen, überaus fesselnden Buche „Nach den Victoriafällen des Zambesi (Leipzig, Ferdinand Hirt und Sohn)" in ehrenvoller Weise unseres Landsmannes, der jüngst einen so tragischen Tod fand. Wir mögen es uns nicht versagen, die betreffende Stelle (II, S. 147) herzusetzen.

„Unter den Deutschen, welche für das Bekanntwerden der Länder des südöstlichen Afrikas und ihrer Naturschätze sehr viel gethan haben, muß Karl Mauch's Name in erster Linie genannt werden. Nur mit den bescheidensten Mitteln ausgerüstet, zog er acht Jahre lang forschend umher und war so glücklich, das Vorhandensein von fünf Goldfeldern nachzuweisen. Von diesen sind, wie es scheint, die im Leydenberger District im Transvaal die zugänglichsten und reichsten." Der „Natal Mercury" (25. August 1874), eines der verbreitetsten Blätter der Colonie, lenkt am Schlusse eines Berichtes über Mauch's Reisen und Thaten die Aufmerksamkeit des Publicums auf ihn und schließt, in Würdigung seiner Verdienste, mit folgenden Worten:

„Wir können in Anerkennung der Arbeiten des deutschen Reisenden unsern Bericht nicht besser schließen, als unsere feste Ueberzeugung dahin auszusprechen, daß man sich Mauch's erinnern wird, wenn unser eigenes Land und die uns umgrenzenden Colonien und Territorien Wohlstand und Reichthum von allen Seiten auf sich einströmen sehen. Denn Mauch war es, der zuerst die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Mineralschätze unseres Bodens lenkte. Wir dürfen den Mann nicht vergessen, der auf mühevollen Reisen die besten

Jahre seines Lebens in uneigennütziger Weise dem Dienste der Wissenschaften weihte und der schließlich seine Gesundheit dafür opferte. Darum werden wir uns vereinigen und durch eine Gabe, die ihn für alle Zeiten irdischer Sorgen enthebt, beweisen, daß wir seine Verdienste würdigen und sein Andenken ehren." —

Gewiß wird auch im fernen Südostafrika die Nachricht von Mauch's Tode schmerzliche Theilnahme erregen, der unverdrossene Reisende war endlich in eine sichere Lebensstellung gekommen; er konnte sich überzeugen, daß seine Verdienste um die Wissenschaft allgemein in ehrenvoller Weise anerkannt wurden und daß man dieselben auch in Afrika vollkommen würdigte. Er hat sich nur kurze Zeit so wohlverdienter Anerkennung erfreuen können, aber sein Name wird in hohen Ehren bleiben.

Der Reisende G. Tams in Afrika.

Wir erhalten von unserm fleißigen Mitarbeiter, Herrn Dr. A. Ernst, folgende Zuschrift:

Caracas, 7. April. Mit dem gestern hier angekommenen englischen Packet erhielt ich Nr. 9 des „Globus" (Band XXVII), in welcher sich eine Liste der Opfer Afrikas befindet. Ich erlaube mir die Bemerkung, daß Dr. G. Tams (Nr. 150) weder Führer einer Expedition nach Angola war, noch auch dort gestorben ist. Das Altonaer Haus Dos Santos arrangirte eine kaufmännische Expedition nach der afrikanischen Küste, um Handelszwecke zu verfolgen. Tams ging als Schiffsarzt mit und kam von der übrigens erfolglosen Reise gesund und wohl zurück. Er selbst schrieb: „Die portugiesischen Besitzungen in Südwestafrika." Hamburg 1845. 2 Bände. Seine conchyliologischen Sammlungen wurden von Dunker unter dem Titel: „Index Molluscorum in Itinere ad Guineam inferiorem a. c. Tams collectorum" (Cassellis 1853. 4. mit 10 Tafeln) beschrieben. Tams verheirathete sich nach seiner Rückkehr mit einem Fräulein Paysen und ging dann nach Puerto Cabello in Venezuela, wo er lange als Arzt wirkte. Ich selbst habe ihn sehr genau in Altona gekannt, wohin er später zurückkehrte und wo er im Anfange der sechsziger Jahre (ich erinnere mich nicht genau, doch glaube ich 1863) starb. Er war ein trefflicher Mensch, scharfer Beobachter und guter Freund. Karsten hat ihm in seiner Flora Columbiae (Vol. I, 179, Tab. 89) das interessante Rubiaceen Genus Tamsia gewidmet, dessen einzige bis jetzt bekannte Species in unserer Flora nicht enthalten ist und deren Blätter sich durch eine sehr seltsame Nervation auszeichnen.

* * *

— Die Gold- und Silbersucher im Staate Nevada werden von der in Virginia City erscheinenden „Nevada Staatszeitung" folgendermaßen geschildert: Die sogenannten Prospectors sind gerade keine wissenschaftlich gebildeten, aber erfahrene Leute. Ein solcher Ausforscher ist ein besonnener, abgehärteter Mann, der wenig spricht und vielleicht auch wenig denkt; seine Kleidung besteht gewöhnlich aus einem rothen wollenen Hemde und rothen Hosen, deren unterer Theil in die Stiefel gesteckt, sowie letztere zur Winterzeit noch mit Lumpen umhüllt werden. Im Gürtel trägt er einen Revolver und einen scharfen Dolch, sowie auch auf den Schultern eine Spitzhaue. Auch ein Blaseröhrchen führt er bei sich. Wenn er eine Untersuchungsreise antritt, wirft er seinem Maulthier einen Sack Mehl auf den Rücken und vorwärts geht's, nicht selten über eine tausend Meilen lange grundlose Wüste. Kein Thal ist ihm zu einsam, kein Abgrund zu tief, kein Felsen zu hoch, überall geht er hin, um seine Untersuchungen anzustellen. Er zieht von einem Berge zum andern, spürt und folgt den Gebirgsarten nach, zerbricht die Stücke derselben, um zu sehen ob dieselben im Innern glänzen und schmilzt auch hier und da ein Stückchen davon mit Hülfe einiger Holzkohlen und seines Blaseröhrchens. Langjährige Erfahrungen und praktisch erworbene Kenntnisse machen ihn zum Meister in seinem Fache. Er weiß nichts von den einzelnen Formationen der Erde, nichts von Mineralogie, noch von der Geologie oder Geognosie, aber aus dem Glanze eines Steines vermag er genau zu sagen, ob Silber oder Gold darin enthalten ist, und durch die Analyse giebt er ziemlich genau die Qualität und Quantität des untersuchten Erzes und darauf stützt er seine Behauptung, daß Nevada reicher an Gold und Silber ist als Californien. — Nun, wir glauben selbst, daß in manchen Fällen praktische Erfahrung mehr werth ist als bloße Büchergelehrsamkeit; aber wir glauben kaum, daß wir auf die Versicherung eines solchen „Explorers" hin in die pfadlosen Wüsten von Nevada gehen würden um dort Gold oder Silber zu suchen.

— In einigen Gegenden Indiens, auch außerhalb der Sanderbunds, hat man angefangen, die Tiger und Leoparden mit Strychnin zu vergiften und mit gutem Erfolge. So ist im Bezirke Koimbatur im Jahre 1874 kein einziger Mensch durch Raubthiere ums Leben gekommen und auch der Verlust an Vieh viel geringer gewesen als sonst. Dort sind in zwölf Monaten 53 Tiger und 32 Leoparden zumeist durch vergifteten Köder umgekommen.

— Rattenplage in Birma. In einem Berichte der „Mail" aus Rangun vom 7. März wird erzählt, daß die Völkerschaft der Karens an der Nordgrenze von Birma einer Hungersnoth ausgesetzt war, weil die ganze Ernte von den Ratten aufgezehrt worden ist. Glücklicherweise haben sie aus den verschont gebliebenen Nachbargegenden Zufuhr an Lebensmitteln erhalten. In Birma tritt die Rattenplage periodisch auf. Ungeheuere Schwärme durchziehen das Land weit und breit, fressen Alles kahl und dringen mit größter Frechheit auch in die Dörfer ein, welche dann von den Bewohnern verlassen werden. Als vor einigen Wochen ein Förster die Tikwälder besuchte, in welchen ein Bombayer Haus Holz schlagen läßt, war er Augenzeuge als eine Rattenarmee durch den Sittangfluß schwamm. Er fuhr denselben in seinem Boot hinab und das Schiffsvolk machte ihn aufmerksam, daß dunkele Massen sich von den hohen Ufern nach dem Wasser hinab bewegten. Es waren Ratten, die beim Hindurchschwimmen eine Art von militärischer Ordnung beobachteten. Es waren ihrer Myriaden und aber Myriaden, große gewöhnliche Feldratten, und sie kamen dem Boote ganz nahe vorüber. Schon Dr. Mason hat in seinem werthvollen Buche über Birma dieser Plage erwähnt, es scheint aber, daß die Ratten früher nicht in so gewaltiger Menge aufgetreten sind und so arge Verwüstungen angerichtet haben wie in der jüngsten Zeit. Man nimmt an, daß sie ihre Heimath im Hügellande haben, aus welchem sie in Schwärmen hervorbrechen, und das Unterland überziehen, wenn im Gebirge die Nüsse und Früchte fehlgeschlagen sind.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXVII. № 23.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 12 Mark. Einzelne Nummern 50 Pf. | 1875.

Pflanzen- und Thierleben in Colombia.

Die Giftschlangen. — Verschiedene Gegengifte. — Guaco. — Bereitung des Curaregiftes durch die Indianer. — Insecten.

Der französische Naturforscher Dr. Saffray, dessen eben so belehrende als anziehend geschriebene Wanderungen in Neugranada (den „Vereinigten Staaten von Colombia") den Lesern des „Globus" bekannt sind, hat dem Studium der Giftschlangen besondere Aufmerksamkeit zugewandt. Indianer waren ihm bei seinen Beobachtungen behülflich. Er bemerkt, daß die giftigen in weit geringerer Menge vorkommen als die unschädlichen, unter diesen jedoch sind einige, die eine colossale Größe erreichen und ungeheuere Kraft haben. Er sah Teufelsschlangen (devins) von 30 bis 40 Fuß Länge. Ihr Rachen ist mit langen, scharfen Zähnen bewaffnet; das Ungeheuer erstickt seine Beute, preßt sie weich indem sie dieselbe umringelt, quetscht sie gleichsam zu Brei zusammen und saugt sie schlürfend ein. „Ich selber sah ein solches Monstrum, das einen Hirsch verschlungen hatte und während der Verdauung, ruhig da liegend, abwartete, bis der Kopf abfaulte, den es doch wegen des Geweihes nicht bewältigen konnte. Die abgezogene Haut war breiter wie ein Meter und es wurden Sesselstühle damit belegt." Die Boas erreichen eine solche Länge nicht und sind auch weniger gefräßig; die von gewöhnlicher Größe können

Scarabaeus chorineus und Scarabaeus hercules.

einen starken Mann nur umstricken, wenn es ihnen gelingt, seinen Hals zu umringeln.

Zu den hübschesten Schlangen in der Gegend des Rio verde, im Staate Chocó, gehört die Bojobi mit seegrünem Rücken und weißen rautenförmigen Flecken; der Bauch ist hellgelb. Bei der Hiboka, welche Ameisen verzehrt, spiegeln sich rothe, blaue, gelbe und grüne Flecke auf weißem Grunde; die Korallenschlange hat abwechselnd weiße und rothe Ringe; bei der Lurus ist der Bauch braun, die Seiten sind blau und über den gelben Rücken zieht sich ein weißer Streif; die Flosculus hat weißen Bauch und himmelblauen Rücken. Auch die unschuldigsten Schlangen werden für gefährlich gehalten. Zu den giftigsten gehören die Klapperschlange, Crotalus horridus, die Echis oder Tara, die Verrugosa, die Mápana, die Veïnta y cuatro horas (d. h. 24 Stunden), die Podridora, die Cinco minutos; das Gift dieser letztern tödtet, wie schon der Name andeutet, in fünf Minuten.

In den gemäßigten also höher liegenden Landstrichen werden die gefährlichen seltener und das Gift derselben ist nicht so stark wie bei denen im heißen Unterlande. Die Giftdrüse bedarf einiger Zeit um den Raum zu füllen, aus welchem das Gift in den krummen Giftzahn gelangt und einer Wunde mitgetheilt werden kann. Daher erklärt sich, daß der Biß einer an und für sich sehr gefährlichen Schlange nicht tödtlich wirkt, wenn dieselbe vorher schon einer andern Beute den Saft mitgetheilt hat. Auch sind die Wirkungen des Bisses je nach den verwundeten Theilen und der Körperbeschaffenheit der Individuen verschieden; wenn das Gift in ein großes Blutgefäß dringt, dann sind die Wirkungen viel

Aristolochia ringens.

rascher als wenn in einen Muskel gebissen worden ist. Den Biß einer Giftschlange verspürt man nur an den Schmerzen welche der Stich verursacht, aber bald nachher erfolgt ein Kribbeln in den Gliedern und darauf Erstarrung; die Zunge wird dicker oder es scheint doch so und der Kopfschmerz wird manchmal so heftig, daß er eine Ohnmacht zur Folge hat. Der verletzte Theil schwillt an und die Geschwulst greift immer weiter um sich. Diese Symptome sind allgemein, aber daneben erscheinen auch besondere Zufälle, welche den Biß der verschiedenen Schlangenarten kennzeichnen. Jener der Korallenschlange hat Gelbsucht zur Folge, der von der Klapperschlange bringt Seitenstechen, jener der Echis Blutungen aus Mund und Nase, der Taya rabona heftigen Muskelschmerz und Brandblasen; die Podridora verursacht, wie schon ihr Name (die Fäulnißerzeugende) andeutet, eine rasche Zersetzung der Gewebe und schnell um sich greifenden Brand.

Die Indianer kennen eine große Anzahl von Gegengiften. Zu den wirksamsten gehört die Dorstenia contra yerva; sie hat einen heißen, pikanten, aromatischen Geschmack. Die Caña de vivora (Kunthia montana); sie ist aus der Familie der Palmen die einzige, von welcher man heilkräftige Wirkungen kennt. Die Oegiphila salutaris, eine sehr kräftige Verbenacee; die Mandel der Pica pica (Mucuna mutisiana), die auch als Ojo de Venado bezeichnet wird. Das Cedron oder vielmehr die Samenlappen der Frucht des Simabo cedron. Der Malambo (Drymis granatensis), der auch als Bejuro de Guayaquil und Canelo de la Costa bezeichnet wird; er ist eine große Liane mit bitterer, aromatischer Rinde, die zusammenziehend wirkt.

Auch die Familie der Aristolochien liefert Gegenmittel, welche von den Eingeborenen in manchen Ländern für wirksam gehalten werden. In Neugranada hat man die Wahl zwischen Aristolochia cordiflora mit mächtig großen Glockenblumen; man wendet die Wurzel an; sodann A. fragrantissima; die aromatische, wie Kampfer riechende Rinde ist wirksam gegen Fieber und Rheumatismen und heißt bei den Spaniern Bejuco de estrella, weil ein Durchschnitt des Stammes wie ein Sternbild aussieht; dann außer noch einigen anderen Aristolochien die A. ringens.

Am berühmtesten jedoch als Gegengift ist der Guaco, welchen der neugranadinische Botaniker Mutis zuerst classificirt hat. Es giebt davon zwei Arten; die eine, mit weißen Blüthen, kommt im gemäßigten Klima vor, die andere, mit violetten Blüthen, in den heißen Gegenden und diese letztere ist das eigentliche Guaco der Eingeborenen. Man erzählt, daß ein Vogel in Chocó, der Schlangen frißt, Blätter dieser Pflanze verzehrt, wenn er gebissen worden ist, und sein Schrei Huaco oder Guaco ist dann auf dieses wirksame Specificum übertragen worden. Die Mikania ist eine krautartige Kletterpflanze, die 8 bis 10 Meter lang wird.

Besonderes Vertrauen kann man in drei Pflanzen setzen: Cedron, Aristolochia ringens und Guaco; sie sind kräftige, tonische Mittel, deren Wirkung auf die Leibesökonomie sehr stark ist. „Aber," so fragt Dr. Saffray, „sind sie auch wahre Specifica? Ich glaube es nicht, denn sie neutralisiren das todtbringende Princip keineswegs. Ich betrachte sie bei der Behandlung nur als unumgänglich nothwendige mitwirkende

Phasma gigas.

Guaco.

Hülfsmittel, denn es ist immer schon eine gewisse Quantität Gift absorbirt worden, bevor die eigentlichen Rettungsmittel, z. B. Unterbinden, Vergrößerung der Wunde, Aussaugen mit dem Munde oder Schröpfköpfe, Neutralisirung des Giftes durch Ammoniak 2c., angewandt werden können. Das letztere ist auch innerlich genommen ein zertheilendes Stimulans. Ich habe in manchen Fällen die Wunde cauterisirt mit Jod, das ich mit einer Auflösung von Jodkalium anwandte, während ich dann gleichzeitig das Mittel auch innerlich gab. Alle Gebissenen wurden geheilt. Im Verlaufe meiner Experimente habe ich Thieren Schlangengift eingeimpft und etwa ein Hunderttheil Jodauflösung hinzugefügt und es ist niemals ein Krankheitszustand erfolgt; offenbar neutralisirt in diesem Falle das Jod."

Dr. Saffray benutzte eine günstige Gelegenheit, um die Bereitung des vielbesprochenen Giftes Curare kennen zu lernen. Sein indianischer Begleiter Cachinaü ging mit ihm auf die andere Seite des Rio verde wo eben ein Stamm der Chocoes damit beschäftigt war, dieses Pfeilgift herzustellen. Wir brachen, so berichtet der Reisende, schon früh Morgens aus unserm Dorfe auf; der Kazike war unser Führer; unser waren acht bis zehn Männer. Mehrere trugen kleine leere Kalebassen, Andere Pflanzen die mit großen Blättern umwickelt waren, dann auch noch verschiedene Gegenstände in Körben. Nach etwa einer halben Stunde machten wir an einem Bach an einer Waldecke Halt. Die Indianer zündeten ein Feuer an, packten die Ingredienzien aus und zerquetschten in kleinen Theilen die Wurzel und die Rinde

einer Liane; der Saft wurde in Kalebassen bei Seite gestellt, und nachher in irdene Töpfe geschüttet und über das Feuer gestellt. Dann warf man in jeden Topf große Mygalespinnen und kleinere Spinnen, die ich nicht genau zu erkennen und zu bestimmen vermochte, und Giftzähne von Schlangen. Nachdem das Ganze etwa eine Stunde lang gekocht hatte, nahm der Häuptling ein Stück Bambus, dessen unteres Ende mit Fasern von einer Palme zugestopft war und eine Art von Filter bildete. In diese Bambusröhre schüttete man nach und nach das Gebräu, welches dann geklärt in einem untergestellten Kessel aufgefangen und mehrere Stunden lang der Verdunstung ausgesetzt wurde. In der Zwischenzeit waren mehrere unserer Indianer mit Blasröhren (Bodoqueras) auf der Jagd und brachten einen Affen und mehrere Vögel heim, deren Blut als Reagens dienen sollte, um die Stärke des Giftes zu erproben. Man schüttete ein wenig davon in eine Kalebasse und ein Tropfen des halbflüssigen Giftes war hinreichend um sofort dasselbe gerinnen zu machen. Man wiederholte diese Probe mehrmals, das Curare wurde für vollkräftig erklärt und in kleine Kalebassen gethan, um abzukühlen und hart zu werden.

Die Indianer bereiten aber auch ein viel schwächeres Curare, mit welchem sie das Wild nur betäuben, das Curare destemplado; es hat dieselben Bestandtheile wie jenes stärkere, wird aber in einem Extracte des Saftes der Hura crepitans aufgelöst; die Thiere, welche man damit verwundet, bleiben am Leben.

Cachinaü kannte alle Bestandtheile, welche zur Herstellung des Curare erforderlich sind und zeigte dem Reisenden die giftige Liane; er erkannte in derselben Strychnos toxicaria. Das Gift ist also wesentlich ein Gemisch von Strychnos und einem kleinen Zusatze von Schlangengift. Das Thier, welches von einer mit Curare bestrichenen Pfeilspitze getroffen wird, empfindet keine Schmerzen; die Muskeln werden sofort gelähmt, und es stirbt an Erstarrung. Bei den Indianern gilt der Taback als Heilmittel gegen Curare, es ist jedoch ausgemacht, daß er gegen Vergiftung von solchem Curare, dessen Basis Strychnin ist, wirkungslos bleibt.

Wir wollen noch einige Notizen hinzufügen. Saffray fand im Thale des Rio verde die „Königin der Heuschrecken“, Acridium dux, 15 Centimeter lang, deren fleischige Schenkel einem Lust machen könnte unter die Akridophagen, die Heuschreckenesser, zu gehen; große Phasmen, die Caballo de Palo (Schwing- oder Voltigirpferd) genannt werden. Das Volk hat vor diesen Insecten eine abergläubische Furcht und behauptet daß sie für Pferde giftig seien. Pison schreibt in seiner Abhandlung über die Krankheiten in Südamerika ganz ernsthaft: wenn man mit solch einem „lebendigen Stab“ einen Menschen schlägt, so wird dadurch in ihm ein allgemeines Zittern hervorgebracht (— eben in Folge der Furcht —), er fügt aber hinzu, man könne das Thier mit der Hand zerquetschen, ohne daß man davon Nachtheil verspüre. Unter den Kakerlaken findet man die Blatta gigantea, die wohl 18 Centimeter Spannung hat. Dr. Saffray bereicherte seine Sammlungen am Rio verde auch mit zwei Scarabäen, dem Scarabaeus chorineus, dessen Brustschild in zwei abgestumpften Hörnern ausläuft und dem Scarabaeus Hercules, von welchen wir die Abbildungen geben.

Aus dem Rhodopegebirge in der europäischen Türkei.

Von Wilhelm Freiherrn **von Berg**.

IV.

Türkische und bulgarische Landwirthschaft. — Griechische Klöster. — Rosengärten und Rosenöl. — Zu Haus!

Nicht minder primitiv ist der Feldbau. Einen Fruchtwechsel giebt es nicht. Es wird auf ein und derselben Fläche ein ums andere Jahr Korn, Weizen und Kukurutz gebaut. Zu jedem Anbau wird gedüngt, wenn die Düngung der Weingärten noch etwas übrig läßt. Futterbau kennt man nicht, Erdäpfel so viel als auch nicht. Gemüsebau beschränkt sich auf Bohnen, Melonen und Kürbisse, von welchen es sehr gute Speisesorten giebt. Auch wird Taback gebaut, der indessen gegen einen festen Preis an die Regierung abgeliefert werden muß. Das Getreide wird mit der Sichel sehr hoch abgeschnitten, die Stoppel untergeackert. Von einer Ackerung ist übrigens keine Rede, sondern nur von einem Aufwühlen des Bodens, was im Laufe des Sommers 3 bis 5 Mal kreuz und quer geschieht. Hafer gedeiht in der Ebene gar nicht, er wird nur im Gebirge gebaut. 1 Dunum *) (900 Quadratmeter) trägt nach Angabe unseres Tschurbakis 8 bis 12 Kilé (1 Kilé = 40 Pfund Wien. Gew. oder = 22 Kilogramm) Weizen oder Korn und 15 Kilé Gerste, Kukurutz 5 bis 15 Kilé, je nachdem das Feld bewässert werden kann. Das Resultat dieser Ernten ist so ungemein schlecht, daß ich selbst an der Richtigkeit der Angaben zweifele oder vermuthe, daß unter Dunum in jener Gegend ein kleineres Flächenmaß verstanden wird.

Ganz eigenthümlich ist das Ausdreschen des Getreides. Man bedient sich hierzu einer Art Schlitten, welcher aus zwei neben einander befestigten nach oben gebogenen zweizölligen Brettern gebildet wird. Die untere Sohle dieses Schlittens ist mit scharfen Feuersteinen (ich zählte 600 bis 800 Stück darin) beschlagen. Dieser Schlitten wird mit Pferden, Ochsen oder Büffeln bespannt und auf einem mit Lehm festgestampften Dreschplatze so lange im Kreise herumgefahren, bis das Geströh in lauter kleine Stücke, ungefähr so wie von einer Dampfdreschmaschine, zerschnitten und zerrissen ist. Um den Schlitten zu beschweren, sitzt gewöhnlich die ganze Familie oben darauf. Hierauf wird die Spreu von den Körnern durch den Wind gesondert. Diese Art des Dreschens ist entschieden keine bulgarische, sondern eine rein türkische Erfindung, denn sie ist ganz ebenso in Kleinasien und in Aegypten gebräuchlich.

Die Viehzucht beschränkt sich auf Ziegen und Schafe. Rindvieh wird nicht gehalten, weil die Weide mager ist und Futter nicht gebaut wird. Um die Wirthschaft mit Zugvieh zu versehen, müssen Ochsen oder Büffel aus anderen Gegen-

*) Dunum, wörtlich Umlage, d. h. was ein Bauer mit einem Paar Ochsen an einem Tage umlegt.

den gekauft werden. Die Schaf- und Ziegenherden bleiben den größten Theil des Jahres auf der Weide. Ein Schaf trägt 1 Oka ungewaschene Wolle à 17 bis 18 Piaster. Eine Ziege liefert 1/3 Oka Haare à 5 bis 7 Piaster. Wolle, Hörner, Knochen, Ziegenhaare, Schweineborsten werden nach Frankreich verkauft. Die Knochen kosten 8 Para die Oka.

Höchst nachlässig ist die Behandlung des Düngers. An und für sich mangelt es daran, weil das Vieh nur kurze Zeit im Winter zu Hause ist. Der wenige Dünger liegt frei im Hofe, Sonne und Regen brennen ihn aus. Die Jauche rinnt im Dorfe davon. Glücklicherweise läuft gewöhnlich Wasser durch alle Höfe und nimmt die düngenden Stoffe auf. Das Wasser wird hierdurch um so befruchtender für den Boden. Die menschlichen Excremente werden in den bulgarischen Höfen von den Schweinen und Enten gefressen und hierdurch ein richtiger „Stoffwechsel" hergestellt. Die Türken halten keine Schweine.

Daß unter so primitiven Verhältnissen der Feldbau nicht viel Gewinn abwirft und sich nur dort gut bezahlt macht, wo die schlechte Arbeit durch die Fruchtbarkeit des Bodens ersetzt wird, ist wohl ganz natürlich. Deshalb hat aber auch der Grund und Boden nur sehr geringen Werth. Ein Donum Ackerland wird in der fruchtbaren Ebene bei Philippopel mit 2 bis 3 türk. Pfd. (18 bis 27 Guld.), Weingärten mit 5 bis 12 türk. Pfd. (45 bis 100 Guld.) bezahlt. Dr. Scherzer sagt in seinem Buch über Smyrna und das trifft auch für Rumelien vollständig zu: „Der wenig befriedigende Zustand der Landwirthschaft ist durch die geringe Sorge erklärlich, welche man bisher dem öffentlichen Unterricht, der Ausdehnung der Verkehrswege, der Vermehrung der Communicationsmittel, dem Fortschritte und dem materiellen Wohlbefinden des Landmannes zugewendet hat.

Durch die bestehenden Gesetze eher benachtheiligt als beschützt, durch ein irrationelles und daher drückendes Steuersystem gehindert, den Segen seiner Arbeit genießen zu können, von hartherzigen Zehentpächtern und Geldleihern bedrängt, ohne Kenntniß, ohne Rath und ohne Unterstützung, erscheint die türkische Bezeichnung für Bauer (rundschbèr), was so viel als „voll Quälerei" bedeutet, wohl gerechtfertigt."

Brassikova. Original von W. v. Berg.

Unter dem Bauernstande scheint es indessen den Bulgaren, resp. der christlichen Bevölkerung, doch noch am besten zu gehen. Sie gehören ganz gewiß nicht zu den bevorzugten Bewohnern der Türkei, aber sie sind arbeitsamer wie die Griechen und die Anhänger des Islams. In den meisten bulgarischen Dörfern findet man ganz gute Schulen und gar nicht selten Männer, welche geläufig Französisch sprechen. Ständen sie unter einer Regierung, welche es gut mit ihnen meinte, sie würden anderen slavischen Stämmen keineswegs nachstehen, denn an Fleiß und gutem Willen fehlt es nicht.

Nicht ohne Befriedigung verließen wir das gastliche Haus unseres Tschurbakis in Perositza. Es war ein heißer, schwüler Tag, ein anstrengender Ritt stand uns noch bevor. Das griechische Kloster Kritsma, am Fuße des Gebirges, hatten wir uns zum Nachtquartier ausersehen. Gegen Abend am 19. Juli 1874 trafen wir daselbst ein. Es liegt auf dem Vorsprunge eines steilen Rückens des Rhodopegebirges, von wo man eine prachtvolle Fernsicht gegen den großen Balkan hat. So imposant das Kloster von Weitem aussah, überzeugten wir uns bald, daß es eigentlich nur eine zerlumpte Baracke aus Riegelwänden und Lehmverputz ist.

Ein Geistlicher, der den Grundbesitz des Klosters verwaltet, empfing uns und wies uns ein Zimmer zur Uebernachtung an. Dasselbe war nicht viel besser eingerichtet als das Gastzimmer eines türkischen Hans, indessen fanden wir seit langer Zeit wieder einmal einen Tisch und etliche Sessel. Das Kloster hat wenig Grundbesitz, dagegen etliche Tausend Schafe und Ziegen. Nur ein Geistlicher und ein Novize bewohnen das große leere Kloster. Hätten sie nicht die Ordenskleidung angehabt, man hätte sie für ganz gewöhnliche Bulgaren angesehen. Die frommen Gläubigen vom Lande pilgern gern nach Kritsma, um dort ihre Sünden loszuwerden. Als Sühne müssen sie dem Geistlichen etliche Laib Brot oder ein paar Piaster geben. Damit ist Alles wieder gut gemacht. In der heißen Jahreszeit werden die

griechischen Klöster vielfältig zum Aufenthalt der Städter benutzt. Indessen gehören zu so einem Aufenthalte recht bescheidene Ansprüche. Das Kloster St. Peter z. B., welches nicht weit von Kritsma entfernt liegt, wird mit Vorliebe zum Sommeraufenthalte erwählt. Auch dort brachte ich eine Nacht zu. Von Weitem glaubten wir in ein Prachtgebäude zu kommen. Aber in der Nähe! Unter dem Eingangsthore Ziegen und Schafmist! Der Hof schmutzig. Große weite Gänge im Klostergebäude, von denen der Verputz abgefallen war. Eine elende kellerartige Capelle mit schauderhaften Zerrbildern von Heiligen. Wir hatten die Wahl von etlichen dreißig Zimmern, die bis auf die Mender und leeren Wandschränke nicht ein Stück von Zimmereinrichtung enthielten. Das beste Zimmer, welches wir fanden, hatte zehn Fenster, aber nicht eine einzige Fensterscheibe. Die Stelle derselben vertraten Fensterläden, die jedoch an mehreren Fenstern ganz oder zur Hälfte fehlten. Luftige Sommerwohnungen mögen das allerdings sein, aber sonst auch gar nichts!

Wir waren so ziemlich am Ende unserer Excursionen und suchten nun das Standquartier wieder zu erreichen. Indessen machten wir noch einen Abstecher nach Brassikova, um die Rosengärten, auf die ich schon recht neugierig war, zu sehen. Der Weg dahin führte uns fortwährend durch solche Anlagen. Die Rosenhecken werden aus drei Arten, nämlich rosa damascena, sempervirens und moschata, in Reihen von circa 2½ Meter, gezogen; dazwischen findet man häufig Weinstöcke oder auch Kukurutz angebaut. Diese Hecken werden viermal im Jahre behackt, im Winter so weit mit Erde zugedeckt, daß sie gegen Frost geschützt sind. Die Blätter sind rosaroth, die Blumen ungefüllt. Am 10. Mai beginnt die Ernte der noch nicht ganz aufgeblühten Knospen, welche sammt dem grünen Kelch, ehe die Sonne darauf scheint, also mit Tagesanbruch, abgepflückt werden. Bei Brassikova fand ich Rosenhecken auf Trachyt sowohl auf den Sonn- als Schattenseiten, jedoch sagte man mir, daß die Rosen von den Sonnenseiten besseres Oel enthielten.

Die Gewinnnung des Rosenöles ist sehr einfach. Jeder Bauer in Brassikova hat einen Destillationsapparat. Derselbe besteht aus: *a* dem Feuerherd, *b* dem Rauchfang, *c* dem Destillationsgefäß aus verzinntem Kupfer, *d* dem Helm mit dem Destillationsrohr zum Abschrauben, *e* dem Kühlbottich (kastenartig) mit Wasser und *f* der Flasche, in welcher das Destillationsproduct gesammelt wird.

Der Kessel wird mit 10 Oka Rosenknospen und 30 Oka Wasser gefüllt. Nach einstündigem Kochen erhält man zwei Flaschen (circa 2 Liter) Destillat. Nach nochmaligem Destilliren dieses Productes setzt sich in der Flasche circa 1½ Dramm (312 Dramm sind = 1 Kilogramm) Rosenöl im Halse der Flasche ab, aus welchem es mit einem trichterförmigen Abschöpflöffel, aus dessen unten befindlichem feinen Loche wohl das Wasser, aber das Oel nicht abfließen kann, gesammelt und in kleine Fläschchen gefüllt wird. Das Resultat der Arbeit ist, daß man dem Gewichte nach ½ Proc. Oel aus den frischen Knospen gewinnt.

Das Oel wird je nach Qualität mit 12 bis 15 Piaster pro Medical = 1½ Dramm bezahlt, was pro Kilogramm ungefähr 250 bis 300 Gulden an der Quelle beträgt.

Das Rosenöl ist farblos oder gelblich, hat einen äußerst starken Geruch, der aber nur in verdünntem Zustande angenehm wohlriechend ist. Es erstarrt bei 8 bis 16° R. Als feinstes Product gelten die Gebirgsöle aus der Gegend von Brassikova, welche erst bei 8 bis 12° R. erstarren, während die Oele aus der Gegend von Kisanlik (ebene warme Lage) schon bei 12 bis 16° R. auf dem sogenannten Gefrierpunkte stehen. Gewöhnlich glaubt man, daß jene Oele, welche bei einer höhern Temperatur stocken, die besseren sind. Das ist aber nicht richtig. Das Rosenöl wird in alle Länder Europas exportirt, wo es theils zu Parfümeriezwecken, theils auch bei der Fabrikation des Schnupftabackes verwendet wird.

Die Bauern lassen sich nur ungern herbei, das Rosenöl im Kleinen, d. h. medicalweise, zu verkaufen; sie öffnen nicht gern die Flaschen, wenn man ein so kleines Quantum verlangt. Erst als ich versprach, 10 bis 12 Medical zu nehmen, ließ sich der Bauer auf den Handel ein. Ich kaufte mir daher im Bazar zu Brassikova die kleinen Fläschchen, welche aus Böhmen importirt werden, und ließ sie mir mit dem feinsten Oele füllen. In meiner Heimath, wo so etwas doch nur schwer und dann nur um theures Geld zu haben ist, hob ich keine Schande damit auf!

Als wir Brassikova verließen, dufteten wir alle nach Rosen und konnten den Geruch durch mehrere Tage nicht loswerden, selbst das Essen schmeckte uns nach Rosenöl. Ja, es riecht so stark, daß die Zollwächter auf der österreichischen Grenze einen Rosenölschmuggel sehr leicht wittern und ausfindig machen sollen.

* * *

Meine Excursionen waren beendet, ich eilte meinem Standquartiere Bellova zu. Nach einigen Wochen trat ich die Reise in die Heimath an. Und als ich mich am 12. August in Konstantinopel auf dem eleganten französischen Dampfer „Ebre" einschiffte, war ich wahrlich nicht traurig, den orientalischen Boden zu verlassen. Meine Begierde, den Orient kennen zu lernen, war vollständig befriedigt!

Wien, im Januar 1875.

Der Werwolf — überall.

Von **Richard Andree.**

I.

In seiner verdienstvollen Schrift „Der Werwolf. Beitrag zur Sagengeschichte“ (Stuttgart 1862) hat Dr. Wilhelm Hertz die Werwolfssage in ihrer Verbreitung über Europa nachgewiesen, es jedoch abgelehnt, „die schwierige Frage über den Ursprung der Sage lösen zu wollen.“ Wie wir glauben mit vollem Recht, denn ihre Deutung aus der Mythologie der indoeuropäischen Völker allein dürfte schwerlich genügend ausfallen, da aus dem Nachstehenden sich ergeben wird, daß die Werwolfssage über den ganzen Erdboden verbreitet und wohl ein den meisten Völkern gemeinsames Erbtheil ist. Allerdings ergeben sich in verschiedenen Ländern nur stellvertretende Sagen und Anschauungen, die aber in wesentlichen Gesichtspunkten mit derselben übereinstimmen; andererseits aber finden wir Racen, die mit der indoeuropäischen nichts zu schaffen haben, wie z. B. die Neger, bei denen aber die Sage mit der unserigen identisch auftritt. Es wird also derjenige, welcher überhaupt dem Ursprunge der Sage nahe zu treten versucht, dieselbe nicht einseitig sondern universell aufzufassen haben, ein Versuch, der beim gegenwärtigen Standpunkte der Völkerpsychologie wohl schwerlich schon gewagt werden kann. Mehr wird der Wissenschaft gedient sein, wenn wir uns darauf beschränken gesammelten Stoff beizubringen und versuchen, denselben zu beleuchten, wobei der Uebersichtlichkeit halber in geographischer Ordnung verfahren werden mag.

Die wesentliche, überall wiederkehrende Eigenschaft des Werwolfes ist die Annahme der Thiergestalt Seitens eines Menschen, wobei das Thier wechselt, je nach dem Lande. Bei europäischen und nordasiatischen Völkern ist es meist der Wolf, dessen Hülle der Mensch annimmt, in Afrika finden wir dafür den Löwen, die Hyäne, den Leoparden, in Indien den Tiger, in anderen Gegenden wieder andere diesen eigene Geschöpfe. Die Annahme der Wolfsgestalt hängt bei uns wesentlich von dem Ueberwerfen eines Wolfshemdes oder Wolfsgürtels [1]) ab und der oder die Verwandelte bleibt nun eine bestimmte in den Anschauungen wechselnde Zeit Wolf. Im Gürtel oder Hemd liegt bei uns die verwandelnde Kraft und sie kehrt wieder bei außereuropäischen Völkern in einem Lendenschurz und dergleichen. Wild, heulend, raubend, Menschen und Thiere zerfleischend eilt der Werwolf durch das Land, bis er wieder in seine menschliche Gestalt zurückkehrt. Hierzu genügt oft das bloße Anrufen des Namens, oder der Werwolf dreht sich dreimal links gegen die Sonne herum, er wird verwundet oder reibt sich an einem Pfosten. Um den Werwolf zu entdecken soll man nach masurischem Aberglauben eine Brotkruste in den Mund nehmen und dreimal um den verdächtigen Menschen herumgehen; er verliert alsdann die menschliche Gestalt und wird zum Wolf (Töppen). Andere Erkennungszeichen eines Menschen von Werwolfnatur sind zusammengewachsene Augenbrauen, zwei Haarwirbel auf dem Kopfe und Rudimente eines Wolfsschwanzes am Rückgrat. Wie die Verwandlungsbedingungen verschiedene sind, so auch die Ursachen, denn nicht jeder Mensch kann ein Werwolf werden. Wenn in Masuren die Pathen bei der Taufe an Werwölfe denken, so wird der Täufling ein solcher (Töppen). Im Jeverlande ist unter sieben Söhnen eines Ehepaars stets einer ein Werwolf [2]). Ich behandele diese Charakteristik nur flüchtig; das Wesentliche ist bei Hertz nachzulesen.

Was den Namen betrifft, so giebt gegenüber vielen falschen Deutungen Hertz die richtige. Wer heißt Mann (altsächsisch, angelsächsisch, althochdeusch wer, gaelisch vair, lateinisch vir), ein Wort, noch erhalten in unserm Wergeld; daher Werwolf ein Mannwolf, ein Wolf der eigentlich Mensch ist.

Der Werwolf fehlt bei keinem europäischen Volke. Im Angelsächsischen haben wir das Wort verevulf, im Englischen werewolf. Bei mittelhochdeutschen Dichtern kommt es nicht vor. Im Französischen loupgarou; im Bretonischen bleizgarou (bleiz = Wolf) und denvleiz (den = Mann); polnisch wilkołak; tschechisch vlkodlak, lettisch wilkats [3]). Bei den Russen heißt er oboroten, was verwandelt und behende zugleich bedeutet. Im Italienischen lupo mannaro, portugiesisch lobishomem, provençalisch leberoun [4]). Neugriechisch kalikantsaros.

Ist nun auch die Werwolfssage über ganz Europa verbreitet, so herrscht sie doch vorzugsweise im nordwestlichen Deutschland und in den östlichen, namentlich slavischen Ländern. Um den Vergleich mit dem Folgenden herstellen zu können, geben wir hier drei kleine deutsche Werwolfgeschichten, welche die für die Erläuterung der Sache wesentlichen Gesichtspunkte enthalten.

Nach einer hessischen Volkssage versorgte die Frau eines armen Mannes dessen Tisch zu seiner Verwunderung regelmäßig mit Fleisch. Befragt wie sie dazu komme, gestand sie, daß sie als Werwolf in die Schafhürden einbreche. Der Mann, welcher seiner Frau versprechen mußte, ihren Namen nicht zu nennen, wenn sie in den Wolf verwandelt sei, folgte ihr auf das Feld, wo sie nach Ueberwerfen eines Ringes Wolfsgestalt annahm und ein Schaf aus der Hürde raubte. Als nun Hirt und Hunde den Werwolf verfolgten, gerieth der Mann in Angst um seine Frau, vergaß sein Versprechen und rief: „Ach, Margareit.“ Da verschwand der Wolf und die Frau stand nackt auf dem Felde [5]).

Im Saterland erzählt man folgende Werwolfgeschichte: „Drei junge Männer waren in Ostfriesland beim Mähen beschäftigt. Während der Zeit der Mittagsruhe legte der eine sich hin und schlief, der zweite that als ob er schlafe und der dritte, als er seine Kameraden schlafend glaubte, legte einen Gürtel um, wurde ein Wolf, fraß in der benachbarten Weide ein Füllen auf und kehrte dann, nachdem er seinen Gürtel abgelegt, als Mensch zurück. Als sie nun Abends zusammen nach Hause gingen klagte der Werwolf über großen Hunger. „Was?“ fragte der Begleiter, der ihn um Mittag beobachtet hatte, „Du hast erst ein ganzes Füllen gefressen und bist schon wieder hungrig?“ „Das hättest Du

---

[1]) Die Wolfshemden (ûlfahamir) in der Völsungasaga zwingen ihre Träger unter zehn Tagen neun Wölfe zu sein. Hertz a. a. O. 55.

[2]) Strackerjan, Aberglaube und Sagen aus dem Herzogthum Oldenburg. I, 390. Oldenburg 1867.

[3]) Grimm, deutsche Mythologie. Dritte Aufl. 1048.

[4]) Hertz a. a. O. 89 f.

[5]) Grimm, deutsche Mythologie. Dritte Aufl. 1049.

mir eher sagen sollen,“ erwiederte der Werwolf, „dann hätte ich es Dir gerade so gemacht [6]).“

Und in Westfalen: „Einst saßen zwei Arbeiter im Felde und erwarteten das Mittagsbrot, welches ihnen gebracht werden sollte. Von diesen war der eine im Besitz eines Zaubergürtels. Dieses mochte der andere wissen und stellte sich schlafend. Alsbald verwandelte sich der erstere in einen Werwolf, lief zu einer nahen Weide und verzehrte eines der dort grasenden Fohlen. Als nun das Mittagessen kam und der Fohlenfresser keinen Appetit hatte, ja sich über seinen Cameraden lustig machte, daß er einen solchen Hunger habe, antwortete ihm dieser: „Du kannst gut sprechen, ich habe auch kein Fohlen im Magen.“ Da merkte jener, daß er sich verrathen hatte und entfernte sich mit wüthenden Blicken auf Nimmerwiederkehr [7]).“

Bei den osteuropäischen Völkern beginnt der Glaube an die Thierverwandelung mit der frühesten Geschichte, denn schon Herodot meldet in einer oft angezogenen Stelle (IV, 105), daß die Neuren bei den Skythen und Hellenen für Zauberer galten, weil sie während einiger Zeit sich in Wölfe verwandeln könnten. Schafarik [8]) greift Herodot's Angaben auf, um aus ihnen das Slaventhum der Neuren darzuthun, die im heutigen Volhynien saßen, wo noch jetzt der Werwolfglaube stark verbreitet und der Wolf ein gemeines Thier ist. Ein Theil des Wilnaischen hieß ehedem Wilkomir, Wolfsland, und Ortsnamen aus Wilk, Wolf, gebildet, finden sich dort ungemein häufig. Doch war ehedem der Wolf über ganz Europa so weit verbreitet wie jetzt über Rußland und in romanischen wie germanischen Ländern kommen genug mit demselben zusammengesetzte Ortsnamen vor; es ist daher unstatthaft den Werwolfglauben als speciell slavisch hinzustellen. Sehr einfach sucht Adolf Erman [9]) die Herodot'sche Erzählung von der zeitweiligen Verwandlung der Neuren in Wölfe zu erklären; er sagt nämlich es beziehe sich dieses auf die winterliche Pelzkleidung der osteuropäischen Völker, die dem West- und Südeuropäer ungewohnt und wie eine Verwandlung in Thiere vorkomme.

Da wir vorzugsweise in slavischen Ländern auf den Vampyrglauben treffen und dieser verwandte Züge mit dem Werwolf zeigt, so hat man beide häufig verwechselt oder vermischt; allein eine solche Vermischung ist nicht zulässig, denn der Werwolf ist ein Mensch, der sich zeitweilig in einen zerfleischenden Wolf verwandelt; der Vampyr dagegen ein verstorbener Mensch, der aus seinem Grabe hervorsteigt und den Lebenden das Blut aussaugt. Gelegentlich nimmt er dabei Thiergestalt an — daher die Vermischung beider Vorstellungen. Da nun das slavische Wort für den Werwolf als *βουρκόλακας* in die neugriechische Sprache übergegangen ist — eines der wenigen unzweifelhaft slavischen Wörter derselben — so nahm man ohne Weiteres an, der Bourkolak sei der Werwolf. Das ist aber nicht der Fall sondern es bedeutet, wie Bernhard Schmidt uns zeigt, den Vampyr. Dagegen sind die Kalikantsaren bei den Neugriechen die Vertreter unserer Werwölfe; sie zeigen sich immer nur in den Zwölften, der Zeit von Weihnachten bis Theophania. Auf Chios schweift der Kalikantsaros in dieser Zeit struppigen Aussehens und mit scharfen Krallen bewaffnet nächtlicher Weile umher, zerfleischt den ihm Begegnenden das Gesicht und hockt ihnen auf mit der Frage: „Werg oder Blei?“ Antwortet der Gefragte „Werg“, so läßt ihn der Kalikantsaros los und eilt weiter; lautet dagegen die Antwort „Blei“, so drückt er den Unglücklichen mit seiner ganzen Schwere nieder und richtet ihn so kläglich zu, daß er halbtodt liegen bleibt.

Auf Zakynthos wird nur derjenige, welcher am Weihnachtsabend (25. December) das Licht der Welt erblickt, zum Kalikantsaros. Ein solcher Mensch ist nämlich nach des Volkes Wahn genau neun Monate vorher an Mariä Verkündigung (25. März) gezeugt worden und man hält es für eine Ungeheuerlichkeit, daß ein sündhaftes Weib zu derselben Zeit empfange und gebäre, zu welcher die jungfräulich reine Gottesmutter empfangen und geboren hat. Für den Frevel der Eltern büßt nun das schuldlose Kind, indem es in den zwölf Nächten ein Werwolf wird; denn wenn auch der Kalikantsaros gerade keine Wolfsgestalt annimmt, so treffen doch alle übrigen charakteristischen Merkmale des Werwolfs bei ihm zu. Das nächtliche Umhertreiben, die thierische Wildheit, die langen scharfen Krallen und Zähne, mit denen er Menschen zerfleischt, sowie die periodische Dauer der Verwandlung weisen deutlich auf den Werwolf hin [10]).

Am nächsten stehen unseren europäischen Werwölfen merkwürdiger Weise die afrikanischen und unter diesen gerade die räumlich am weitesten entfernten, mit denen wir beginnen wollen. Die Werwolfsage ist in Afrika bei den Hottentotenvölkern, den Bantu, den Sudannegern, wie bei den hamitischen Afrikanern gleichmäßig zu finden, die größte Uebereinstimmung finden wir aber bei den Hottentoten.

Im Namaqualande nämlich herrscht der Glaube, daß die Weiber der Buschmänner sich in Löwen, Hyänen und andere Raubthiere verwandeln können. Es ging einmal ein Namaqua mit der Frau eines Buschmannes, die ihr Kind auf dem Rücken trug. Sie waren ein Stück Wegs gegangen als eine Herde Zebras erschien; da sagte der Mann zu der Frau: „Ich bin hungrig, da ich weiß, daß Du Dich in einen Löwen verwandeln kannst, bitte ich Dich, dies jetzt zu thun und ein Zebra zu fangen, damit wir etwas zu essen bekommen.“ Die Frau antwortete: „Wenn ich Deinen Wunsch erfülle, so wirst Du erschrecken.“ „Nein,“ antwortete der Mann, „ich fürchte mich vor dem Hungertode aber nicht vor Dir.“ Während er noch sprach begannen Haare im Nacken der Frau zu wachsen, ihre Nägel verwandelten sich in Klauen und die Gesichtszüge veränderten sich. Sie legte ihr Kind bei Seite. Erschreckt durch die beginnende Verwandlung kletterte der Mann auf einen Baum, während die Frau ihn mit wilden Blicken anstierte; dann ging sie bei Seite, warf ihren Lendenschurz ab und jagte nun als Löwe über die Ebene hin. Nachdem sie eines der Zebras niedergerissen und dessen Blut ausgesaugt ging sie zu der Stelle zurück, wo ihr Kind lag und weinte. Da rief der Mann vom Baume: „Genug, genug! Thue mir nichts! Lege die Löwengestalt ab; ich mag das mein Lebtag nicht wieder sehen.“ Der Löwe schaute in die Höhe und

[6]) Strackerjan a. a. O. 391.

[7]) H. Hermann, Bilder aus Westphalen. Osnabrück 1871. 112.

[8]) Slavische Alterthümer I, 197 und II, 564.566. — Wenn die Deutung von J. Oppert richtig ist, so haben wir den Werwolf bereits bei den Assyriern zu suchen. In dem Epos nämlich, welches man als die Höllenfahrt der Istar (Astarte) bezeichnet, droht letztere dem Wächter der Unterwelt: „Ich will die Todten entweichen lassen unter der Gestalt von lebendigen Werwölfen“ (a-ki-lum). Dieses Epos befindet sich auf einer Originalurkunde, die in der Bibliothek Assur-bani-pals (Sardanapals) stand und mindestens aus dem siebenten Jahrhundert vor Chr. stammt. (Allg. Zeitung, 11. März 1875, Beilage.) — Die älteste hellenische Werwolfsage theilt Pausanias mit. Lykaon, der Sohn des Pelasgos, gründete auf dem lykäischen Berge Lykosura die älteste aller Städte, gab dem Zeus den Beinamen *Λύκαιος* und setzte ihre Kampfspiele ein, *Λύκαια* genannt. Auf dem Altar des Gottes opferte er ein Menschenkind und besprengte mit dem Blute einen Altar; da soll er augenblicklich in einen Wolf verwandelt worden sein. (Hertz a. a. O. 35.)

[9]) Reise um die Erde durch Nordasien ꝛc. Berlin 1833. I, 232.

[10]) Bernhard Schmidt, Das Volksleben der Neugriechen. Leipzig 1871. I, 142 bis 147.

brüllte fürchterlich. „Ich bleibe hier bis ich sterbe," rief der Mann, „wenn Du nicht wieder Weib wirst." Da begannen Mähne und Schweif zu verschwinden und der Löwe ging dahin, wo der Lendenschurz lag; er zog ihn an, da stand die Frau wieder in ihrer frühern Gestalt da und nahm ihr Kind auf; der Mann stieg vom Baume herunter und aß vom Fleische des Zebra, wollte aber nie wieder, daß die Frau ihm Wild singe [11]).

Man vergleiche nun damit die von uns oben aus Westfalen und dem Saterlande mitgetheilten Werwolfgeschichten, die verwandelnde Zauberkraft, welche dem Lendenschurz der Buschmannsfrau innewohnt, ganz gleich dem deutschen Gürtel. Und wie bei uns Füllen vom Werwolf gejagt werden, so dort Zebras von dem Saanweib. Könnte hier der Verdacht einer Importirung dieser Geschichte aus Europa oder einer Färbung derselben durch die Gewährsmänner aufsteigen, so weisen wir denselben damit zurück, daß die unverdächtigsten Quellen uns noch mit genügendem Material versehen, um den Werwolf, ganz in seiner europäischen Gestalt, auch anderweitig in Afrika darzuthun.

Livingstone traf an den Kebrabasabergen am Sambesi einen Neger, welcher angab, sich in einen Löwen verwandeln zu können. Die Makololo, Livingstone's Begleiter, behaupteten, es sei ein Pandoro, ein Mensch, der sich nach Belieben verwandeln könne, aber beim Geruche von Schießpulver zittere. Als der Reisende nun seine Leute aufforderte, den Pandoro zu veranlassen, daß er sogleich eine solche Metamorphose vornähme, wofür dieser ein Stück Tuch erhalten solle, antworteten die Makololo, daß sie dieses hübsch bleiben lassen würden, weil jener sie sonst in der Nacht als Löwe verschlingen könne. Dieser Glaube war um so weniger auszurotten, als die Makololo in ihrer Heimath ähnliche Vorstellungen hegen. Jener Pandoro blieb oft, wenn er gerade Löwengestalt angenommen hatte, tage- und monatelang in den Wäldern, verlor dabei jedoch keineswegs seinen menschlichen Appetit, denn seine Frau mußte ihm in eine Hütte im Walde Bier und Speisen bringen. Diese geheiligte Hütte darf nur vom Weibe des Pandoro betreten werden. Nach einiger Zeit bringt sie eine gewisse Medicin in den Wald, mit welcher der Pandoro sich einreibt, um wieder Mensch zu werden. Er beschenkt nun die Leute mit den Resten eines Büffels oder einer Antilope, von denen er behauptet, sie als Löwe zerrissen zu haben [12]).

Der Neger Jakob Wainright, welcher Livingstone's Leiche aus dem Innern Afrikas nach der Küste zurückbrachte, schreibt in seinem Tagebuche: „Die Eingeborenen (am Luapula) und alle Leute versichern, daß Leute oder Männer, welche sich auf Zauberei verstehen, sich in Löwen verwandeln und umhergehen, die Menschen zu tödten [13])."

Auch an der Loangoküste ist der Werwolf bekannt. Die Frau eines hochgestellten Mannes war dort von einem Leoparden aus dem Bette geholt und zum Fressen fortgeschleppt worden. Es gelang dem Ganga (Fetischmann) denjenigen ausfindig zu machen, der diesen Leoparden-Werwolf gesandt hatte. Der Absender aber entfloh zur Prinzessin von Umbuk und bekannte sich als deren Unterthan; sie verweigerte seine Auslieferung und ein verheerender Krieg entbrannte zwischen beiden Theilen [14]).

Wenn bei den Bullamas oder Timmanis an der Sierra-Leone-Küste ein Krokodil ein Kind beim Baden wegschnappt oder ein Leopard eine Ziege fortschleppt, so schreiben sie dies der Zauberei zu. Sie glauben nämlich, es sei kein wirkliches Krokodil, kein wahrer Leopard, sondern eine Hexe gewesen, welche sich in die Gestalt dieser Thiere verwandelt habe [15]).

In ganz Abessinien herrscht der Glaube, daß die Budas, die als niedrigste Kaste verachteten Eisen- und Thonarbeiter, die übernatürliche Gabe hätten, sich in Hyänen oder andere Thiere zu verwandeln. Als solche plündern sie die Gräber und Niemand wird es wagen, bei einem Buda getrocknetes Fleisch zu genießen. Als Abzeichen tragen sie einen goldenen Ohrring, welchen man auch in den Ohren erlegter Hyänen gefunden haben will. Der armenische Pater Timotheus, der 1867 Abessinien besuchte und darüber ein Buch veröffentlichte [16]), sagt, die Budas hätten völlig den Charakter, die Gewohnheiten und den Blutdurst der Wölfe, so daß sie Menschen tödten und diesen das Blut aussaugen. Man weiß nicht, fährt er fort, ob der Budaismus diesen Menschen angeboren oder auf sie übertragen ist. Man behauptet, daß sie ihren Kindern die Wolfsnatur durch einen geheimen Kräutertrank verleihen. Bei Tage benehmen sie sich wie andere Leute, in der Nacht aber werden sie heißhungrige, blutdürstige Wölfe, die mit anderen Wölfen umherziehen und erst am Morgen wieder zu ihrer Beschäftigung zurückkehren. Ihre Feinde tödten sie oder saugen ihnen das Blut aus. Besonders häufig sind diese Werwölfe in den Provinzen Begemeder und Godscham. Mancher Buda ist stärker als der andere und überwindet ihn, wenn er ihm Nachts begegnet; das Volk kennt selbst diejenigen, welche sich durch besondere Geschicklichkeit im Blutsaugen auszeichnen, was mit der größern oder geringern Kraft ihrer Sterne in Verbindung gebracht wird.

Ja selbst von einer königlichen Budafamilie Namens Amula wissen die Abessinier zu erzählen, welche auf einem Berggipfel bei Debra Mayi in Godscham haust. Alljährlich erläßt dieselbe ein Aufgebot an alle ihr untergebenen Budas wegen des Tributes. Alsbald bringen sie denselben von allen Seiten ihren Häuptlingen: es sind die Zähne der Personen, welche sie während des letzten Jahres getödtet haben und mit denen nun der Königspalast ausgeschmückt wird [17]).

Die Zauberer der Fundj im Sennaar werden Sahahir genannt und von ihnen nimmt man an, daß sie mit Hülfe des Teufels sich in Hyänen verwandeln; sie streifen Nachts unter schauerlichem Geheul herum und halten ihre scheußlichen Mahlzeiten und Belustigungen ab. Am Tage sind sie wieder Menschen, aber auch alsdann muß man sich vor ihnen in Acht nehmen, indem sie durch den bloßen Blick die Eingeweide, Herz, Hand oder Fuß verhexen können, so daß diese verdorren und der Betroffene unter unsäglichen Qualen zu Grunde geht. Einst schoß ein Soldat am Dschebel Bela in Ostsennaar auf eine Hyäne; man ging den Blutspuren des verwundeten Thieres nach und kam zur Strohhütte eines Mannes, der allgemein im Rufe eines Sahar stand. Von der Hyäne war nichts zu finden, der Mann aber lag an einer frischen Wunde krank und starb bald darauf; aber auch der Soldat überlebte ihn nicht lange. Die nächtlichen Zusammenkünfte dieser Hyänenmenschen (Marafil nass),

[11]) Andersson, Reisen in Südwestafrika II, 68. — Bleek, Reynard the Fox in South Africa. London 1864. Nr. 25. „A Woman transformed into a Lion."

[12]) Livingstone, Narrative of an expedition to the Zambesi. London 1865.

[13]) Petermann's Mittheilungen 1874, 188.

[14]) Bastian, Loangoküste I, 254.

[15]) Winterbottom, Nachrichten von der Sierra-Leone-Küste. Weimar 1805, 323.

[16]) Deux ans de séjour en Abyssinie ou vie morale, politique et religieuse des Abyssiniens par le R. P. Dimotheos, Jerusalem 1872. Vergl. Globus XXIII, 168.

[17]) Dasselbe berichtet bereits Henry Salt (Neue Reise in Abyssinien, Weimar 1815, 379) mit dem Zusatze: „Erhält der Buda in der Verwandlung eine Körperverletzung, so soll nach der Rückverwandlung sich die entsprechende Narbe der Wunde zeigen."

ihre wilden Freßgelage bei Cadavern und absonderlichen Ausschweifungen werden von Augenzeugen als fürchterlich geschildert; letztere werden darüber gewöhnlich wahnsinnig [18]). Der letzte Abkömmling der Fundj-Könige in Sennaar besitzt ein Wassergefäß (Burmah), durch das man die Sahahir erkennt. Sobald ein solcher dem Gefäß genähert wird, wächst ihm ein wedelnder Hyänenschwanz [19]). Auf das Wunderbarste stimmt diese Vorstellung mit dem unter den Masuren herrschenden Aberglauben, nach welchem die Werwölfe an einem kurzen Schwanze am Kreuze kenntlich sind [20]).

Besonders stehen die Bewohner von Kordofan und Dar Fur im Rufe der Sahahir, ja sie sollen Menschen in beliebige Thiere verwandeln und zu ihren Diensten benutzen können [21]).

Schweinfurth war auf dem Weißen Nil Zeuge, wie eine sterbende Sklavin über Bord geworfen und ertränkt wurde, weil man sie für ein Hyänenweib hielt, deren ferneres Verbleiben an Bord Unheil gebracht haben würde [22]).

[18]) Marno, Reisen im Gebiet des Blauen und Weißen Nil, 240.
[19]) Marno a. a. O. 198.
[20]) Dr. M. Töppen, Aberglauben aus Masuren. Königsberg 1867, 27. Der walachische Priccolitsch ist ein lebender Mensch, der Nachts als Hund umherschweift, das Vieh tödtet und einen förmlichen Hundsschwanz als Rückgratfortsatz hat. Hertz, a. a. O. 129.
[21]) Marno a. a. O. 243.
[22]) Schweinfurth, Im Herzen von Afrika II, 495.

Der „Challenger“ bei den Philippinen.

Der „Challenger“ war, wie wir vor einiger Zeit mittheilten, am 16. November 1874 in Hongkong eingelaufen; während er dort verweilte, wurde Capitän Nares, welcher das Schiff befehligte, abberufen, um die Leitung der englischen Polarexpedition zu übernehmen.

Am 6. Januar wurde die Fahrt nach den Philippinen angetreten und am 8., inmitten der südchinesischen See, bei 2100 Faden Grund gefunden. Die Temperaturlothungen ergaben bei 900 Faden 36° F. und diese Temperatur blieb bis zum Seeboden constant. Demgemäß ist nun ermittelt, daß eine 1200 Faden starke Wasserschicht von 36° F. das Becken der chinesischen See einnimmt. Das trifft so ziemlich mit den Ergebnissen, welche schon früher Capitän Chimmo erhalten hat, und die Erklärung welche er dafür giebt ist gewiß richtig. Die chinesische See ist nämlich von einer Verbindung mit dem antarktischen Becken getrennt durch eine Wasserschranke welche unter der Oberfläche des Wassers eine Mächtigkeit von zwischen 800 und 900 Faden hat.

Am 10. steuerte der „Challenger“ der Westküste von Luzon entlang und hatte die mit üppigem Pflanzenwuchs bedeckten vulcanischen Gebirgsketten in Sicht, am 11. Januar warf er im Hafen von Manila Anker. Dorthin brachte er die telegraphisch nach Hongkong gelangte Nachricht, daß Don Alfonso zum König von Spanien ausgerufen worden sei. Dieselbe wurde sehr gleichgültig aufgenommen, die spanischen Behörden machten sie nicht einmal bekannt, wie denn die Regierungsform in Spanien den Leuten auf den Philippinen einerlei zu sein scheint. Unbehaglichkeit erweckte in ihnen nur die Aussicht, daß ein durchgreifender Wechsel unter den Beamten wohl nicht ausbleiben werde.

Am 15. Januar steuerte der „Challenger“ durch die San-Bernardino-Straße; zur Linken hatte er die Küste von Luzon und den schönen Taal-Vulcan nebst anderen Vulcanen, alle bis zum Gipfel bewaldet; die niederen vulcanischen Ketten sind theilweise unter Anbau; man sieht Dörfer und Zuckerpflanzungen. Zur Linken lagen die Inseln Cabra und Lubang; dann kam Mindoro in Sicht, ein noch wenig cultivirtes, großes Eiland, dessen sehr gefürchtete Bewohner als Moros bezeichnet werden, wie überhaupt die dunkelfarbigen Leute, welche außerhalb des Bereiches aller europäischen Civilisation sich befinden.

In der von Inseln umschlossenen Panay-See (70 Miles lang, 35 Miles breit) haben wir ein Becken, das in Bezug auf die Vertheilung der Temperatur Eigenthümlichkeiten darbietet. Von 150 Faden an bis zum Seeboden in 700 Faden zeigte sie 51,7° F. Im Allgemeinen waren die Temperaturen in dieser Panay-See bis zu einer gewissen Ausdehnung intermediär zwischen jenen der China-See einerseits und der Zebu-See andererseits, und es ist ungewiß, ob der Spalt in der Wasserstrecke in einer Tiefe von 150 Faden zwischen den Inseln Tablas und Panay oder zwischen Romplon und Sabuyan vorhanden ist.

Zebu ist die hübscheste aller Philippinen; die Thäler sind wohl angebaut mit Zuckerrohr, und an den niederen Abhängen wächst die Musa textilis, welche den sogenannten Manilahanf liefert. Da wo der aus weißem Korallensand bestehende Strand aufhört, treten Kokospalmen auf und man sieht, neben dann und wann einem größern Gebäude, Gruppen von korbartigen Hütten, die auf 10 bis 12 Fuß hohen Pfählen stehen. Der „Challenger“ fuhr durch die Straße zwischen Matan, wo Magellan seinen Tod fand, und Zebu, und konnte das Denkmal erblicken, welches unter Isabella der Zweiten zu Ehren des großen Seefahrers errichtet worden ist. Die Stadt Zebu zählt etwa 35,000 Einwohner, der Handelsverkehr ist von Belang und Deutschland, England und Nordamerika haben dort Viceconsuln. Auf einem Balle beim englischen Consul waren zwanzig europäische Damen versammelt. Zur Ausfuhr kommen Manilahanf, Zucker, Taback und etwas Kaffee. Sehr empfindlich ist der Mangel an Arbeitskräften; die Eingeborenen wollen nicht arbeiten; sie haben Bananen, Kokosnüsse und getrocknete Fische vollauf, auch an Reis fehlt es ihnen nicht, die aus Bambus verfertigten Hütten kosten nichts!

Auf der kleinen Insel Camiguin, unweit von Mindanao, ist ein Vulcan in sehr starker Thätigkeit; schon aus einer Entfernung von 60 Seemeilen erblickt man die aus ihm aufsteigenden Rauchwolken. In seiner Nähe fand man Grund bei 375 Faden und das Schleppnetz brachte eine Menge sehr kleiner Seeigel und dann auch einige Exemplare von zwei sehr hübschen Encriniten heraus. Camiguin liegt etwa 8 Miles von Mindanao entfernt, ist 10 Miles lang und 7 Miles breit; eine Kette hoher vulcanischer Piks gipfelt in einem 5338 Fuß hohen Berge, hinter welchem ein anderer von 4700 Fuß Höhe liegt. Der thätige, oben erwähnte Vulcan bildet einen unregelmäßigen Kegel von nur 1950 Fuß Höhe; er erhebt sich unmittelbar von der See aus und seine chokoladenbraune Farbe sticht scharf ab von dem saftigen Grün der hinter ihm liegenden Berge. Aus dem unregelmäßigen Ge-

lände steigen dichte Dampfmassen empor und an den Abhängen des Berges kommt blaßblauer Rauch aus einer Menge von Spalten und Fumarolen. Bei Nacht haben alle Spalten rund um den Krater und um den Gipfel überhaupt einen rothen Feuerschein. Der Kegel besteht fast ganz aus blaßgrauem Trachyt, ähnlich den Trachyten in der Auvergne. Ein großer Theil der Masse ist als Schlamm ausgeworfen worden und dann verhärtet, aber auch Lavabetten fehlen nicht.

Dieser jüngste Vulcan hatte seinen Geburtstag am 1. Mai 1871. Einige Monate vorher verspürte man auf Camiguin und den benachbarten Inseln bis nach Zebu hin heftige Erdbeben, aber sie hörten sofort auf als die Eruption stattfand. Seitdem ist der Berg entstanden und allmälig angewachsen; nach Ablauf von vier Monaten hatte er etwa eine drittel Mile im Durchmesser und eine Höhe von 400 Fuß; jetzt beträgt dieselbe, wie schon gesagt, nahe an 2000 Fuß und sein Umfang hat sich dermaßen vergrößert, daß nun die ganze Stadt Catarman völlig von ihm bedeckt ist; sie war die größte auf der Insel und zählte etwa 11,000 Einwohner; heute sieht man nichts mehr von ihr als einige ruinirte Mauern. Camiguin war früher eines der fruchtbarsten kleineren Eilande des Archipelagus, wohlhabend, hatte 25,000 Einwohner und lieferte Manilahanf, Zucker und sehr guten Taback zur Ausfuhr. Seit dem Ausbruche ist sie verödet und nur ein paar hundert Menschen sind zurückgeblieben. Zu beiden Seiten des Vulcans sind in der Richtung, welche die beiden Monsune nehmen, die Bäume abgestorben und ist überhaupt aller Pflanzenwuchs wegen der Schwefelausdünstungen, welche der Wind hertreibt, zu Grunde gegangen. Eine Lothung hart am Fuße des Vulcans ergab in 185 Faden eine Temperatur von 57° F.

Von Camiguin steuerte der „Challenger" an der Westküste von Mindanao hin nach Zamboanga, das er am 29. Januar erreichte. Von dort wollte er etwa 2000 Miles parallel mit dem Aequator fahren, nach den Carolinen und Ladronen und weiter nach Japan, das er in der zweiten Hälfte des April zu erreichen hoffte.

Die mohammedanischen Tataren in Nordasien.

Von **Albin Kohn.**

I.

Noch Karl von Rotteck sagt in seiner allgemeinen Weltgeschichte, daß Asien das Land sei, aus dem sich Völkerfluthen über Europa wälzten, um es zu überschwemmen und daß die ungeheure Wüste Mittelasiens die Wiege neuer Völkerkatastrophen sei. Es ist dies eine aus dem vorigen Jahrhundert ererbte Ansicht, der jegliche Basis mangelt. Die Völkerschaften Mittel- vielleicht auch Nordasiens, mit Ausnahme des subarktischen, konnten Europa überschwemmen, so lange dessen Bewohner selbst eine sehr niedrige Culturstufe einnahmen; sie konnten die junge Civilisation niedertreten, in ihrer Entwickelung aufhalten; sie im Keime zu ersticken, mit der Wurzel auszureißen und für immer an ihre Stelle die asiatische Barbarei zu pflanzen vermochten sie nicht. Die Furcht von einer Rückkehr der asiatischen Barbaren nach Europa und der Unterjochung unseres Erdtheils ist ein Phantasiegebilde, dem jede Wahrscheinlichkeit mangelt. Wer sie in ihrer Heimath belauscht, wer ihre moralische und intellectuelle Unfähigkeit den Kampf mit dem Europäer aufzunehmen, mit eigenen Augen gesehen hat, der muß mit Bagehot sagen, daß „die Barbaren nicht einmal mehr besiegte Mitbewerber sind und überhaupt aufgehört haben, sich zu messen" *).

Woher kam es wohl, daß die Barbaren Innerasiens, daß die Mongolen und Tataren (von welchen letzteren wir hier sprechen wollen), es im 13. Jahrhunderte wagen konnten, sich auf ganz Europa zu stürzen, ja sogar die Kaiser des heiligen römischen Reiches deutscher Nation, die Könige von Frankreich und selbst den Statthalter Gottes in Rom aufzufordern, ihnen als Tribut ihre Einnahmen zu übersenden? Worin lag ihre Kraft? Die Antwort auf diese Fragen ertheilt uns theilweise folgende Stelle aus dem böhmischen Gedichte „Jaromir", welches in dem berühmten Königgrätzer Manuscripte („Kralodworsky Rukopis") enthalten ist, und die Kämpfe der Ruthenen, Polen und Tschechen mit den Mongolen und Tataren besingt. Die Stelle lautet in der Uebersetzung:

„Die Christen, verfolgt von der Tataren Macht,
Begannen schon den Sieg zu erringen,
Da kamen aufs Neu' die Zaubrer herbei,
Brachten in den Händen ausgehöhlte Stangen.
Der Tatar, stark vom Feuer erhitzt,
Das er wüthend auf die Christenheit schleudert',
Treibt sie hervor, drückt sie und schlägt,
Bis sie, wie Wild, auseinander stäubt."

Aus dieser Stelle des böhmischen Heldengedichtes erhellt, daß die asiatischen Barbaren in ihrem Kampfe wider die Slaven (im Jahre 1241) sich des Feuerrohrs, einer damals in Europa unbekannten Waffe, die sie von den Chinesen entlehnt hatten, bedient haben. Gegen die schlecht bewaffneten russischen Stämme mußte die noch sehr primitive Feuerwaffe eine mörderische Waffe sein, trotzdem sie gewiß mehr durch ihren Knall und durch ihr Feuer schreckte, als in den Reihen der Angegriffenen Schaden anrichtete. Wie aus der citirten Stelle hervorgeht, hat man die „Handhabung dieser Waffen Zauberern zugeschrieben, gegen welche selbst die Mutter-Gottes" nichts vermochte, an die man sich während der Schlacht in brünstigem Gebete wendete.

Völker, welche mit besseren Waffen als ihre Nachbarn hatten, diese angriffen, haben auch bis jetzt stets den Sieg davon getragen, und wenn Mitteleuropa nicht ebenso den mongolischen Horden unterlag, wie Osteuropa, so verdankt es dieses wohl seiner ausgezeichneten Defensivwaffe, dem Panzer, gegen welchen das chinesische Gewehr noch nicht wirksam genug war. Dieses müssen die asiatischen Horden bald erkannt haben, und da ihnen außerdem der Kampf in Gebirgsgegenden, die in Mitteleuropa häufig sind, wie auch die Belagerung von Burgen, nicht geläufig war, standen sie von

*) Der Ursprung der Nationen. (Deutsche autorisirte Ausgabe.) Bei F. A. Brockhaus in Leipzig. 1874.

ferneren Eroberungsversuchen im Westen ab, und begnügten sich mit dem Besitze der eroberten osteuropäischen Ebene, d. h. mit den ruthenischen Fürstenthümern, aus denen später das Großfürstenthum Moskau und endlich das Kaiserthum Rußland entstanden ist.

Man verwechselt, selbst in gründlicheren Werken, als es unsere gewöhnlichen Encyclopädien sind, gewöhnlich den Tataren mit dem Mongolen dermaßen, daß der Leser zu der Annahme gelangt, beide seien nur verschiedene Stämme eines und desselben Volkes, derselben Race. Dieses ist sicherlich nicht der Fall. Die Tataren, wie ich sie kennen gelernt, und die Mongolen, unter denen ich einige Zeit gelebt habe, sind zwei verschiedene Racen, verschieden in physischer Hinsicht, verschieden auch durch ihre Sprachen. Sie mögen, wenn wir die asiatischen Despotien, welche Dschengischan und Tamerlan gegründet haben, Reiche nennen wollen, lange Zeit ein Reich gebildet haben; ein Volk sind sie nie gewesen!

Wer einen Tataren nicht auf den ersten Blick von einem Mongolen unterscheidet, dürfte überhaupt keine Fähigkeit haben, Menschenracen von einander zu unterscheiden. Nicht der glattrasirte, mit einem gesteppten seidenen Käppchen bedeckte Kopf und der dünne Bart macht den Tataren, wie das pechschwarze, dichte, in einen langen Zopf geflochtene Haar nicht den Mongolen macht. Es sind andere charakteristische Merkmale, welche beide Racen von einander unterscheiden, und die ich, wenn auch nicht à la lettre, durch die Bezeichnung Dolichocephalus und Brachycephalus ausdrücken möchte. Der Tatarenkopf nähert sich stark der Langschädelform; der Kopf des Mongolen ist immer ein Rundschädel.

Weit tiefer ist der Unterschied der Sprachen. Ich hatte während meines langen Aufenthaltes in Sibirien, in den Gefängnissen, häufig Gelegenheit Tataren und Mongolen, so zu sagen, vergleichend zu studiren, da sich Individuen beider Racen in denselben befanden; sie konnten sich nie in ihren Idiomen mit einander verständigen. Im Gefängnisse von Irkutsk und auf dem Boyare (Markte) daselbst begegnete ich sehr häufig Tataren aus dem nahen Bilichtuja und Buriaten (Mongolen) aus Archirejsk, oder aus der großen Steppe, südlich vom Baikalsee; sie verständigten sich stets durch ein radegebrochenes Russisch, nie in ihren Muttersprachen.

Ich will, um dem Leser selbst ein Urtheil über die Verschiedenheit der Sprachen beider Völkerracen zu ermöglichen, die Zahlen beider neben einander anführen, aus denen erhellt, daß die Idiome grundverschieden sind.

	tatarisch	mongolisch
1 =	berr . . .	nige;
2 =	eky . . .	chojor;
3 =	jusch . . .	surba;
4 =	tert . . .	durba;
5 =	bysch . . .	taba;
6 =	allty . . .	sorchu;
7 =	dzity . . .	dollon (vel chollon);
8 =	sygys . . .	najma;
9 =	togos . . .	jusso;
10 =	on . . .	arba;
20 =	sebrygi . .	chory;
30 =	otus . . .	kotschy;
40 =	knik . . .	dutschy;
50 =	ilich . . .	tabje;
60 =	allton . . .	sjara;
70 =	dsyton . . .	talla;
80 =	sygson . . .	maje;
90 =	togoson . .	jiré;
100 =	juss . . .	zu;
1000 =	bermum . .	arbazu.

Bekannt ist, daß beide Völkerracen in historischen Zeiten mit einander verbunden waren. Als sie sich in ungeheuren Schaaren auf Europa wälzten, war die tatarische Race die unterjochte, und dieser Umstand mag eher als andere Gründe die Erscheinung erklären, daß einzelne Tatarenstämme von einander isolirt, durch ihnen nicht verwandte, oder doch nicht nahe verwandte Stämme getrennt sind. Wir finden nämlich Tataren im Nischnenowgoroder, vorzüglich aber im Kasaner Gouvernement, wo sie ehemals ein mächtiges Königreich bildeten, und gelangen aus diesem Gouvernement in das Gouvernement Wjatka, wo die Wotjaken, und von hier in das Gouvernement Perm, wo die Permiaken hausen, welche mit den Tataren keine Aehnlichkeit und keine sprachliche Verwandtschaft haben. Erst jenseits des Urals, in der Gegend von Tjumen, am Tur, begegnen wir wieder Tataren, die sich Tura-Tataren nennen, und die durch einen breiten Landstrich von den weiter östlich in der Gegend von Tara hausenden Tara-Tataren getrennt sind. Oestlich von Tara begegnet man wiederum lange keiner tatarischen Physiognomie, bis in der Nähe von Tomsk, wo noch einige ansehnliche Tatarencolonien bestehen, welche aber, wie alle anderen, von Russen umgeben sind, und von diesem kräftigen und lebensfähigen Stamme vollkommen überwuchert werden.

Erst weit südöstlich von den Tomsker Tataren begegnen wir wieder ihren Stammverwandten im Minusinsker Kreise (im Jeniseyer oder, wie man gewöhnlich sagt, Krasnojarsker Gouvernement); es sind dieses die sogenannten ujgurischen Tataren, mit denen überhaupt das tatarische Element im Osten abschließt, da man demnächst im Kreise Balagansk, welcher zum Gouvernement Irkutsk gehört und am rechten Angaraufer liegt, und im Kreise Nischny-Udynsk, der sich am linken Angaraufer hinzieht, auf Buriaten mit ausgesprochener Mongolenphysiognomie und mongolischer Sprache stößt. Zwar trifft man in der Nähe von Irkutsk, in Bilichtuja, wieder auf eine mehrere hundert Köpfe zählende Tatarencolonie, welche Mohammed anhängen; aber eben dieses dürfte beweisen, daß sie von der russischen Regierung wegen irgend eines Vergehens dorthin gesendete Ansiedler sind, die sich nicht mit den in Bilichtuja und in der Umgegend wohnenden Russen vermischen, aber von ihnen den Ackerbau gelernt haben und ihn weit rationeller und intensiver als ihre Lehrer betreiben.

Die jetzige Isolirung der einzelnen Tatarenstämme in Sibirien ist leicht verständlich. Das russische Element dringt überall zwischen sie ein, vermehrt sich, während das tatarische an einer wahren chronischen Schwindsucht dahinsiecht, und im unblutigen Kampfe, trotz des Schutzes, welchen ihm die russische Regierung angedeihen läßt, erdrückt wird. Schwerer verständlich ist die räumliche Geschiedenheit der sibirischen Tataren überhaupt von den europäischen, besonders aber von den kasanschen, und diese Trennung dürfte zu erklären sein durch die Angabe einiger Schriftsteller, daß sie eine Folge unglücklicher Kämpfe sei, welche die Tataren mit anderen asiatischen Horden zu bestehen hatten, die sich in Folge dessen zwischen sie einschoben. Denn abgesehen davon, daß die Stämme der Wotjaken, Permiaken, Samojeden, Ostjaken, welche zwischen den kasanschen Tataren und den Tura-Tataren hausen, auf einer zu niedern Culturstufe stehen und standen, um einen siegreichen Kampf gegen die höher stehenden Tataren zu führen, waren die genannten Stämme auch zu wenig zahlreich, um die großen Chanate von Kasan und Ssybir (Tobolsk) zu trennen, mit welchem letztern Jermak gegen Ende des sechszehnten Jahrhunderts zusammenstieß. Die Angaben chinesischer Historienschreiber über diese vermeintlichen Kämpfe anderer tura-

nischer Völkerstämme mit den Tataren verdienen keinen Glauben; den Chinesen mangelt die Kritik und was westlich ihrer Mauer vorging mögen sie vielfach nach Hörensagen verzeichnet und obenein noch phantastisch ausgeschmückt haben. Ethnographie ist ja bekanntlich noch jetzt eine der schwächsten Seiten der Wissenschaft im Himmlischen Reiche.

Erklärlicher ist wohl die Annahme, daß schon Dschengischan die Tataren, gleich nach ihrer Unterwerfung unter seine Herrschaft, in verschiedene Gruppen theilte und die asiatisch-sibirische von der europäischen und südasiatischen, durch Einschiebung anderer Volksstämme trennte oder vielmehr einzelne Tatarenstämme in verschiedenen Gegenden seines weiten Reiches ansiedelte. Der kluge Despot mochte dieses aus politischen Rücksichten gethan haben, da die Tataren, das zahlreichste von ihm unterjochte Volk, nicht mongolischer Abstammung waren, und ein Zusammenlassen aller in einem Landstriche dem herrschenden Stamme um so bedrohlicher werden konnte, als ein großer Theil der Tataren der mohammedanischen Lehre huldigte, die bekanntlich leicht zu fanatischen Ausbrüchen hinreißt. Die mohammedanischen Kirgisen, deren Kopf- und Gesichtsbildung mehr Tatarisches als Mongolisches zeigt, sind gewiß erst nach dem Verschwinden der kräftigeren Nachfolger Dschengischans gegen Norden vorgerückt. Es ist sogar wahrscheinlich, daß dieses schon nach der Zertrümmerung des sibirischen Tatarenchanats erfolgt ist, da Jermak die Tataren des Chans Kychym am Irtisch, zwischen Tobolsk und Omsk, traf, während erst später von Zusammenstößen der Russen mit Kirgisen in der Gegend von Omsk und Ischym gemeldet wird.

Wir wollen jetzt den sibirischen Tataren einige Aufmerksamkeit widmen.

Schon um die Mitte des 16. Jahrhunderts war die später in den Grafenstand erhobene Schmiedefamilie Strogonow im Besitze großer Landstrecken im Ural, namentlich im Gouvernement Perm und beutete den mineralen Bodenreichthum ihrer Besitzungen mit Hülfe herbeigerufener russischer Colonen aus. Da die Strogonow's aber die Besitzungen auch nach Osten zu, d. h. über den Ural hinaus, ausdehnten, kamen sie mit den im heutigen Kamyschlower, Ischymer und Tobolsker Kreise wohnenden Tataren in Collision, welche zwar selbst von den reichen Bergwerken der Ostabhänge des Urals keinen Nutzen zogen, es jedoch wohl nicht wünschenswerth fanden, daß sich die „Urussen" ihrer bemächtigten. Die Tataren belästigten die im Ural angesiedelten Russen, welche Blockhäuser errichteten und, so gut es ging, sich gegen die andringenden Feinde vertheidigten.

Trotz der bedeutenden Uebermacht der Tataren und der ihnen tributpflichtigen Ostjaken gelang es ihnen nicht, die Russen aus den von ihnen eingenommenen Positionen zu verdrängen: das, wenn auch noch sehr schlechte, europäische Gewehr und die unbehülfliche Kanone jener Zeit sicherten den Russen immer den Sieg und die Tataren mußten mit blutenden Köpfen abziehen. Ob jedoch die Strogonow'schen Arbeiter lange diesen immer wieder erneuerten Angriffen widerstanden hätten, ob sie ihnen nicht endlich hätten unterliegen müssen, lassen wir dahingestellt sein. Gewiß ist, daß den Strogonow's ein Ereigniß, das sich in Rußland selbst zugetragen, unerwartete Hülfe brachte.

Während der ununterbrochenen Kämpfe der Moskauer Großfürsten mit den Mongolen einerseits, und andererseits mit den sich gegen sie auflehnenden Fürsten des Rurik'schen Mannsstammes, welche alle in verschiedenen Landestheilen die Souveränetät beanspruchten, bildeten sich aus den Marodeuren („Opryschki") Räuberbanden, welche in leichten Kähnen auf der Wolga und anderen Flüssen umherschifften und den Handel sowohl auf ihnen als auch im Lande selbst brandschatzten. Die Inseln in der Wolga und die dichten Wälder an deren Ufern boten den Räubern sichere Zufluchtsstätten. Endlich gelang es Iwan IV. Wasilewitsch, mit dem Beinamen: „der Grausame", eine der Hauptbanden, die des Jermak Timofejewitsch (Sohn Thimotei), zu sprengen; und der berüchtigte Hauptmann entfloh mit einigen Hundert sogenannter Kasaken stromaufwärts auf der Kama in die Schluchten des Ural; er gelangte so in die Besitzungen der Strogonow's.

Anfangs war der Räuberhauptmann mit seiner Bande den arbeitsamen Schmieden sehr erwünscht; er vermehrte ja mit seiner Schaar die Vertheidiger der Blockhäuser, ja übernahm gänzlich ihre Vertheidigung, in Folge dessen die eigentlichen Fabrikarbeiter ruhig ihrer Arbeit nachgehen konnten.

Lange konnte jedoch dieses Verhältniß nicht dauern, denn einerseits drohte, wie der Chronist Müller andeutet, der wüthende Iwan den Strogonow's mit seinem allmächtigen Zorne, wenn sie die Räuber nicht auslieferten, andererseits aber wurden diese selbst ihren Schützlingen unangenehm, da sie wohl für ihre Dienste mehr beanspruchen mochten, als diese Dienste selbst werth waren. An ein Ausliefern der Räuber konnten wohl die Strogonow's nicht denken; dazu haben doch am Ende ihre Kräfte nicht hingereicht. Sie beredeten deshalb Jermak, um sich seiner und seiner Kasaken auf die beste Manier zu entledigen, gegen die Tataren zu ziehen, sie im eigenen Lande aufzusuchen und zu vernichten. Es ist erlaubt zu zweifeln, ob die Strogonow's an diesen Erfolg geglaubt haben, da die Schaaren Jermak's, zu denen sich noch nachträglich andere der Gerechtigkeit entwischte Räuber gesellt hatten, nicht viel über tausend Mann betrugen. Man kann mit Sicherheit annehmen, daß die Strogonow's glaubten, die ihnen lästigen Gäste würden im offenen Kampfe mit den zahlreichen Tatarenhorden unterliegen und nimmer wieder aus den Ebenen des Irtisch in die sicheren Schluchten des Ural zurückkehren. Sie hatten sich getäuscht.

Beim ersten Zusammenstoße der Tataren und Russen unterlagen die ersteren, trotz ihrer unverhältnißmäßigen Ueberzahl, und Kychym Chan mußte dem Sieger nach wenigen Schlachten den westlichen Theil seines Reiches, ja sogar seine am rechten Irtischufer gelegene Hauptstadt Ssybir, das heutige Tobolsk, überlassen. Das noch schwerfällige und rohe europäische Feuergewehr, verbunden mit einer der asiatischen überlegenen Taktik, besiegte Pfeil und Bogen, welche von undisciplinirten, nicht durch Panzer, wie die Russen, geschützten asiatischen Horden zur Abwehr der Invasion benutzt wurden.

Die Nachricht von der abenteuerlichen Unternehmung Jermak's war bis Moskau gedrungen und erzürnte den Tyrannen. Ohne seinen Befehl einen Kriegszug, wie der sibirische war, zu unternehmen, hieß seine Allgewalt verhöhnen. Deshalb auch erging an die Strogonow's der strenge Befehl, Jermak's Unternehmen zu vereiteln, ihm die Umkehr zu gebieten. Iwan mochte bei der Vorstellung vom Kampfe in Sibirien der Gedanke an den erst vor Kurzem beendeten schweren Kampf mit den Kasaner Tataren vorschweben und er mochte vor einer gemeinschaftlichen Action der Reste dieser mit den Schaaren Kychym's erschrocken gewesen sein, wenigstens Schreck fingirt haben. Jermak ließ sich indeß in seinem Plane nicht beirren, der wohl gleich nach der ersten gewonnenen Schlacht auf die Eroberung von ganz Sibirien, dessen ungeheure Ausdehnung ihm ja nicht bekannt war, abzielte.

Dieselbe Nachricht, welche den Zaren erschreckte, führte dem kühnen Abenteurer Hülfe zu, denn in Folge des Gerüchtes eilten Viele, die mit den Gesetzen nicht auf dem besten Fuße standen, über den Ural, so daß sich der Trupp

Jermak'scher Kasaken auf nahezu zweitausend Mann steigerte. Gleich nach den ersten Siegen Jermak's fielen die am Ob hausenden Ostjaken von Kychym Chan ab, und leisteten den Russen allen möglichen Vorschub. Auch die Tura-Tataren, welche mit Kychym gegen Osten gezogen waren, kehrten bald in ihre Wohnsitze zurück und überließen ihren Fürsten mit den Tataren von Tara seinem Schicksale.

Der Ausgang des Kampfes zwischen Russen und Tataren ist bekannt. Iwan der Grausame nahm vom Räuber Jermak das ihm gemachte Geschenk, welches an Umfang seine bisherigen Besitzungen bedeutend überragte, gnädig an, verzieh ihm und seinen Genossen alle begangenen Verbrechen und ernannte ihn zum General und „Wojewoden" Sibiriens. Der tragische Tod Jermak's, welcher in den Fluthen des reißenden Irtisch ertrank, hielt die Russen in ihren Fortschritten nicht auf, und wir finden sie schon um die Hälfte des nächsten (17.) Jahrhunderts an der Selenga, im Baikalgebiete, in Kämpfe gegen China verwickelt, während das ungeheure, westlich von Irkutsk liegende Gebiet als „alter Besitz" betrachtet wurde und vollkommen unterworfen war.

Kurze Zeit nach der Besitzergreifung Sibiriens durch den russischen Zaren begann ein Völkerdrängen von Westen nach Osten, das man fast eine umgekehrte Völkerwanderung nennen möchte. Aus dem an sich menschenarmen Großfürstenthum Moskau zogen immer neue Schwärme nach Osten, legten erst auf dem linken, dann auf dem rechten Ufer des Irtisch Colonien an, neue nachdrängende Ansiedler drangen immer weiter vor und umringten und isolirten die einzelnen Tatarencolonien, welche bald nur wie Inseln aus dem neugebildeten ethnographischen Meere hervorragten. Ich bin stark versucht anzunehmen, daß die Unterschiede in Tura, Tobolsker, Tara und Tomsker Tataren sich erst gebildet haben, nachdem sich zwischen ihnen die Russen festgesetzt, sie isolirt hatten.

In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts nahm der Zuzug oder besser der Nachschub der Russen nach Sibirien immer bedeutendere Dimensionen an und dieses mußte für die Tataren, wie überhaupt für die nichtarischen Völkerstämme des Landes, die verderblichsten Folgen nach sich ziehen.

In der weiten fruchtbaren Ebene von Tara, welche sich geologisch als der Grund eines großen Binnenmeeres darstellt, hausten noch vor etwa 150 Jahren die meisten Tataren und die russische Regierung hatte sie mit gewissen Privilegien ausgestattet, welche auf die Erhaltung des Stammes berechnet waren. Zu diesen Privilegien gehörte auch der „ewige und alleinige Besitz der Steppe von Tara".

Der Bodenreichthum, welcher trotz seiner physischen Zusammensetzung (Humus und nicht zu fetter Lehm) verhältnißmäßig leicht zu bearbeiten ist, und die vielen fischreichen Flüsse zogen viele russische Ansiedler herbei, welche sich anfangs begnügten Wälder urbar zu machen und den gewonnenen Boden für sich bebauen zu dürfen, später aber sich immer mehr der eigentlichen den Tataren zugesicherten Steppe näherten, und trotz aller Verbote der Regierung diese durch List und Gewalt in ihren Besitz brachten und die eigentlichen Eigenthümer immer mehr einzwängten.

Aus allen Erdtheilen.

Reisen in der Sahara.

Ein französischer Reisender, Largeau, unternimmt gegenwärtig Wanderungen in der östlichen Sahara und hat Ghadames besucht um dort Handelsverbindungen mit Algerien anzuknüpfen. Ein anderer, Paul Soleilles, unternimmt das kühne Wagniß, von Algier aus nach Timbuktu vorzudringen und von dort bis St. Louis an der Mündung des Senegal zu reisen. Er ist ein ausgezeichneter Fußgänger und hat früher schon Insalah gesehen, denn man ließ ihn nicht in die Dörfer dieser zu Tuat gehörenden Oase. Die Lyoner Handelskammer unterstützt ihn mit 5000 Francs; auch von Seiten anderer Handelskammern hat er Förderung zu erwarten.

In England wird eine westafrikanische Expedition ausgerüstet. Der Ingenieur Donald Mackenzie hat den Plan, die westliche Sahara unter Wasser zu setzen und dabei geht er von folgenden Voraussetzungen aus. „Der nordwestliche Theil der Sahara, im Westen der Tafelländer von Mursuk und Asben, bildet eine Bodensenkung, eine weit ausgedehnte Depression viele Fuß unter dem Meeresspiegel. Dieses Becken reicht von den fruchtbaren Gegenden Tafilelts und Tuats bis wenige Meilen von Timbuktu und von Truza und Asanad nach Westen hin bis zum Hochlande von Maghter und Aderer. Seine Gestalt ähnelt so ziemlich einem unregelmäßigen Parallelogramm und seine Grenzen werden deutlich angezeigt durch steile Abfälle und hohe Ufer; diese beweisen, wie überhaupt das ganze Becken, klärlich, daß sie in verhältnißmäßig neuer Zeit die Einwirkungen des Wassers erfahren haben. Von der nordwestlichen Ecke dieser Depression zieht sich in Gestalt eines V ein Thal nach dem Atlantischen Ocean; die Ausmündung desselben ist auf den Karten als Wady Belta bezeichnet und liegt gegenüber den Canarischen Inseln. Reisende, welche dasselbe besucht haben, behaupten, dieses Wady sähe aus als ob dasselbe erst gestern vom Meere verlassen worden sei; das Niveau liege tiefer als der Meeresspiegel. Durch Sandanhäufungen sei dasselbe vom Ocean abgeschnitten worden; unter der heißen tropischen Sonne habe ein solches Binnenmeer verschwinden müssen und nun zeugen nur noch salzige Niederschläge und allerlei marine Ueberbleibsel von dem einstigen Vorhandensein desselben."

Das ist die Aufstellung Mackenzie's, der nun die Sandanhäufungen entfernen will, welche jetzt den Ocean vom Wady Belta absperren: er will den Atlantischen Ocean wieder in dasselbe lenken und einen Binnensee herstellen. Dieser werde dann eine Fahrbahn bis in das Herz von Afrika herstellen, die Producte sowohl des Pflanzenreiches wie des Mineralreiches von Tafilelt und Tuat könnten nutzbar gemacht werden; Asben und viele von den Tuareks durchzogene Gegenden kämen in das Bereich der Civilisation; Bambarra, Sourhay, Haussa 2c. würden nicht länger isolirt bleiben sondern vom Verkehr berührt werden, die Handelswaaren könnten auf kürzerm Weg und also wohlfeiler zu ihnen gelangen und Timbuktu würde nur noch 800 Miles vom Atlantischen Meeresufer entfernt sein.

Bei Projecten solcher Art pflegt man sich bekanntlich sanguinischen Hoffnungen hinzugeben und das scheint uns auch hier der Fall zu sein. Der Schotte nimmt an, daß englische Waaren auf diesem nassen Wege in Menge nach Innerafrika gelangen und gegen Baumwolle, Indigo, Reis, Kautschuk, Kupfer und manche andere Gegenstände ausgetauscht werden könnten. Die Fruchtbarkeit jener Gegenden sei derart, daß

sie überhaupt alle tropischen Erzeugnisse zu liefern im Stande seien. Wir lassen das bis auf Weiteres dahin gestellt. Ernst genommen wird die Sache, denn eben jetzt wird, wie wir aus der Mainummer des „Geographical Magazin" ersehen, eine Expedition vorbereitet um den Wady Belta ꝛc. genau zu erforschen. Mit Mackenzie gehen zwei Herren Skertchly, wovon der eine jüngst ein Werk über Dahomey veröffentlicht hat, und der andere ein Geolog ist; der Ingenieur Fairley, der früher im Dienste des Sultans von Marokko stand, ein Herr Brion und noch mehrere Andere. Der Letztere hat nach Angaben früherer Reisenden ein Relief der hier in Frage kommenden Gegenden angefertigt. Wenn die Untersuchungen günstig ausfallen, will man sofort die praktischen Arbeiten in Angriff nehmen.

Winwood Reade †.

Wir lesen in der „Mail" die kurze Notiz, daß W. Reade in den ersten Tagen des Mai in London gestorben sei. Wir haben uns für diesen höchst unternehmenden, überaus kecken Reisenden stets lebhaft interessirt. Er war eine durchaus unmittelbare Natur, der rund von der Leber wegsprach und einen schroffen Gegensatz zu der philisterhaften Prüderie bildete, die in England leider unter vielen Gelehrten an der Tagesordnung ist.

Als Du Chaillu seine Nachrichten über den großen äquatorialen Affen veröffentlichte, den er sehr unpassend als Gorilla bezeichnete, behaupteten weise Leute in Berlin und London, daß es sich dabei um einen „frechen Schwindel" handele; Du Chaillu wurde als Lügner hingestellt. Wir unsererseits überlegten uns die Sache ruhiger und sprachen uns etwas günstiger über diesen Mann aus, der im Hinterlande des Fernando Vaz, am Ogowai und an der Serra do Cristal mit dem mächtigen Thier in Berührung gekommen war; seine Schilderungen waren durchaus klar, obwohl er vielerlei Abenteuerliches beimischte. Weshalb sollte in Afrika, das ja immer so viel Neues bietet, nicht eine Affenart bisher unbekannt gewesen und nun entdeckt worden sein?

Als der Streit heftig wurde entschloß sich W. Reade, ein damals junger Mann, kurzweg, nach dem äquatorialen Afrika zu reisen und mit dem „Gorilla" persönliche Bekanntschaft zu machen. Gelang es ihm Haut, Schädel und Gerippe zu bekommen und diese in London vorzuzeigen, so war die Controverse ohne Weiteres zu Ende gebracht. War der Gorilla wirklich vorhanden, so mußte er in der Gegend zu finden sein die im Norden vom Muni, im Süden von Fernan Vaz begrenzt ist, und die Neger sagten, daß er in den Ngumbiwäldern sehr häufig sei; sie erzählten ihm, daß am Abend vorher ein Schrei des „Njina" gehört worden sei. Sie führten dann Tänze auf, in welchen sie die Bewegungen des großen Affen nachahmten; sie zeigten insbesondere wie man denselben angreife und tödte. Der Tanz war eine religiöse Festlichkeit, welche der Jagd vorausging, und die bis zum Morgengrauen dauerte. Reade schloß sich den Jägern an und man zeigte ihm frische Spuren des Gorilla, welchen die Neger folgten. „Wir, mein Jäger Elia und ich, waren nun dem Gorilla ganz nahe; er nahm seinen Rückzug und brach dabei Aeste nieder. Ich zitterte am ganzen Leibe, sperrte meine Augen weit auf, hielt mein Gewehr krampfhaft fest und biß die Zähne aufeinander. Jetzt, nach fünfmonatlichen Mühen, winkte mir endlich der Lohn. Aber ich trat auf einen dürren Ast, der Gorilla merkte Unrath und verschwand!"

Die Thatsache war also festgestellt, aber schon 1846 hatte der nordamerikanische Missionär Wilson in seinem ungemein lehrreichen Werk über Westafrika, das auch ins Deutsche übersetzt worden ist, eine Beschreibung des Troglodytes Gorilla gegeben, welchen die Neger am Gabon als Njine bezeichnen. Es gelang ihm, einen Schädel zu erhalten, und die Eingeborenen schilderten ihm das Thier ganz richtig. Wilson sah einen getödteten Gorilla, den er ausführlich beschreibt. Du Chaillu erhielt nicht weniger als 16 gut erhaltene Exemplare.

W. Reade's Buch „Savage Africa", London 1864, enthält viele interessante Angaben, deren manche allerdings den patentirt-frommen Engländern der Exeterhalle sehr anstößig erschienen. Diese haben ihn vielfach bekämpft, insbesondere nachdem er in einem Vortrage der Anthropologischen Gesellschaft in London („Journal of the Anthropological Society", Bd. III, S. 143 ff.) die Missionsunternehmungen in Afrika für a wretched bubble erklärt hatte, und das Verfahren der Missionäre der schärfsten Kritik unterwarf. „British Christianity can never grow in an african soil. I have found Christian missions not only inferior to Mohammedan missions, as a means of civilising Negroes, but absolutely useless." Er wurde darüber auch in der Anthropologischen Gesellschaft hart angelassen und die Debatten spannen sich durch eine lange Reihe von Sitzungen fort; wir wollen hier nur bemerken, daß Richard Burton sich entschieden auf seine Seite stellte.

Als der Krieg gegen die Aschantis ausbrach, war W. Reade sofort auf dem Platze um als Correspondent der „Times" sich der Expedition anzuschließen und er hat dem großen Londoner Blatte ganz vortreffliche Berichte geliefert. Unsere Leser werden sich der Schilderungen der Haussas, der wilden Neger von der Sierra-Leone-Küste und der Cannibalen aus dem Nigerdelta erinnern, welche die Engländer als Hülfsgenossen ins Feld führten. Erst jetzt haben wir aus der Notiz der „Times" erfahren, daß W. Reade der Verfasser war.

Die Austernbänke an der Küste von Neujersey.

Nach den Aussagen der erfahrensten Fischer wirft der Austernfang der Newark- und Amboy-Bucht dieses Jahr einen größern Ertrag ab als in irgend einem Jahre seit 1867, und zwar sind die Austern, trotz ihrer Menge, nicht etwa schlechter als in früheren Wintern, sondern sogar besser. Die Newark-Bay allein soll 1,500,000 Bushels der köstlichen Thiere geliefert haben und die Ausbeute der Amboy-Bay, deren Betten bekanntlich noch größer sind als die der erstern, soll noch beträchtlicher gewesen sein. Diese für die Fischer wie für das Austern essende Publicum gleich erfreuliche Erscheinung ist die Folge der Schonung, welche man den sogenannten Saatanstern in den letzten Jahren hat angedeihen lassen und es ist zu hoffen, daß die Vermehrung der Thiere bei der Fortsetzung dieses vernünftigen Verfahrens auch künftig eine so starke sein wird wie in diesem Jahre. — Die Austern der Newarker Bay sind nach Gewässern der verschiedensten Klimas verpflanzt worden und werden demzufolge unter den verschiedensten Namen auf den Markt gebracht. So wurden diesen Winter 7000 Bushel nach Frankreich geschickt, um dort zur Bepflanzung der Betten eines reichen Austernhändlers zu dienen. Derselbe hat schon vor zwei Jahren einen derartigen Versuch gemacht und ist damit über alle Erwartungen erfolgreich gewesen. Auch nach der San-Francisco-Bay und dem Sacramento- sowie San-Joaquin-River ist die Auster der Newarker Bay verpflanzt worden und gedeiht daselbst in der vorzüglichsten Weise. Von England, dessen Austernbetten zum größten Theil erschöpft sind, steht starke Nachfrage nach Newarker Austern in Aussicht.

Die großen Betten der Amboy-Bay oder vielmehr des Raritan-River, welche anderthalb Meilen lang und eine Meile breit sind, haben, wie bemerkt, ebenfalls einen ungewöhnlich hohen Ertrag geliefert. Sie sind ein sehr werthvolles Stück Meeresgrund und über ihren Besitz haben seit ihrer Entdeckung die heftigsten Fehden zwischen einer großen Anzahl Fischer stattgefunden. Anfangs waren sie von mehreren Anwohnern des Staaten-Island-Sunds in Beschlag genommen worden, doch wurde diesen der Besitz schon nach fünf Jahren von Neujersey-Austernfischern mit Erfolg streitig ge-

macht, welche sodann bis auf den heutigen Tag von anderen Personen in ihrem Besitze gestört und fortwährenden Angriffen ausgesetzt worden sind. Um sich derselben zu erwehren sind sie genöthigt, während der Sammelzeit fortwährend ein armirtes Dampfboot in der Nähe der Betten zu halten. Sie üben also das Faustrecht in unverblümter Weise und es ist leicht begreiflich, daß sich unter den Bürgern des Staates, welche von den Verhältnissen unterrichtet sind, eine starke Opposition geltend macht. Die Legislatur ist schon zu verschiedenen Malen aufgefordert worden, diesem anomalen Zustand der Dinge ein Ende zu machen und es heißt, daß sie ein Gesetz annehmen wird, welches den Staat als den Eigenthümer der Austernbänke erklärt und ihn zum Verkauf oder zur Verpachtung derselben an den Meistbietenden ermächtigt.

Die Stellung der Füße beim Gehen.

Nur wenig Beachtung ist diesem Gegenstande mit Rücksicht auf die Anthropologie bisher geschenkt worden. Jetzt wird derselbe angeregt in der englischen Zeitschrift „Nature" vom 6. Mai 1875 und dabei namentlich das Gehen der nordamerikanischen Indianer auf dem Kriegspfad hervorgehoben.

Als einen weitern Beitrag will ich hier anführen, was der musterhafte Beobachter Steller (Kamtschatka S. 368) über das Gehen der Itelmenen sagt: „Auf den Fußsteigen der Itelmenen ist dergestalt beschwerlich zu gehen, daß man kaum einige Werst avancirt, so hat man sich schon um die Knöchel wund gestoßen; ihre Wege sind nicht über 8 Zoll breit, dabei dergestalt tief und ausgetreten, daß man darinnen als in einem engen Canal geht. Und dieses aus zwei Ursachen, einmal so halten sie es für eine große Sünde sowohl im Sommer als Winter einen andern Weg zu gehen, als welchen ihre Voreltern gegangen, sollten sie auch einen hündertmal nähern oder bessern wissen. Zweitens so setzen sie die Füße so widerlich im Gehen, daß allezeit beide Fußtapfen im Gehen in einer Linie zu stehen kommen, welches ich als etwas Besonderes an dieser Nation regardiret."

* * *

— In Galizien, welches von den Polen ganz unrichtig als ein polnisches Land bezeichnet wird, bilden die Ruthenen die überwiegende Mehrzahl der Bevölkerung und sie stehen schon als Anhänger der griechischen Kirche den Polen gegenüber, welche sich zur vaticanischen Religion bekennen. Je uncultivirter die Völker sind, um so mehr legen sie Werth auf kirchliche Formeln und auf Dogmen, die ihnen doch unverständlich sind; die Geistlichkeit übt großen Einfluß, aber nicht im Interesse der Gesittung. So erklärt sich, daß derartige Völker hinter anderen weit zurückbleiben. In Galizien haben nach den neuesten Ermittelungen die Deutschen 110 Schulanstalten, die Polen 1117, die Ruthenen dagegen 1537. Die Zahl der Juden ist in jenem Lande sehr beträchtlich und sie halten auf Schulen für ihre Angehörigen, die wohl so ziemlich alle Deutsch verstehen und sprechen, wie es eben ist. Die Zahl ihrer Lehranstalten finden wir nicht angegeben.

— Der californische Hoodlum. Man wird dieses Wort in keinem englischen Lexicon finden, aber „das Thier" oder „die Creatur", welches mit demselben bezeichnet wird, spielt am Großen Ocean eine sehr unliebsame Rolle. In den östlichen Staaten der nordamerikanischen Union sind die „Raufbolde" in den großen Städten eine höchst nichtsnutzige und lästige Classe; und mit Recht bezeichnet man diese Plug uglies, Shoulder hitters und wie sie weiter heißen als eine Pest in der bürgerlichen Gesellschaft. In Californien hat man eine vicarirende Form dieses Unthiers. Eine Monatsschrift in San Francisco („Overland Monthly") entwirft folgendes Bild: „Hier, in der äußersten Thule der Civilisation, haben wir ein Geschöpf, das durch und durch nichtsnutzig ist und an welchem wir auch nicht einen einzigen guten Zug finden. Wie sollen wir diese Creatur beschreiben? Sein Name ist Hoodlum. Der Hoodlum stülpt einen schlaffen Filzhut mit breitem Rande auf den Kopf, trägt einen Sackrock, schlotternde Hosen und Stiefel mit hohen Absätzen. Auf das Haar thut er sich viel zu gute, es ist sein Stolz und es glänzt von Pomade. Er ist eine wohlfeile Creatur, d. h. er wendet nicht viel an sich, trägt billige Kleider, raucht schlechten Tabak und seine geistigen Genüsse kosten wenig; er liest Diebes- und Mörderromane aus der Leihbibliothek und dann die täglich erscheinenden „Polizeinachrichten". Er liebt es nicht, allein zu sein; die Hoodlums bilden förmliche Banden, welche Nachts sich in den Straßen umhertreiben und für die es ein Hauptspaß ist, Frauenzimmer und Chinesen zu mißhandeln. Es ist auch schon vorgekommen, daß diese Helden in dunkeler Nacht einen weißen Mann durch Steinwürfe getödtet haben. Dem Polizeimanne bietet der Hoodlum allemal Trotz und der biedere Polizeimann thut, als ob kein Hoodlum auf Erden sei. Aber das Volk schreit Ach und Weh über diese Creatur.

Manche Leute sind in dem Irrthume befangen, diese Hoodlums seien Knaben oder erwachsene Jungen, Boys im wirklichen Sinne des Wortes, aber durchschnittlich sind sie über achtzehn Jahre alt, und man kann sie als erwachsene Leute betrachten. Auch sind sie nicht etwa alle nur Bummler und Müßiggänger, die meisten arbeiten vielmehr am Tage in irgend einem Geschäfte. Von manchen werden sie für „desperate Thiere" gehalten und für „Barbarenhorden", welche sich gelegentlich der Stadt San Francisco bemächtigen und mit Mord und Plünderung heimsuchen könnten. Aber damit hat es keine Noth, denn der Hoodlum ist ein niederträchtiger Feigling (an arrant coward and a sneak).

Wie können wir uns dieser Pest entledigen? Es sind manche Gegenmittel versucht worden, aber sie halfen nichts. Wirksam allein ist die Peitsche. Der Hoodlum macht sich platterdings nichts daraus, wenn er ins Gefängniß oder ins Arbeitshaus gebracht wird. Was eine moralische Strafe ist, weiß er nicht, denn er hat weder Moral noch Ehrgefühl, und wenn er eingesperrt ist, leidet er eben keine größere Entbehrung als zu Hause. Wenn er aber recht gründlich ausgepeitscht worden ist, kommt er zur Besinnung. Wir zahlen hier in San Francisco monatlich 5600 Dollars für Straßenreinigung; die können wir sparen, wenn wir die Hoodlums zu einer nützlichen Zwangsarbeit verurtheilen; dabei würden freilich die hohen Absätze an den Lackstiefeln in die Brüche gehen und das pomadisirte Haar staubig werden. Doch besser wäre es, wir hätten keine Hoodlums und wir hätten sie nicht, wenn Mütter und Väter von ihren elterlichen Pflichten durchdrungen wären, wenn sie Zucht in der Familie ließen, ihre Kinder beaufsichtigten und sie nicht zu wilden Bestien heranwachsen ließen!"

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXVII. № 24.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 12 Mark. Einzelne Nummern 50 Pf. 1875.

Aus K. Yriarte's Wanderungen in Istrien.

Die Landschaften welche das nördliche Ende des Adriatischen Meeres umschließen, haben im Laufe der Jahrhunderte in geschichtlicher Beziehung mancherlei Wechsel erfahren und sind ein Tummel- und Fechtplatz für sehr verschiedene Völker gewesen. Nationale Gegensätze liegen auch heute noch schroff nebeneinander.

Das zur österreich-ungarischen Monarchie gehörende sogenannte Küstenland oder Litorale begreift verschiedene Bestandtheile; Hauptstadt ist Triest; sein Ursprung reicht über die Römerzeiten hinaus. Während der Völkerwanderung erlitt es harte Schläge, war eine Zeitlang den Langobarden, nachher den Byzantinern unterworfen, gehörte später den Karolingern, welche es dem Bischof überantworteten, wurde zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts freie Stadt, als solche von den Venetianern schwer bedrängt und unterwarf sich, um von diesen nicht unterjocht zu werden, dem Deutschen Reiche; es kam trotzdem auf einige Zeit unter venetianische Herrschaft und ist seit 1382 österreichisch.

Südlich von Triest erstreckt sich die Halbinsel Istrien, ein Dreieck bildend, weit ins Meer nach Süden hin. Die Basis desselben wird gebildet von einer Linie, welche man in der Richtung von Nordwest nach Südost bis St. Veit am Flaum (Fiume) zieht, etwa 260 Kilometer; die Linie von Norden nach Süden, bis zum Cap Promontore, ist etwa 315 Kilometer lang. Die östliche Küste wird vom Quarnerischen Meerbusen bespült, die westliche vom Triester Golfe. Dieser letztere hat einen weniger steilen Abfall als jene und zahlreiche Einschnitte und Buchten, welche bequeme und sichere Häfen bilden. Die Thäler bieten einen gefälligen Anblick dar, der Acker ist gut bestellt, Weinrebe und Oelbaum liefern reichen Ertrag und das Meer ist reich an Fischen.

Dagegen sind die Gestade am Quarnerischen Busen gefährlich durch die vielen Klippen, von welchen das Meer starrt, und die Bora, dieser wilde, scharfe Nordost, richtet nicht selten große Verheerungen an; ein Gleiches ist der Fall, wenn der Sirocco von Südosten her die Wogen wild empor peitscht. Deshalb ist diese Küste auch nur spärlich bevölkert, ohnehin hat sie im Allgemeinen keinen fruchtbaren Boden. Gen Norden nach Fiume hin fällt die Küste weniger steil ab und die Landschaft gewinnt einen freundlichen Anblick, namentlich zwischen Albona und Volosca.

Die Küstenstädte haben eine überwiegend italienische Bevölkerung, das platte Land dagegen ist durchaus slavisch; die Zahl der Deutschen ist gering und besteht zumeist aus Beamten, Soldaten und Handelsleuten. Diese, auch die italienischen, müssen wenigstens in den kleineren und mittleren Ortschaften Slavisch zu sprechen verstehen, um mit den Landleuten verkehren zu können. Bei diesen ist das italienische Element, welchem Herrschsucht vorgeworfen wird, nicht beliebt. Die römisch-katholische Kirche hat in den Slaven warme, aber keineswegs fanatische Anhänger; in der Umgegend von Dignano hat sich jedoch seit dem siebenzehnten Jahrhundert eine griechisch-orthodoxe Colonie bei ihrem schismatischen Glauben erhalten. Unter den Slaven trifft man viele mit blondem Haar, blauen Augen und sehr stattlichem Wuchse. Im Allgemeinen sind sie zum Arbeiten nicht aufgelegt, zeigen aber, wenn es sein muß, große Ausdauer namentlich bei Bestellung der

Bauern aus der Umgegend von Pisino.

Felder. Es fehlt ihnen nicht an Intelligenz; sie sind schlau, verschlagen, lassen sich manchmal zu Gewaltthätigkeiten fortreißen, zeigen aber auch eine gewisse Gutmüthigkeit. An Althergebrachtem halten sie mit äußerster Zähigkeit fest, wollen von Neuerungen, seien diese auch noch so nützlich, nichts wissen und kommen deshalb in der Civilisation nicht vorwärts. Gegen Fremde sind sie gastfrei, in der Familie gilt das Ansehen des Vaters.

Man trifft unter den istrischen Slaven auf große Verschiedenheiten; jeder Stamm hält fest am Ueberkommenen, an seinen besonderen Sitten und Gebräuchen, und Zwischenheirathen sind äußerst selten. Auch hat in Bezug auf Ackerbau und auf Gewerbsamkeit, insofern von letzterer die Rede sein kann, jeder der dreizehn Districte, in welche Istrien getheilt ist, seine Eigenthümlichkeiten. Man gewinnt viel Seesalz, züchtet Seidenraupen, salzt Fische ein, verfertigt Faßdauben, liefert Brennholz für Triest und Venedig, bearbeitet Bausteine, schlägt etwas Bauholz und bearbeitet einige Kohlen- und Alaungruben. Zur Ausfuhr gelangen Wein, Oel und Schafwolle, aber Seesalz ist und bleibt das wichtigste Erzeugniß. In Bezug auf alle hier nicht namhaft gemachten Producte sieht Istrien sich auf das Ausland angewiesen; es bezieht von demselben den größten Theil seines Getreidebedarfs, trockene Gemüse, Vieh, Colonialwaaren, Droguen, Glas, selbst Töpfergeschirr und von alle dem geht auch nur wenig auf das platte Land; fast der ganze Verbrauch dieser und anderer Waaren beschränkt sich auf die Städte. Der slavische Bauer hat nur geringe Bedürfnisse; sein Schaf liefert ihm die Wolle, welche seine Frau spinnt und zu Zeug verwebt; sie ist es auch welche ihm die Kleider verfertigt. Mit der Färberei befaßt man sich nicht, weil die weiße oder braune Naturfarbe der Wolle für hinreichend gilt. Am Litorale findet man erst von Zara in Dalmatien an bunte, ins Auge stechende, eigenthümliche Bekleidung; wenn aber die Tracht in Istrien sich auch einförmig und keineswegs malerisch ausnimmt, so unterscheidet sie sich doch in den einzelnen Landestheilen, namentlich in Betreff der Schmucksachen.

BERTRAND Sc. E. B.

Zigeuner und slavischer Bauer auf dem Markt in Pisino.

Landstraßen sind in Istrien allerdings vorhanden, aber nur zwischen den wichtigeren Ortschaften. Von großem Ver-

kehr ist im Innern nicht die Rede und deswegen reicht eine Postverbindung in altmodischer Weise für das Bedürfniß der Menschen vollkommen aus. Freilich geht die Postkutsche nicht an jedem Tage; sie ist eigentlich ein Karren, der nur zwei Sitze für die Fahrgäste hat und die Fahrt geht der Bodenverhältnisse wegen nur langsam von statten. Wer rascher vorwärts will, kann auf Maulthieren reiten oder auch eine Lohnkutsche miethen, aber diese Vetturini fordern nicht selten unverschämt hohe Preise. In den größeren Städten findet man einen Gasthof, aber in den nördlichen Theilen ist man in Betreff des Unterkommens auf den guten Willen der Leute angewiesen. Der Reisende versorgt sich deshalb im Voraus mit Lebensmitteln, denn bei den Bauern wird er im besten Fall auf nur spärliche Kost rechnen dürfen. Auch bedarf er eines Führers, der Slavisch und Italienisch spricht; ohne einen solchen wird er schwerlich zurecht kommen. In einer slavischen Hütte wird man von ihm für die etwa geleisteten Dienste keine Bezahlung annehmen; der Bauer ist schweigsam, etwas mißtrauisch weil er mit der Außenwelt nur selten in Berührung geräth, aber in seiner Art ist er ein gastfreier Mensch. Für Sicherheit der Straßen sorgt die österreichische Polizei in musterhafter Weise. Wer einen Abstecher nach einer der vor der Küste liegenden Inseln macht, kann dreist beim Pfarrer vorsprechen und freundlichen Empfanges gewärtig sein. Solch ein Pfarrer lebt keineswegs in Ueberfluß, aber gern giebt er von dem was er hat: Trauben oder Rosinen, Oliven, Brot, Wein, in günstigem Fall auch wohl ein Stück gesalzenen Schweinefleisches. Dagegen kann man dem bescheidenen, armen Geistlichen eine Freude machen, wenn man eine Suppe aus Liebig's Fleischextract bereitet und mit Thee oder Kaffee und Zucker herausrückt; nicht zu vergessen ein paar Stearinkerzen, denn der würdige Mann begnügt sich für gewöhnlich mit einem Veglione, einer Lampe mit drei Schnäbeln für die Dochte. Ein mit Maisstroh gefüllter Sack bildet, auch beim Bauer auf dem Festlande, das Bett und es schläft sich ganz gut darauf.

Von Triest geht ein Postwagen nach **Pisino**, das in der Mitte der Halbinsel liegt, und es verlaufen fünfzehn Stunden bevor man von einer Stadt zur andern gelangt. Man berührt Capo d'Istria, Buje, Visinada, Caroibo und Fermo. In den Strecken, welche gegen die Bora geschützt

Slavische Bäuerin von Dignano. — Mann aus Monpaderno.

sind, bietet die Gegend einen recht freundlichen Anblick und überall schlingt sich, wie in der Lombardei, die Weinrebe um die Zweige des Maulbeerbaumes. **Capo d'Istria** ist eine Colonie der Römer; im Mittelalter stritten Genuesen und Venetianer um den Besitz und die letzteren blieben Sieger. Vom Meer aus gesehen nimmt die Stadt sich ganz gut aus, an den Hügeln stehen hübsche Landhäuser, aber das Innere zeugt von Verfall. An der Mündung der Flüsse Risano und Corna Lunga liegen die großen **Seesalzschlämmereien**, welche jährlich etwa 750,000 Kilogramm liefern; die Nachbarstadt **Pirano** giebt sogar einen Ertrag von 4 Millionen Kilogramm und beschäftigt etwa 3000 Arbeiter, die weiblichen mit eingerechnet. Dieser Gewerbszweig ist an dem istrischen Gestade sehr alt; die Venetianer haben ihn einst Jahrhunderte lang mit einem Verbote belegt, aber nach dem Sturze der Republik und unter österreichischer Verwaltung ist er schwunghafter als je zuvor geworden, und wird theils von Seiten des Staates, theils durch eine beträchtliche Anzahl von Privatleuten betrieben. Die beträchtlichsten Schlämmereien findet man an den Flußmündungen, wo die Küste offen ist und von Canälen durchschnitten, welche das Fortschaffen des Productes erleichtern. So liegen jene bei Pirano an der Mündung der Dragogna, bei Strugnano und Porto Rose. Das istrische Salz ist von vortrefflicher Qualität und es ist nur zu verwundern, daß man in Triest noch nicht die Ausfuhr desselben betrieben hat. Auch Fischsalzerei und Seidenraupenzucht sind in Capo d'Istria nicht ohne Belang; künstliche Blumen und hübsche Stickereien sind Ausfuhrartikel. Als solche kommen auch Wein, Butter, Käse, Schweinsfett, Wolle und Felle in den Handel; die Schifffahrt ist nur Küstenrhederei; auf den Werften werden auch dann und wann größere Fahrzeuge gezimmert.

Von Buje und weiterhin von Visinada ab wird die Gegend bergig und kahl, überall jedoch sind die Stellen, an denen sich fruchtbares Erdreich findet, sorgfältig bestellt und das Sorgho erreicht manchmal eine colossale Höhe. An den Abhängen weiden Schafe das magere Gras ab; sie werden von grau gekleideten Knaben gehütet die auf einer Art von Rohrschalmei blasen. Dann und wann sieht man auf den Bergen dichtes Waldgestrüpp ohne hohe Bäume und die ganze Gegend gewährt einen unfreundlichen Anblick, bis weiterhin vereinzelt erst Eichbäume und dann in größerer

Menge auch Maulbeerbäume auftreten. Die Straße macht dann eine große Biegung und führt steilab in ein Thal; schon aus weiter Ferne hat man die Stadt Pisino in Sicht, die hart am Abhang eines furchtbar jähen Abgrundes liegt. Die Häuser gruppiren sich um einen Glockenthurm, einen hohen Campanile, der neben der Kirche steht und nach dem Muster des bekannten venetianischen gebaut ist. Die alte Festung oder Burg ist gut erhalten und das Gleiche gilt von den Casernen, in welchen eine kleine österreichische Garnison liegt.

Es traf sich, daß gerade die große Feria, der Michaelis-Jahrmarkt, abgehalten wurde. Auf dem Hügel des Calvarienberges, welcher eine Art von Vorstadt bildet, hatten Ochsen, Schafe und Schweine ihren Platz und der Postwagen hatte Mühe durch das dichte Gedränge zu kommen; im Orte selbst war wegen der Menschenmenge gar nicht durchzukommen und der Reisende stieg in der Osteria ab, welche als Schild einen schwarzen Adler hatte. Sie ist die einzige in der Stadt und war überfüllt; man wies dem Fremden ein bescheidenes Zimmer in einem benachbarten Hause an.

Hier war er nun „im Herzen von Istrien", wo er einen Wandelgang im Gewühl der Straßen lohnend genug fand. Dicht vor der Stadt hatten sich Zigeuner gelagert, und sie boten hier denselben Anblick dar wie überall; halbwilde Menschen mit dunkelgebräunter Haut, mit langem, blauschwarzem Haare, das straff bis auf die Schultern herab hing und statt der Bekleidung mit aneinandergenäheten Lumpen und Lappen behängt. In der Nähe stand eine Gruppe von Morlaken, die aus dem südlichen Theile Istriens gekommen waren; hin und her bewegten sich andere slavische Leute aus verschiedenen Gemeinden. Manche Männer hatten ihr Käppchen mit einem Lupinenstrauße verziert, manchmal auch mit Silbermünzen, die an das Zeug festgenäht waren. Die älteren Leute lassen das Haar lang wachsen, die jüngeren schneiden es hinten kurz, vorn hängt es bis an die Augenbrauen herab und wird in gerader Linie abgeschoren.

Bemerkenswerth ist, daß der Mann nur einen Ohrring trägt, gewöhnlich von Filigranarbeit. Das Hemd besteht nicht aus Leinwand sondern aus weißer Wolle, und der schmale Halskragen wird von zwei Filigranknöpfchen zusammengehalten. Beinkleider trägt man nach ungarischer Art; bei wohlhabenden Leuten sind sie weiß, bei ärmeren braun. Als Fußbekleidung dienen die bekannten Opanken. Die Tracht der Frauen ist sehr verschieden und wir gehen auf eine nähere Beschreibung derselben nicht ein.

Bauernhaus in Sbandati, im Bezirke von Pisino.

Ein Blick auf die Waaren welche zum Verkauf ausgestellt sind, veranschaulicht die Bedürfnisse der slavischen Landleute. Man sieht ordinäres Töpfergeschirr, Holzwaaren verschiedener Art, Salzfässer, Löffel von Holz und Blech, auch mancherlei Eisenfabrikate &c. Bunt genug nimmt die Menge sich aus; alle Landestheile haben auf der Feria ihre Vertreter; sie sind gekommen aus dem Süden, aus Dignano und Pola, von Osten her aus Albona und Fianona, auch Tschitschi aus Pinguente fehlen nicht. Die Bijouteriebuden sind von Frauen und Mädchen förmlich belagert. Hier zeigt sich eine Eigenthümlichkeit; selbst das ärmste Frauenzimmer wird sich nicht dazu verstehen einen Schmuck von vergoldetem Silber zu tragen. Yriarte hätte gern eine Sammlung der üblichen Schmucksachen gekauft, und zwar in vergoldetem Silber, die Handelsleute versicherten ihn jedoch, daß er sich darum vergeblich bemühen werde; man will eben nur Schmuck von reinem Golde. Sehr beliebt sind große Denkmünzen mit dem Bilde der Kaiserin Maria Theresia mit einem Rande von Filigranarbeit; sie werden am Halse getragen.

Bei manchen Frauen sind die Gesichtszüge recht hübsch, aber doch nicht anziehend, weil im Blick etwas Starres und im ganzen Ausdruck eine stumme Resignation liegt. Dann und wann drängt sich laut schreiend ein angetrunkener Bauer durch die Menge, richtet aber weiter keinen Unfug an, weil der österreichische Gensdarm sofort seine Autorität geltend machen würde. Am Abend geht es hoch her; überall wird gesungen und getanzt, die Schänken sind überfüllt. Draußen vor der Stadt, wo die Wagen und Karren in langen Reihen oder in Gruppen aufgestellt sind, brennen Lagerfeuer, neben welchen die Zecher sich eine Güte thun.

Der Bezirk von Pisino, wie schon gesagt „das Herz Istriens", umfaßt die Stadt, einen Flecken und 35 Dörfer; die Zahl der Bewohner wird sich auf etwa 25,000 belaufen. Sie alle sind Slaven mit Ausnahme von vier Gemeinden am Fuße des Monte maggiore, die walachischer Abstam-

mung sind und noch heute ein verdorbenes Rumänisch reden. Die Burg giebt der Stadt ein mittelalterliches, feudales Gepräge. Der deutsche Name der Stadt Pisino ist Mitterburg. Die Errichtung der Grafschaft fällt ins zwölfte Jahrhundert; eine Adelsfamilie vom Rhein erhielt den Titel der Grafen von Istrien, und Mitterburg war ihre Residenz; allmälig vergrößerte sich ihr Gebiet; sie hatten auch in Pola ein Schloß, welches sie in friedlichen Zeiten zu bewohnen pflegten. Zu allen Zeiten standen sie unter dem deutschen Kaiser und als sie ausstarben ging die Investitur an Oesterreich über. Heute hat Pisino eine höhere deutsche Lehranstalt und zwei Schulen in welchen Franziskaner den Unterricht ertheilen. Es ist Sitz der Verwaltungsbehörden, eines Bezirkshauptmannes, hat ein Obergericht, eine Besatzung auch ein Spital und für die Beamten ein Casino. Yriarte bemerkt: „In den Städten des Innern ist der österreichische Beamte inmitten des slavischen und italienischen Elementes völlig vereinsamt; alle mit denen ich mich unterhielt, klagten daß sie sich gleichsam im Exil befänden. Gewerbsamkeit ist in Pisino nicht vorhanden, aber der Seidenmarkt hat doch seit einigen Jahren eine gewisse Bedeutung erlangt. Die Krämer sind entweder eingeborene Istrier aus den südlichen Landestheilen oder auch Italiener."

Bei Pisino hat an dem steilen Abhang die Foiba ihr Felsenbett; sie rauscht mächtig in einen Schlund, in welchem ihr Wasser verschwindet. Bemerkenswerthe Gebäude sind außer der Burg nicht vorhanden; in einem mittelalterlichen Thurme derselben und in den anstoßenden Theilen befindet sich das Gefängniß. Yriarte war Zeuge wie die Insassen desselben sich durch die vergitterten Fenster mit ihren Verwandten unterhielten, die zum Markte gekommen waren; sie ließen sich erzählen was sich inzwischen im heimathlichen Dorfe begeben hatte. Alle sprachen Slavisch. Der Wanderer fragte einen italienischen Bürger ob jene Leute schwere Verbrecher oder nur leichter Vergehen halber eingesperrt seien. Die Antwort lautete: Baruffa. Dieser mundartliche Ausdruck bedeutet einen Zank, einen Streit beim Glase, welchen ein Messerstich, una coltellata, zur Folge hat, wobei Blut geflossen ist.

Um noch einmal auf die ethnischen Verhältnisse zurückzukommen, so findet man Trümmer und Bruchstücke aller südslavischen Völker in Istrien, doch ohne daß allemal genau bezeichnet werden könnte, welchen derselben die Vorväter der Individuen ursprünglich angehört haben. Die Gruppe der Südslaven umfaßt bekanntlich viele Völker: Croaten, Slavonier, Dalmatiner; die Landleute im Triester Gebiete, Görz und Gradiska, Kärnthen, Südsteyermark, Krain, Istrien; die Montenegriner, Bosniaken und Serben. Sie alle reden im Wesentlichen dieselbe Sprache, aber mit starken mundartlichen Abweichungen. Selbst in Istrien fällt es Leuten aus von einander entlegenen Gemeinden nicht selten recht schwer, sich mit einander zu verständigen; aber die ihnen allen gemeinsame Schriftsprache wird durchgängig verstanden.

In Istrien bilden die Nichtslaven, voran die Italiener, etwa ein Drittel der Gesammtbevölkerung. In den Städten wird, wie schon bemerkt, zugleich Italienisch und Slavisch gesprochen, das erstere auch mehr oder weniger geläufig von Slaven der gebildeten Classe, von denen manche auch Deutsch verstehen. Seit den Tagen Karl's des Großen kamen mehr und mehr Slaven nach Istrien und das Lateinisch redende Element, welches unter den Byzantinern noch überwiegend war, mußte mehr und mehr weichen. Man nimmt an, daß die ältesten in Istrien seßhaften Slaven jene im Bezirke Buje seien, zwischen der Dragogna und dem Quieto, doch sind diese italienisirt worden, wenigstens in Kleidung und Lebensweise; im Uebrigen reden sie ihren slavischen Dialekt. Die Morlaken haben ihr Gebiet zwischen dem Quito und dem Leme, also zwischen den Ortschaften Visinada, Pisino, Parenzo, Gemino und Rovigno. Im Gebiete von Castel nuovo sind slavisirte romanische Familien ansässig.

Unweit der quarnerischen Küste, zwischen Fianona und Lovrana, unweit vom Fuße des Monte Maggiore, liegt der kleine See Tschepitsch (Cepich); an demselben hausen in mehreren Dörfern etwa fünftausend Leute, die ein verdorbenes Walachisch reden. Angeblich stammen sie von alten römischen Militärcolonisten ab. Die Südistrianer, d. h. die im Gebiete von Pola, sind italienischer Herkunft, unterscheiden sich aber in mancher Beziehung von den übrigen an der Küste wohnenden Italienern. Man nimmt als sicher an, daß sie von römischen Colonisten abstammen, welche sich späterhin mit venetianischen Ansiedlern vermischt haben. Sie reden eine besondere Mundart, in welcher manche lateinische Wörter eine andere als die gewöhnliche Bedeutung haben. Zwischen Dignano und Fasana liegt die kleine montenegrinische Ansiedelung Peroï, welche ihre Volksthümlichkeit bisher wohl bewahrt hat.

Dr. Gustav Fritsch's Schilderung der Hottentoten.

Mit einer Tafel.

Fritsch's Werke über Südafrika gelten mit vollem Recht in ihrer Art für classisch, sowohl was die allgemeinen Schilderungen der von den Reisenden durchzogenen Regionen anbelangt, wie in Bezug auf seine Behandlung der anthropologischen und ethnologischen Verhältnisse. Er ist der erste, welcher in streng wissenschaftlicher Art uns einen Gesammtüberblick der Kaffervölker, der Hottentoten und der Buschmänner gegeben hat; was dieser aufmerksame und scharfsinnige Beobachter beibringt, kann als feststehend betrachtet werden und für eine sichere wissenschaftliche Errungenschaft gelten.

Schon das im Jahr 1868 veröffentlichte Buch: „Drei Jahre in Südafrika" (Breslau, F. Hirt) gewährte einen vortrefflichen Einblick in die ethnographischen Verhältnisse Südafrikas und fand allgemeine Anerkennung; vier Jahre später folgte das Prachtwerk: „Die Eingeborenen Südafrikas, ethnographisch und anatomisch beschrieben" (Breslau, F. Hirt). Der zu demselben gehörende Atlas giebt nicht weniger als 60 von vorn und von der Seite aufgenommene Portraits nach Originalphotographien des Verfassers; dieselben sind von R. Bürckner in Dresden meisterhaft in Kupfer radirt worden. Wir sind durch die Freundlichkeit des Herrn Hirt in der Lage, wie früher ein Blatt mit Kaffertypen, so jetzt ein solches mit Hottentotentypen mitzutheilen; demnächst werden wir ein drittes folgen lassen, welches die Buschmänner veranschaulicht.

Die Hottentoten bezeichnen sich selber als Koin Koi

eine Verdoppelung von Koin, welches Volk bedeutet. Im Allgemeinen haben sie eine eigenthümlich fahle, gelbbraune Hautfarbe, sehr krauses, verfilztes Haar, schmale Stirn, stark nach der Seite vortretende Backenknochen, spitzes Kinn, mittlern, wenig kräftigen aber zähen Körper, Hände und Füße sind klein; der Schädel ist platystenocephal. Die Sprache gehört zu den suffix-pronominalen, in die Familie der das Geschlecht im Fürworte bezeichnenden. Man unterscheidet in ihr vier Dialekte: den des Cap, der östlichen Provinz, den Kora- und endlich den Nama-Dialekt.

Mit dieser sprachlichen Eintheilung geht die ethnographische wesentlich Hand in Hand, nur sind die beiden ersten nicht wohl aus einander zu halten. Man unterscheidet demgemäß drei Gruppen, von welchen die erste — jene der eigentlichen oder colonialen Hottentoten —, als unabhängige, nationale Vereinigung, schon seit etwa zwei Jahrhunderten der Geschichte angehört. Diese Stämme wohnten am Cap und von da nach Osten bis an die Grenzen des Kafferlandes; einen Gesammtnamen hatten sie nicht. — Die zweite Gruppe sind die Korana, von denen einzelne Abtheilungen bis auf den heutigen Tag eine gewisse Unabhängigkeit sich erhalten konnten. Ihre Wohnsitze, die einst größtentheils auf dem rechten Ufer des Oranjeflusses lagen, finden wir jetzt am obern Laufe und besonders entlang dem Vaal- und dem Hartflusse. — Das Gebiet der dritten Gruppe, der Namaqua, umfaßt die westlichen Theile Südafrikas, von der Gegend des Groene-Rivier bis zum Oranje, Klein-Namaqualand, und nördlich davon bis gegen die Walfischbay; östlich ist es durch die Kalahariwüste begrenzt, Groß-Namaqualand. Ueber diese Nama-Hottentoten hat Theophilus Hahn vor einigen Jahren im „Globus" eine Reihe von Aufsätzen mitgetheilt, deren wissenschaftlicher Werth allgemein anerkannt ist.

Nach einer von der Regierung im Jahr 1868 veranstalteten Zählung soll die Zahl der „echten" Hottentoten in der Capcolonie noch 80,000 Köpfe betragen haben. Dr. Fritsch bemerkt, es müsse stark in Zweifel gezogen werden, daß unter diesen zum größern Theile wirklich eine reine Race vorgelegen habe; man könne weit und breit durch die Colonie reisen ehe es, und allemal mit großer Mühe, gelänge, ein Individuum ausfindig zu machen, bei welchem der Verdacht einer Vermischung nicht gehegt werden dürfe.

Die Haut der Koin Koin ist trocken, welk und neigt zur Faltenbildung; dadurch machen Personen in mittleren Jahren schon den Eindruck von alten Leuten. Tättowirung kommt bei den colonialen Hottentoten nicht vor, aber es ist allgemeiner Brauch, das Gesicht mit rothen Erden in bestimmten Figuren zu bemalen. Die Zeichnungen bedecken meist den mittlern Theil des Gesichtes, ziehen sich sattelartig über die Nase, bilden Ringe um die Augen, welche nach der Schläfengegend zu in Spitzen sich ausziehen. In der kalten Jahreszeit bedeckt man auch wohl das Gesicht mit einer schwärzlichen Kruste, die aus der Asche gewisser Pflanzen besteht, die mit Fett zusammengerieben wird; man glaubt, sie schütze beim Schlafen im Freien vor Erkältung.

Das Haar ist dicht verfilzt und steht in Gruppen. Wenn die Haare kurz gehalten werden, drehen sich diese Gruppen vollständig in sich zusammen und erscheinen als kleine Ballen Filz, zwischen welchen die nackte Kopfhaut durchschimmert, und schneidet man eine solche Partie ab, so sieht man, daß die Haare sich vollständig ringförmig schließen. Man hat dann ein Convolut von sich verwickelnden Haarringen, deren Durchmesser etwa 2 bis 4 Millimeter beträgt. Schon Barrow hat gegen Ende des vorigen Jahrhunderts ganz richtig bemerkt, daß diese kleinen Büschel aussehen und sich anfühlen wie eine harte Schuhbürste; sie sind in runde Ballen von der ungefähren Größe einer starken Erbse gedreht und gewunden. Der Bart ist stets nur schwach entwickelt und ebenfalls kraus und struppig, eigentlicher Backenbart kommt in der Regel nicht vor.

Wechsel im Ernährungszustande äußert merkwürdig schnell seinen Einfluß auf die Umrisse der Gestalt. Kinder, welche unter günstigen Verhältnissen aufwachsen, sind meist übermäßig fett, das verliert sich jedoch beim Uebergang in das Jünglingsalter, kann aber bei reichlicher Kost in der Folge local, besonders auf Hinterbacken und Oberschenkeln, wieder auftreten. Bei den Frauen wird diese Fettbildung der Hinterbacken als Steatopygie bezeichnet; dieselbe zeigt sich aber auch seitlich an den Hüften und an den Außenflächen der Oberschenkel. Diese hypertrophischen Partien bilden Polster von lockerm Fette, welche so wenig mit Bindegewebe durchwachsen und fixirt sind, daß schon bei mäßiger Bewegung des Individuums ein lebhaftes Zittern und Schwanken eintritt.

Die Nase ist sehr abweichend gebildet; durchschnittlich ist sie außerordentlich flach, besonders an ihrer Wurzel, wo häufig eine eigentliche Wölbung der Nasenbeine gar nicht erkennbar ist. (Man werfe einen Blick auf die beiden unteren Figuren unserer Tafel.) Im Verlaufe nach unten kann sie sich mehr erheben, doch bleibt der Rücken ebenfalls in den meisten Fällen flach, sattelförmig, und die Spitze, welche gewöhnlich stark abgerundet ist, erscheint aufgestülpt und überragt den flachen Rücken beträchtlich; das tritt namentlich im Profile deutlich hervor.

Für andere anatomische Merkmale, z. B. Bildung der Augen, Schädelbau, Becken 2c., müssen wir Leser, welche sich dafür interessiren, auf die ausführlichen Erörterungen des Dr. Fritsch verweisen (S. 283 ff.). Die physischen Eigenthümlichkeiten der Koin Koin sind auffallend verschieden von jenen der Kaffern, auch hat ihre Vitalität einen beweglichern Charakter; sie sind nicht so indolent, sind munterer und lebendiger als die dunkel pigmentirten Stämme. Sie haben nicht so viele Muskelkraft wie diese, aber ihre Gliedmaßen mehr in der Gewalt und nähern sich in dieser Beziehung unseren Racen. So haben sie sich das Reiten und den Gebrauch der Feuergewehre schnell angeeignet, und auf der Jagd sind sie überaus nützliche Gefährten. Sie kennen die Gewohnheiten des Wildes, die eigenthümlichen Bodenverhältnisse des Landes und ihre Sinne zeichnen sich durch besondere Schärfe aus, namentlich gilt das vom Sehevermögen.

Auf die brutale Kraft verläßt sich der Hottentote nicht leicht, denn er hat das Bewußtsein, daß List und Schlauheit ihn weiter bringen. Aber, so sagt Dr. Fritsch, auch edlere Eigenschaften, wie Intelligenz und persönlicher Muth, sind ihm in höherm Grade zu Theil geworden als dem Kaffer. Unter den farbigen Truppen, welche in den späteren Kafferkriegen auf Seite der Colonisten kämpften, hat sich kein Corps so hervorgethan und den Gegnern so furchtbar gemacht als das der Cape mounted Rifles, welches zum größten Theil aus Hottentoten und Bastarden bestand.

Aber während die dunkel pigmentirten Stämme dem zerstörenden Einflusse der Civilisation eine wunderbare Zähigkeit entgegensetzen, sind die Koin Koin,[1] als nationale Vereinigungen, mit einer Schnelligkeit dem Untergange verfallen, wie kaum jemals eine andere Bevölkerung von Eingeborenen. Der Grund dieser auffallenden Erscheinung liegt wesentlich im Charakter und Temperament und man kann nachweisen, daß manche Eigenthümlichkeit, welche, für sich betrachtet, gerade als ein Vorzug zu achten ist, den Untergang dieser Stämme beschleunigt hat.

Als Waffe führten sie neben Bogen und vergifteten Pfeilen auch die Assegai, den Kiri (Wurfkeule) und schwere Stöcke aus Eisenholz. Eigentlich kriegerisch waren sie nicht.

Sie verstanden das Eisen zu bearbeiten, welches sie aus Rasenerz schmolzen. Die Hütten haben allemal die Gestalt eines Bienenkorbes; über ein Gerüst von Holz werden Matten gespannt, die man aus verschiedenen Arten von Binsen verfertigt. Solch eine Wohnung kann schnell abgebrochen, auf einen Packochsen verladen und an einer andern Stelle wieder aufgeschlagen werden. Gegenwärtig wohnen die meisten Hottentoten in kleinen Lehmhäusern, die nach europäischem Muster gebaut sind, aber nicht selten findet man neben denselben eine Mattenhütte, die als Sommerwohnung benutzt wird.

Die Koin Koin waren ein Hirtenvolk. Der einzelne Stamm wechselte je nach Bedarf seinen Wohnsitz, mußte aber die Rechte der Nachbarn respectiren. In Folge des häufigen Umherziehens war man gleichgültig gegen den Grundbesitz und einzelne Horden verkauften große Landstriche, welche sie als Weideland zu benutzen pflegten, für eine geringe Summe an die Weißen. Die Verfassung, wenn der Ausdruck erlaubt ist, war patriarchalisch; jede kleine Vereinigung, bis auf die Familie hinunter, hat ihren Vorsteher oder Aeltesten, der bei größeren Gemeinden als Häuptling bezeichnet wird, während einer von diesen wieder die Oberhoheit über alle zu dem Stamme zählenden kleineren Abtheilungen beansprucht. Der Häuptling ist bei Erörterung aller wichtigeren Angelegenheiten an den Beirath von Aeltesten gebunden; unter Umständen maßt er sich wohl große Machtbefugniß an und spielt eine Art von König. Einem solchen verliehen die Holländer als Würdezeichen eine messingene Krone, während die „Capteine“ ein Bambusrohr mit metallenem Knopf erhielten.

Wegnahme von Herden und Uebergriffe in das Weideland Anderer hatten nicht selten Fehden im Gefolge, doch wurde insgemein nach kurzer Zeit Friede geschlossen. Der Hottentot ist träg; die Zeit welche er nicht auf die Wartung des Viehs verwendet, benutzt er zur Jagd. Den größten Theil der Arbeit hat die Frau zu besorgen. Die Ausdehnung der Polygamie ist nicht so bedeutend wie bei den Kaffern und die Stellung der Frau relativ höher, aber die Männer halten es doch für unschicklich mit ihren Weibern zusammen zu essen. Tänze und Schmausereien sind die beliebtesten Unterhaltungen; der Hottentote will, als ein sehr geselliger Mensch, nicht allein essen; so lange etwas vorhanden ist, theilt er mit Anderen. Dann wird Dacha geraucht, und dieser Unsitte erwähnt schon ein Bericht aus dem Jahre 1658. Sie kannten auch die Bereitung berauschender Getränke, z. B. aus wildem Honig und aus Beeren der Grewia; seit ihrer Berührung mit den Weißen lieben sie Branntwein leidenschaftlich.

Was die religiösen Vorstellungen betrifft, so ist der große Capitän Tsui χoab (d. h. Wund-Knie) der mit besonderer Macht ausgestattete Geist eines frühern Häuptlings. Er genießt für alle übrigen Geister die Verehrung, denn die Gesammtheit der Geister scheint kein Gegenstand des Cultus zu sein. Man findet, nach den Angaben der Autoren, Gottesdienst, Mond-, Sternen- und Thiercultus. „Alles was die Phantasie in besonderer Weise anregt, wird bei Naturvölkern leicht zum Gegenstand einer gewissen abergläubischen Verehrung und zwar um so eher, je unbestimmter und verworrener die religiösen Vorstellungen überhaupt sind.“ Die Verehrung der überirdischen Mächte geschieht durch Anrufungen und Opfer, d. h. man bringt ihnen Vieh dar, durch welche sie besänftigt werden sollen; das Fleisch der Thiere wird von den Opfernden gegessen, welche sich die Haut mit dem Fette beschmieren. Die Opfer werden in der Regel von einem Doctor oder Hexenmeister ausgeführt. Bei der Wirksamkeit der Doctoren spielt der Aberglaube eine große Rolle, doch ist nicht zu verkennen, daß gerade unter den Hottentoten bei der Behandlung von Krankheiten auch eine Reihe von wirksamen Mitteln angewandt werden. Durch ganz Afrika z. B. ist ihre Art und Weise bekannt, örtliche Blutentziehungen zu machen; mit Hülfe eines an der Mündung glatt geschliffenen Kuhhornes saugen sie die Haut an, machen Einschnitte in die Anschwellung und setzen das Horn als Schröpfkopf wieder auf. Auch den Aderlaß sollen sie gekannt haben und eine Anzahl brauchbarer Arzneistoffe; nur bei Unzulänglichkeit ihrer Kunst kamen sie auf den alten Hokuspokus zurück, welcher außer von den Doctoren auch ganz wie bei uns durch alte Weiber ausgeübt wurde.

Durch den Charakter der Koin Koin geht ein Zug, welcher auf ihr Schicksal wesentlich eingewirkt hat: ein bodenloser Leichtsinn. Ihr Temperament ist vorwiegend sanguinisch und bei dem Leichtsinn ihres Charakters entsteht eine Unberechenbarkeit der Handlungweise, welche die guten Eigenschaften völlig lahm legt. Der Leichtsinn machte sie zum Spielball in den Händen der phlegmatischen, berechnenden Colonisten; er veranlaßte sie, sich angesichts der eindringenden Europäer in kleinen Fehden gegenseitig zu schwächen, ihr Land Stück um Stück um eine Kleinigkeit an die Fremden zu verkaufen und sich schrankenlos dem verderblichen Branntweingenuß hinzugeben. Machte sie der Alkohol doch lustig und lustig wollten sie sein; das trübe Morgen kümmerte sie wenig. Von Haus aus ist ihr Charakter gutmüthig, nicht blutdürstig. Freilich ist auf die Gutmüthigkeit, wie auf andere gute Eigenschaften, kein rechter Verlaß. Sie sind meist heiterer Laune, lieben die Geselligkeit, lachen und scherzen gern. Ihre Intelligenz ist keineswegs gering; sie lernen besser als die Kaffern, obgleich sie wenig Ausdauer zeigen; mit großer Leichtigkeit eignen sie sich fremde Sprachen an, welche sie häufig ohne jeden fremden Accent sprechen. Diese Leichtigkeit, sich mit den Europäern zu verständigen, ihre Waffen zu gebrauchen, ihre Sitten und noch mehr ihre Unsitten anzunehmen, wirkte zerstörend auf ihre nationalen Gemeinschaften, während der mißtrauische, ungeschickte aber conservative Kaffer sich gegen den Einfluß der Civilisation hinter seine überlieferte Rohheit verschanzte.

Von Moral ist bei den Koin Koin nicht viel zu bemerken; sittliche Grundsätze für seine Handlungsweise zu suchen, fällt durchschnittlich keinem ein. Wenn nicht Furcht vor Strafe die Leute zurückhält etwas Schlechtes auszuführen, die Stimme des Gewissens dürfte selten stark genug dazu sein. Lügen, Diebstahl und Sinnlichkeit sind als Laster aufzuführen und man könnte das Sündenregister beliebig vergrößern, doch sind dies alles nur wechselnde Erscheinungen der Gedankenlosigkeit und des Leichtsinnes bei mangelnder Moral.

Die neuesten Entdeckungsreisen in Australien.

H. G. Unter den australischen Reisenden nimmt der junge Ernst Giles eine hervorragende Stelle ein. Er besitzt diejenigen Eigenschaften, welche ein australischer Forscher besitzen muß. Jüngst ist er wieder seinem unwiderstehlichen Hange gefolgt und von Neuem in die Wildniß gewandert.

Er verließ am 1. December 1874, begleitet von C. Ro-

berts, Port Adelaide und fuhr auf dem Dampfer Lubra zunächst nach Port Lincoln, unter 35° 15′ S. und 135° 46′ O. Von hier aus begab er sich nach der Station Bramfield, einem dem reichen südaustralischen Squatter Price Maurice gehörigen Schäfereianwesen, 33° 14′ S. und 134° 59′ O. In Bramfield sollte er die nöthigen Pferde erhalten und sich überhaupt mit allem Nöthigen versehen. Er wollte sich dann nach der Großen Australischen Bucht (Great Australian Bight) bis ziemlich in die Nähe von Port Eucla begeben, von dort aus ungefähr 100 Miles nach Norden gehen, um daselbst gutes Weideland aufzusuchen. Die zu durchforschende Gegend ist noch völlig unbekannt. Die Kosten der Expedition trägt der oben erwähnte Squatter Price Maurice.

Nach Beendigung dieser Aufgabe gedenkt Ernst Giles noch weiter nach Norden hin, wo man gutes Weideland vermuthet, vorzudringen, um dort für den oft genannten Squatter Thomas Elder eine ähnliche Arbeit auszuführen. Dieselbe wird etwa drei Monate Zeit in Anspruch nehmen. Nach Verlauf derselben wird der uns ebenfalls schon bekannte Johann Roß, welcher gegenwärtig im Auftrage von Price Maurice die Gegenden um den Lake Gairdner näher erforscht, sich durch den Continent zu Giles begeben und ihm Kameele, Vorräthe und eventuell auch Mannschaft zuführen, um eine Durchreise nach der westaustralischen Küste vornehmen zu können. Dieselbe soll sich zwischen den südlichen Breitegraden 28 und 30 entlang ziehen, also in der Richtung welche Roß um die Mitte des Jahres 1874 vergeblich verfolgte. Die vorgeschriebene Route liegt mithin beträchtlich südlicher als die früher von Giles, Gosse und Forrest eingeschlagenen, aber nördlicher als die von Eyre und Forrest an der südlichen Meeresküste. Die Entfernung von dem Punkte, von welchem Giles diese seine westliche Reise anzutreten gedenkt, bis zur nächsten westaustralischen Schafstation in diesen Breiten — dieselbe gehört den Herren Dempster und liegt ungefähr 100 Miles landeinwärts von Esperance Bay, 34° S. und 122° O. — beträgt in gerader Linie etwa 600 Miles, allein die Beschaffenheit der zu bereisenden Gegenden wird diese Strecke ohne Zweifel erheblich verlängern. Die sämmtlichen Kosten der Expedition nimmt wieder Thomas Elder auf sich, welcher sich um die Erforschung des Innern Australiens schon so große Verdienste erworben.

Wenn man sich der bisherigen großen Leistungen des Herrn Giles erinnert, so läßt sich wohl annehmen, er werde auch dies Mal nicht heimkommen, ohne neue und wichtige Beiträge zur geographischen Kenntniß Australiens zu liefern. Indeß hat ihm Thomas Elder selbstverständlich die volle Freiheit gelassen, nach Beltana oder einer andern noch nähern Station zurückzukehren, sofern Witterungsverhältnisse oder andere unvorhergesehene Umstände ihm die Ausführung der ihm gestellten Aufgabe zur Unmöglichkeit machen.

Zum Schlusse ein Wort über Beltana, welches zu erwähnen wir schon mehrfach Gelegenheit hatten. Von Port Augusta aus, von wo es 115 Miles nach Norden zu liegt, befindet sich dort die erste Station des Ueberlandtelegraphen. Elder besitzt in unmittelbarer Nähe sehr bedeutende Schäfereien und wenngleich es deren noch etliche weiter nördlich giebt, so mag doch immerhin Beltana gegenwärtig als die Grenze der Civilisation angesehen werden. Expeditionen und andere nach Norden zu ziehende Gesellschaften wählen daher auch gewöhnlich diesen Ort zum Ausgangspunkt ihrer Weiterreise. Elder unterhält daselbst in einem großen Paddock, d. h. eingehägten Graslande, einer Koppel, gegen 600 Kameele. Diese legen 2 bis 3 Miles in der Stunde zurück, können aber schwer zu größerer Geschwindigkeit gebracht werden. Auf Forschungsreisen und auf langen Transportstrecken in wasserarmen Gegenden haben sie sich vortrefflich bewährt. Die australischen Reisenden erzählen, daß, wenn man zum ersten Male auf den Kameelen reitet, man anfänglich ein Gefühl in sich verspüre, welches der Seekrankheit sehr nahe kommt, das sich indeß schon nach zwei bis drei Tagen wieder verliere. Pferde haben eine entsetzliche Furcht vor Kameelen und der bloße Anblick derselben kann ein noch so abgemattetes Pferd zum schnellen Reißaus bringen. Es empfiehlt sich daher namentlich Forschungsreisenden wenig, Pferde und Kameele zugleich mit sich zu führen.

Der Werwolf — überall.

Von **Richard Andree.**

II.

Wir gehen jetzt über zur Beibringung der Belege aus Asien, die bei fortgesetztem Forschen gewiß noch weit reichlicher ausfallen werden.

In Armenien herrscht der Glaube, daß sündige Weiber sieben Jahre lang zur Strafe in Wölfe verwandelt werden. Nächtlicher Weile tritt ein Geist zu ihnen, zwingt sie das Wolfsfell anzuziehen und nachdem dieses geschehen verschlingt das Weib die eigenen Kinder, dann die ihrer Verwandten, endlich fremde Kinder. So rast sie die Nacht hindurch, bis der Morgen kommt, dann versteckt sie das Fell und nimmt wieder Menschengestalt an. Ein Mann, der einem solchen Werwolfe auf die Spur gekommen war, entdeckte das Fell und warf es ins Feuer. Da kam plötzlich ein jammerndes Weib heran und suchte das Wolfsfell aus dem Feuer zu retten; als es ihr aber nicht gelang, verschwand das Weib im Rauche [23]).

Nach der Vorstellung der Kolhs in Ostindien können mit Hülfe des Teufels sich Menschen in Tiger verwandeln, die blutdürstiger und wilder als gewöhnliche sind; getödtet verwandeln sie sich dann wieder in Menschen. Ein Kolh sagte vor Gericht aus: „Meine Frau ist durch einen Tiger getödtet worden; ich war dabei und habe es gesehen; ich verfolgte ihn bis zum Hause des mir wohlbekannten Mannes Pusa, wo er verschwand. Gegen diesen sprach ich nun den Verdacht aus, daß er meine Frau getödtet habe, was auch von seinen Verwandten geglaubt wurde. Pusa wurde mir von seinen Verwandten überliefert und ich schlug ihn sofort todt.“ — Die anwesenden Verwandten bestätigten dieses vollkommen und sagten weiter aus, daß Pusa einst eine ganze Ziege verschlungen und dabei gebrüllt habe wie ein Tiger [24]).

[23]) Freiherr v. Harthausen, Transkaukasia I, 322.

[24]) Nottrott, Die Goßner'sche Mission unter den Kolhs. Halle 1874, 82.

In Siam glaubt man, daß durch Hersprechen gewisser Zauberformeln Menschen sich in Tiger verwandeln können, um dann Nachts umherzustreifen und Beute zu suchen. In dem abgelegenen Kloster eines Dorfes am Menam lebte ein Priester, der sich Nachts in einen Tiger verwandelte und die in Booten nach dem Kloster kommenden Bauern fraß, so daß zuletzt alle Bewohner des Dorfes in Furcht geriethen und sich scheuten nach dem Kloster zu kommen. Als nun die Mönche in Mangel geriethen, weil ihnen Niemand Lebensmittel brachte und alle Boote auf der andern Seite des Flusses vorbeiruderten, fingen sie endlich an zu vermuthen, daß sich unter ihrer Zahl vielleicht ein Manntiger befinden möchte [25].

Die tatarische Heldensage erzählt uns von Bürü-Chan, dem Herrscher über 600 Wölfe, welcher bald als ein goldglänzender, drei Klafter langer Wolf, bald als Mensch lebte. Der Knabe Altenkök fängt ihn in einer Schlinge und fordert von ihm auf den Rath eines Greises die Katze, welche er in seinem Zelte hege. Als sie der Knabe nach Hause gebracht, verwandelt sie sich in ein schönes Weib; denn sie ist die Tochter des Wolfsfürsten, der nun seinem Eidam reiche Mitgift schenkt [26].

Unter der Achsel des Bobak-Murmelthieres findet man zwischen seinem Fleische eine dünne weißliche Masse, fetterfülltes Zellgewebe, welches die Tungusen nicht essen dürfen, da sie der Ueberrest des Menschen ist, welcher nach dem Tode durch den Zorn des bösen Geistes einst in ein Murmelthier verwandelt wurde. Alle Murmelthiere waren einst Jäger, die ganz vorzüglich mit der Büchse umzugehen verstanden. Einstens aber wurden diese Jäger sehr übermüthig; sie prahlten, jeden Vogel im Fluge schießen zu können und erzürnten hierdurch die Götter. Der böse Geist stellte sie darauf auf die Probe und befahl ihnen, eine Schwalbe im Fluge zu schießen. Die Kugel des auserwählten Schützen traf jedoch nur die Mitte des Schwanzes und riß ein Stück desselben heraus. Seit jener Zeit, behaupten die Steppentungusen und Mongolen, haben alle Schwalben den Gabelschwanz, und die übermüthigen Jäger wurden durch den Zorn des bösen Geistes in Murmelthiere verwandelt, an denen Alles bis auf die eine Stelle unter dem Schulterblatte thierisch und darum eßbar ist [27].

Auch der japanische Wolf hat die Gabe sich verwandeln zu können. Da war einer, der lange Zeit das Land in Schrecken versetzt hatte und überall Schaden anrichtete. Plötzlich verschwand er. Die Wanderer aber, welche nun in Sicherheit die Straße ziehen konnten, sahen dann Abends am Waldrande ein schönes Mädchen sitzen, welches eine mit Rosen bemalte Laterne trug. Bald war sie als die Schöne mit der Rosenlaterne berühmt — alle, die ihr in den Wald folgten, wurden aber eine Beute des Wolfes [28].

Keineswegs ist die Verwandlung von Menschen in einen Wolf den Amerikanern fremd, wie die von Schoolcraft mitgetheilte Sage vom Bruder Wolf bezeugt [29]. Ein unmündiger Indianerknabe, dessen Eltern gestorben waren, wurde auch von seinen Geschwistern verlassen und blieb nun in der Wildniß allein; im Sommer nährte er sich von Beeren, im Winter trieb ihn der Hunger zu den Wölfen, die ihr Futter mitleidig mit ihm theilten. Als der Frühling wieder kam, schweifte er mit den Wölfen durch das Land. Sein Bruder fischte eines Tages in einem See, als er aus der Wildniß den Schrei eines Kindes hörte; er ruderte dem Lande zu, da sah er seinen kleinen Bruder, der mit rührender Stimme sang: „Nesia, mein Bruder, o sieh! Ich werde zum Wolf!“ Am Schlusse seines Gesanges heulte er wie ein Wolf. Als der ältere Bruder dem Gestade näher kam, sah er mit Entsetzen, daß das Kind schon halb in einen Wolf verwandelt war. Als er ihn fassen und zu sich heranziehen wollte entschlüpfte ihm der Knabe, je näher er diesem kam, desto schneller ging die Verwandlung vor sich; der Knabe sang sein Lied, heulte darnach, schrie endlich: „Ich bin ein Wolf!“ und verschwand in der Wildniß.

Der von vielen nordasiatischen und nordamerikanischen Völkern verehrte Bär tritt, insofern er ein verwandelter Mensch ist, in Verwandtschaft zum Werwolfe. Von den Thlinkithen im nordwestlichen Amerika wird der Bär selten und fast nur im Nothfalle erlegt, weil man ihn für einen Menschen hält, der nur die Gestalt dieses Thieres angenommen hat. Es erzählt die Sage von einer Häuptlingstochter, die zuerst dieses Geheimniß offenbarte, daß sie mit einem solchen zum Bären verwandelten Menschen in Berührung kam. Sie soll nämlich einst auf einer Wanderung in den Wald, um Beeren zu pflücken, sich über Bärenspuren lustig gemacht haben, verirrte sich dann und gerieth in ein Bärenloch. Als Strafe für ihren Leichtsinn ward sie gezwungen sich mit dem Herrn des Waldes zu vermählen und selbst die Gestalt einer Bärin anzunehmen. Nachdem ihr Gemahl, der Bär, und ihre Bärenjungen von ihren eigenen Thlinkithbrüdern getödtet worden, wobei sie selbst nur mit Mühe ihr Leben rettete, kehrte sie als Mensch in ihre Heimath zurück und erzählte Allen das erlebte Abenteuer. Darum brechen noch jetzt die Weiber, wenn sie die Fußtapfen eines Bären erblicken, in Lobsprüche über denselben aus, damit er nicht erzürnt sie in den Wald entführe [30].

Der Glaube, daß Hexenmeister und Hexen sich in Thiere: Wölfe, Füchse, Eulen, Truthühner, verwandeln können, ist namentlich bei den Irokesen verbreitet gewesen [31]. Auch die südamerikanischen Tupivölker wähnen, daß Menschen sich unter Umständen in thierische Wesen verwandeln können. In Cameta, am linken Ufer des untern Tocantins, lernte Dr. Conto da Magalhaes einen Indianer Namens Honoratio kennen, von dem man behauptete, daß er sich in einen Fisch oder eine Schlange verwandeln könne; er mache auch weite Reisen unter dem Wasser im Bette der Ströme [32].

Für Australien vermögen wir wenigstens ein dem Werwolf verwandtes Wesen nachzuweisen. Die Eingeborenen am Port Lincoln, welche Karl Wilhelmi genau kennen lernte, glauben an das Dasein eines dämonischen Ungeheuers, welches sie Marralye nennen. Nach ihrer Ansicht ist es ein Mann aus dem Kukatastamme, welcher, um fliegen zu können, die Gestalt eines Vogels annimmt. Man fürchtet diesen Dämon namentlich des Nachts, wo er seine Opfer im Schlafe anfällt, um ihnen den Todeskeim einzupflanzen oder einen andern Schaden anzuthun. Doch hinterläßt der Marralye keine Spur seiner Anwesenheit, so daß seine nächtlichen Besuche nur an ihren verderblichen Folgen, Krankheit oder Schmerzen, erkannt werden können. Ihm wird auch der

[25]) Bastian, Reisen in Siam. Jena 1867, 262. Eine Frau fand ein Glasfläschchen, das stark riechendes Oel enthielt. Sie rieb sich damit ein, verwandelte sich in einen Tiger und rannte davon. Bastian, Reise durch Kambodja, S. 20.

[26]) Castrén, Ethnologische Vorlesungen über die altaischen Völker. Petersburg 1857. I, 233.

[27]) Radde, Berichte über Reisen im Süden von Ostsibirien. St. Petersburg 1863.

[28]) Aimé Humbert, Le Japon illustré. Paris 1870. II, 57.

[29]) Schoolcraft, Indian Tribes II, 232. — Hertz, a. a. O., 131.

[30]) H. J. Holmberg, Ethnographische Skizzen über die Völker des russischen Amerika. Helsingfors 1855. I, 30.

[31]) „Globus“ XXIV, 190.

[32]) Dr. Conto da Magalhaes, Ueber die Götter der wilden Indianer in Brasilien. Brazil and River Plate Mail, 21. Februar 1874.

Tod der Kinder und der Verlust der Augen zugeschrieben, wenn kein anderer ersichtlicher Grund vorhanden ist [33].

* * *

In den mitgetheilten über die ganze Erde verbreiteten Vorstellungen haben wir es allemal mit der Verwandlung des Menschen in ein Thier zu thun, in Thiere, die von je für den Menschen, wegen der Verwandtschaft mit ihm, wegen der Menschenähnlichkeit, etwas Geheimnißvolles hatten, wie dieses durch die Verehrung und Vergöttlichung vieler Thiere, durch den Glauben an die Seelenwanderung und die Thierfabel, welche die Thiere als Menschen handeln läßt, dargethan wird.

Umgekehrt und gleichsam als Supplement zum Werwolf findet sich aber der Glaube, daß Thiere auch Menschengestalt annehmen können, ebenso verbreitet. Auch wir denken uns ja das Thier oft gleichsam mit menschlicher Seele begabt, legen ihm menschliche Eigenschaften bei. Die Vorstellung von der Seelenwanderung, der vermeintliche Durchgang der menschlichen Seele durch thierische Körper, hängt eng damit zusammen und hat ihren Grund in dem uralten religiösen Glauben an die Wechselwirkung und Verwandtschaft aller lebendigen Wesen. Wir treffen die Wanderungen der Seele durch Thiere bei den indischen Brahmanen, bei den Buddhisten, in der Geheimlehre der ägyptischen Priesterkaste und bei den Griechen als Metempsychosis (Seelenwechsel) und Metensomatosis (Körperwechsel).

Abgesehen von den Vorstellungen der Seelenwanderung, die, wie bei den Indern, in ein religiöses System gebracht sind, finden wir Ueberbleibsel derselben bei den verschiedensten Naturvölkern. Wir fügen als Belege einige Beispiele aus räumlich weit getrennten Gegenden bei.

Wandernde Tebustämme führen oft eine große Menge Jagdhunde mit, woraus bei den Arabern die Sage entstanden ist, die Männer der Tebufrauen seien Hunde, die nur des Nachts Menschengestalt annehmen, bei Tage aber dem Wilde nachlaufen, um die Familie mit Fleisch zu versorgen [34].

Im Volksaberglauben der Japaner spielt der Fuchs (Kitsine) eine große Rolle; er erscheint als wohlthätiges, den Ackerbau begünstigendes Wesen in der alten Sintoreligion, ist jetzt aber nur noch ein vom niedern Volke gefürchtetes, gefährliches, mit geheimnißvollen Kräften begabtes Geschöpf. Er kann nach Belieben menschliche Gestalt annehmen und hat Aehnlichkeit mit den Werwölfen [35].

Im Innern von Sumatra, am Fuße des Vulcan Dempo, liegen nach der Meinung der Eingeborenen Dörfer, deren Bewohner ausschließlich Tiger sind, welche aber, um sich mit der übrigen Bevölkerung zu vermengen, menschliche Gestalt annehmen können [36].

Ueberhaupt finden wir bei den Völkern malayischer Race die Anschauung, daß Menschen sich in Thiere, Thiere in Menschen verwandeln können. So betrachten die Malayen auf der Insel Karimon die Alligatoren als den Menschen sehr nahe stehende Thiere und eine Javanin, die dort wohnte, erzählte, daß sie eine Schwester habe, welche ein Alligator sei und ihr überallhin nachfolge [37].

Ein Dajak auf Borneo erlegte ein Eichhörnchen mit seinem Speer; als er es aufnehmen wollte sprang es fort und verwandelte sich in einen Hund, der einige Schritte fortlief, dann plötzlich Menschengestalt annahm und sich auf einen Baumstumpf setzte. Der Körper dieses kopflosen Geistes war bunt gefärbt. Solche Geister, die Thier- und Menschengestalt beliebig annehmen, heißen auf Borneo Antus [38].

Fangen die Grönländer zu viel Seehunde an einem Orte, so nehmen letztere furchtbare Rache. Sie verwandeln sich in Menschen, holen von der Ostküste ein Stück Treibeis und fahren nach dem Hause ihres Feindes, den sie in der Nacht überfallen. Umiarissat nennt man dieses Gespenst [39].

* * *

Wie im Glauben an den Werwolf die Völker der Erde übereinstimmen und allenthalben sich dieselben Anschauungen darthun, als ein Zeugniß des gleichen Denkvermögens aller Racen unsers Geschlechts, bis in feine Nüancirungen herab, so erwächst auch aus derselben Vorstellung von der Verwandlung des Menschen in ein Thier in verschiedenen Gegenden zu verschiedenen Zeiten die nämliche physische Krankheit, die in diesem Falle Lykanthropie genannt wird.

Als eine Krankheit, eine Art Wahnsinn, tritt die Lykanthropie bereits im ersten Jahrhundert auf und dauert bis ins späte Mittelalter fort. Sie trat besonders im Monat Februar auf; dann verließen die Kranken Nachts ihre Wohnungen und schweiften auf den Begräbnißplätzen umher, wobei sie sich einbildeten sie seien Wölfe oder auch Hunde (Kynanthropie). Blässe und eingefallenes Gesicht, hohle thränende Augen, trockene Zunge und brennender Durst sowie Verminderung der Sehkraft deuteten auf ein tiefes körperliches Leiden. Die Unterschenkel dieser Kranken waren beständig mit Wunden und Geschwüren bedeckt, wegen des Strauchelns und der Anfälle der Hunde, deren sie sich nicht erwehren konnten. Die Wölfe und Hunde nachahmend strichen sie bellend und brüllend umher. Die Behandlung dieser Krankheit durch griechische Aerzte bestand in Blutentziehungen bis zur Ohnmacht. Marcellus von Syra (Mitte des zweiten Jahrhunderts) hat die Lykanthropie in einem medicinischen Lehrgedichte von 42 Büchern beschrieben [40].

Im Mittelalter erreichte dieser Wahnsinn seinen höchsten Grad und wurde vorzüglich dadurch furchtbar, daß die Kranken in ihrer Wuth Kinder und Erwachsene tödteten, wovon man im Alterthum nichts wußte. Wier, der kühne und rüstige Bekämpfer des Hexenglaubens, erzählt einen denkwürdigen Fall dieser Art vom Jahre 1541. Ein Bauer aus der Gegend von Padua hatte schon mehrere Menschen getödtet und wurde endlich mit vieler Mühe eingefangen. Seiner Versicherung, er sei ein Wolf, nur mit einwärts gekehrten Haaren, glaubten seine Verfolger und hieben ihm sogleich Arme und Beine ab, um sich davon zu überzeugen, so daß der Unglückliche elend umkam. So tief hatte sich das Gespenst in der Einbildungskraft der Menschen festgesetzt [41].

Bei den Masuren in der Provinz Preußen wird der Werwolf (wilkołek) schon im 16. Jahrhundert von Georg Sabinus erwähnt. Zu seiner Zeit ward ein Mensch, der sich für einen solchen ausgab, von den Bauern ergriffen und vor Herzog Albrecht nach Königsberg gebracht. Er war von verwilderter Gestalt, hatte im Gesicht Wunden und Narben, die von Bissen der Hunde herstammen sollten, welche er als Wolf verfolgt hatte. Er bekannte im Verhöre, daß er zweimal im Jahre, zu Weihnachten und Johannis, in einen Wolf verwandelt werde und durch innerlichen Trieb gezwungen in den Wäldern unter Wölfen sich aufhalte. Ehe die

[33] Wilhelmi, Manners and Customs of the Australian Natives. Melbourne 1862, 30. 31.
[34] Rohlfs, Quer durch Afrika. I, 278.
[35] Mohnike im „Globus" XXI, 332.
[36] Mohnike a. a. O.
[37] R. Dach im „Globus" V, 276.
[38] „Globus" XX, 294.
[39] J. Mestorf im „Globus" XIX, 24.
[40] Hecker, Geschichte der Heilkunde. Berlin 1829. II, 76.
[41] Hecker a. a. O.

Haare ausbrächen und er einen Wolfspelz anzöge, empfände er große Schwachheit und Gemüthsbeklemmungen. Um eine Probe mit ihm anzustellen wurde er im Königsberger Schlosse verwahrt und gut bewacht. Natürlich blieb er derselbe [42]).

In Ehstland werden Werwölfe schon im 17. Jahrhundert erwähnt. Das Wierländische und Jerwensche Manngericht verurtheilte am 16. Juni 1651 einen sechszehnjährigen Burschen Namens Hans zur Züchtigung mit zehn Paar Ruthen bei der Kirche von Haljal, weil er auf Befehl des Bösen sich in einen Wolf verwandelt hatte und umherjagte, um Schweine, Schafe, Hunde und Kälber zu fangen und aufzufressen. Als er entlarvt wurde gestand er seine Sünde und äußerte: er könne es nicht lassen, wenn geblasen würde, so müsse er fort [43]).

Auch sonst liegen noch zahlreiche Berichte von Lykanthropen aus Deutschland, Frankreich, Italien vor, welche alle darauf deuten, daß wir es hier mit einer Geisteskrankheit zu thun haben, die allerdings mit dem Werwolf der Sage in auffallender Uebereinstimmung steht und nicht allein auf Europa beschränkt ist, sondern in Abessinien wiederkehrt, von wo wir auch die Werwolfsage bereits kennen lernten.

Nach Theophil Waldmaier [44]) ist das Budawesen eine Krankheit, die den Betroffenen völlig zum Thiere macht. „Er fängt an ganz unnatürlich zu brüllen und zu knurren und Töne auszustoßen, die man am besten mit dem Geheul einer Hyäne vergleichen kann. Er geht nicht mehr aufrecht, sondern auf allen Vieren; fast Niemand ist stark genug ihn zu halten und sucht man ihn zu binden, so zerreißt er die Bande mit übernatürlicher Kraft. Medicin hilft nicht, nur — ganz wie der Schamane oder Medicinmann — der Beschwörer, der den bösen Geist bannt. „Was soll Deine Speise oder Trank sein," fragt er den Besessenen. Dieser verlangt nun Excremente, Urin, feurige Kohlen und dergleichen und der ehrliche Waldmaier berichtet, wie er mehr denn einmal gesehen, daß ein Buda solche Dinge ohne Schaden verschlang. Dann erfolgt die Heilung durch den Beschwörer; der Buda weiß nach erfolgter Heilung nichts von dem Vorgefallenen. Gewöhnlich sind, nach Waldmaier, Leute zwischen dem 20. und 40. Jahre, und meist im September und October, vom Buda befallen. „Bis jetzt ist es nicht gelungen dieser Krankheit auf den Grund zu kommen und ihre Ursachen und ihr Wesen mit Sicherheit festzustellen."

John Elliot, welcher 1788 die Garrowgebirge in Assam erforschte, berichtet von einer dort unter den Eingeborenen herrschenden Krankheit, welche ganz an die Lykanthropie unsers Mittelalters und die Budakrankheit Abessiniens erinnert. Sie nennen, sagt er, diese Naserei „Verwandlung in einen Tiger", weil der damit Behaftete wie dieses Raubthier einsam umherschleicht und alle menschliche Gesellschaft scheut. Der Kranke reißt sich die Haare aus, rauft die Ringe aus den Ohren u. s. w. Wiederhergestellt geben die Kranken an, nichts von dem zu wissen, was ihnen wiederfahren sei [45]).

Der Zweck unserer Zusammenstellungen ist erreicht, wenn wir dargethan haben, daß dieselbe Sage, derselbe Glaube an die Thierverwandlung, meist in identischen Formen, überall wiederkehrt, daß hier ein Gemeingut aller Völker vorliegt, kein abgeschlossenes Besitzthum irgend einer Race oder einer Familie, daß somit eine Erklärung des Werwolfes aus den Anschauungen eines Volkes heraus unzulässig ist, sondern hierbei allgemeine Gesichtspunkte angenommen werden müssen.

[42]) Töppen, Aberglauben aus Masuren. Königsberg 1867, 27.

[43]) Rußwurm, Sagen aus Hapsal, der Wiek, Oesel und Runö. Reval 1861, 166.

[44]) Erlebnisse in Abessinien. Basel 1869, 129.

[45]) Elliot, Bemerkungen über die Einwohner der Garrow-Berge. In Sprengel's Auswahl der Völker- und Länderkunde. Halle 1795. III, 27.

Die mohammedanischen Tataren in Nordasien.

Von **Albin Kohn.**

II.

Noch vor Ankunft der Russen in Sibirien war die Lehre des Islam über Buchara nach Sibirien gebracht worden, und hatte den Schamanismus, welchem damals die Tataren huldigten, verdrängt. Er erhielt sich nur unter den ugurischen Tataren im Minusinsker Kreise bis auf die Gegenwart. Ich glaube kaum diesen Religionswechsel der Tataren ein Glück für sie nennen zu dürfen. Es ist wahr, daß der Schamanismus einen unbegrenzten Indifferentismus erzeugt, der durchaus für die Bildung und Entwickelung eines Volkes aus Individuen und Familien nicht günstig ist. Doch auch der Islam ist in dieser Beziehung kein Fortschritt. Nicht der Monotheismus an sich ist fähig ein Volk zu schaffen und es einer bedeutendern Entwickelung zuzuführen, sondern die Idee der selbständigen Thätigkeit des Individuums und seiner Racenverwandten, insofern eben diese Thätigkeit das Wohl des Einzelnen und Ganzen bezweckt und hervorbringt. Der Islam mit seinem Glauben an einen unerbittlichen Fatalismus, mit seiner Lehre, daß der wahre Muselmann die Welt und ihre Güter verachten müsse, um sich dem beschaulichen Leben hinzugeben, konnte aus den Tataren durchaus kein Volk in der modernen Bedeutung, kein Culturvolk, welches sich ja der trägen, apathischen Beschaulichkeit nicht hingeben darf, wenn es nicht aufhören will ein Culturvolk zu sein, schaffen. Es entstanden fanatische Glaubensschulen in den verschiedenen Städten des Landes, wie in Tobolsk und in Tara selbst, und in diesen wurde der Haß wider die eingedrungenen Fremden und die Verachtung gegen sie, aber auch gegen alle irdischen Güter, als eines der höchsten Gebote Allahs gelehrt. Wie überall, so hoffte man auch in der Tatarei Sibiriens die gehaßten Feinde durch die Kraft des Glaubens zu besiegen und zu vertreiben.

Eine Folge der Verachtung, mit welcher man die eingedrungenen Urussen behandelte, war, daß man die Vorzüge, welche sie dem Tataren überlegen machten, nicht beachtete, und sie sich selbst nicht anzueignen suchte. Man ließ sie ruhig die ungeheuren Bodenschätze ausbeuten, ohne ihnen in dieser Beziehung nachzuahmen, während man sich mit dem begnügte, was Jagd, Fischfang und wild getriebene Viehzucht abwarfen. Nur die Tura-Tataren, welche an beiden

Ufern des Turaflusses, von seinen Quellen im Ural ab bis zu seiner Mündung in den Tobol, hausen, und welche den Russen bei der Eroberung Sibiriens thätige Hülfe geleistet haben sollen, machen eine Ausnahme, denn sie beschäftigen sich außer mit der Jagd, dem Fischfange und der Viehzucht auch noch mit Ackerbau und Bienenzucht.

Der reichere und intelligentere Theil der tatarischen Bevölkerung fand in scholastischen Grübeleien über die Glaubenslehren des Islam, über die Ergründung der Freuden, welche jedes wahren Muselmannes in jedem der sieben Himmel harren, seine Lebensaufgabe, und er überließ der niedriger stehenden Bevölkerung die Sorge und Mühe um die Beschaffung der körperlichen Bedürfnisse. Bald auch begannen diese intelligenteren Elemente, welche durch den Besitz großer überirdischer Schätze ihre körperlichen Bedürfnisse nicht befriedigen konnten, nach Mittelasien auszuwandern und überließen die weniger gebildeten Massen ihrem Schicksale.

Die Priester aller Religionen, besonders aber der sogenannten „geoffenbarten", haben immer ein Interesse daran, daß die Religion, welche sie verkünden, und der Gott, dessen Stellvertreter auf Erden sie sind, die allein herrschenden seien, da sie in diesem Falle selbst an Ansehen und Bedeutung gewinnen. Mit dem Sturze der Tatarenherrschaft in Sibirien und dem Verschwinden des rechtgläubigen Chans mußte auch der Einfluß der Mullahs, der Priester Allahs, zusammenschrumpfen, da sie ihn, außer in den Jurten der Gläubigen, nicht mehr geltend machen konnten. Sie thaten in Folge dessen ihr Mögliches, um das Volk von jeglichen Verbindungen mit den Russen abzuhalten, und sich mehr und mehr von ihnen zurückzuziehen. Das unwissende Volk folgte den Rathschlägen der Stellvertreter des Propheten, und zog sich in einsame Flußthäler zurück, in welchen es in stumpfem Dahinbrüten seinem Untergange entgegen geht. Nur selten findet man an der großen Straße, welche von Tobolsk nach Tomsk führt, ein kleines Dorf, das Tara-Tataren bewohnen.

Die Noth hat die Tara-Tataren gezwungen sich mit Ackerbau zu befassen; sie thun dieses jedoch in einer Weise, welche ihre fatalistische Lebensanschauung aufs Eclatanteste documentirt, denn weder bebauen sie hinreichend große Flächen, um, selbst in günstigen Jahren, mehr als für den eigenen Bedarf zu produciren, noch auch bearbeiten sie den Acker so, daß er eine seiner Fruchtbarkeit entsprechende Ernte liefern könnte. Da außerdem die Dörfer größtentheils in Flußthälern und die Aecker nahe an den Flüssen liegen, werden sie sehr häufig von Ueberschwemmungen heimgesucht und hierdurch die Saaten vernichtet.

Die nothwendige Folge ist, daß in den tatarischen Dörfern Noth herrscht und daß Armuth und Elend von Jahr zu Jahr mehr um sich greifen. Die Häuser, wenn wir die elenden Hütten so nennen dürfen, sind größtentheils an ungesunden Orten zusammengedrängt und im höchsten Grade ärmlich und schmutzig; sie schützen kaum ihre Bewohner gegen die Unbilden der Witterung. Selten habe ich eine Tatarenwohnung gesehen, deren Fenster Glasscheiben hatten; diese vertritt gewöhnlich die Blase irgend eines Thieres, oder, noch häufiger, das dünne Fell vom Bauche des Schafes, welches pergamentartig zugerichtet ist. Wenn ich hinzufüge, daß die Nahrung der Tara-Tataren ungesund und unzureichend ist, und um das Bild noch zu vervollständigen mittheile, daß man die Nähe eines Tatarendorfes weit früher mit Hülfe der Nase als mit der der Augen bemerkt, dann wird sich wohl Niemand wundern, wenn ich sage, daß epidemische Krankheiten, wie Typhus, Pocken und ähnliche, unter ihnen schrecklich aufräumen und weit häufiger auftreten, als bei ihren russischen Nachbaren, deren Wohnungen sich übrigens durch eine mustergültige, ich möchte sagen holländische Reinlichkeit auszeichnen.

Der Islam erlaubt bekanntlich seinen Anhängern die Polygamie. Schon diese hat, wie die Erfahrung lehrt, überall mehr dazu beigetragen die Vermehrung der Menschen zu hemmen, als sie zu fördern. Die Tataren in ganz Sibirien machen von der Erlaubniß des Koran soweit Gebrauch, als es ihnen das russische Gesetz, das ihnen als Maximum vier Weiber gestattet, und die Subsistenzmittel erlauben. Trotzdem nun jeder Tatar mehrere, die meisten aber vier Frauen haben, sieht man wirklich in ihren Hütten und Dörfern nur wenige Kinder. Zu den gesegneten Ehen werden schon solche gerechnet, in denen auf vier Frauen drei Kinder kommen. Man hat übrigens unter den Tara-Tataren zwei Thatsachen constatirt, welche den logischen Schluß zulassen, daß sie bald nur noch zu den — paläologischen Menschenstämmen gehören werden, denn erstens werden mehr Mädchen als Knaben geboren und zweitens, wohl eine Folge hiervon, nimmt die Zahl der Tara-Tataren von Jahr zu Jahr zusehends ab, was auch von den anderen Stämmen, besonders aber von den uigurischen Tataren behauptet wird.

Vielleicht würde die Race erhalten, vom gänzlichen Untergange gerettet worden sein, wenn sie sich nicht so entschieden von den Russen fern gehalten hätte. Wenn eine Blutmischung durch Eingehen von Familienverbindungen erfolgt wäre, würde möglicher Weise der Stamm, wenn auch nicht in seiner ursprünglichen Reinheit, erhalten worden sein, sich vermehrt und zur Vermehrung der Bewohner Sibiriens sowie auch zur Hebung der Cultur des Landes beigetragen haben. Die vollständige Isolirung führt ihn seinem Untergange entgegen. Es ist mir kein Beispiel bekannt geworden, welches beweisen könnte, daß ein Russe eine Tatarin, oder ein Tatar eine Russin geheirathet hätte. Möglich, daß den Russen die nicht eben schöne Physiognomie der Tatarinnen nicht anzieht, welche durch die eigenthümliche Tracht durchaus nicht verschönert wird. Das lange, faltenreiche, stets aus grell buntem Zeuge gefertigte Kleid mit den langen Aermeln, in denen die Hände ängstlich versteckt werden, das die Stirn, einen Theil der Wangen und den Hals versteckende weiße Tuch sind nicht im Stande, schöne Körperformen ahnen zu lassen und die Ausschmückung des Obertheils des Kleides — ich kann es nicht Leibchen nennen, da es nicht am Leibe anliegt — mit silbernen Geldstücken, die zugleich Talismane sein sollen, kann den Reiz der Tatarinnen durchaus nicht erhöhen. Wenn der Tatar den Russen „unrein" nennt, so dürfte der Russe mit mehr Recht den Tataren, vor Allem aber die Tatarin, unrein nennen.

Unter den Tataren bei Tobolsk und Tomsk leben noch einige von ihren Chanen abstammende Familien, welche die Russen „Fürsten" (Knjasch) tituliren. Diese Leute sollen jedoch keinen Einfluß auf die Stämme haben, und zeichnen sich durch nichts aus, als durch asiatische Schweigerei.

Wie ich oben gesagt habe, beschäftigen sich die Tataren hauptsächlich mit Jagd, Fischfang, wilder Viehhaltung und zur höchsten Nothdurft mit Ackerbau. Nebenbei fuhrwerken sie, bringen russische Waaren bis Irkutsk, und nehmen chinesische oder Landesproducte von hier mit, um sie bis Tobolsk oder Perm zu transportiren, und besorgen in einigen Gegenden des Tobolsker Gouvernements den Postdienst. Alles dieses kann nicht so viel bringen, wie nöthig ist eine Familie hinreichend zu ernähren, und dieses mag viele Tataren nöthigen, sich hin und wieder fremdes Eigenthum, besonders der benachbarten Russen, anzueignen. Wenigstens rühmen die Russen den Tataren nicht allzugroße Ehrlichkeit nach.

Wenn wir oben von „Frauen" der Tataren gesprochen haben, so müssen wir uns doch hüten daran den Begriff zu

knüpfen, den wir gewöhnlich damit verbinden. Die Frau ist dem Tataren nicht die süße Lebensgefährtin, die innigste Freundin, sondern die gekaufte Sklavin, welche nicht einmal die Freuden des Himmels mit ihm theilen wird, denn dort hat Allah für ihn weibliche Wesen von besonderer Schönheit, die Huri, geschaffen, deren Reize unvergänglich sind. Der Tatar kauft sein Weib von ihrem Vater und zahlt für sie entweder eine bestimmte, seinen Vermögensverhältnissen entsprechende Summe, oder er giebt ihm statt deren eine gewisse Anzahl von Schafen oder sonstigen Hausthieren. Wenn Schönheit mit Geld meßbar wäre, so würde ich sagen, daß für die Tatarin in Sibirien nicht viel zu geben wäre, da sie wirklich nicht schön ist. Unter den Hunderten von Tatarinnen, welche ich zu sehen Gelegenheit hatte, war nur eine, eine Fürstin aus der Gegend von Tobolsk, relativ schön zu nennen. Sie hatte sehr regelmäßige Gesichtszüge, einen Teint, wie man ihn sich nicht zarter und reiner denken kann, rabenschwarzes Haar, kleine Händchen und Füßchen, aber das Auge war jeden Ausdruckes baar, und der junge Körper zeigte alle Anlagen ein wohlabgerundeter Fettklumpen zu werden. Man sah es diesem Körper an, daß er die ganze Thätigkeit seiner Organe auf die Entwickelung von Fettzellen gerichtet hat, und nicht die geringste Neigung zur Production von Embryonenzellen besitze. Ich habe später noch viele andere Tatarinnen gesehen, welche der soeben beschriebenen zwar nicht an Schönheit, so doch an Neigung zu Fettansatz glichen. Diese Neigung mag wohl ihren natürlichen Grund in der Trägheit haben, in der die Frauen ihre Tage verbringen, dem von Greisen angestimmten mystischen Gesange, der Mohammedija, lauschend, welcher die kriegerischen Gesänge und Heldensagen verdrängt hat. Es ist der Fluch des Kychym, des von seinem Volke verlassenen Fürsten, des heldenmüthigen Vertheidigers seiner und seines Volkes Freiheit und Unabhängigkeit, der auf den Tatarenweibern ruht. „Es ist die Hand des Schicksals", sagt traurig der Tatar. „Unsere Ehen sind kinderlos, die Fische sind aus unseren Gewässern gezogen, das Wild flieht unsere Wälder, wie unsere Vorfahren von ihrem Fürsten geflohen, von ihm gezogen sind, um sich den Eindringlingen zu unterwerfen. Unser Untergang naht!"

Die Dörfer der Tataren sind nicht groß, ihre Häuser, oder vielmehr ihre gewöhnlich dachlosen Hütten, welche eine mehr als einen Fuß dicke Erdschicht vor dem Eindringen des Regens schützt, sind wie die Häuser der Russen aus Rundholz gebaut, und gewöhnlich besitzt jeder Tatar deren zwei, von denen die eine gleichsam als Harem für die Weiber dient, trotzdem eine strenge Absonderung der Geschlechter bei ihnen nicht mehr üblich ist. In der Mitte des Dorfes steht gewöhnlich die ebenfalls aus Rundholz erbauete Moschee mit ihrem schlanken, spitzen Minarete, an dessen Fuße sich eine eine Plateform umschließende Gallerie befindet. Auf dieser Plateform erscheint der Mullah einige Male des Tages und fordert die Gläubigen zum Gebete auf, und dann wirft Jeder die Arbeit weg, um sich mit Allah zu unterhalten. An die Arbeit erinnert die Tataren Niemand, und deshalb vermindert sich ihr Geschlecht von Jahr zu Jahr, ich will nicht sagen von Tag zu Tag.

Die tatarische Sprache hat in Asien eine sehr hohe Bedeutung. Ich war sehr verwundert häufig Perser, Tscherkessen, Lesghier und andere Kaukasier, ja sogar Kirgisen mit einander Tatarisch sprechen zu hören und erfuhr, daß sie sich in ihren Idiomen nicht mit einander verständigen können, sich also der tatarischen Sprache bedienen, wie die gebildeten Europäer sich zu ihrer Verständigung der französischen bedienen.

Die Tomsker Tataren zeichnen sich durchaus nicht durch Treue und Anhänglichkeit an Rußland und seine Regierung aus, wovon ich selbst mich zu überzeugen Gelegenheit hatte. Als nämlich im Anfange der sechsziger Jahre, also gerade in der Zeit, als die meisten am Aufstande in Polen betheiligten Deportirten nach Sibirien transportirt wurden, der Chan von Buchara zum Kriege wider Rußland rüstete, verschwanden viele Polen spurlos, um später in den Reihen der Bucharen aufzutauchen. Mich selbst und meine Gefährten wollten die Tataren in der Gegend von Tomsk bereden, am Feldzuge gegen die Russen theilzunehmen; für das Uebrige wollten sie schon sorgen. Wir trauten jedoch den Tataren nicht, welche uns als sehr perfid geschildert waren, und noch mehr wurde unser Mißtrauen dadurch erregt, daß sie uns nicht mittheilen mochten, wie sie es anstellen wollten, um uns aus der Etappe, ja aus Sibirien zu schaffen. Später erfuhren wir, daß sie für jeden entführten Polen, den sie den Kirgisen zur Weiterbeförderung in die Bucharei übergaben, eine Belohnung von fünf Rubel ausgezahlt erhalten haben. Um dieses armseligen Preises willen setzten sich damals die Tataren den größten Gefahren aus, welche mit der Entführung von Gefangenen aus Sibirien verknüpft sind.

Wir sehen auch hier, was wir leider auch sonst bei so vielen Bekennern „geoffenbarter Religionen" sehen, daß die Lehre des Koran den Tataren weder redlich, noch treu, wahrhaftig oder mäßig gemacht hat. Die Moral ist nicht ins Innere gedrungen, und trotzdem der mohammedanische Tatar Nordasiens seinen Bairam mit Verschmausen von Pferdebraten feiert und seinen Fastenmonat, den Ramadan, dadurch begeht, daß er am Tage nichts genießt, wohl aber während der Nacht schwelgt, auch seine Waschungen nimmer vergißt, ist er ein Mensch, dem Niemand trauen kann, dabei unmäßig und unreinlich bis zum Ekel. Auch er hat in Nordasien keine Zukunft mehr und — die Menschheit wird sein Verschwinden nicht beklagen; er hat nicht für sie gearbeitet!

Aus allen Erdtheilen.

Die ganze Insel Sachalin im Besitze Rußlands.

Der russische Kaiser hat in den ersten Tagen des Maimonates einen Vertrag mit Japan unterzeichnet, in welchem das letztere auf seinen Antheil an Sachalin verzichtet. Rußland hat lange danach gestrebt, dieses Eiland ausschließlich zu besitzen, obwohl es, wie Oberst Weninkow ganz richtig hervorhebt, ihm in materieller Beziehung keine besonderen Vortheile bietet und auch keine strategische Bedeutung hat. „Da aber besonders im Westen reiche Steinkohlenlager liegen, die Westküste von der sogenannten tatarischen Meerenge bespült wird und der Besitz der letztern für die Russen von großer Bedeutung ist, so müssen sie alle Mittel in Bewegung setzen, um so schnell wie möglich aus der durch die Verträge von 1855 und 1867 (den Mitbesitz Japans betreffend) geschaffenen falschen Situation herauszukommen. Und wenn es nicht zu erreichen ist, die Insel in den ausschließlichen Besitz Rußlands zu bringen, so muß Alles, koste es was es wolle, dar-

an gesetzt werden, um die Insel entlang dem Gebirgsrücken mit den Japanern zu theilen, damit die ganze westliche Hälfte, die ganze tatarische Meerenge und das die Straße La Perouse beherrschende Terrain den Russen verbleibe."

Man war bekanntlich lange in Zweifel darüber, ob Sachalin (Karafto) eine Insel oder Halbinsel sei; als letztere ist sie noch 1857 auf englischen Karten verzeichnet worden. Durch die hydrographischen Arbeiten des Capitäns Newelski war aber schon in den Jahren 1849 bis 1852 ermittelt worden, daß dasselbe vollständig vom Festlande abgetrennt sei. Die Japaner sind schon 1780 dort erschienen und die Russen erkannten 1854, daß Sachalin zwischen beiden Mächten „noch nicht zu theilen" sei. Sie gründeten aber Posten und bearbeiteten von 1853 an einige Steinkohlenlager, namentlich jene von Dui. Die mehr als 100 deutsche Meilen (892 Werst) lange Insel, mit einem Flächeninhalt von 1065 Quadratmeilen, hat nicht einen einzigen guten Hafen, welcher selbst im Sommer großen Schiffen zum Ankerwerfen paßte; im Winter liegt der Küste entlang Eis; bei Kälte und ruhigem Wetter thürmen die Schollen sich auf und werden auseinandergeworfen sobald das Meer unruhig wird. Die ganze tatarische Meerenge ist drei bis vier Monate mit Eis bedeckt. Der durch die Insel der ganzen Länge nach ziehende Bergrücken erreicht eine Höhe von etwas mehr als 2000 Fuß und ist, abgesehen von den kahlen Gipfeln, mit Nadelholz bestanden. An der Westküste werden gegenwärtig zwölf Steinkohlenlager bearbeitet, aber nur mit schwachen Kräften; die Kohle ist sehr gut. Am Aiflusse findet man Bernstein. Das Klima ist naß und rauh, die Zahl der Regentage beträgt im Durchschnitt 149, der trüben 104. Die etwa 3000 auf der Insel befindlichen Russen beziehen ihr Getreide, das eine Reise fast um die Erde zu machen hat, aus Europa, die Japaner und die Ainos ihren Reis aus Japan. Sehr ergiebig ist der Fischfang, an den Küsten kommen auch noch Walfische und Seehunde vor, aber bei Weitem nicht mehr in so großer Menge als ehemals. Die etwa 3000 Japaner leben im südlichen Theil an der Westküste und treiben neben dem Fischfange Handel mit den Ainos. Etwa 100 Chinesen sind als Arbeiter in den Kohlengruben von Sertunai von Nordamerikanern dorthin geschafft worden. In der Nordhälfte bis 50° N. findet man etwa 300 Giljaken; sie sind Jäger und Fischer und gute Seeleute. Die etwa 3000 Ainos haben sich an japanische Sitten, Kleider und den Genuß von Reis gewöhnt. Etwa 400 Orokanen, ein den Tungusen verwandter Stamm, streifen in den Gebirgen des mittlern Theiles umher. Die Gesammtbevölkerung stellt sich, hoch veranschlagt, auf etwa 12,500 Köpfe.

Die Grubengeister in Kleinasien und die alten Mossynöken.

Von Herrn Dr. Solger in Reichenhall erhielten wir das Nachstehende:

„Im laufenden (XXVII.) Bande des „Globus" Nr. 15 findet sich auf S. 232 nach der Erzählung von den Grubengeistern die Bemerkung, diese letzteren gemahnten an den Harz, das Erzgebirge, Thüringen (und die Gnomen des Untersberges bei Reichenhall); türkisch sei der Glaube auch nicht und er komme weder in Georgien noch bei den Arabern vor.

Ich möchte mir erlauben, Ihre Aufmerksamkeit auf etwas zu richten, was vielleicht noch nicht berührt worden ist, oder wenn es bereits, was einem in einem kleinen Städtchen leicht vorkommen kann, eine allbekannte Sache wäre, wenigstens mir vollständig entgangen ist, so daß mich eigene Beschäftigung darauf führen mußte. Sollte meine Vermuthung richtig sein, so dürfte sie etwas zur Genesis des Gnomenglaubens beitragen.

In Xenophon's Anabasis V. Buch, 4. Capitel ist ausführlicher von dem Volke der Mossynöken die Rede. Von Trapezunt ausziehend kam das griechische Heer erst nach Kerasus und von da an die Grenzen der Mossynöken. Dieses Volk bewohnte zweifelsohne beide Ufer des bei Tripolis ins Meer mündenden Scharschut, an dessen Oberlauf die alte Bergwerkstadt Gümüsch-Chane gelegen ist. Ich bemerke hierbei, daß die Uebersetzung Silberstadt nicht richtig ist; „die Stadt" heißt im Türkischen Schehr, Chane heißt Herberge, Haus; also: Herberge von Silber (Silberbergwerk).

Die Mossynöken werden von Xenophon gut geschildert und seine Darstellung enthält mehr als man bei einfachem Durchlesen zuerst vermuthet. Von den Persern verschieden und von ihnen unabhängig sind sie ein rohes, aber tapferes und verlässiges Volk, welches in seinen Aulen auf schwer zugänglichen Bergkuppen wohnt. Sie weichen von den griechischen Sitten am weitesten ab, d. h. sie haben ihre eigene Cultur. Sie sind nicht allein ein arisches, sondern, wie ich vermuthe, ein germanisches Volk (— man vergleiche zum Folgenden Tacitus Germania und Scherr's Deutsche Cultur- und Sittengeschichte 1. Buch, 1. Capitel —), denn Xenophon hebt eigens die weiße Hautfarbe der Männer und Weiber hervor, die ihm, dem gelben Hellenen, auffiel. Die Hauptstadt ist nicht befestigt, hat nicht einmal Wall und Graben, sondern bestand höchst wahrscheinlich, wie noch die Ortschaften in den deutschen Gebirgen, insbesondere in den Alpen, aus einer Anzahl isolirter, wenn auch nahe beisammen liegender Häuser und Besitzungen. In der Mitte liegt die feste Holzburg („Thurm") des betreffenden Edelings (sogenannten Königs), welcher dieselbe vertheidigt, bis er sammt seinem Gefolge von den brennenden Trümmern erstickt oder erschlagen wird. Ebenso geht es in den anderen Edelhöfen (Wohnthürmen). Gemahnt das nicht an das Nibelungenlied oder an den Sachsenherzog Blotho, der sich, sein treues Gefolge, aber auch seinen Besieger und Unterdrücker, verbrennt, um die Ketten der Knechtschaft zu lösen?

Die Mossynöken führen die kurze Framea, mit Eisenspitze und 6 Ellen lang, die Elle von der Handwurzel bis zum Ellbogen gerechnet, und eine eiserne Streitaxt; der Helm ist von Leder, hat oben einen Haarbusch. In den Kampf ziehen sie unter dem Schall eines Schlachtgesanges (Bardit). Aecht germanisch liegen sie unter sich in Hader, wobei die eine Partei die andere mittelst fremder Hülfe (der Griechen) unterzukriegen sucht. Zum Kampfe treten sie, wie noch später die Skandinavier, in Haufen zu hundert Mann zusammen, denen Einer vorauszieht (Herzog?).

Sie lachen, singen, tanzen für sich, wie es unsere Jünglinge im Freien noch thun, wie es aber freilich der griechische Mensch des Maßes und der Schönheit nicht begriff. Auch fahren sie in Kähnen aus Einem Baum gearbeitet, wie sie unter dem Namen des „Einbaums" heute noch auf dem Chiemsee im Gebrauch stehen und vor etlichen Jahrzehnten auf allen oberbaierischen Seen in Gebrauch standen. Wie das 5. Capitel (gleich am Anfang) sagt, war ihnen das bergbaukundige Volk der Chalyber (Eisenarbeiter?) unterworfen, und weil der Bergbau dort immer geblüht hat und Bergleute in ihrer Abgeschlossenheit ihre Sagen lange bewahren, sollten nicht die Grubengeister die letzten Ueberreste eines deutschen Volksstammes in jener Gegend sein, des ältesten, von welchem wir (außer Grimm's vermutheten Geten) wüßten?"

(— Der Mossynöken wird mehrfach bei den Alten erwähnt, auch von Strabo XII, 18. Er schildert dort die Völker, welche „oberhalb Trapezus und Pharnacia wohnen", die Tibarener und andere. „Durch diese Völkerschaften zieht sich der Skydises, ein sehr rauher, mit den oberhalb Kolchis hinstreichenden Mosischen Bergen zusammenhängendes Gebirge, dessen Gipfel die Heptakometen (Siebendörfler) inne haben, und der Paryadres, der von der Gegend oberhalb Sidene und Themiskyra bis Klein-Armenien reicht und die Ostseite des Pontus bildet. Zwar sind nun unter diesen alle Bergvölker völlig wild, die Heptakometen aber übertreffen noch die übrigen. Einige wohnen sogar auf Bäumen und (hölzer-

nen) Thürmen, weshalb die Alten sie auch Mossynöker (d. h. Thurmbewohner) nannten, da diese Thürme μόσυνοι hießen. Sie leben vom Fleische des Wildes und von Baumfrüchten, auch überfallen sie, von ihren Gerüsten herabspringend, die Reisenden ꝛc." Dieser hölzernen Thürme ward auch sonst von den Alten erwähnt. Wir fügen diese Notiz hier bei, weil die Schilderung Strabo's, der mehrere Jahrhunderte nach Xenophon schrieb, nicht auf ein Bergbauvolk paßt. A. —)

Der australische Reisende A. Hume †.

H. G. Die Geschichte der australischen Forschungsreisen hat ein neues Opfer zu verzeichnen. Unsere Leser werden sich des Andrew Hume erinnern. Er gab vor, im Nordwesten der Colonie Queensland nicht bloß das Tagebuch und den Chronometer Leichardt's, welche ihm aber angeblich auf der Rückreise gestohlen seien, aufgefunden, sondern auch dessen Schwager Classen noch lebend unter den dortigen Eingeborenen angetroffen zu haben. Wenngleich man im Allgemeinen diesen Hume für einen Betrüger hielt, so gab es doch auch wieder Manche, welche an seine Erzählung, Classen gesehen zu haben, zumal da er sie sehr glaubhaft vorzutragen wußte, fest glaubten. Es einigten sich also mehrere Colonisten und brachten die Mittel zusammen, um Hume auf eine neue Entdeckungsreise in jene unbekannten Gegenden auszuschicken. Man versorgte ihn mit Pferden und hinreichenden Lebensmitteln, und gab ihm noch zwei Reisegefährten, O'Hea und Thompson, mit. Es ist nun Ende November 1874 die Nachricht in Brisbane eingetroffen, daß Hume und O'Hea fünfzig Miles von Dynan's Schaffstation am Wilsonflusse im Warrego Weidebezirke, Colonie Queensland, aus Mangel an Wasser umgekommen, während es Thompson gelang, die Station zu erreichen. Was man auch immer über den sittlichen Werth Hume's denken mag, so viel steht fest, daß er ein ausgezeichneter Buschmann war, wie es wenige giebt, und daß in ihm außerordentlicher Muth und großes Selbstvertrauen wohnten. Es hat damit die Geschichte „vom weißen Manne unter den Eingeborenen im fernen Westen" vorläufig sein Ende, und das Schicksal des Dr. Leichardt und Genossen wird auch wohl ein versiegeltes Buch bleiben.

* * *

— Ueber die Bevölkerung des Fürstenthums Serbien hat ein ungarischer Geolog, Professor Szabo, Schilderungen veröffentlicht. Das kleine Land, welches den Kern der Südslaven bildet und nach großen Dingen trachtet, zählt unter seinen etwa 1,400,000 Bewohnern nahezu ein Viertel, welche der serbischen Nationalität nicht angehören. Zu diesen gehören etwa 100,000 Bulgaren; sie sind fleißige Leute, sparsam und vermischen sich nicht mit den Serben. Es ist kennzeichnend, daß die Regierung ihnen nicht erlaubt, daß in ihren Schulen der Unterricht in ihrer Sprache ertheilt werde! — Die Rumänen zählen 175,000 Köpfe, und wenn man die Zinzaren oder Kutzo-Wlachen hinzurechnet, 200,000. Gleich den Bulgaren wohnen sie im östlichen Serbien und zwar in compacter Menge neben einander; sie halten streng an ihrer Volksthümlichkeit und an ihrer Sprache fest und haben viele Kirchen und Schulen. Auch hier machen die Serben unverständigen Zwang geltend, denn der Unterricht muß in serbischer Sprache ertheilt werden und es ist den Kindern bei Strafe verboten, in demselben ein Wort Rumänisch zu sprechen. Lehrer, Popen und Beamte sind dort Serben, die kein Wort Rumänisch verstehen. Trotz alledem lassen sich die Rumänen nicht verserben, im Gegentheil rumänisiren sich viele Serben. Die etwa 25,000 Zinzaren treiben vorzugsweise Handwerke und Handel und spielen etwa dieselbe Rolle wie die Juden in Polen und Ungarn. — Die etwa 1500 Juden sind auf Belgrad beschränkt und dürfen sich anderwärts nicht niederlassen oder im Lande Handel treiben. Manche von ihnen sprechen noch heute Spanisch. — Die etwa 10,000 Ausländer sind zumeist Angehörige österreichischer Länder.

— Im russischen Gouvernement Wiätka ist die Bevölkerung ungemein buntschäckig, denn sie besteht aus nicht weniger als dreizehn verschiedenen Nationalitäten; allerdings sind unter diesen die Russen überwiegend, da etwa drei Viertheile der Bewohner auf sie entfallen. Von der Gesammtzahl (rund 2,400,000 Seelen) kommen 1,963,000 auf sie; auf die Wotjaken 262,000, Tscheremissen 102,000, Tataren 87,000, Teptscherjaken 9000, Baschkiren 8000, Permiaken 7000, Bisermianen 5000, Polen 1000, Zigeuner 740, Juden 430, Deutsche 300, Syriänen 125.

— In Algerien hat die Zählung von 1872 nur 279,691 „Europäer" ergeben, von denen 130,123 im Lande geboren waren. Zu jener Zahl sind die 34,574 Juden mit inbegriffen; sie sind als Franzosen naturalisirt worden, aber im Lande geboren und können also nicht für Europäer gelten; es bleiben demnach für die „Franco-Afrikaner", welche in den drei Provinzen von europäischen Eltern stammen, etwa 95,000, im Jahre 1866 betrug die Zahl derselben 72,500 und 1856 erst 33,500. Heute bilden sie etwa zwei Fünftel der europäischen Gesammtbevölkerung. — In den Jahren von 1865 bis 1873 sind nur 2321 Leute naturalisirt worden; davon 611 Italiener, 510 Deutsche, 230 Spanier, 211 mohammedanische Eingeborene, 200 Juden, 117 Tuniser, 96 Marokkaner, 95 Belgier, 50 Schweizer ꝛc. Algerien ist nun seit 45 Jahren im Besitze der Franzosen, es ist nur 48 Reisestunden von Frankreich entfernt, und doch bleibt die Auswanderung dorthin fast null. Deutschland hat in manchen Jahren so viele Auswanderer nach Amerika abgegeben wie die europäische Bevölkerung in Algerien überhaupt beträgt und von dieser besteht ein beträchtlicher Theil aus Nichtfranzosen.

— Die Engländer hatten im vorigen Jahre einen Feldzug gegen das Bergvolk der Dofflas im nordöstlichen Assam zu unternehmen, um dieselben für Raubeinfälle zu züchtigen, welche sie auf britisches Gebiet gemacht hatten. Neuerdings ist nun ermittelt worden, daß ein Wahnglaube diese Dofflas zu Eröffnung der Feindseligkeiten veranlaßte. Sie waren von einer Seuche heimgesucht worden und wähnten, daß man ihnen dieselbe vom Flachlande her geflissentlich zugetragen habe. Für den ihnen durch dieselbe zugefügten Nachtheil verlangten sie Entschädigung, die ihnen natürlich abgeschlagen wurde. Dann zogen sie aus den Bergen hinab und überfielen zunächst eine Niederlassung ihrer eigenen Landsleute, die sich am Fuße der Hügel angesiedelt hatten, und schleppten 44 derselben fort. Um diese britischen Unterthanen zu befreien, wurde der Feldzug unternommen.

Vom 10. Juni an wohne ich in Leipzig und bitte ich alle für mich und den Globus bestimmten Sendungen nicht mehr nach Dresden, sondern nach Leipzig, Weststrasse 84. I. zu adressiren.
Karl Andree.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

HB

Hottentotten.